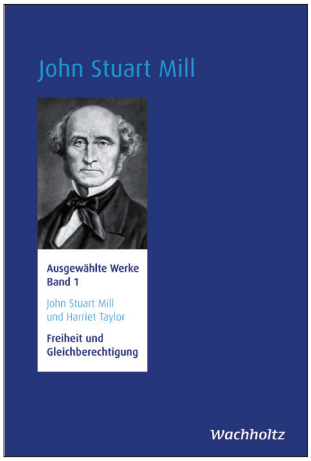
Wachholtz



John Stuart Mill und Harriet Taylor
Freiheit und Gleichberechtigung

Band 1

John Stuart Mill

doi: 10.23797/9783529097102

John Stuart Mill

John Stuart Mill und Harriet Taylor
Freiheit und Gleichberechtigung

John Stuart Mill: Ausgewählte Werke
Herausgegeben von Ulrike Ackermann und Hans Jörg Schmidt
Band I
Wachholtz Verlag, Kiel/Hamburg
Veröffentlicht: Dezember 2021

Abstract

Der erste Band der »Ausgewählten Werke« John Stuart Mills (1806-1873) enthält Texte zur Erfahrung der Freiheit und zur Gleichberechtigung der Geschlechter. Die Erkenntnisse der klassischen Mill-Forschung werden hier verbunden mit Einsichten der feministischen Theorie und Frauenforschung, die sich vornehmlich auf Harriet Taylor konzentriert hatten.
John Stuart Mill ist einer der wichtigsten Vordenker der liberalen Philosophie und der klassischen Nationalökonomie. Neben seinen zahlreichen bekannten Schriften zum Verhältnis von Staat und Individuum ist auch sein Privatleben höchst interessant und prägend für die Freiheitsphilosophie: John Stuart Mill lernt 1830, im Alter von 24 Jahren, die verheiratete Harriet Taylor kennen, die zunächst seine `Seelenfreundin´, dann seine Geliebte wird, bis die beiden schließlich 1851, nach dem Tod ihres Mannes, heiraten. Gemeinsam setzten sie sich vehement für Freiheits- und Frauenrechte ein, die Zusammenarbeit mündeten in einigen gemeinsamen Werken. Ein Skandal im viktorianischen England! Das rebellische Paar war in seinem Denken und Leben unerhört modern. Diese Ausgabe versammelt zum ersten Mal seit über 120 Jahren die wichtigsten Schriften des großen Nationalökonomen, Freiheitsdenkers und Kämpfers für die Gleichberechtigung der Frau. Zahlreiche Texte der auf fünf Bände angelegten Ausgabe mit insgesamt über 5000 Seiten werden hier zum ersten Mal auf Deutsch vorgelegt. Im Mittelpunkt steht Mills Freiheitsphilosophie. Im ersten Band ist gleichzeitig auch sein großer Einsatz für die Gleichberechtigung der Frauen dokumentiert. Denn John Stuart Mill forderte ebenso das Frauenwahlrecht wie das Scheidungsrecht und gilt heute als einer der ersten Feministen.

OPEN ACCESS © John Stuart Mill, published by Wachholtz.

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International License.

John Stuart Mill: Ausgewählte Werke
Herausgegeben von Ulrike Ackermann und Hans Jörg Schmidt
Band I: John Stuart Mill und Harriet Taylor
Freiheit und Gleichberechtigung

John Stuart Mill
Ausgewählte Werke

Herausgegeben von
Ulrike Ackermann und Hans Jörg Schmidt

Band I
John Stuart Mill und Harriet Taylor
Freiheit und Gleichberechtigung

Herausgegeben und eingeleitet von
Ulrike Ackermann

mit durchgesehenen und überarbeiteten Übersetzungen von
Sigmund Freud, Jenny Hirsch, Hans-Günther Holl und
Hannelore Schröder sowie Erstübersetzungen von
Siegfried Kohlhammer und Florian Wolfrum

Wachholtz

© 2021 Wachholtz Verlag – Kiel/Hamburg

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

DOI 10.23797/9783529097102
Lektorat: Evelin Schultheiß, Ahrensburg
Umschlaggestaltung (Print): Wiebke Buckow, Jesteburg,
unter Verwendung eines Bildes von CORBIS
Herstellung und Gestaltung (Print): Presse- und Verlagsservice, Erding

Besuchen Sie uns im Internet:
www.wachholtz-verlag.de

Inhalt

I. Gesamteinleitung
Ulrike Ackermann/Hans Jörg Schmidt 7

II. Einleitung zu Band I
Ulrike Ackermann 23

III. Texte 39

1. Briefwechsel (1830–1858)
John Stuart Mill und Harriet Taylor – Ihre Freundschaft
und die anschließende Ehe.
Herausgegeben und kommentiert
von Friedrich August von Hayek 41

Einführung 43

I. Harriet Taylor und ihr Kreis (1830) 54
II. Bekanntschaft und frühe Krisen (1830–1833) 70
III. Über Ehe und Scheidung (gegen 1832) 92
Über Ehe und Scheidung von John Stuart Mill 93
Über Ehe und Scheidung von Harriet Taylor 108
IV. Freunde und Klatsch (1834–1842) 112
V. Die Jahre der Freundschaft (1834–1847) 125
VI. Ein gemeinsames Werk (1847–1849) 160
VII. John Taylors Krankheit und Tod (1849) 197
VIII. Heirat und Bruch mit Mills Familie (1851) 211
Stellungnahme zur Eheschließung von John Stuart Mill 214
IX. Krankheit (1851–1854) 228
X. Italien und Sizilien (1854–1855) 260
XI. Griechenland (1855) 281
XII. Die letzten Jahre und der Tod von Mrs. Mill (1856–1858) 301

2. Ursprünge von Konformität (Über Toleranz)
Ein frühes Essay von Harriet Taylor (1832) 319

3. Schriften über Frauenrechte von Harriet Taylor und John Stuart Mill (1847–1850) 327

4. George Sand. Ein unveröffentlichter Brief an die Zeitschrift *Voix des Femmes* von Harriet Taylor und John Stuart Mill (1848) 349

5. Über Frauenemanzipation von Harriet Taylor (1851) 353

6. Parlamentsrede über das Wahlrecht für Frauen von John Stuart Mill (1866) 385

7. Parlamentsrede über die Zulassung der Frauen zum Wahlrecht (in Auszügen) von John Stuart Mill (1867) 389

8. Parlamentsrede über das Eigentum verheirateter Frauen von John Stuart Mill (1868) 403

9. Brief an die Neuengland-Vereinigung für Frauenwahlrecht von John Stuart Mill (1869) 409

10. Reden zum Frauenwahlrecht von John Stuart Mill (1869–1871) ... 411

11. Die Unterwerfung der Frauen von John Stuart Mill und Helen Taylor unter Rückgriff auf Gedanken von Harriet Taylor (1869) 439

IV. Kurzbiographie John Stuart Mill und Harriet Taylor/Mill 561

V. Stammbäume der Familien Mill, Hardy und Taylor 569

Anhang 573

Anmerkungen zu den Quellentexten (mit Verzeichnis der Abkürzungen und Kurzzeichen) 574

Quellen-, Übersetzungs- und Literaturverzeichnis 607

Verzeichnis der Abbildungen 625

Sachregister 626

Personenregister 636

Über die Herausgeber 640

I.
Gesamteinleitung

Ulrike Ackermann/Hans Jörg Schmidt

»Er war vielleicht der Mann des Jahrhunderts, der es am besten zustande gebracht hat, sich von der Herrschaft der gewöhnlichen Vorurteile frei zu machen.«* So würdigte Sigmund Freud 1883 den britischen Freiheitsphilosophen und Nationalökonomen John Stuart Mill (1806–1873). Freud hatte als Student einige Texte von Mill für die *Gesammelten Werke* übersetzt, die der österreichische Historiker und klassische Philologe Theodor Gomperz in den Jahren 1869 bis 1886 herausgab. Dass eine deutschsprachige Werkausgabe noch zu Lebzeiten Mills erschien, ist eigentlich erstaunlich. Es erklärt sich, wenn man bedenkt, dass John Stuart Mill bereits in Jugendjahren Deutsch lernte, Sprache und Werke der deutschen Romantiker schätzte und sich geistig eng verbunden fühlte mit Wilhelm von Humboldt. Diese bisher einzige deutschsprachige Werkausgabe ist seit Jahrzehnten vergriffen.

Aber was ist los mit den Deutschen, dass sie diesem großen Denker der Freiheit, der als öffentlicher Intellektueller politische Debatten nicht nur in seiner Heimat initiierte, sondern sich auch in jene auf dem europäischen Kontinent einmischte, nicht schon längst eine Neuauflage seiner Werke gewidmet haben? Ist er ihnen suspekt, weil er in Fortschreibung der liberalen Ideengeschichte so vehement die individuelle Freiheit, Autonomie und Selbstbestimmung als Herzstück der westlichen Zivilisation ins Zentrum rückte? Oder weil er nicht müde wurde, gegen Konformismus, soziale Tyrannei und die Macht der Gewohnheit zu polemisieren, und obendrein als erster Parlamentsabgeordneter in Europa für die Gleichberechtigung der Geschlechter und das Frauenwahlrecht focht? Weil er in Zentralismus, Bürokratie und staatlicher Bevormundung Gefahren für die Freiheit und Hemmnisse für den Wohlstand und gesellschaftlichen Fortschritt ausmachte?

Es ist erstaunlich, wie weit John Stuart Mill in seinem Denken seiner Zeit voraus war. Seine Texte haben nichts an Aktualität verloren und immer noch die Kraft, an eingeschliffenen Denkmustern und Lebensweisen zu rütteln. Deshalb haben wir uns zu dieser Werkausgabe entschlossen und Mills wichtigste Schriften zu Politik, Gesellschaft und Moralphilosophie ausgewählt. Sie können noch heute den Debatten über das Verhältnis von individueller, wirtschaftlicher und politischer Freiheit neue Impulse geben. Zugleich liegt mit unserer Ausgabe eine kohärente deutschsprachige Textgrundlage vor, die den

---

* Sigmund Freud: *Briefe 1873–1939*. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst und Lucie Freud, 2. erweiterte Auflage, Frankfurt am Main 1968, S. 81.

aktuellen Forschungsstand über diesen für die Ideengeschichte des Liberalismus so wichtigen Klassiker widerspiegelt.

Mit der vom John Stuart Mill Institut für Freiheitsforschung verantworteten Edition wird indes nicht nur ein Vordenker der individuellen Selbstbestimmung und repräsentativen Demokratie gewürdigt. Erstmalig rücken wir mit der Ausgabe in den Fokus, dass große Teile des Werks dieses viktorianischen »Aufwieglers« und »Unruhestifters«, wie sein Biograph Richard Reeves ihn nennt,* dem intellektuellen Austausch und der Zusammenarbeit mit seiner Seelenfreundin, Geliebten und späteren Frau Harriet Taylor zu verdanken sind. Die höchst moderne Arbeits-, Freundschafts- und Liebesbeziehung der beiden blieb bis zu ihrem Tod eine Provokation im viktorianischen England. Doch auch in der Rezeptionsgeschichte wurde der Einfluss Harriet Taylors auf Leben und Werk John Stuart Mills bisher eher als Störfaktor gedeutet.

Anders als die aus editorischer Sicht vorbildhaften, zwischen 1963 und 1991 in insgesamt 33 Bänden erschienenen *Collected Works*, die explizit auf die Zwecke der wissenschaftlichen Mill-Forschung ausgelegt sind, konzentriert sich unsere Auswahlausgabe deshalb nicht ausschließlich auf Mill, sondern nimmt Texte neu auf, die von Harriet Taylor stammen beziehungsweise von beiden verfasst sind. Mit der Zusammenführung dieser Texte wird eine Rezeption möglich, die den wechselseitigen Diskussions- und Schaffensprozess der Autoren beleuchten kann. Sie führt vor Augen, wie das Denken über Freiheit an Erfahrung gebunden ist, wie Leben und Werk, die Analyse der gesellschaftlichen und politischen Umstände sowie die Selbstreflexion der persönlichen Lebensbedingungen miteinander verwoben sind. Dies dokumentiert vortrefflich der hier erstmalig auf Deutsch erscheinende Briefwechsel zwischen John Stuart Mill und Harriet Taylor in der Auswahl und Kommentierung des österreichischen Sozialphilosophen und Ökonomen Friedrich August von Hayek. Auch Jo Ellen Jacobs' verdienstvolle Sammlung der *Schriften Harriet Taylors* war anregend für die Perspektive, die uns bei der Textauswahl dieser Ausgabe geleitet hat.**

Mills Leben und Denken war angetrieben von der Suche nach einem plausiblen und lebenstauglichen Konzept personaler Autonomie. Unter dem Ein-

---

* Vgl. Richard Reeves: *John Stuart Mill. Victorian Firebrand*, London 2007.

** Vgl. Jo Ellen Jacobs (Hg.): *The Complete Works of Harriet Taylor Mill*, Bloomington (Ind.) 1998.

fluss und der konstruktiven Kritik seiner intellektuellen Gefährtin und Frau gewann er über die Jahre immer größere Klarheit über den Stellenwert der Autonomie, die zum Dreh- und Angelpunkt ihrer Freiheitsphilosophie wurde.* Am deutlichsten wird das in dem gemeinsam verfassten Meisterwerk *Über die Freiheit* und dem diese Arbeit fortsetzenden, erst nach Harriet Taylors Tod erschienenen Essay *Die Unterwerfung der Frauen*. Darin sind alle zentralen Gedanken Mills und Taylors zur Freiheit aus vorangegangenen Schriften gebündelt, wie sie auch in *Utilitarismus* und den *Grundsätzen der politischen Ökonomie* auftauchen. Die Geschlechterverhältnisse und die Rolle der Frau sind für Mill der Fokus, um alle für eine freiheitliche Kultur relevanten Probleme aufs Tapet zu bringen. Unerhört modern zeigt er auf, dass die Gleichberechtigung der Geschlechter Voraussetzung für die Entfaltung des persönlichen Lebens und die Autonomie des Individuums in einer liberalen Gesellschaft ist.

Dieser unkonventionelle Geist hatte auch eine ungewöhnliche Kindheit und Jugend. Mills Vater James, ein gebildeter Philosoph des Utilitarismus und Ökonom, wollte das Beste für seinen ältesten Sohn und unterrichtete ihn persönlich seit seinem dritten Lebensjahr in Griechisch und später auch in Latein. Der hochbegabte kleine John Stuart lernte alsbald außerdem Französisch und danach Deutsch. Mit sieben Jahren las er die ersten Dialoge von Platon und begann unter der Aufsicht seines Vaters mit dem Studium der Arithmetik. Nachmittags war er angehalten, seine jüngeren Geschwister – es waren insgesamt neun Kinder – zu unterrichten. Mit dreizehn Jahren durchlief er einen kompletten Kurs der Politischen Ökonomie, mit vierzehn reiste er für rund ein Jahr in die Nähe von Toulouse, wo er bei der Familie des Bruders des Philosophen Jeremy Bentham lebte und unter privater Anleitung und an der Universität von Montpellier Chemie, Zoologie, Mathematik, Logik und Metaphysik studierte. Es war für ihn die erste Gelegenheit, mit Gleichaltrigen in Kontakt zu treten und den Geist der Freiheit zu atmen. 1823 erhielt er eine bis zu seinem Ruhestand währende Anstellung in der East India Company, in der auch sein Vater tätig war. Zwei Jahre später gründete er die London Debating Society und griff immer wieder mit seinen Beiträgen in verschiedenen Zeitschriften in tagespolitische Debatten ein.

---

* Vgl. John Stuart Mills Brief zum Prinzip der Autonomie des Individuums an den französischen Politiker und Rechtsgelehrten Émile Acollas (1826–1891), Avignon, vom 20. September 1871 (= Brief Nr. 1678), in: *Collected Works* (CW) XVII, S. 1831 f.

Die Freiheit der Diskussion und Meinung war sein Hauptanliegen. Als Siebzehnjähriger wurde er kurzfristig verhaftet, weil er Flugblätter, die die Geburtenkontrolle forderten, verteilt hatte. Im Alter von zwanzig Jahren überkam ihn dann eine heftige Depression, die die Loslösung von seinem Vater, auch im philosophischen Felde, beschleunigte. Sein eigener unabhängiger Weg gewann immer stärker an Kontur – es war ihm gelungen, die Krise für sich fruchtbar zu machen. In seiner *Autobiographie* schrieb Mill rückblickend über seinen Vater: »Für leidenschaftliche Gefühle jeder Art und alles, was darüber geschrieben oder gesagt wurde, um sie hochzuschätzen, hatte er nur die allergrößte Verachtung übrig. Für ihn waren sie eine Art Verrücktheit.«*

Bei der bis dahin von ihm vernachlässigten Auseinandersetzung mit den Gefühlen und Wünschen des Individuums, seinen Abgründen – eben auch den eigenen Irrationalitäten – holte Mill sich viele Anregungen von den romantischen Dichtern Samuel Taylor Coleridge und William Wordsworth. Nach der strengen, am Utilitarismus und der aufklärerischen Vernunft orientierten Ausbildung, die ihm sein Vater und Jeremy Bentham angedeihen ließen, entdeckte er in der Poesie und Kunst der Romantik die Kräfte der Phantasie und Imagination. Er las Goethe und Schiller, Thomas Carlyle und auf Anregung von Harriet Taylor die Gedichte von Percy Bysshe Shelley. Dem Rationalismus der Aufklärung, der den Menschen auf ein reines Vernunftwesen reduziert und dessen Irrationalität als Störfaktor auf dem Weg zu Tugendhaftigkeit und Vollkommenheit verabscheut, hielt er entgegen: »Wer keine eigenen Begierden und Triebe besitzt, hat keinen Charakter, ebenso wenig wie eine Dampfmaschine.«** Mill gelang es, Prinzipien der Aufklärung mit jenen der Romantik in Einklang zu bringen. Bildung, romantisch verstanden als Selbstvervollkommnung des Individuums, hieß für ihn, ganz im Sinne Wilhelm von Humboldts, Bildung zur Persönlichkeit, wofür Freiheit die unerlässliche Bedingung ist.

Mill vertraute auf die Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten, die jedem einzigartigen Individuum eigen sind. Durch Selbsterziehung, Selbst-

---

* Das Zitat entstammt dem II. Kapitel der *Autobiographie* John Stuart Mills, die in Band II dieser Ausgabe folgt. Zur Orientierung kann hier und im Folgenden bislang nur das entsprechende Kapitel ohne Seitenzahl angegeben werden. Textgrundlage für die *Autobiographie* ist die von Helen Taylor autorisierte Übersetzung von Carl Kolb; vgl. ders. (Hg.): *John Stuart Mills Selbstbiographie*. Autorisierte deutsche Übersetzung, Stuttgart 1874.

** John Stuart Mill: *Über die Freiheit*, Stuttgart 1988, S. 83. Vgl. auch Band III dieser Ausgabe.

reflexion und Selbstveränderung kann es den Weg zur persönlichen Freiheit beschreiten. Das Wissen über die Welt und sich selbst ist an Erfahrung gebunden. Deshalb spricht Mill von »Lebensexperimenten«, die empirisch von jedem zu durchlaufen sind, um überhaupt ein Wissen über mögliche Konzepte des guten Lebens zu erlangen. Voraussetzung für die Herausbildung von Individualität und die Praxis eines eigenen Lebensplans ist deshalb die Freiheit eines jeden, zwischen verschiedenen Optionen unterscheiden und wählen zu können. Wenn Individuen sich um ihr eigenes Glück und Wohlergehen kümmern, nehmen sie zugleich am gattungsgeschichtlichen Fortschritts- und Erkenntnisprozess teil. Sie produzieren damit ein allgemeines und öffentliches Wissen über die Möglichkeiten des guten Lebens, über dessen Varianten dann auch lauthals gestritten werden kann. Ihre Antriebsquelle ist dabei der eigene Wunsch, ein gelingendes, glückliches Leben führen zu wollen. Mill war davon überzeugt, dass gesellschaftliche Reformen und kultureller Fortschritt einhergehen mit Selbsterziehung. Für ihn war das selbstbewusste, selbstbestimmte, autonome Individuum gleichsam Prototyp einer Gesellschaft, die er anstrebte. Im Konzept der Autonomie sah er politisch die einzig taugliche Lösung, individuelles Glück und Gemeinwohl in Einklang zu bringen. Darüber geriet er später mit dem Begründer der Soziologie, Auguste Comte, in Streit, mit dem er jahrelang korrespondiert hatte.

Mills Interesse und Bewunderung für Frankreich brachten ihn auch mit dem Philosophen Alexis de Tocqueville zusammen. Er sah in der sozialen Tyrannei der Mehrheit eine Gefahr für die Demokratie wie für die Bürger selbst. Überhaupt galt Mill seit den 1830er Jahren im politischen und geistigen Leben Frankreichs als der führende britische Intellektuelle, der sich öffentlich in die Angelegenheiten der Julirevolution einmischte. Umgekehrt hinterließen die Ideen der Frühsozialisten um den Franzosen Saint-Simon Spuren in Mills Arbeiten über die *Grundsätze der politischen Ökonomie*, etwa in seiner Favorisierung genossenschaftlich organisierter Unternehmen. Derartige Modelle nannte man damals »sozialistisch«, und in diesem Sinne bezeichnete Mill sich selbst als Sozialist. Doch ging es ihm nicht um die Umverteilung von Ressourcen, sondern um die Möglichkeit, dass Angestellte und Arbeiter selbst Unternehmer werden könnten. Marktwirtschaft, ökonomisches Wachstum, technologischer Fortschritt und Wohlstand sollten der Entfaltung der individuellen Autonomie eines jeden dienen. Darin sah er, angespornt von seiner Frau, das gesellschaftliche Ziel und den Zweck der Moderne.

In den Schriften über Politik, Gesellschaft und Moralphilosophie, die wir hier versammelt haben, begegnet er uns als leidenschaftlicher Anwalt einer freiheitlichen Kultur. Marktwirtschaft, Privatbesitz, Rechtsstaat und die Garantie der individuellen Rechte, repräsentative Demokratie mit allgemeinem Wahlrecht für alle, die Gleichberechtigung der Geschlechter, Toleranz und Meinungsstreit waren für Mill und Taylor so essenziell, weil sie Voraussetzungen für die Selbstbestimmung des Individuums sind. Seine persönliche Freiheit muss es sich indes immer wieder selbst neu erobern, erarbeiten und erfüllen. Von diesem individuellen Befreiungsprozess aus vormals autoritären Verstrickungen und überkommenen Rollenvorstellungen profitiert dann auch das Gemeinwesen und dessen freiheitliche Kultur.

Die Werkauswahl

Band I

Der erste Band, den Ulrike Ackermann herausgibt, enthält Texte zur Erfahrung der Freiheit und zur Gleichberechtigung der Geschlechter. Die Erkenntnisse der klassischen Mill-Forschung werden hier verbunden mit Einsichten der feministischen Theorie und Frauenforschung, die sich vornehmlich auf Harriet Taylor konzentriert hatten. Mit der Zusammenführung der bisher üblicherweise getrennt rezipierten Texte beider Autoren lässt sich die kooperative Werkgenese rekonstruieren. Damit eröffnen wir eine neue Forschungsperspektive auf den Zusammenhang von freiheitlicher Kultur und der Gleichberechtigung der Geschlechter.

Paradigmatisch für diese Kooperation steht der Briefwechsel zwischen Mill und Taylor, den Friedrich August von Hayek herausgegeben hat. Die von ihm zusammengestellte Briefsammlung *John Stuart Mill and Harriet Taylor – Their Correspondence and Subsequent Marriage* liegt hier nun erstmalig in deutscher Übersetzung vor. In Hayeks Kommentierung des Briefwechsels, wie auch in seiner Einleitung zur Korrespondenz Mills in der Gesamtausgabe der *Collected Works*, zeigt sich die Wertschätzung, die er der intellektuellen Symbiose von Mill und Taylor entgegenbrachte. Akribisch rekonstruierte er sie anhand umfangreichen Archivmaterials. Zwar gelten, wie dem Vorwort von Ulrike Ackermann zu entnehmen ist, manche Einschätzungen Hayeks inzwischen als überholt und spiegeln das gesellschaftliche Klima ihrer Entstehungszeit.

Doch bieten Hayeks Erläuterungen eine wichtige Verständnishilfe der außergewöhnlichen Lebens- und Arbeitsbeziehung von John Stuart Mill und Harriet Taylor.

Die gedankliche Auseinandersetzung über Fragen des Frauenwahlrechts, der Frauenemanzipation und der Eheschließung hat Mills später veröffentlichte Schriften vorbereitet. Deshalb bilden diese wesentliche Stufen in der Genealogie seiner Freiheitsphilosophie. In der gemeinsam erarbeiteten Freiheitsschrift, die kurz nach Harriet Taylors Tod erschien und von Mill postum seiner Frau zugeeignet wurde, fanden diese Vorüberlegungen ihren sprachlich und inhaltlich gediegensten und bis heute gültigen Ausdruck.

Überdies gibt der vertraute Ton des Briefwechsels Einblicke in die familiären Verhältnisse, etwa die Rolle von Mills Stieftochter Helen Taylor, und in die allgemeinen bürgerlichen Gepflogenheiten und Restriktionen des viktorianischen England. Er liefert zahlreiche Fundstellen zur Werkgenese und zu anderen Autoren und dokumentiert Mills Einbindung in einen großen Kreis europäischer Intellektueller.

Mit den Texten *Über Ehe und Scheidung*, den *Papieren zur Frauenrechtsthematik* und den eng damit verbundenen *Reden zum Frauenwahlrecht* sind hier klassische Texte zur Gleichberechtigungs- und Individualisierungsdebatte versammelt.

Dass Sigmund Freud, der spätere Begründer der Psychoanalyse, Texte von Mill rezipiert und übersetzt hat, ist für die europäische Geistesgeschichte nicht uninteressant. Neben Freuds historischer Übersetzung des Titels *Über Frauenemanzipation* enthält der Band weitere durchgesehene und überarbeitete Übersetzungen von Jenny Hirsch, Hans-Günther Holl und Hannelore Schröder sowie umfangreiche Erstübersetzungen von Siegfried Kohlhammer und Florian Wolfrum.

Das Essay über die *Unterwerfung der Frauen* beschließt den Band. Die darin entwickelte Zivilisationsgeschichte der Macht bündelt alle zentralen Gedanken John Stuart Mills sowie Harriet und Helen Taylors zur Freiheit und Geschlechterordnung. Als Orientierungshilfe sind zum Schluss eine Kurzbiographie von John Stuart Mill und Harriet Taylor sowie Stammbäume der Familien angefügt.

Band II

Der zweite Band, der von Hans Jörg Schmidt herausgegeben wird, widmet sich der in John Stuart Mills *Autobiographie* angelegten Thematik der Bildung. In ihr sieht Mill die Grundvoraussetzung für die Selbstentfaltung autonomer Individuen. Seine eigene Erziehung stand unter der rigorosen Ägide seines Vaters James, der das pädagogische Konzept des utilitaristischen Philosophen Jeremy Bentham auf seinen Sohn anwandte.

Tatsächlich liest sich Mills *Autobiographie* wie ein Bildungsroman. In ihr berichtet er über die Erziehungsmethoden in seinen Jugendjahren, listet sein mehr als erstaunliches Lern- und Lektürepensum auf und schildert die moralischen Einflüsse seines Vaters. Anschließend zeichnet er den Prozess seiner Selbstbildung anhand weiterer intellektueller Anreize nach, die Voraussetzung für die Entwicklung eigenständiger Denkansätze waren. Nach einer Phase, die er als »jugendlichen Propagandismus«* bezeichnet, geriet er in eine seelische Krise, die ihn nötigte, sich intensiv mit der ihm angediehenen Erziehung zu beschäftigen. Die *Autobiographie* enthält wichtige Passagen über die Auseinandersetzung Mills mit seinem Vater und dessen Interpretation der utilitaristischen Philosophie sowie über die Beziehung zu Harriet Taylor und anderen Zeitgenossen. Darüber hinaus gewinnt man aus dieser Schrift gute Einblicke in die Arbeitsweise Mills als Autor, Redner und Parlamentarier. Die Selbstbiographie ist weniger eine an Ereignissen orientierte Lebensbeschreibung als vielmehr eine intellektuelle Bildungsgeschichte, die Mills geistige Selbstentfaltung in den Vordergrund rückt. Sie gibt einen aufschlussreichen Einblick in den wechselseitigen Schaffensprozess und stellt insofern eine Ergänzung des Briefwechsels dar.

In den hier versammelten Parlamentsreden, Einlassungen zu Gesetzesentwürfen, Ansprachen und Zeitungsbeiträgen äußert sich Mill über den individuellen und gesellschaftlichen Wert von Erziehung, den Nutzen von Wissen und Bildung und das öffentliche Schul- und Hochschulwesen. Ein bekannteres Beispiel hierfür ist seine *Rektoratsrede*. Mill, der niemals einen Universitätsabschluss erworben hat, hielt diese dreistündige Rede, nachdem er von den Studenten der Universität von St. Andrews zu ihrem Rektor gewählt worden war.

---

* Vgl. die erste Teilüberschrift des IV. Kapitels der *Autobiographie*.

In Mills Texten über Bildung geht es um die Frage, wie die Bildung des Individuums mit dem jeweiligen Zivilisationsgrad einer Gesellschaft zusammenhängt.

Band III

Der dritte Band, den Michael Schefczyk und Christoph Schmidt-Petri herausgeben, ist infolge des Umfangs und der thematischen Schwerpunktsetzung in zwei Teilbände gegliedert. Übergreifend lassen sich die dort versammelten Texte mit den Schlagworten Freiheit, Fortschritt und Aufgaben des Staates skizzieren.

Der erste Teilband befasst sich mit dem Zusammenhang von Individuum, Moral und Gesellschaft. Haupttexte darin sind die beiden bekanntesten philosophischen Schriften Mills *Über die Freiheit* und *Utilitarismus*. In beide sind intensive Erörterungen John Stuart Mills mit Harriet Taylor eingeflossen, aber auch Mills Auseinandersetzung mit weiteren ihn prägenden Personen, wie beispielsweise Wilhelm von Humboldt, Alexis de Tocqueville oder Jeremy Bentham, deren Ideen von ihm sehr geschätzt wurden.

Zusammen mit Harriet Taylor beschreibt und begründet Mill in *Über die Freiheit* ein System individueller Freiheitsrechte des Individuums. Die Schrift ist ein Meilenstein in der Ideengeschichte des Liberalismus und hat bis heute nichts an Aktualität eingebüßt. Gegenüber der »alten« politischen Freiheit, die sich der Tradition der Griechen und Römer folgend in der Demokratie und dem tugendhaften Staatsbürger erschöpfte, macht Mill die Freiheit des Individuums und dessen Recht auf ein selbstbestimmtes Leben stark und erörtert damit eine Kernfrage der Moderne.

Die *Utilitarismusschrift* setzt sich mit den von Jeremy Bentham und James Mill grundgelegten utilitaristischen Ideen auseinander und gilt als eines der wichtigsten Werke dieser philosophischen Richtung. Der 1861 erstmals veröffentlichte Text entstand zur Verteidigung der auf dem Nützlichkeitsprinzip beruhenden Denkschule. In ihm präsentiert John Stuart Mill die Kernaussagen des Utilitarismus in einer kohärenten Darstellung. Wie seine philosophischen Vorgänger sieht Mill in der Förderung des größten Glücks der größten Zahl das oberste und einzige Prinzip moralischer Begründung.

Komplementiert werden diese beiden für die Wirkungsgeschichte des Liberalismus und Utilitarismus wichtigen Texte mit kleineren Arbeiten, in denen Mill sich mit Zeitgenossen wie Jeremy Bentham oder William Whewell und

deren moralphilosophischen Anschauungen beschäftigt. Mills Text zur *Logik der Moralwissenschaften*, das Schlusskapitel seines Systems der Logik, enthält wesentliche Aufschlüsse über sein Verständnis von Moral und ihr Verhältnis zu den Sozialwissenschaften.

Der zweite Teilband widmet sich der Wirtschaftsordnung. Mills 1848 erstmals publizierten *Grundsätze der politischen Ökonomie* gehören allein schon deswegen zum Kanon der klassischen ökonomischen Literatur, weil sie Adam Smiths *Wohlstand der Nationen* als führendes Lehrbuch der Ökonomie in Großbritannien ablösten. Aus Gründen des Umfangs konzentriert sich diese Auswahlausgabe vornehmlich auf jene Teile der *Grundsätze*, die sich dezidiert mit Fragen des gesellschaftlichen Fortschritts und des Zusammenhangs zwischen Wirtschaft und Politik beschäftigen. Mills Arbeit blieb bis zum Jahr 1919 die maßgebliche Quelle für den Ökonomieunterricht an der Universität Oxford. Zu Mills Lebzeiten kam es zu insgesamt sieben autorisierten und zum Teil von ihm und Harriet Taylor erheblich veränderten Neuauflagen, die auf die Bedeutung der Schrift rückschließen lassen. Insbesondere in die ersten Neuauflagen flossen Anregungen ein, die auf Lektüreerfahrungen, Rezensionen, Diskussionen oder, wie dem Briefwechsel zu entnehmen ist, auf Hinweise Harriet Taylors zurückzuführen sind.

Mill war nicht vorrangig an abstrakten ökonomischen Theorien interessiert. Vielmehr wollte er in seinen *Grundsätzen der politischen Ökonomie* zeigen, dass der Fortschritt einer Gesellschaft nur durch vernünftiges Regierungshandeln und die angemessene Verteilung des Wohlstands, aber auch durch Elemente des Genossenschaftswesens und die Emanzipation der Frauen erreicht werden kann.

Ergänzt wird der Text durch Mills postum von Helen Taylor veröffentlichte und von Sigmund Freud ins Deutsche übersetzte Ausführungen über den *Sozialismus* und über die *Arbeiterfrage* und durch weitere Texte zu verwandten Themenbereichen.

Band IV

Demokratie und Repräsentation sind Gegenstand des vierten, ebenfalls von Michael Schefczyk und Christoph Schmidt-Petri herausgegebenen Bandes. Zurzeit sind die demokratietheoretisch aufschlussreichen *Betrachtungen über die Repräsentativregierung* nicht mehr im Buchhandel greifbar. Doch nicht nur deshalb wurden sie im Anschluss an die Schlüsseltexte zu praktisch-

philosophischen und zu politökonomischen Fragestellungen aus dem dritten Band hier aufgenommen. Sie stellen zudem eine Weiterentwicklung der generellen Erwägungen Mills zum Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft dar. Mill erkennt in den politischen Institutionen einer repräsentativen Regierung Resultate des menschlichen Zivilisationsprozesses, die wesentlich die Qualität des Glücks der Menschen steigern. Für Mill bemisst sich der Erfolg von Demokratie daran, wie sie als Regierungsform zur Vermehrung des Allgemeinwohls und zur Förderung der Autonomie des Individuums beiträgt. Politische Partizipation gilt ihm als eine entscheidende Form von zivilgesellschaftlicher Bildung des Einzelnen.

Wesentliche Anregungen für seine politiktheoretischen Einschätzungen erhielt Mill aus den empirischen Beobachtungen Alexis de Tocquevilles in dessen Buch *Über die Demokratie in Amerika;* er verfolgte aber auch selbst seit längerem die politischen Entwicklungen in den Vereinigten Staaten. Mill, der in reger Korrespondenz mit Tocqueville stand, griff vor allem dessen Idee von der Tyrannei der Mehrheit in *Über die Freiheit* auf, doch auch seine Ansichten zur Repräsentativregierung sind vom Werk des französischen Adligen inspiriert. So unterstützte Mill Tocquevilles Ansicht, dass die bürgerliche Freiheit einzig durch größere politische Teilhabe abgesichert werden könne.

Ergänzt wird der Band zu Demokratie und Repräsentation durch Mills zweite Rezension von *Grotes Geschichte Griechenlands*, in der Mill das Athen zu Zeiten von Perikles und Sokrates in bestimmten Hinsichten als Urbild einer liberalen, egalitären und deliberativen Demokratie darstellt. Thematisch daran anschließend finden sich noch einige instruktive Überlegungen zur *Parlamentsreform*, die lange vor Mills Eintritt in die aktive Politik verfasst wurden. Sie enthalten bereits wesentliche Leitlinien seiner späteren Parlamentstätigkeit ab 1865 und präsentieren Mill als Fürsprecher und Vorkämpfer einer radikal-liberalen Reformbewegung.

Band V

Der fünfte Band, den Ulrike Ackermann und Hans Jörg Schmidt herausgeben, präsentiert Texte über »Zeitgeist und Zeitgenossen«. Er möchte das Besondere des Mill'schen Denkens und Argumentierens näherbringen, aber auch Mills Einbindung in zeitgenössische Diskurse Rechnung tragen.

Dem »Zeitgeist« und was man sich unter diesem im 19. Jahrhundert neuartigen Begriff vorzustellen hat, versuchte Mill in einer Artikelserie nachzuspü-

ren. In dem daraus entstandenen Text *Der Geist der Zeit* gibt er einen Einblick in den Charakter seiner Zeit und beschreibt seine Gegenwart als historischen Prozess, in dem über lange Zeit gesellschaftlich vorherrschende Meinungen abgelöst werden und neue sich noch nicht verfestigt haben.

Anhand des Werkes von Auguste Comte befasst sich Mill mit der im Entstehen begriffenen Soziologie und den Ideen des Positivismus oder nimmt *Sedgwicks Vortrag* über die Studien der Universität Cambridge zur Gelegenheit, Sinn und Zweck des philosophischen Studiums im zeitgenössischen England zu erörtern. Den Schriftsteller Coleridge würdigt er, indem er ihn direkt neben Bentham stellt, seine philosophisch-literarischen Beiträge systematisiert und in den Kontext der europäischen Philosophiegeschichte einordnet. Die Ausführungen zu Wordsworth und Byron wiederum zeigen Mills poetische Ader und seine Wertschätzung der Romantiker. Ihnen schrieb er eine wichtige Rolle bei der Überwindung seiner persönlichen Krisen zu.

Auch beschäftigte sich Mill intensiv mit den französischen Revolutionen 1789, 1830 und 1848 sowie deren historischen und zeitbezogenen Implikationen. Ausgehend von der Rezension der beiden ersten Bände von Alisons *Geschichte von Europa* unternimmt er den Versuch, die Französische Revolution und deren Errungenschaften gegenüber ihren Kritikern zu verteidigen. Ausführlicher noch erörtert Mill das Thema in seiner *Rechtfertigung der französischen Februarrevolution*, die sich gegen Lord Broughams ablehnende Haltung wendet. Hierbei versucht er die revolutionären Entwicklungen in größere gesellschaftliche Zusammenhänge einzubetten und stellt insbesondere den politischen Übergang von der konstitutionellen Monarchie in die republikanische Regierungsform als zivilisatorischen Fortschritt dar.

Die Prinzipien der Säkularität der Französischen Revolution finden Eingang in Mills *Essays über Religion,* die sich mit den Aspekten Natur, Nützlichkeit der Religion und Theismus befassen. Sie sind geprägt von einer utilitaristischen Perspektive auf das Phänomen der Religion. Mill war Agnostiker und nahm gegenüber der Religion eine eher neutral-tolerante Haltung ein – auch wenn er davor warnte, dass jede Religion geneigt ist, apologetisch zu sein.

In zwei Textausschnitten aus dem System der Logik und der Überprüfung der Philosophie Sir William Hamiltons, die wir hier aufgenommen haben, erweitert Mill das Freiheitsthema um die Willensfreiheit.

In seinem Aufsatz über *Nicht-Intervention* bringt er seine Erfahrungen als leitender Angestellter der britischen Kolonialverwaltung ein. Dort erörtert er

die heute wieder hochaktuelle Frage, unter welchen Bedingungen das kriegerische Eingreifen in die Angelegenheiten anderer Länder moralisch geboten sein könnte. Mills Äußerungen zur *Rassenfrage* schließlich zeigen ihn erneut als gesellschaftspolitisch engagierten Zeitgenossen und Streiter für die Gleichberechtigung und Autonomie des Individuums.

*****

Abschließend hier noch einige Bemerkungen zur Textgestalt und zu den editorischen Prinzipien: Bereits vorliegende Übersetzungen wurden durchgesehen, mit den englischsprachigen Originalfassungen abgeglichen, überarbeitet und gegebenenfalls sprachlich modernisiert. Die neu angefertigten Übersetzungen orientieren sich unter Wahrung des Mill'schen Duktus am gegenwärtigen Sprachgebrauch und versuchen – insbesondere in Bezug auf den Briefwechsel zwischen Harriet Taylor und John Stuart Mill – die Eigenheiten der Sprache zu wahren. Gleichwohl schien es wegen der besseren Lesbarkeit und der Textkohärenz geboten, die Rechtschreibung auch im Briefwechsel den gegenwärtigen Gepflogenheiten anzupassen und zu vereinheitlichen. Weitere Charakteristika des Briefwechsels, wie zum Beispiel fremdsprachige Einschübe oder Hervorhebungen durch die Autoren, die im Original vorhanden sind, werden in den Anmerkungen erläutert. Werktitel wurden, soweit eine deutsche Übersetzung eingeführt ist, übersetzt. Bislang nicht übersetzte Texte, wie beispielsweise die von Mill herausgegebenen *Dissertations and Discussions,* werden mit dem Originaltitel zitiert. Von den Herausgebern gesetzte Fußnoten, die mit einem Sternchen gekennzeichnet sind und sich jeweils am Seitenende finden, geben Lektürehilfen, erläutern unklare Stellen, übersetzen Fremdsprachliches, geben Hinweise auf erwähnte Personen oder annoncieren den aktuellen Forschungsstand. Die Anmerkungen, die den Quellentexten entstammen, sind aus Gründen der besseren Lesbarkeit als Endnoten am Schluss des jeweiligen Bandes angefügt. Das gilt insbesondere im ersten Band für die Belegung der Zitate im Briefwechsel, wo sich auch ergänzende Anmerkungen, Zitate, Kommentierungen und einschlägige Literaturhinweise finden, die Friedrich August von Hayek im Rahmen der Briefsammlung gegeben hat. Weitere Hinweise auf die Quellen mit Verweisen zum Originaltext in den *Collected Works* und zu den Übersetzern, auf andere greifbare deutschsprachige Übersetzungen, auf im Text erwähnte Werke anderer Autoren und

auf den aktuellen Forschungsstand wiedergebende Sekundärliteratur zur Thematik jedes Bandes sind dem untergliederten Verzeichnis am Ende zu entnehmen.

Als Herausgeber dieser Ausgabe danken wir besonders der SRH Förderstiftung sowie deren Vorstandsvorsitzenden Klaus Hekking und Georg Schäff von der Donaukurier Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG für ihre freundliche Unterstützung.

II.
Einleitung zu Band I

Ulrike Ackermann

»Die Emanzipation der Frauen und die Zusammenarbeit der Geschlechter sind die zwei großen Veränderungen, die die Gesellschaft erneuern werden«, schrieb John Stuart Mill im Jahr 1869.* Zu diesem Zeitpunkt war seine Ehefrau, Seelenfreundin** und Koautorin Harriet Taylor (1807–1858) bereits gestorben. Achtundzwanzig Jahre hatten die beiden aufs Engste zusammengearbeitet, debattiert, Ideen ausgetauscht und weiterentwickelt, sich gestritten und um ihre Liebe gekämpft. Gemeinsam haben sie Politik, Gesellschaft, die Wertvorstellungen und den Zeitgeist nicht nur des viktorianischen England, sondern auch der europäischen Nachbarländer analysiert und aus dieser Analyse neue Ideen und Denkansätze entwickelt. Mit seinen journalistischen Artikeln, den Essays und Büchern sorgte das Paar für erhebliche Aufregung im zeitgenössischen Diskurs und im öffentlichen Leben. Sahen doch beide in der Gleichberechtigung der Geschlechter die Voraussetzung für Wahlfreiheit und Selbstbestimmung der Individuen. Die Frauenemanzipation war für sie gleichermaßen Bedingung und Resultat allgemeiner liberaler Prinzipien – ein Gedanke, den beide schon verfolgten, bevor sie zusammenarbeiteten.

1830 lernte John Stuart Mill die schöne, kluge und wortgewandte Harriet Taylor in einem liberalen Salon kennen. Sie war damals 23 Jahre alt. Mit achtzehn Jahren war sie auf Wunsch ihres Vaters mit dem elf Jahre älteren Londoner Geschäftsmann John Taylor verheiratet worden. Mit ihm bekam sie zwei Söhne, und im Jahr 1831 brachte sie ihre Tochter Helen zur Welt. Im selben Jahr begann auch ihre Zusammenarbeit mit John Stuart. Harriet hatte – wie damals üblich – keinen Zugang zu einer Ausbildung oder Universität und erwarb sich ihre Bildung im Selbststudium. Als brillante Denkerin, debattenfreudig und luzide in ihrer Argumentation, hatte sie einen überaus modernen Blick auf die Geschlechterverhältnisse. Ihr intellektueller Kreis – die Unitarischen Radikalen –, dem auch John Stuart Mill bald angehörte, war im Unter-

---

* Brief von John Stuart Mill an Parke Godwin vom 1. Januar 1869, in: *CW XVII: The Later Letters of John Stuart Mill 1849–1873*, S. 1535.

** Friedrich Nietzsche, der die *Gesammelten Werke* von John Stuart Mill in seiner Bibliothek hatte, entwickelte in seiner mittleren Schaffensperiode in *Menschliches, Allzumenschliches* (1878–1880) im Abschnitt über die Ehe ein Konzept der Seelenfreundschaft zweier Menschen verschiedenen Geschlechts, die verteidigt wird von »jenen edlen, freigesinnten Frauen«; vgl. Ruth Abbey: »Odd Bedfellows: Nietzsche and Mill on Marriage«, in: *History of European Ideas* 23 (1997), S. 81–104 und Mary Lyndon Shanley: »The Subjection of Women«, in: John Skorupski (Hg.): *The Cambridge Companion to Mill*, Cambridge 1998, S. 396–422.

schied zu dessen bisherigem Umfeld – den Philosophischen Radikalen – entschieden unkonventioneller: Sie waren stärker künstlerisch orientiert und leidenschaftliche Verfechter politischer und sozialer Reformen in der Innen- und Familienpolitik.

Aus ihrer Bekanntschaft entwickelte sich alsbald eine intensive Arbeitsbeziehung, Freundschaft und Liebe, was im viktorianischen England einen Skandal auslöste. Dennoch reagierte der Ehemann John Taylor erstaunlich gelassen. Er duldete sogar, dass John Stuart Mill in seiner Abwesenheit häufig die Abende mit Harriet Taylor in seinem Haus verbrachte. Bösartigster Klatsch begleitete das Paar auf Schritt und Tritt. Selbst die Philosophischen Radikalen, von denen John Stuart sich Zug um Zug entfernte, beteiligten sich daran.

Die Freundschaft – bei formeller Aufrechterhaltung der Taylor'schen Ehe – war in den Augen der Zeitgenossen indes nicht allein wegen der Verletzung der ehelichen Treue skandalös. Als fast noch schlimmer galt ihnen ein Verhältnis zwischen Mann und Frau auf der Basis gemeinsamer intellektueller und politischer Arbeit, wie sie diese freundschaftliche und leidenschaftliche Liebesbeziehung prägte.

Harriet lebte teils getrennt von ihrem Mann, der das Verhältnis zu John Stuart duldete, jedoch darauf bestand, zumindest nach außen hin die Ehe aufrechtzuerhalten. Ihre privaten Treffen arrangierten sie und Mill heimlich, ebenso ihre gemeinsamen Reisen auf den Kontinent, besonders in Paris hielten sie sich des Öfteren auf. Nur allerengste Freunde, mit denen sie sich auch über die Fallstricke ihrer Beziehung austauschten, waren im Bilde. Ihr Briefwechsel dokumentiert das Ringen um ihr Glück und ihre Liebe in einem Umfeld, das keinerlei Toleranz gegenüber dieser »Liebe zwischen zwei Gleichen« (Harriet Taylor) aufbrachte.

Rund zwanzig Jahre nachdem John Stuart Mill und Harriet Taylor sich kennengelernt hatten, starb John Taylor 1849 an Krebs – seine Frau hatte ihn die letzten Monate bis zu seinem Tod gepflegt. Zwei Jahre später, 1851, heiratete das Liebespaar. Es blieb jedoch auch nach der Hochzeit ein Skandalfall, weil es sich die Freiheit für seine »Lebensexperimente« nahm. Zeitgenossen und ehemalige Freunde, wie der Schriftsteller Thomas Carlyle, nannten Harriet höhnisch »Mrs. Platonica«. Gleichzeitig wurden ihr – insbesondere von den Ehefrauen ihrer Gesprächspartner in den Salons – »gefährliche Leidenschaften« attestiert. Mills Freunde sahen ihn unter der Fuchtel einer allzu starken Frau, die ihn obendrein immer weiter in linke Denkgefilde zerre.

Seine Beschäftigung mit den Frühsozialisten Saint-Simon und Robert Owen war ihnen überaus suspekt. Dass er nach Harriets Tod das gemeinsame Projekt fortsetzte und in seinem ersten Jahr im Parlament 1866 eine Petition für das Frauenwahlrecht einbrachte, machte ihn bei seinen Geschlechtsgenossen keineswegs beliebter. Den Gipfel der Mill'schen Exzentrik sahen sie in der Veröffentlichung des Essays *Die Unterwerfung der Frauen* von 1869, einer Schrift, in der er die Texte von Harriet, ihrer Tochter Helen und seine zu einem Werk zusammengeführt hatte.

Der Briefwechsel von Harriet Taylor und John Stuart Mill, den Friedrich August von Hayek im Original und mit Kommentaren versehen 1951 herausgebracht hatte, erscheint in dieser Ausgabe erstmals in deutscher Übersetzung. Er eröffnet den ersten Band, weil er einen sehr guten Einblick vor allem in das Leben, aber auch die Arbeit des Paares erlaubt. Wie seinen Kommentierungen zu entnehmen ist, kämpfte F. A. Hayek, in dessen Nachlass sich ein Porträt der schönen Harriet Taylor Mill befand,* heftig mit seinen Ambivalenzen gegenüber diesem besonderen Paar. Obwohl fasziniert von der leidenschaftlichen Beziehung und intellektuellen Zusammenarbeit, sah er zum Beispiel in dem Buch *Über die Freiheit* einen »gefährlichen Individualismus« am Werke und Mill von seinem eigentlichen Weg abgekommen. Wie bereits Mills Zeitgenossen und spätere Rezipienten mutmaßte auch Hayek, Mill sei von einer starken Frau dominiert und bevormundet worden, die er zudem auch noch in einer Art Selbsttäuschung unablässig auf ein Podest gehoben und künstlich überhöht habe.** Auf jeden Fall ist es dem Paar gelungen, seine Privatsphäre bestens zu schützen. Deswegen wird bis heute noch darüber spekuliert, ob es nicht doch nur eine platonische Liebe zwischen ihnen gewesen sei. Der Briefwechsel der beiden lässt andere Rückschlüsse zu. Ihre leidenschaftliche Liebe war darin ebenso Thema wie ihre Träume und Ängste, ihre Krankheiten und Alltagsmühen oder Reiseberichte aus ganz Europa.

Ihre Briefe zeigen eindrücklich, wie eng ihr intellektuelles Schaffen verbunden war mit den Erfahrungen, die sie tagtäglich machten und reflektierten. Sie setzten sich in ihrer Korrespondenz mit der politischen und intellektuellen Lage in England und Frankreich auseinander, entwarfen Strategien für ihr

---

* Vgl. die Abbildung des Porträts in diesem Band.

** Vgl. Jo Ellen Jacobs: »The Lot of Gifted Ladies is Hard: A Study of Harriet Taylor Mill Criticism«, in: *Hypatia* 9 (1994), Heft 3, S. 132–162.

Eingreifen in die öffentliche Debatte, legten Arbeitsschwerpunkte fest und verständigten sich darüber, welche Bücher sie als nächste rezipieren wollten. Hayek hat alle vorhandenen gegenseitigen Briefe in seine Ausgabe aufgenommen – auch wenn einige von ihm leicht gekürzt worden sind. Ein Großteil der Briefe Harriet Taylors hat Mill zwar auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin verbrannt, um ihr Privatleben zu schützen und sie nicht in falsche Hände geraten zu lassen und womöglich den Skandal um sie noch zu verstärken. Doch auch die verbliebenen Briefe bezeugen die große Leidenschaft und Intensität dieser modernen Liebe und ihre auf Gegenseitigkeit ausgerichtete Denk- und Arbeitsweise.

Innerhalb des Briefwechsels abgedruckt sind zwei etwa 1832/1833 entstandene Texte *Über Ehe und Scheidung* – der erste stammt von John Stuart Mill, der zweite enthält die Reaktion von Harriet Taylor –, die bereits Grundgedanken zur Gleichberechtigung der Geschlechter aufweisen, die sie später weiterentwickelt haben. Sie plädierten darin unter anderem für die Liebesheirat und gegen die damals übliche, aus Vernunft gestiftete Ehe, das heißt letztlich die Zwangsehe. Mills Reflexionen über eheliches Glück münden in die Schlussfolgerung, ein Zustand der Gesellschaft und der öffentlichen Meinung, in denen die Stellung der Frau ganz davon abhängt, ob sie verheiratet ist oder nicht, könne nur absurd und amoralisch sein. Beide kritisierten, dass die bisherige Erziehung der Mädchen darauf hinauslaufe, in der Rolle der Ehefrau und Mutter das einzige Ziel weiblicher Existenz zu sehen. Sie sprachen sich für die Freiheit sowohl der Vereinigung als auch der Trennung aus, für eine Heirat als eine freie, unabhängige Wahl und Entscheidung. Ihre Vision war eine Ehe als Beziehung zwischen zwei gleichberechtigten Wesen, die auf Augenhöhe verkehren. Ebenfalls im Briefwechsel enthalten ist eine Erklärung John Stuart Mills von 1851 zur gerade mit Harriet Taylor geschlossenen Ehe. Darin verzichtete er ausdrücklich auf alle ehelichen Vorrechte, die das Eherecht des englischen Common Law den Männern gegenüber den Frauen zubilligte.

Auch in dem frühen Essay von Harriet Taylor über *Ursprünge von Konformität (Über Toleranz)*, entstanden um 1832, finden sich bereits Gedanken über die Wahlfreiheit und die Freiheit des Individuums gegenüber dem obwaltenden Konformitätsdruck und ein Plädoyer für Toleranz gegenüber Meinungen und Lebensweisen, die der vorherrschenden Konvention zuwiderliefen. All diese Argumente hat das Paar in späteren Texten gemeinsam weiterentwickelt. Sie sind insbesondere in das Essay *Über die Freiheit* eingeflossen:

»Die Schrift *Über die Freiheit* war im unmittelbaren und buchstäblichen Sinne des Worts mehr unsere gemeinsame Arbeit als irgendetwas, was meinen Namen trägt, denn es ist kein Satz darin, der nicht mehrmals von uns gemeinsam durchgegangen, nach allen Richtungen erörtert und von allen Fehlern, die wir im Gedanken oder in der Diktion entdecken konnten, bereinigt worden wäre. Selbst ohne ihre Schlussrevision übertrifft diese Schrift daher schon als exemplarische Abhandlung alles, was je vorher oder nachher von mir ausgegangen ist.«*

Mehrfach betonte Mill in seiner *Autobiographie* ihre Koautorschaft, es handele sich nicht um das Werk eines Kopfes, sondern um die »Fusion zweier Köpfe«.** In der klassischen Mill-Forschung wurde dies in der Regel ignoriert. Erst die feministische Rezeption hat auf diesen Umstand hingewiesen. Dass die gemeinsam produzierten Texte seinerzeit unter Mills Namen erschienen, geschah anfangs aus Rücksicht auf Harriet Taylors ersten Ehemann. Er sollte mit der Offenlegung eines solchen intellektuellen Gemeinschaftswerks nicht noch zusätzlich kompromittiert werden. Später spielten auch taktische Gründe eine Rolle: Die Verwendung des Labels »Mill« war nützlich, weil der Name bereits bekannter war und zudem ein männlicher Autor eher wahr- und ernst genommen wurde.

In den gemeinsam verfassten *Schriften über Frauenrechte* (1847–1850) finden sich unter der besonderen Berücksichtigung des Frauenwahlrechts grundsätzliche Überlegungen zur Freiheit: Freiheit als Möglichkeitsraum, als Offenheit, als Sehnsucht nach Neuem und als Wunsch nach Weiterentwicklung. Was bedeutet soziale Exklusion, was bedeutet Privileg, und was heißt Gleichheit vor dem Recht? Mittels der sokratischen Methode der Rede und Gegenrede kamen sie zu Schlussfolgerungen, die als Vorarbeiten für das spätere Essay *Über Frauenemanzipation* zu lesen sind.

Der Text über ihre Zeitgenossin *George Sand – Ein unveröffentlichter Brief an die Zeitschrift Voix des Femmes* von 1848 belegt nicht nur, wie genau Taylor und Mill die politischen Entwicklungen und Debatten in Frankreich verfolgten, sondern auch, wie sie sich von anderen unkonventionellen Geistern ihrer Epoche unterschieden. Eigentlich waren beide Bewunderer der berühmten

---

* Vgl. das VII. Kapitel der *Autobiographie* John Stuart Mills, die in Band II dieser Ausgabe folgt. Zur Orientierung kann hier und im Folgenden bislang nur das entsprechende Kapitel ohne Seitenzahl angegeben werden.

** Vgl. das VI. Kapitel der *Autobiographie* in Band II dieser Ausgabe.

Amandine Aurore Lucie Baronin Dudevant (1804–1876), die unter dem Pseudonym George Sand eine sehr erfolgreiche Schriftstellerin war. Nicht nur ihre Bücher machten Furore, sondern vor allem ihr unkonventioneller Lebenswandel. Sie hatte ihren Mann wegen eines anderen verlassen und lebte im Verlauf der Jahre mit unterschiedlichen Geliebten, wie beispielsweise dem Komponisten Frédéric Chopin, in »wilder Ehe« zusammen. Sie focht leidenschaftlich für die Gleichheit der Frau vor dem Recht und in der Liebe, ohne sich jedoch wirklich für den Kampf der Frauenzirkel für das Frauenwahlrecht zu interessieren – eine Haltung, die Mill und Taylor sehr enttäuschte.

Der Text *Über Frauenemanzipation* stammt aus Harriet Taylors Feder und wurde 1851 zunächst unter John Stuart Mills Namen publiziert und 1859 unter ihrem Namen wieder aufgelegt. Dennoch erschien er 1880 in den von Theodor Gomperz herausgegebenen *Gesammelten Werken* von John Stuart Mill erneut unter dessen Namen.

Harriet Taylor nimmt am Anfang des Essays ausdrücklich Bezug auf die amerikanische Frauenrechtsbewegung und deren Forderungen nach Gleichheit der Geschlechter vor dem Gesetz, gleichen Rechten in der Ehe, gleichen Bildungschancen, freier Berufswahl und dem Recht, zu wählen und gewählt zu werden. Die Erfüllung dieser Forderungen war für die Autorin nicht nur eine Frage der Gerechtigkeit, sondern auch der Nützlichkeit: Bisher werde die eine Hälfte der Menschheit als Potenzial für die gesellschaftliche Produktivität und Weiterentwicklung schlicht ignoriert. Wie bereits in den gemeinsamen *Schriften über die Frauenrechte* finden sich auch in diesem Text die Analogien zwischen der Versklavung der Schwarzen und der Frauenunterdrückung, zwischen dem Kampf gegen die Rassentrennung und jenem gegen die Geschlechtertrennung – der »Aristokratie der Farbe« entspreche die »Aristokratie des Geschlechts«.* Die Argumentation mündet in der Forderung nach der bürgerlichen und politischen Gleichheit der Frau. Es sei absurd, von einem allgemeinen Wahlrecht zu sprechen, wenn die Hälfte der menschlichen Gattung davon ausgeschlossen sei. Diese eine Hälfte der Menschheit lebe im Zustand erzwungener Unterordnung; die Frau sei lediglich Anhängsel des Mannes. Und die Männer, so schien es Harriet Taylor, schätzten diesen Zustand. Ihre Kritik galt auch den sogenannten weiblichen oder männlichen Tugenden

* Vgl. für dieses und weitere Zitate aus den Werken Mills und Taylors die ausführliche Wiedergabe der zitierten Texte in diesem Band.

und Vorstellungen darüber, was Männlichkeit und Weiblichkeit überhaupt bedeuteten. »Die Gewöhnung an die Unterwerfung erzeugt eben bei Frauen wie bei Männern knechtische Gesinnung.« Der Ton ist im Vergleich zu den gemeinsam mit Mill verfassten Schriften ein wenig radikaler. Sie lässt es sich – damit über bisherige gemeinsame Positionen hinausgehend – auch nicht nehmen, die politische und vor allem auch wirtschaftlich eigenständige Aktivität der Frauen außerhalb ihrer vier Wände zu fordern, das heißt, sie zur Berufstätigkeit als Voraussetzung ihrer Unabhängigkeit zu animieren.

Sigmund Freud wusste damals nicht, dass dieses Essay, das er als Text von John Stuart Mill übersetzte, in Wahrheit von Harriet Taylor geschrieben worden war. Auch ihm war das ungewöhnliche Paar suspekt und erst recht der radikale Inhalt dieser Schrift – obwohl er Mill für den tolerantesten Geist des Jahrhunderts hielt. An seine Verlobte Martha Bernays schrieb er: »In seiner ganzen Darstellung tritt auch gar nicht hervor, dass die Frau etwas anderes … ist als der Mann. Er findet zum Beispiel eine Analogie für die Unterdrückung der Frauen in der der Neger … Es ist auch ein gar zu lebensunfähiger Gedanke, die Frauen genauso in den Kampf ums Dasein zu schicken wie die Männer … ich glaube, alle reformatorische Tätigkeit der Gesetzgebung und der Erziehung wird an der Tatsache scheitern, dass die Natur lange vor dem Alter, in dem man in unserer Gesellschaft Stellung erworben haben kann, (die Frau) durch Schönheit, Liebreiz und Güte zu etwas (anderem) bestimmt … Nein, ich bleib hier bei dem Alten, bei der Sehnsucht nach meiner Martha, wie sie ist, und sie wird's selbst nicht anders wollen; Gesetzgebung und Brauch haben den Frauen viel vorenthaltene Rechte zu geben, aber die Stellung der Frau wird keine andere sein können, als sie ist, in jungen Jahren ein angebetetes Liebchen und in reiferen Jahren ein geliebtes Weib.«* In der späteren Arbeit mit seinen Patientinnen hat er zwar einiges über den weiblichen Seelenhaushalt gelernt. Doch bis zum Ende seines Lebens fand er, der die Frauen analysiert hat wie kein anderer vor ihm, keine erschöpfende Antwort auf die Frage »Was will das Weib?«. Wie für viele seiner Geschlechtsgenossen blieben auch für ihn die Frauen ein »dunkler Kontinent«.

1858 starb Harriet Taylor in Avignon an Tuberkulose, unter der sie bereits viele Jahre gelitten hatte. Auch nach ihrem Tod setzte sich Mill zusammen mit

---

* Brief von Sigmund Freud an Martha Bernays vom 15. November 1883, in: ders.: *Briefe 1873–1939*, ausgewählt und herausgegeben von Ernst und Lucie Freud, 2. erweiterte Auflage, Frankfurt am Main 1968, S. 81–83, hier S. 82 f.

seiner Stieftochter Helen Taylor auf der politischen Bühne weiter für das Frauenwahlrecht ein. Er kandidierte 1865 erfolgreich für das Unterhaus und war für drei Sitzungsperioden Abgeordneter. In seiner *Autobiographie* schrieb er: »Ohne Zweifel war es das erste Mal, dass eine solche Auffassung vor englischen Wählern zur Sprache kam, und die Tatsache, dass ich dennoch gewählt wurde, gab der Bewegung für das Frauenwahlrecht, die seitdem so stark geworden ist, mächtigen Auftrieb.«*

1866 brachte Mill eine Petition für das Frauenwahlrecht ein, die von ihm und Helen Taylor vorbereitet und von 1500 Frauen unterzeichnet worden war – zu dieser Zeit ein wahrlich revolutionärer Akt. Die Petition gewann die Unterstützung von siebzig Parlamentsabgeordneten, was immerhin einen großen Achtungserfolg bedeutete. Daraufhin gründete sich unter aktiver Unterstützung von Mill und Helen Taylor die »National Society for Women's Suffrage«. 1868 wurde die »Reform Bill«, jene Wahlrechtsreform, die breiteren Kreisen – ausgenommen den Frauen – das allgemeine Wahlrecht bringen sollte, verabschiedet. Doch es dauerte noch bis 1928, bis das Frauenwahlrecht in England durchgesetzt wurde, nachdem Frauen ab 1919 zumindest eingeschränkt wählen durften.**

Wie seine *Reden zum Frauenwahlrecht* und *Eigentum verheirateter Frauen* zeigen, sah Mill in der Erlangung des Wahlrechts die Hauptvoraussetzung für die Geschlechtergerechtigkeit. Erst die vollen politischen und bürgerlichen Rechte für die Frauen eröffneten »für die beiden Hälften der Menschheit die gleichen Chancen, gleichen Möglichkeiten, gleichen Mittel, um sich selbst zu schützen«. Er verknüpfte die Forderung nach dem allgemeinen Wahlrecht mit der nach freiem Zugang der Frauen zu Ausbildung und Berufstätigkeit und dem Appell gegen Missbrauch und häusliche Gewalt. Er warb in seinen Reden für die Emanzipation der Frauen, weil gleiche Rechte auch die Übernahme von Pflichten und Verantwortung für das Gemeinwohl nach sich zögen, Frauen sich also gesellschaftlich ganz anders nützlich machen könnten. Auf diese Weise erst könne »die enorme Menge von Intelligenz, Moral und praktischem Geschäftssinn der Frauen«, die bisher dem öffentlichen Leben vorenthalten blieb, zum Fortschritt der gesamten Gesellschaft beitragen.

---

* Vgl. das VII. Kapitel der *Autobiographie* in Band II dieser Ausgabe.

** Das Mindestalter war 28 Jahre und das Wahlrecht abhängig davon, ob sie selbst oder ihre Ehegatten das an Eigentum gebundene kommunale Stimmrecht besaßen.

All diese Gedanken sind in dem Essay über *Die Unterwerfung der Frauen* von John Stuart Mill und Helen Taylor unter Rückgriff auf Gedanken von Harriet Taylor konzentriert und weiterentwickelt worden. Der Text stammt aus dem Jahr 1861 und versammelt Erfahrungen und Erkenntnisse aus über dreißig Jahren: den reziproken Denkprozess zwischen Harriet Taylor und John Stuart Mill und dann später die Ergänzungen von Harriets Tochter Helen, die mit ihrem Stiefvater nach dem Tod ihrer Mutter bis zu dessen Lebensende in Avignon zusammenlebte und -arbeitete. Zur Entstehung der Abhandlung schrieb Mill in seiner *Autobiographie*: »Sie wurde niedergeschrieben auf Anregung meiner Tochter und weil ich für alle Fälle eine schriftliche Darlegung meiner Ansichten in dieser großen Frage hinterlassen wollte, und zwar so vollständig und endgültig, als es mir nur möglich war. Sie sollte unter anderen nicht veröffentlichten Arbeiten liegen bleiben und nur gelegentlich für notwendige Verbesserungen hervorgeholt werden, bis eine Zeit einträte, in der sich von der Veröffentlichung eventuell ein nennenswerter Nutzen erhoffen ließ. Als sie endlich gedruckt erschien, wurde sie um einige wichtige Ideen und Passagen von meiner Tochter bereichert. Die gründlichsten und eindrücklichsten Stellen darin rühren von meiner Frau her, wie überhaupt das Ganze aus dem Gedankenschatz geschöpft ist, den wir gemeinsam in unseren zahlreichen Besprechungen und Erörterungen eines Gegenstands, der unseren Geist so sehr beschäftigte, zusammengetragen haben.«*

Die erste, von Jenny Hirsch 1869 besorgte Übersetzung des umfangreichen Essays war unter dem Titel *Die Hörigkeit der Frau*** erschienen. Wir haben, bis auf eine behutsam vorgenommene Modernisierung, an dieser historischen

---

* Vgl. das VII. Kapitel der *Autobiographie* in Band II dieser Ausgabe.

** Zur Publikationsgeschichte der Schrift: 1911 besorgte Stanton Coit eine Neuauflage (ders.: [Hg.]: *The Subjection of the Women by John Stuart Mill. With [a] introductory Analysis*, London 1911); 1965 wurde der Text in den Band XXI der in Toronto herausgegebenen *CW* aufgenommen; 1970 gab es eine Neuausgabe von Alice Rossi (dies.: [Hg.]: *Essays on Sex Equality by John Stuart Mill and Harriet Taylor Mill,* Chicago 1970); ebenfalls 1970 analysiert und würdigt Kate Millett in ihrem in Deutschland unter dem Titel *Sexus und Herrschaft* bekannt gewordenen Buch diese grundlegende Schrift (dies: *Sexual Politics*, New York 1970); 1976 erschien unter Rückgriff auf die Übersetzung von Jenny Hirsch eine deutsche Ausgabe (Hannelore Schröder [Hg.]: *John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill, Helen Taylor: Die Hörigkeit der Frau und andere Schriften zur Frauenemanzipation*, Frankfurt am Main 1976, S. 7–43); 1991 und 1997 in zweiter Auflage brachte Ulrike Helmer vorgenannten Text erneut unter dem Titel *Die Hörigkeit der Frau* heraus (dies. [Hg.]: *John Stuart Mill, Harriet Taylor, Helen Taylor: Die Hörigkeit der Frau. Mit einem Nachwort von Hannelore Schröder*, Königstein/Taunus 1991).

Übersetzung festgehalten. Lediglich den Originaltitel *Subjection of Women* haben wir hier mit *Unterwerfung der Frauen* wörtlich übersetzt, da uns die Summe der einzelnen weiblichen Individuen auf diese Weise besser zum Ausdruck zu kommen scheint.

Die zweite Auflage der Übersetzung erschien bereits 1872. Der deutsche Herausgeber Theodor Gomperz hatte dieses Essay übrigens nicht in die zwölfbändige *Gesammelte Werkausgabe* aufgenommen, obwohl Mill ausdrücklich darum gebeten hatte.

Der von Mill gewählte Titel der Abhandlung führt ein wenig in die Irre. Denn eigentlich handelt es sich um die Fortsetzung und Weiterentwicklung des ersten Buchs *Über die Freiheit*. Auch Gedanken aus den *Grundsätzen der politischen Ökonomie* sowie aus den *Betrachtungen über die repräsentative Demokratie* wurden hier wieder aufgegriffen, neu konstelliert und zugespitzt auf den Zusammenhang zwischen freiheitlicher Kultur und Geschlechterordnung.

Die jeweils erreichte gesellschaftliche Stellung der Frau, so Mill in dem Buch, »ist das sicherste und untrüglichste Merkmal für den Grad der Zivilisation eines Volkes oder Zeitalters«. Es handelt sich bei diesem Werk um eine luzide Zivilisationsgeschichte der Herrschaft verbunden mit einer Art Geschlechtersoziologie. Gezeigt wird darin, dass und wie sich alte Herrschaftsformen durch Aufbegehren im Lauf der Jahrhunderte auflösten, die Frauen jedoch vom Freiheitsgewinn, der durch diese Höherentwicklung der Zivilisation erreicht wurde, permanent ausgeschlossen blieben. Die Herrschaft der Männer über die Frauen blieb fortbestehen. Obwohl doch der Moderne die Erkenntnis zu verdanken sei, »dass nur in der Freiheit der individuellen Wahl das Mittel liegt, für die verschiedenen Zweige der menschlichen Tätigkeit die besten Methoden ausfindig zu machen und jede Beschäftigung in die Hände gelangen zu lassen, welche dafür am besten befähigt sind«. Gerade diese Art der Freiheit sei der Motor des gesellschaftlichen Fortschritts, sorgten doch Konkurrenz und Gewerbefreiheit dafür, dass die Besten an ihren verdienten Platz gelangten. Umso anachronistischer sei die fortgesetzte Unterdrückung der Frauen. Nicht nur in ihrer rechtlosen Situation sahen die Autoren das Übel, sondern ebenso darin, dass die Frauen einer »Treibhaus-Erziehung zum Wohlergehen und Vergnügen ihrer Herren« unterworfen waren. Es ging den Verfassern also nicht nur um die rechtliche Gleichstellung, sondern um eine Umgestaltung der Geschlechterverhältnisse auch und vor allem in morali-

scher und sozialer Hinsicht: In der Gewohnheit sahen sie den größten Feind des Fortschritts.*

Neben Reflexionen über den Islam und das Christentum, über die Bedeutung von Originalität, Kreativität und Begabung oder interessanten Vergleichen verschiedener Nationalcharaktere kamen die Autoren immer wieder auf das Thema Bildung zurück.

»Die einzige Schule einer edleren moralischen Gesinnung ist der Verkehr zwischen Gleichstehenden.« Um diesen »Verkehr« zu ermöglichen, müssten gesellschaftliche Konventionen, wie sie beispielsweise die viktorianische Familie repräsentierten – für Mill und die beiden Taylor-Frauen eine »Schule des Despotismus« – überholt werden. War auf politischer Ebene in freien und demokratischen Staaten das Bürgertum zur Schule in Sachen Gleichheit geworden, hinkten die Verhältnisse im Privat- und Alltagsleben dieser Entwicklung noch weit hinterher. Dabei könne, wenn sie sich anders gestaltete, gerade die Familie eine »Schule aller Tugenden der Freiheit« werden.

Faszinierend ist der moderne soziologische Blick auf die Gesellschaft und die feinsinnige Analyse von Sozialcharakteren und Geschlechterrollen. Die Autoren führten implizit bereits eine Unterscheidung zwischen dem biologischen *(sex)* und dem sozialen Geschlecht *(gender)* ein.** Die rein körperlich-biologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen waren für sie keine Grundlage, daraus spezifisch maskuline oder feminine Eigenschaften abzuleiten. Diese, so ihre Überzeugung, waren kulturelle und soziale Produkte. »Ich halte es bei jedem für Vermessenheit, bestimmen zu wollen, was Frauen ihrer natürlichen Veranlagung nach sein oder nicht sein, tun oder nicht tun können.« Da für Frauen in der Vergangenheit nie die gleichen Ausgangsbedingungen und Handlungsoptionen wie für Männer bestanden hätten, die Herausbildung von Fähigkeiten aber an Erfahrung, das heißt an die Möglichkeit, zu wachsen und sich weiterzuentwickeln, gebunden sei, könne eine haltbare Aussage über Frauen dazu auch nicht getroffen werden. Obwohl auch Mill zuweilen anmerkte, Frauen seien geeigneter, zum Zwecke des Glücks beider Geschlechter das Leben zu verschönern, und Männer sollten in

---

* Doch wie die Kinderbetreuung jenseits der klassischen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zu handhaben wäre, darüber hatten sich Taylor und Mill noch keine konkreten Gedanken gemacht.

** Vgl. Nadia Urbinati: »John Stuart Mill on Androgyny and Ideal Marriage«, in: *Political Theory* 19 (1991), Heft 4, S. 626–648.

der Lage sein, den wirtschaftlichen Unterhalt für beide aufzubringen, machte er sich letztlich für den Pluralismus der menschlichen Potenziale, die nicht geschlechtsspezifisch zugeordnet werden können, stark. Die verschiedenen Komponenten des individuellen Charakters machen eine Person aus, unabhängig von ihrem biologischen Geschlecht. Genau diese »Individualität« ist es, von der Mill in *Über die Freiheit* spricht. So gesehen ist die Gleichberechtigung der Geschlechter die Vorbedingung der individuellen Wahlfreiheit und Selbstbestimmung. Eine ideale Verbindung der Geschlechter wäre die gegenseitige Achtung und ein Wechselspiel von Überlegenheit und Unterlegenheit, von Führung und Geführtwerden. Mill und Taylor sahen die Ehe als einen Ort der Liebe, Freundschaft und Seelenverwandtschaft, in der sich Gleiche begegnen, die sich frei gewählt haben, die ihre Bindung immer wieder freiwillig erneuern, sich gegenseitig zu mehr Größe anspornen und sich weiterentwickeln.

Die Abhandlung sorgte bei Erscheinen für große Aufregung, fand hingegen in der anwachsenden Bewegung für das Frauenwahlrecht begeisterte Aufnahme. Die Forderungen nach rechtlicher Gleichheit waren bei den Zeitgenossen weit weniger umstritten als ihr Argument, die bestehende Ungleichheit behindere den moralischen Fortschritt und die Vervollkommnung der Menschheit, was wiederum eine neue Geschlechterordnung in Ehe, Familie und Gesellschaft erfordere. Das Werk sei »unanständig«, »unschicklich«, »arrogant«, »die Wurzel allen Übels« und ein »Machwerk moralischer Anarchie«.* Selbst enge Freunde wie Charles Kingsley gingen auf Distanz zu Mill.

Ablehnung und Empörung galt über die gesamte Zeitspanne ihrer Zusammenarbeit jedoch nicht nur den an den Konventionen rüttelnden Texten des Paares, sondern vor allem auch seiner Lebensweise. Ob zu Lebzeiten oder auch nach ihrem Tod geriet dabei hauptsächlich Harriet Taylor in die Schusslinie der Kritik. Sie sei eine »gefährlich aussehende Frau und von einer gefährlichen Leidenschaft ergriffen«, warnte schon Jane Welsh Carlyle.** Sie habe John Stuart »verhext«, raunten die Zeitgenossen. Sein Weggenosse Alexander Bain sah ihn gar im »Zustand der Unterwerfung« gegenüber seiner Frau.***

---

* Vgl. Susan Mendus: »John Stuart Mill and Harriet Taylor on Women and Marriage«, in: *Utilitas* 6 (1994), Heft 2, S. 287–299, hier S. 288 f.

** Vgl. Jane Welsh Carlyle an Dr. John Carlyle vom 12. Januar 1835 in diesem Band.

*** Vgl. Alexander Bain: *John Stuart Mill. A Criticism with Personal Recollections*, London 1882, S. 172.

Der Herausgeber einer Briefsammlung, die 1910 in London erschien, Hugh S. R. Elliot, fand ebenfalls nur abwertende Worte für Harriet Taylor und schloss ihre Tochter gleich mit ein: »Beim Lesen der privaten Briefe machte ich mir eine sehr ungünstige Meinung von den beiden, Mrs. Mill und Miss Helen Taylor. Mir schien, dass sie beide selbstsüchtige und etwas eingebildete Frauen waren und dass Mill (der ein sehr schlechter Beurteiler von Charakteren gewesen sein muss) in Bezug auf sie sich bei weitem getäuscht hat.«*

Auch in der nachfolgenden Rezeptionsgeschichte findet dieses Unbehagen gegenüber dem Paar und seinem Freiheitsstreben noch bis heute ein Echo. Mill habe sich als Masochist der Domina Harriet Taylor unterworfen.** Es war schon immer prekär, das Geschlecht zum Thema in Politik und Philosophie zu machen – es rührt an Abgründen und an Gefühlen, die unter die Haut gehen können. Dass dieser Tabubruch so vehement von einem Mann begangen wurde, hat die männliche liberale Community Mill bis heute nicht wirklich verziehen. Er ging gewissermaßen fremd mit dieser starken, intellektuellen Frau – ein Mann unter Einfluss.

So wundert es nicht, dass zeitlebens und bis heute über die Sexualität des Paares spekuliert wird. Eine Frau, die sich so aufführe und die so denke, könne nur frigide sein.*** Die Herausgeber der Briefe innerhalb der *Collected Works*, Dwight N. Lindley und Francis E. Mineka, behaupten in ihrer Einleitung: »… es gab keine sexuelle Beziehung. Mrs. Taylor gelang es, sich beide, ihren Ehemann und ihren Liebhaber, vom Halse zu halten.«****

Sexualität war kein explizites Thema ihrer gemeinsamen Arbeit und zumindest nicht Teil jener Korrespondenz, die in die Öffentlichkeit gelangte. Ihre Sexualität betrachtete das Paar als Teil seiner Privatsphäre, die nieman-

---

* Brief von Hugh S. R. Elliot an Lord Courtney vom 8. Mai 1910, zitiert nach: Friedrich August von Hayek: »Introduction«, in: *CW XII: The Earlier Letters of John Stuart Mill,* Toronto 1963, S. xv–xxiv, hier S. xx.

** Vgl. Anthony Daniels: »A Taste for Wormwood and Gall. On the Masochism of John Stuart Mill«, in: *The New Criterion* 29 (2010), Heft 11, S. 4.

*** Jo Ellen Jacobs, die amerikanische Herausgeberin der Werke von Harriet Taylor, spekuliert, falls das Paar keinen Sex gehabt haben sollte, dann vermutlich, weil Harriet Taylor an Syphilis gelitten haben könnte, übertragen von ihrem ersten Ehemann. Vgl. Jo Ellen Jacobs: »Introduction«, in: dies. (Hg.): *The Complete Works of Harriet Taylor Mill*, Bloomington (Ind.) 1998, S. xi–xliv, hier S. xxxii.

**** Dwight N. Lindley/Francis E. Mineka: »Introduction«, in: *CW XIV: The Later Letters of John Stuart Mill 1849–1873*, S. xv–xliv, hier S. xxvi.

den etwas anging. Klar ist auf jeden Fall, dass das Mill-Taylor'sche Beziehungsmodell, eine »Liebe zwischen zwei Gleichen«, erst ohne und dann mit Trauschein, eine Ehe als Freundschaft samt sinnlicher Freuden bei geteilter Intellektualität und gemeinsamer Arbeit, heftige Abwehr provoziert hat.

Auch in der Mill- und Liberalismusforschung hat es kaum eine Auseinandersetzung mit den Texten zur Gleichberechtigung der Geschlechter unter männlichen Autoren gegeben – sieht man von Stefan Collinis Einleitung zu diesen Essays in den *Collected Works* und Nicholas Capaldis Biographie von John Stuart Mill einmal ab.* Ebenso blieben der *Unterwerfung der Frauen*, obwohl es im Wesentlichen ein Buch über die Freiheit ist, ganz offensichtlich männliche Leser der liberalen Community allein schon aufgrund des Titels fern.

Einen gewichtigen Stellenwert hatten hingegen diese Texte in der historischen Frauenbewegung und jener der 1970er bis 1980er Jahre mit ihrem Slogan »Das Private ist politisch« sowie der feministischen Theorieentwicklung und Genderforschung. Zu Harriet Taylor und ihrer Tochter hatten die Frauenforscherinnen allerdings ein wesentlich ungebrocheneres Verhältnis als zu John Stuart Mill, der ihnen in einigen Bemerkungen seines Werkes doch zu nah an der traditionellen Arbeitsteilung der Geschlechter war.** Von links wurde gern kritisiert, Fallbeispiele und Analysegegenstände seien »nur die bourgeoise Ehe und Familie« gewesen, und aus feministischer Sicht wurde vor allem moniert, dass er Männer und Frauen als je einzelne Individuen ansah und nicht als Kollektivsubjekte.***

In der feministischen Rezeption wurden die Mill-Taylor'schen Texte zur Frauenemanzipation allerdings aus dem übrigen Werkzusammenhang herausgelöst und damit die Verbindung zur Freiheitsphilosophie gekappt. Umgekehrt hat die in der Regel männliche Mill- und Liberalismusforschung in ihrer Rezeption die Essays zur Frauenemanzipation vom Gesamtwerk abgespalten und damit ignoriert, dass die Prinzipien zur individuellen Freiheit

---

* Vgl. Stefan Collini: »Introduction«, in: *CW XXI: Essays on Equality, Law, and Education by John Stuart Mill*, Toronto 1984, S. vii–lvi und Nicholas Capaldi: *John Stuart Mill. A Biography*, New York 2004. Capaldi würdigt ausdrücklich Harriet Taylors positiven Einfluss auf John Stuart Mills Leben und Werk.

** Vgl. Alice S. Rossi: »Introduction: Sentiment and Intellect. The Story of John Stuart Mill and Harriet Taylor Mill«, in: dies. (Hg.): *Essays on Sex Equality by John Stuart Mill and Harriet Taylor Mill*, Chicago 1970, S. 3–63, hier S. 5 f.

*** Eine staatliche Frauenquote hätte er mit Sicherheit nicht propagiert.

und zur Wahlfreiheit ursprünglich aus der Auseinandersetzung mit den Geschlechterverhältnissen und der Frauenemanzipation entwickelt und dann von Mill und Taylor als Werte universalisiert wurden.

Für John Stuart Mill und Harriet Taylor waren Freiheit, Gleichberechtigung und die Emanzipation der Geschlechter unlösbar miteinander verbunden: Das eine bedingt das andere und umgekehrt. Freiheit war für sie kein statischer Wert, sondern ein dynamischer Prozess, der die Individuen und die Gesellschaft fortschreiten lässt hin zu größerem Glück. Gegen die Macht der Gewohnheit und die Vorurteile gegenüber Unbekanntem und Neuem, gegen die soziale Tyrannei setzten sie die Freiheit individueller Lebensexperimente.

Nicht von ungefähr mündet die Abhandlung über die *Unterwerfung der Frauen* in ein Plädoyer für die Freiheit: »Die Liebe zur Macht und die Liebe zur Freiheit sind in einem ewigen Widerstreit. Wo die wenigste Freiheit ist, da ist die Leidenschaft für die Macht am brennendsten und gewissenlosesten. Der Wunsch, Macht über andere zu besitzen, kann erst dann aufhören, eine demoralisierende Wirkung auf die Menschheit auszuüben, wenn jeder Mensch persönlich imstande sein wird, ihrer entbehren zu können, und das kann nur geschehen, wo die Achtung vor der Freiheit jedes andern in seinen persönlichen Angelegenheiten ein feststehender Grundsatz ist.«

III. Texte

1. Briefwechsel (1830–1858) John Stuart Mill und Harriet Taylor – Ihre Freundschaft und die anschließende Ehe.

Herausgegeben und kommentiert von
Friedrich August von Hayek

Übersetzung von Siegfried Kohlhammer

Einführung

I

Das literarische Porträt, das John Stuart Mill für uns in seiner *Autobiographie* von der Frau gezeichnet hat, die schließlich seine Ehefrau werden sollte, weckt in uns den dringenden Wunsch, mehr über sie zu wissen. Falls Harriet Taylor, um ihr den Namen zu geben, den sie die meisten Jahre ihres Lebens führte, auch nur annähernd so war, wie Mill es uns glauben machen will, müssten wir in ihr eine der außergewöhnlichsten Frauen sehen, die je gelebt haben. Selbst wenn ihr Einfluss auf Mill so groß war, wie er behauptet, müssten wir sie als einen der bedeutendsten Meinungsführer der spätviktorianischen Zeit betrachten. Doch bislang waren wir allein auf Mills Bericht angewiesen, um uns ein Bild von ihr machen zu können, und schon die Überschwänglichkeit der Sprache, womit er sie rühmte, rief im Allgemeinen eher Zweifel hervor, als dass sie zu überzeugen vermochte. Es liegt nahe, eine Beschreibung als Produkt einer ungewöhnlichen, wenn nicht gar exzentrischen Selbsttäuschung zu verwerfen, die in ihr einen Dichter sehen will begabter noch als Carlyle, einen Denker begabter als Mill selber, und die Einzige, die an seinen Vater heranreichte in der Fähigkeit, »durch die bloße Macht des Geistes und des Charakters die Überzeugungen und Ziele anderer zu beeinflussen, und im eifrigen Bemühen, vermittelst dieses Einflusses die Freiheit und den Fortschritt zu fördern«.[1] Mills bekannteste Einschätzung der Genialität seiner Frau aus der *Autobiographie* ist zu lang, um hier ungekürzt zitiert werden zu können, was wahrscheinlich auch überflüssig wäre. Einige wenige Sätze werden den Grundton einer sich über mehrere Seiten erstreckenden Beschreibung in Erinnerung rufen:[2]

»Sowohl in den allgemeinen geistigen Charakterzügen als auch im Temperament und in der Organisation habe ich sie, wie sie damals war, oft mit Shelley verglichen; im Denken aber und im Verstand war Shelley, soweit sich seine Kräfte während seines kurzen Lebens entwickeln konnten, nur ein Kind im Vergleich mit dem, was sie zuletzt wurde. In den höchsten Regionen der Spekula-

tion so gut wie in den kleineren praktischen Angelegenheiten des täglichen Lebens war ihr Geist dasselbe vollkommene Werkzeug, das bis ins Innerste des Stoffes eindrang und stets die wesentliche Idee oder das Prinzip erfasste. Dieselbe Exaktheit und Schnelligkeit, die sowohl ihre gefühlsmäßigen als auch ihre geistigen Fähigkeiten ausmachten, würde sie bei ihren Wahrnehmungs- und Imaginationsgaben befähigt haben, eine vollendete Künstlerin zu werden, wie ihre feurige und zarte Seele, ihre lebhafte Beredsamkeit sicherlich eine große Rednerin aus ihr gemacht hätten; auch besaß sie eine tiefe Kenntnis der Menschennatur und eine große Klugheit und Unterscheidungsgabe im praktischen Leben, so dass sie in einer Zeit, welche den Frauen eine derartige Laufbahn *eröffnete, unter den Eliten des Menschengeschlechts eine herausragende Rolle hätte spielen müssen. So standen ihre intellektuellen Eigenschaften einzig im Dienst eines moralischen Charakters, der so edel und ausgeglichen war, wie ich ihm nie im Leben begegnete. Ihre Selbstlosigkeit war nicht die eines angelernten Systems von Pflichten, sondern die eines Herzens, das sich ganz und gar identifizierte mit den Gefühlen anderer, ja oft genug darüber hinausging, indem sie diese Gefühle imaginativ mit der Intensität ihrer eigenen Gefühle ausstattete.«*

Auch wenn diese umfassendste Bekundung seiner Harriet Taylor geltenden Ansichten und Gefühle erst in der postumen *Autobiographie* veröffentlicht wurde, hatte Mill sie schon früher in ähnlichem Tonfall geäußert. Im Vorwort zu *Über die Freiheit* und zum Nachdruck des Artikels »Über Frauenemanzipation« in *Dissertations and Discussions*, beide kurz nach ihrem Tod veröffentlicht, finden sich ähnlich enthusiastische Formulierungen. Einige wenige Sätze aus dem letztgenannten Werk seien hier zitiert:[3]

»Alles, was Bewunderung erregt, wenn es gesondert in anderen vorgefunden wird, schien in ihr vereint: ein ebenso gesundes wie empfindliches Gewissen; eine nur durch ihren Gerechtigkeitssinn begrenzte Großzügigkeit, die oft ihre eigenen Ansprüche vergaß, nie aber die der anderen; ein Herz so groß und liebevoll, dass einem jeden, der ihr Wohlwollen auch nur im Geringsten zu erwidern vermochte, immer zehnfach vergolten wurde; und auf geistigem Gebiet eine lebhafte und genaue Vorstellungskraft, ein verfeinertes Wahrnehmungsvermögen, eine genaue und subtile Beobachtungsgabe, an die einzig die Tiefgründigkeit ihres spekulativen Denkens und eine nahezu unfehlbare praktische Urteilskraft und Einsicht heranreichten.«

Aber nicht nur im Leid und in der Trauer über ihren Verlust fand Mill solche Formulierungen. Er bediente sich vor ihrer Heirat anderen gegenüber einer ähnlichen Sprache und, wie wir später sehen werden, auch ihr gegenüber, und in der Widmung von seinen *Grundsätzen der politischen Ökonomie* hatte er seine Bewunderung auch im Druck zum Ausdruck gebracht, wenngleich sich das, solange ihr erster Mann noch lebte, auf eine begrenzte Zahl von Exemplaren beschränkte.

War das nicht alles bloße Selbsttäuschung? Manche von Mills Freunden glaubten das offenbar, und ihre Ansichten, insbesondere die Carlyles, haben die Haltung späterer Generationen entscheidend geprägt. Doch selbst wenn es sich um nicht mehr als bloße Selbsttäuschung handelte, würden wir uns damit nicht nur vor ein merkwürdiges psychologisches Rätsel gestellt sehen, sondern auch die Frage offenlassen, inwieweit Mills Ideen und insbesondere seine Meinungsänderungen zu einem kritischen Zeitpunkt des europäischen Denkens auf eben dieser Selbsttäuschung beruhen. Es fällt jedoch keineswegs leicht, die Ansicht zu teilen, dass ein so überaus nüchterner, ausgeglichener und disziplinierter Geist und ein Mensch, der seine Worte so bewusst und sorgfältig wählte wie Mill, keine Gründe für Behauptungen haben sollte, von denen er wissen musste, dass sie für jeden Menschen höchst ungewöhnlich erscheinen würden. Bevor man diese Auffassung akzeptiert und damit auch alles, was sie für unsere Beurteilung dieses Menschen und seiner *Autobiographie* bedeutet, hätte man doch gern auch einiges unabhängige Beweismaterial. Abgesehen von Mill hatte niemand von denen, die ihre Ansichten über Harriet Taylor äußerten, ausreichende Gründe für ihre Annahmen, mit Ausnahme von W. J. Fox, der einzigen anderen Stimme, die sich ihrem Lob anschließt.[4]

Mill selber bestritt jedoch einmal nachdrücklich, dass eine angemessene Biographie seiner Frau geschrieben werden könnte. In einem Brief, den er 1870 an Paulina Wright Davies, die amerikanische Kämpferin für Frauenrechte, geschickt hatte, schrieb er:[5]

»Wäre es möglich, die Bildung und Entwicklung eines Geistes wie des ihren in Lebenserinnerungen zu schildern, würde dies dem Wohl der Menschheit so förderlich sein, wie es einer Biographie überhaupt möglich ist. Doch solch eine psychologische Geschichtsschreibung ist selten möglich, und in ihrem Fall existiert das Material dafür nicht. Nicht mehr als ihr Geburtsort, ihre Abstammung und

einige wenige Daten könnten beigebracht werden, und mir scheint, als würde ihr Andenken mehr durch das Fehlen jeglichen Versuches eines biographischen Berichts geehrt als durch die Existenz eines höchst dürftigen. Was sie war, habe ich, wenngleich äußerst mangelhaft, in meinen Ausführungen im Vorwort zu ihrem Essay im Nachdruck meiner ›Dissertations and Discussions‹ zu schildern versucht.«[*]

Wir haben natürlich heute noch weniger Informationen über Mrs. Taylor als sich in Mills Besitz befanden, und bestünde unser Ziel wesentlich darin, ein umfassendes Bild von ihr zu rekonstruieren, wäre das in der Tat unmöglich. Wir können nur wenig dazu beitragen, das von Mill für uns gemalte unwahrscheinliche Bild eines Inbegriffs aller Vortrefflichkeiten lebendig werden zu lassen, aber auch wenn wir ihr vielleicht nicht gerecht werden können und auch wenn wir vielleicht außerstande sind, viel über sie zu erfahren, müssen wir alles unabhängige Beweismaterial über die Art ihrer Beziehung und das Wesen ihres Einflusses auf sein Werk begrüßen. Mill gab uns sein Bild von dieser Beziehung aus seiner Sicht, und er hatte vielleicht das Recht zu glauben, dass er dem nichts hinzuzufügen hatte. Aber das heißt nicht, dass es kein Material geben könnte, das für uns von Interesse wäre, weil es Licht auf dieses Bild zu werfen vermag.

II

Ob das Vorhandensein einer Autobiographie immer bedeutet, dass wir ihren Verfasser deshalb besser kennen als ohne sie, ist eine Frage, die sich unterschiedlich beantworten lässt. Zweifellos erfahren wir aus fast jeder Autobiographie vieles, was wir ohne sie niemals wissen würden. Ein so freimütiges und offenkundig wahrheitsgetreues Selbstporträt wie das Mills ermöglicht es uns, ein so differenziertes Bild seiner Person wahrzunehmen, wie das bei nur wenigen anderen historischen Persönlichkeiten möglich ist. Doch in mancher Hinsicht kann das Vorhandensein einer Autobiographie der Grund dafür sein, dass wir weniger über den betreffenden Menschen wissen. Je erfolgreicher sie ist, desto mehr wird sie andere von biographischen Forschungen über ihn

---

* Vgl. den vollständigen Text des Vorwortes zu *Über Frauenemanzipation* in diesem Band.

abhalten. Eine Autobiographie zeigt uns jedenfalls eher das Bild des Autors, wie er sich selber, oft aus dem Alter zurückblickend, sah, als seine Wirkung auf seine Zeitgenossen. Selbst wenn keine Täuschungsabsicht vorliegt, was im Fall Mills ganz sicher nicht der Fall war, kann der vom Leser gewonnene Eindruck sehr einseitig sein. Was einem Menschen selber als das Wichtigste gilt, muss es nicht notwendig für andere sein, und was er ausließ, kann so charakteristisch für ihn sein wie das, was er aufnahm.

All dies trifft in hohem Maße auch auf John Stuart Mills *Autobiographie* zu.* Sie ist wahrscheinlich dasjenige seiner Werke, das am längsten Bestand haben wird, wodurch er bereits am meisten Einfluss ausübte und das ihm wahrscheinlich einen festen Platz in der Ideengeschichte sichern wird. Es könnte sich durchaus herausstellen, dass seinen rein wissenschaftlichen Leistungen, den Abhandlungen über das *System der deduktiven und induktiven Logik* und über die *Grundsätze der politischen Ökonomie*, ein bescheidenerer Platz in dieser Geschichte zuerkannt werden wird, als seine Zeitgenossen erwartet hätten, und dass selbst *Über die Freiheit* und seine anderen Beiträge zur politischen Philosophie einer schneller vergehenden Periode des Denkens angehören, als diese Zeitgenossen es für möglich gehalten hätten. Aber selbst wenn Mill letztlich nicht als origineller Denker ersten Ranges anerkannt werden sollte, glaube ich doch, dass sein Ansehen den gegenwärtigen Tiefstand überwinden wird; er wird wieder als eine der wahrhaft großen Gestalten seiner Zeit anerkannt werden, mehr vielleicht als eine große moralische Persönlichkeit denn als ein großer Denker, und als jemand, der selbst seine rein geistigen Leistungen vor allem seiner tiefen Überzeugung vom höchsten moralischen Wert unablässiger geistiger Anstrengung verdankt. Nicht aufgrund seiner Veranlagung, sondern aus einem tief verwurzelten Pflichtgefühl heraus entwickelte sich Mill zum »Heiligen des Rationalismus«, wie Gladstone ihn einst so treffend beschrieben hat.

Es gibt deshalb vielleicht keinen anderen Fall, wo eine Autobiographie uns so viel zu sagen hätte und wo doch zugleich die rein geistige Darstellung der Entwicklung eines Menschen so irreführend ist. An Mills *Autobiographie* ist das, was sie auslässt – nicht in der Absicht, etwas zu verbergen, sondern weil Mill es tatsächlich für unwichtig hielt –, ebenso bemerkenswert wie das, was sie behandelt. Sie ist eine der unpersönlichsten Darstellungen einer geistigen

---

* Vgl. hierzu Band II dieser Ausgabe.

Entwicklung, die jemals unternommen wurden, eine Darstellung, worin einzig diejenigen Faktoren einen Platz fanden, die diese Entwicklung Mills Ansicht nach hätten beeinflussen sollen. Über das, was wir im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein Leben nennen würden, über seine privaten Interessen und persönlichen Beziehungen, erfahren wir praktisch nichts. Selbst die Schilderung »der wertvollsten Freundschaft in meinem Leben«, der zu Harriet Taylor, stellt wohl kaum eine Ausnahme dar: Das Gefühl des Missverhältnisses, das diese Schilderung von Mills wichtigster Erfahrung erweckt, beruht nicht zuletzt darauf, dass sie als eine rein geistige Erfahrung dargestellt wird. Es wäre ganz sicher falsch anzunehmen, dass Mill wirklich so war, dass das, was er einer Veröffentlichung für wert erachtete, uns das Bild des ganzen Menschen gibt. Man darf auch bezweifeln, dass wir die Bedeutung oder die Botschaft dieser Autobiographie vollauf zu würdigen wissen, solange wir nicht mehr über eben den Menschen wissen, dessen tiefste Überzeugungen ihn dazu veranlassten, sich so darzustellen.

Wenn jedoch das Vorhandensein der *Autobiographie* das Bedürfnis nach einer angemessenen Biographie eher steigert als verringert, ist es kein Zufall, dass auch noch ein Dreivierteljahrhundert nach Mills Tod ein solches Werk nicht existiert.* Ohne zusätzliches Wissen darüber, was seiner eigenen Darstellung nach der entscheidende Faktor in seinem Leben war, konnte eine solche Biographie nicht geschrieben werden. Es handelt sich dabei nicht um die einzige, wohl aber um die wichtigste Frage, für deren Behandlung in einer solchen Biographie das erforderliche Datenmaterial fehlte.

Der vorliegende Band ist nicht mehr als ein Versuch, diese spezifische Lücke zu füllen – eher Materialien für eine zukünftige Biographie als der Versuch einer kritischen Würdigung. Aber da ich aus Gründen, die ich sogleich erklären werde, in dem Buch selber auf jede Interpretation oder Bewertung dieser neuen Materialien verzichtet habe, darf ich hier vielleicht die Schlussfolgerungen über die Bedeutung von Harriet Taylor in Mills Leben vortragen, zu denen ich gelangt bin. Sie lauten, dass ihr Einfluss auf sein Denken und sein Weltbild, wie groß oder gering auch immer ihre Fähigkeiten gewesen sein

* Seit 1951, dem Jahr, in dem Hayek den Briefwechsel publizierte, sind in Nachfolge des Erstbiographen Alexander Bain einige Biographien erschienen, die im Literaturverzeichnis aufgeführt sind. Besonders hervorzuheben sind jene von Nicholas Capaldi: *John Stuart Mill. A Biography*, Cambridge 2004, und Richard Reeves: *John Stuart Mill. Victorian Firebrand*, London 2007.

mögen, durchaus so bedeutend war, wie Mill behauptet, dass aber ihr Einfluss sich etwas anders auswirkte, als gemeinhin angenommen wird. Es war keineswegs das emotionale Element in Mills Denken, sondern vielmehr das rationale, das durch ihren Einfluss am entschiedensten gefördert wurde. Mir ist nur eine Untersuchung bekannt, das wenig bekannte Essay des schwedischen Autors Knut Hagberg, welches die Art dieses Einflusses, wie er auf den folgenden Seiten erkennbar wird, richtig gesehen hat.

»*Offensichtlich«,* schreibt Hagberg, *»war es diese Frau, die ihn zu einem radikalen Rationalisten machte. Mit ihrer Persönlichkeit prägte sie alle seine bedeutenderen Werke; all ihren Meinungen verlieh Mill die Form philosophischer Maximen. Aber selbst in seinen trockensten Reflexionen über die Gleichartigkeit von Mann und Frau und über das Wesen der Logik ist Mill in Wirklichkeit ein Romantiker.«*[6]

III

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis einer ursprünglich ohne dieses Ziel unternommenen Arbeit. Es entwickelte sich unerwarteterweise aus dem Versuch, Mills Briefwechsel aus seinem früheren Lebensabschnitt zusammenzutragen; diese Briefe waren noch nie systematisch gesammelt worden. Eine beträchtliche Zahl davon ist nun zusammengestellt worden und harrt der Edition und Publikation.* Im Verlauf dieser Arbeit kamen die hier vorgelegten Materialien zum Vorschein, und es wurde bald klar, dass sie nicht in die geplante Ausgabe von Mills beruflicher Korrespondenz passen würden. Diese privaten Briefe verlangten eindeutig nach einer anderen Bearbeitung als der simplen chronologischen Präsentation mit ein paar erläuternden Fußnoten, wie sie im Fall seiner förmlicheren Briefe genügen würde. Um verständlich zu sein, erforderten die meisten von ihnen weitaus mehr Kenntnisse der Umstände, unter denen sie geschrieben worden waren. Die erhalten gebliebenen Briefe von Harriet Taylor an Mill und andere Exemplare aus der Familienkorrespondenz waren in diesem Zusammenhang zweifellos ebenso von Interesse

* Inzwischen sind die Briefe im Rahmen der *Collected Works*, zum Teil noch unter Mitarbeit Hayeks, publiziert.

wie die Briefe Mills. Andererseits ist ein erheblicher Teil ihrer Korrespondenz, der in die auf ihre Heirat folgende Zeit gehört und sich ausschließlich mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, kaum interessant genug, um eine Veröffentlichung zu rechtfertigen. Weder der Fleischkonsum ihrer Hausangestellten noch die Ratten beim Nachbarn oder all die umfangreichen Berichte über ihren momentanen Gesundheitszustand sind für den Druck geeignet. Irgendeine Form der Auswahl war deshalb unerlässlich. Und schließlich fällt ein großer Teil dieser Korrespondenz in die Zeit nach 1848, der in H. S. R. Elliots Ausgabe von *The Letters of John Stuart Mill* (1910) so viel Raum gewährt wird, dass eine neue Sammlung von Mills allgemeiner Korrespondenz dieser Periode nicht vonnöten ist.

Es wurde bald klar, dass die zufriedenstellendste Lösung dieser Probleme darin bestehen würde, die Privatbriefe aus der allgemeinen Korrespondenz herauszunehmen und sie mit bestimmten anderen Materialien zu einem eigenen Band etwas anderer Art zusammenzustellen. Ich war versucht, über eine solche bloße Präsentierung der Dokumente hinauszugehen und sie stattdessen als Grundlage für ein Buch über Mill und Harriet Taylor zu benutzen, habe aber bewusst davon Abstand genommen. Manchen Lesern wird dieses Buch deshalb eher wie eine Materialsammlung vorkommen denn als ein abgeschlossenes Werk. Die Dokumente auf diese Weise zu präsentieren rechtfertigt sich dadurch, dass sie das Material für mehrere andere auf ihnen beruhende Bücher liefern könnten. Jeder Interpretationsversuch wäre deshalb notwendig mit der unvoreingenommenen Präsentierung der Dokumente in Konflikt geraten. Nicht alle zufällig erhalten gebliebenen Fragmente lassen sich in eine zusammenhängende Geschichte einfügen, doch reichen sie andererseits aus, um eine solche begründen zu helfen. Aber jede von einer Interpretation geleitete Auswahl hätte wahrscheinlich zu einem Ausschluss von Dokumenten geführt, die sich von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtet als bedeutsam erweisen könnten.

Ich war deshalb bemüht, für die ersten achtzehn Jahre der Freundschaft von Mill und Harriet Taylor, für die Dokumente nur spärlich vorhanden sind, praktisch jedes verfügbare Bruchstück ihrer Korrespondenz, das ich mit einiger Sicherheit zu datieren vermochte, wiederzugeben. Das ergänzte ich durch weitere zeitgenössische Dokumente, soweit diese zum Verständnis der Briefe beitragen konnten, einschließlich einer Sammlung von Stellungnahmen ihrer Freunde und Bekannten. Von den letzteren ist das meiste bereits im Druck

erschienen, und das Bild der Beziehung Mills und Harriet Taylors, wie es nun allgemein verbreitet ist, beruht im Wesentlichen darauf.

Für die Zeit seit 1849 besitzen wir eine ununterbrochene Reihe von Mitteilungen Harriet Taylors an Mill und zwei lange sowie mehrere kürzere Folgen von Briefen, die Mill seiner Frau nach ihrer Heirat im Jahre 1851 schrieb. Daraus werden nur ausgewählte Abschnitte wiedergegeben. Jede Auswahl dieser Art muss notwendig bis zu einem gewissen Grade willkürlich sein, und wenigstens Mills Schilderungen seiner Reisen verdienten es wohl, in einem anderen Kontext ausführlicher wiedergegeben zu werden. Sollte dieser Teil des Buches jedoch nicht übermäßig anschwellen, konnte nur eine kleine Auswahl aus seinen Reisebeschreibungen aufgenommen werden, um für Passagen Platz zu schaffen, die in unmittelbarerem Zusammenhang mit den ihm und seiner Frau gemeinsamen Interessen stehen.

Hier sollte auch kurz eingegangen werden auf die bei der Veröffentlichung angewandten Transkriptionsregeln und Editionsprinzipien. Eine vollständige Berücksichtigung der strikten Regeln der Editionsphilologie würde in diesem Fall die Lesbarkeit des Textes über Gebühr beeinträchtigt haben. Die Stileigenschaften der Manuskripte, von denen viele hastig geschriebene formlose Mitteilungen sind, und bestimmte Gewohnheiten sowohl von Mill wie von Mrs. Taylor machten manche editorischen Eingriffe unerlässlich, sollte die leichte Lesbarkeit des gedruckten Textes gewährleistet sein. Hätte ich auf jeden möglichen Zweifel an der korrekten Lesart eines Wortes oder auf jedes Interpunktionszeichen, das eingefügt werden musste, hingewiesen, wäre der Text unerträglich überladen worden. Wo, wie es für die meisten ihrer Briefe gilt, dieselbe Art von Zeichen, das ein Punkt, ein Komma oder ein Bindestrich sein könnte, für alle drei dienen soll, wo die Interpunktion oft völlig fehlt (Mill ließ praktisch immer Interpunktionszeichen am Ende der Zeile aus) oder die notwendigen Interpunktionszeichen nur durch den Abstand zwischen den Wörtern angedeutet werden und wo Großbuchstaben völlig willkürlich verwendet werden, wäre es nur lästig gewesen, wenn jeder eingefügte Punkt in eckige Klammern gesetzt worden wäre oder jedes zweite Interpunktionszeichen als möglicherweise etwas anderes bedeutend in Frage gestellt worden wäre. Ein vernünftiger Kompromiss zwischen der getreuen Wiedergabe der übergreifenden stilistischen Eigenart der Manuskripte und dem Ziel leichter Lesbarkeit war notwendig. Wo es keinen wirklichen Zweifel an der Bedeutung geben konnte, zögerte ich nicht, die nötigen Korrekturen vorzu-

nehmen, ohne zugleich auch diejenigen Eigenheiten und Idiosynkrasien zu beseitigen, die die Lesbarkeit nicht beeinträchtigten. Wo Orthographie, Grammatik oder Interpunktion ungewöhnlich erscheinen, kann der Leser deshalb davon ausgehen, dass der gedruckte Text dem Manuskript folgt, auch wenn kein »*sic*« oder Ausrufezeichen gesondert auf diese Eigenheiten aufmerksam macht und obwohl an anderen Stellen ähnliche Mängel stillschweigend korrigiert worden sind.

IV

Damit bleibt mir nur noch, ganz kurz Rechenschaft abzulegen über die Herkunft der hier vorgelegten Dokumente. Der größte Teil stammt aus Mills nachgelassenen Papieren, die er seiner Stieftochter Helen Taylor vermacht hatte, welche sie zu ihren Lebzeiten sorgfältig hütete. Ein ausführlicher Bericht vom späteren Schicksal dieser Dokumente und wie diese schließlich zerstreut wurden, bleibt der Ausgabe von Mills allgemeiner Korrespondenz vorbehalten, und fürs Erste mag eine knappe Skizze genügen. Manche der Schriftstücke wurden wahrscheinlich zerstört und andere zerstreut, als Helen Taylor 1905 das Haus in Avignon aufgab, wo Mill den größeren Teil der letzten fünfzehn Jahre seines Lebens verbracht hatte und wo er vermutlich die meisten seiner Papiere aufbewahrte, nachdem er das Haus am Blackheath Park verlassen hatte. Ein Teil vom Hausrat in Avignon wurde nach seinem Tode in aller Eile von einigen Freunden veräußert.[7] Die meisten von Mills Papieren jedoch sind erhalten geblieben, wurden nach England geschickt und beim Tode Helen Taylors 1907 ihrer Nichte Mary Taylor übergeben. Während diese Papiere sich in ihrem Besitz befanden, wurde Mr. H. S. R. Elliot die Gelegenheit gegeben, die zweibändige Ausgabe der 1910 veröffentlichten *Letters of John Stuart Mill* herauszugeben, und zwar hauptsächlich auf der Grundlage von Mills Entwürfen seiner Briefe, die er seit 1848 aufbewahrte. Aber obwohl Elliot die Erlaubnis erhielt, die vertraulichen Briefe Mills in Augenschein zu nehmen, wurde es ihm verwehrt, sie zum Druck zu bringen, da Mary Taylor sich eine eigene Veröffentlichung dieser Briefe zu einem späteren Zeitpunkt vorbehielt.[8] Dieses Vorhaben, das sie wiederholt erwähnte, wurde niemals ausgeführt. Kurz vor ihrem Tode im November 1918 korrespondierte sie mit einem Literaturagenten über einen Band solcher Briefe,[9] der als Schreibmaschinenmanuskript vorzuliegen

schien und der wahrscheinlich die meisten der Materialien des vorliegenden Bandes enthielt und vielleicht auch andere, seit dem verloren gegangene Dokumente. Es war nicht möglich, dieses Typoskript ausfindig zu machen, und da sowohl das Büro der literarischen Agentur und das des Verlegers, an den sie herangetreten war, wie auch das Büro von Mary Taylors Rechtsanwälten und der Aufbewahrungsort, an dem die Testamentsvollstrecker einige Mary Taylor betreffende Schriftstücke verwahrten, beim Londoner »Blitz« im Dezember 1940 in Flammen aufgingen, ist es sehr unwahrscheinlich, dass dieses Typoskript noch existiert. Mit Ausnahme von nur wenigen Briefen, den vertraulicheren Familienbriefen, wurden die Mill betreffenden Dokumente, die sich im Besitz von Mary Taylor befunden hatten, auf Anweisung ihrer Testamentsvollstrecker auf zwei Auktionen bei Sotheby's London am 29. März 1922 und am 27. Juli 1927 verkauft. Fast alle Posten wurden zunächst von verschiedenen Antiquaren erstanden, scheinen aber mit Ausnahme weniger Stücke, die wahrscheinlich an Privatsammler gingen, früher oder später eine endgültige Bleibe in der einen oder anderen Universitätsbibliothek Großbritanniens oder der Vereinigten Staaten gefunden zu haben. Große Teile der Sammlung befinden sich nun in der Bibliothek der London School of Economics, der Leeds University, Johns Hopkins University, Yale University und North-Western University. Dazu gehört die »Mill-Taylor Collection« der British Library of Political and Economic Science (so der offizielle Name der Bibliothek der London School of Economics), bei weitem die größte, und während der Arbeit an Mills Korrespondenz war es möglich, für sie eine erhebliche Zahl weiterer Materialien zu erwerben, die sowohl aus derselben Quelle wie auch aus anderen stammen, darunter die Familienbriefe, die von Mary Taylors Testamentsvollstreckern zum Zeitpunkt der Versteigerungen zurückbehalten worden waren, und eine Reihe von Briefen, die von den Nachkommen einiger Verwandter Mills und einiger seiner anderen Briefpartner aufbewahrt worden waren. Aber auch wenn die Sammlung in London wahrscheinlich die umfangreichste ist, was Mills allgemeine Korrespondenz betrifft, hat doch die kleinere Sammlung der Yale University Library den wichtigsten Beitrag zur Entstehung des vorliegenden Buches geleistet. Fast alle erhalten gebliebenen Briefe Mills an seine Frau und seine wichtigsten Briefe an W. J. Fox befinden sich in dieser Sammlung. Andere Bibliotheken haben natürlich ebenfalls zum Zustandekommen dieses Buches beigetragen; sie sind alle in den Anmerkungen aufgeführt, die den Aufbewahrungsort der einzelnen Briefe angeben.

Erstes Kapitel

Harriet Taylor und ihr Kreis

(1830)

John Stuart Mill begegnete Harriet Taylor wahrscheinlich im Sommer oder Frühherbst 1830 zum ersten Mal, als sie erst dreiundzwanzig, aber bereits seit mehr als vier Jahren verheiratet und die Mutter zweier Söhne war.[1] Das spezielle Personenstandsregister, das zu jener Zeit zum freiwilligen Gebrauch für die Dissenter* in Dr. Daniel Williams' Library geführt wurde, vermerkt für den 10. Oktober 1807 die Geburt von Harriet, Tochter von Thomas Hardy, »Wundarzt und Geburtshelfer«, in der Beckford Row Nr. 18, Walworth, in Südlondon. Ihre Enkelin Mary Taylor gibt an,[2] dass die Hardys einige Jahrhunderte lang die Gutsherren von Birksgate in der Nähe von Kirkburton gewesen waren, wo Thomas Hardy etwa die letzten zehn Jahre seines Lebens im Ruhestand verbrachte, bevor er 1849 starb. Falls das mehr als nur eine bloße Vortäuschung vornehmer Abkunft ist, war er wahrscheinlich ein jüngerer Sohn, der frühzeitig nach London ging, um dort einen Beruf zu ergreifen. Jedenfalls scheint er spätestens seit 1803 viele Jahre lang in Walworth praktiziert zu haben und noch vor dieser Zeit die Tochter eines Bürgers von Walworth geheiratet zu haben. Andere Mitglieder der Familie Hardy scheinen ebenfalls in London gelebt zu haben. Thomas Hardys Arztpraxis war offenbar einträglich genug, um es ihm zu ermöglichen, seinen zahlreichen Kindern eine recht gute Erziehung zukommen zu lassen. Die gelegentlichen Blicke auf ihn, die uns die Briefe der Familie gestatten, zeigen ihn als eine nicht sehr liebenswürdige Persönlichkeit. Sie vermitteln den Eindruck eines etwas herrschsüchtigen und schwierigen Menschen, und da die Beziehungen Harriet Taylors zu ihren Eltern zumindest in ihrem späteren Leben nicht allzu herzlich waren, klingt die Überlieferung, dass ihr unglückliches Elternhaus sie zu einer frühen Ehe getrieben habe, einigermaßen glaubwürdig.

---

* Personen, wie zum Beispiel die Unitarier, die in ihrem Glauben von der Church of England abwichen und von daher nicht in deren Personenstandsregister geführt wurden.

John Taylor, den sie am 14. März 1826 heiratete, nur fünf Monate nach ihrem achtzehnten Geburtstag, war elf Jahre älter als sie. Er war ein Juniorpartner von David Taylor & Sons, einer Firma für Pharmagroßhandel beziehungsweise Chemikalien- und Farbstoffhandel (»drysalters«), die bereits seit mehr als fünfzig Jahren ein florierendes Geschäft in der City betrieben. Die Niederlassung der Firma befand sich schon seit langer Zeit am Finsbury Square und der angrenzenden Cross Street und war dort bereits von John Taylors Großvater geleitet worden, jenem »Musterbild von einem alten schottischen Puritaner; ernst und achtunggebietend, aber sehr freundlich gegen Kinder, auf welche solche Männer einen bleibenden Eindruck machen«.[3] Er hatte, wie Mill uns erzählt, in dessen Kindheit im Nachbarhaus von James Mills Haus in Newington Green gewohnt und zuweilen den kleinen John Mill zum Spielen in seinen Garten eingeladen. Mindestens drei der Söhne dieses alten Mannes, David, George und John Taylor, wurden seine Nachfolger in der Firma, und zu der Zeit, als sein Enkel, der jüngere John, heiratete, schien »Onkel David« der Seniorpartner gewesen zu sein und diese Position auch zu Lebzeiten seines Neffen innegehabt zu haben.

Was wir insgesamt über John Taylor wissen, bestätigt überwiegend seine Beschreibung in der *Autobiographie*: »ein höchst tüchtiger und ehrenwerter Mann von liberalen Ansichten und guter Erziehung, dem jedoch die intellektuellen und künstlerischen Vorlieben fehlten, welche ihn zu einem harmonischen Gefährten ›für seine Frau‹ hätten machen können«. Seine Charakterisierung durch Carlyle als »ein harmloser, langweiliger guter Mensch«[4] ist, wenn auch vielleicht weniger fair, wahrscheinlich ebenfalls nicht ganz verkehrt.

Aber auch wenn John Taylor vor allem ein wohlhabender Geschäftsmann war, der sich der guten Dinge des Lebens erfreute, erstreckten sich seine Interessen doch über diesen beschränkten Bereich hinaus. Er widmete einen Gutteil seiner Zeit der Finanzverwaltung der Unitarischen Gemeinde, der sowohl die Taylors als auch die Hardys angehörten, und leitete die gelegentlich schwierigen Verhandlungen mit deren eigensinnigem Pfarrer William Johnson Fox. Als überzeugter *Radical** zeigte er ein aktives Interesse an Politik; es gibt auch

* *Radical* ist in den 1830er Jahren die Selbstbezeichnung der »Philosophical Radicals« um John Stuart Mill und dessen Vater James, zu denen unter anderem John Arthur Roebuck (1802–1879) und George Grote (1794–1871) gehörten. Ihr publizistisches Sprachrohr war die *Westminster Review*. Mill verfocht im Rahmen dieser Gruppe ein antiaristokratisches, liberales Reformprojekt außerhalb der bestehenden politischen Nomenklaturen. Für ihn

Hinweise darauf, dass er sich im Auftrag der Unitarier mit den Angelegenheiten der neuen University of London befasste.[5] Im Jahr 1836 finden wir ihn unter den Gründungsmitgliedern des Reform Club, was vermuten lässt, dass er als einer der wichtigeren Geschäftsleute der *Radicals* galt. Er scheint es sich auch zu seiner besonderen Aufgabe gemacht zu haben, die Interessen der zahlreichen politischen Exilanten aus Frankreich und Italien wahrzunehmen, die damals in London eintrafen.

In den ersten fünf Jahren nach ihrer Heirat wohnten John Taylor und seine Frau in der City in einem Haus in der Christopher Street 4, Finsbury Circus, in unmittelbarer Nähe sowohl zu der Firma wie auch zu W. J. Fox' neuer Kirche in South Place. Ihr erster Sohn, Herbert, wurde dort am 24. September 1827 geboren, und der zweite Sohn, Algernon, stets Haji genannt, folgte am 2. Februar 1830. Das dritte und letzte Kind, Helen (meist Lily genannt), wurde am 27. Juli 1831 geboren. Ein oder zwei erhalten gebliebene Briefe aus der Korrespondenz der beiden Jungverheirateten aus den ersten Jahren ihres Ehelebens zeigen Mrs. Taylor als eine liebende junge Frau und glückliche Mutter.[6] Aber es gibt keinen Grund, daran zu zweifeln, dass eine gewisse Verschiedenheit der Vorlieben und Interessen sich bemerkbar machte, lange bevor ihre Freundschaft zu Mill begann.

Die einzige Beschreibung von Harriet Taylors äußerer Erscheinung zu dieser Zeit stammt von W. J. Fox' Tochter, die damals ein kleines Mädchen im Alter von etwa sieben Jahren gewesen sein muss, falls sie wirklich, wie sie sagt, von dem Jahr 1831 spricht. Da Mrs. Taylors Alter von ihr mit etwa fünfundzwanzig angegeben wird, stammt diese Beschreibung wahrscheinlich von einem um mindestens zwei Jahre späteren Zeitpunkt und wäre damit praktisch zeitgleich mit dem diesem Buch beigefügten Porträt, das von ihr als ganz besonders treffend gelobt wird:

»Mrs. Taylor besaß zu dieser Zeit, als sie vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt war, eine Schönheit und Anmut ganz eigener Art. Groß gewachsen und schlank,

---

war das eigenverantwortliche Individuum im Gegensatz zu autoritärer Fremdbestimmung Ursprung des politischen Emanzipationsbegriffes »liberalism«. Ab Ende der 1830er Jahre wurden die Begriffe »radical« und »liberal« synonym verwendet. Vgl. ausführlich dazu: Jörn Leonhard: *Liberalismus: Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters*, München 2001, S. 400–412. Auch im weiteren Text unserer Ausgabe ist dieser zeitgenössische Begriff im Original belassen.

von leicht gekrümmter Gestalt und mit Bewegungen von geschmeidiger Anmut. Ein kleiner Kopf, ein Schwanenhals und eine Gesichtsfarbe wie die einer Perle. Große dunkle Augen, nicht sanft oder schläfrig, sondern mit einem ruhig gebieterischen Blick. Eine leise, angenehme Stimme mit deutlich akzentuierter Aussprache betonte die Wirkung ihrer gewinnenden Persönlichkeit. Ihre Kinder liebten sie abgöttisch.«[7]

Diese feingliedrige Gestalt hegte offensichtlich sehr feste Überzeugungen und heftige Gefühle, die in diesen frühen Jahren aber noch nach Artikulation und geeigneten Ausdrucksmitteln suchten. Wahrscheinlich waren ihr Charakter und ihr Weltbild schon von Kindesbeinen an durch eine heftige Empörung gegen die gesellschaftlichen Konventionen gebildet worden, die sie nicht nur in einem Alter, als sie nicht verstehen konnte, was das bedeutete, dauerhaft von einem Manne abhängig gemacht hatten, den sie seinem Verstand und seiner Bildung nach als ihr unterlegen ansah, sondern die sie auch noch von fast all den Tätigkeiten ausschlossen, derer sie sich für fähig erachtete. Es gibt mit ziemlicher Gewissheit autobiographische Elemente in einem Abschnitt ihrer frühen literarischen Versuche, wo sie darüber klagt: *»Im gegenwärtigen System von Gewohnheiten & Meinungen treten die Mädchen ahnungslos über seine Bedingungen in das ein, was man einen Vertrag nennt, und dass sie so sind, wird als absolut wesentlich für ihre Eignung angesehen.«*[8] Aber auch wenn die Lage der Frau, ihre Erziehung und ihre Stellung innerhalb der Ehe damals Mrs. Taylors Hauptanliegen waren und wahrscheinlich den Ausgangspunkt für ihre anderen Betrachtungen darstellten, blieb ihre vernunftbegründete Empörung gegen die Tyrannei der öffentlichen Meinung doch keineswegs darauf beschränkt.

Was wir über ihre Ansichten und Interessen während dieser frühen Jahre wissen, muss einem Bündel von Notizen und Entwürfen entnommen werden, von denen die meisten aus der Zeit kurz vor oder kurz nach ihrer ersten Begegnung mit Mill stammen, ohne dass jedoch auch nur eine davon annähernd sicher datiert werden kann. Es gibt keine eindeutigen Beweise dafür, dass sie sich an Prosatexten versuchte, bevor sie Mill begegnete beziehungsweise kurz danach Beiträge für Fox' *Monthly Repository* zu schreiben begann. Aber die Vielfalt der Entwürfe und Fragmente zur Lage der Frau, zu Erziehung und verschiedenen gesellschaftlichen Bräuchen und Konventionen, die etwa aus derselben Zeit stammen, lassen vermuten, dass diese Probleme sie

eine geraume Zeit beschäftigt haben müssen.* Das Interessanteste dieser Essays, das merkwürdigerweise in Teilen einige der Argumente von *Über die Freiheit* vorwegnimmt, wird im Rahmen des vorliegenden Buches nachgedruckt.

Mrs. Taylor hatte sich jedoch vor 1830 eine Zeitlang als Dichterin versucht. Ihre sechs erhalten gebliebenen Gedichte, von denen drei im *Monthly Repository* gedruckt worden waren, sind von ungleicher Qualität. Sie lassen den Einfluss Shelleys erkennen, und die besten beweisen wirkliches dichterisches Talent, wenn sie auch in der Ausführung den dichterischen Werken vieler junger Frauen ihrer Zeit wohl kaum überlegen sind.

Die einzigen Mitglieder von Mrs. Taylors Kreis, von denen wir uns ein deutliches Bild machen können, und wahrscheinlich die einzigen, die im Zusammenhang mit Mill von Bedeutung sind, waren William Johnson Fox und die beiden außergewöhnlichen jungen Frauen, mit denen dieser erst seit kurzer Zeit vertrauten Umgang pflegte: Eliza und Sarah Flower. 1830 war Fox vierundvierzig Jahre alt und befand sich auf dem Höhepunkt seines Ruhms als unitarischer Prediger; als Herausgeber des *Monthly Repository* seit 1827 aber stand er schon am Beginn eines Aufstiegs zu einer noch einflussreicheren Position als Journalist und Politiker der *Radicals*. Er hatte seinen Weg gemacht vom Sohn eines Kleinbauern und späteren Laufburschen bei einem Weber und Bankangestellten in Norwich zu einer bedeutenden Figur des öffentlichen Lebens, und zwar hauptsächlich durch seine Redekunst, die ihn später berühmt machen sollte als einen der wirkungsvollsten Redner der Anti-Corn-Law League.** Damals war er aber noch eine der führenden Persönlichkeiten der Unitarian Association, doch diese Verbindung lockerte sich bald, und obwohl er auch weiterhin in der South Place Chapel predigte, tat er dies eher als Vorläufer der Ethischen Bewegung seines Nachfolgers Moncure Conway denn als Vertreter einer der christlichen Konfessionen. Die Abwendung von der strengeren Gemeinde der Unitarier war auch die Folge seiner Beziehung zu Eliza Flower.

Fox war unglücklich verheiratet und unterhielt seit 1829 eine enge Verbindung zu den beiden schönen und hochbegabten Schwestern, als er beim Tod

---

* Vgl. hierzu die von Jo Ellen Jacobs herausgegebene vollständige Sammlung der Texte Harriet Taylors.

** Vereinigung, die sich für die Abschaffung der Getreidezölle in England einsetzte und deren Bestreben kurz vor Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgreich war, woraufhin sie sich auflöste.

ihres Vaters ihr Treuhänder wurde. Eliza und Sarah Flower, die 1830 siebenundzwanzig beziehungsweise fünfundzwanzig Jahre alt waren und damit nur wenig älter als Mill und Harriet Taylor, müssen faszinierende Persönlichkeiten gewesen sein. Eliza genoss als Komponistin ein gewisses Ansehen, und Sarah war als Dichterin anerkannt; man erinnert sich ihrer heute als der Verfasserin des Chorals »Nearer, my God, to Thee«. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter wurden sie ausschließlich von ihrem Vater erzogen und hatten ihre natürlichen Begabungen ohne eine systematische Ausbildung oder viel Schulung irgendwelcher Art entwickelt. Höchstwahrscheinlich hat Mill Eliza Flower im Auge, wenn er in seiner *Autobiographie* von Mrs. Taylors »Leben innerer Beschaulichkeit« spricht, »in das nur der vertraute Verkehr mit einem kleinen Kreis von Freunden Abwechslung brachte. Unter Letzteren befand sich bloß eine einzige, seitdem längst verblichene Person von Genius oder von Gefühls- und Verstandeseigenschaften, die mit den ihrigen verwandt waren«.[9] Eine Reihe zwangloser Mitteilungen von Eliza Flower an Mrs. Taylor, die erhalten geblieben sind,[10] lassen erkennen, dass die beiden Frauen zu Beginn der dreißiger Jahre über einen längeren Zeitraum vertrauten Umgang pflegten und dass die fragile und ein wenig labile Eliza Flower wohl zu der jüngeren, aber beherrschteren und besser situierten verheirateten Frau aufblickte. In ihrem vertrauten Kreis als »Ariel« bekannt, scheint Eliza Flower tatsächlich etwas von diesem Luftgeist an sich gehabt zu haben. Der Biograph Fox beschreibt sie als

»Ganz entschieden ein Naturkind, freimütig und offen und ehrlich wie der Tag. Sie verehrte Mozart, Shakespeare, Burns, Byron, aber auch wenn es diese nie gegeben hätte, wäre Eliza Flower immer noch Eliza Flower gewesen. Während ihre Selbständigkeit und Ungezwungenheit ihrem Wesen einen unbeschreiblichen Zauber verliehen, leisteten sie ihr in der Welt der Künste nicht unbedingt nur gute Dienste. Musik fiel ihr so leicht, dass sie nie die Wichtigkeit unermüdlichen Fleißes begriff noch die einer professionellen Ausbildung, die wohl auch ihre finanziellen Mittel überstiegen hätte.«[11]

Eliza Flower wurde Fox' engste Freundin und verwendete all ihre Kräfte darauf, ihn bei seiner schriftstellerischen Arbeit zu unterstützen, und führte ihm nach der Trennung von seiner Frau im Jahre 1835 den Haushalt, was unweigerlich zu verleumderischem Gerede führte, das Fox' Stellung in der

Gemeinde eine Zeitlang zu untergraben drohte. Das könnte auch einer der Gründe gewesen sein, die es Mrs. Taylor nicht ratsam erscheinen ließen, die Beziehung zu Eliza Flower aufrechtzuerhalten, als ihre eigene Situation unter ähnliche Kritik geriet, obwohl Eliza Flowers zunehmende Exzentrizität wahrscheinlich ebenfalls dazu führte, dass sich die beiden auseinanderlebten.

Auf ihre Weise scheint die jüngere Schwester, Sarah Flower, ein ebenso bemerkenswerter Mensch gewesen zu sein. Durch ihre Heirat mit William Bridges Adams führte sie 1834 eine weitere eindrucksvolle Persönlichkeit in den engeren Freundeskreis ein, in dem Mrs. Taylor und Mill verkehrten. W. B. Adams, der zuvor mit einer Tochter von Francis Place verheiratet gewesen war, war damals hauptsächlich als ein Schriftsteller der *Radicals* tätig und gehörte jahrelang zu denjenigen, die am häufigsten Beiträge für das *Monthly Repository* verfassten. Er wurde später ein erfolgreicher Pferdekutschen-Fabrikant und ein bedeutender Eisenbahningenieur. Eine Zeitlang scheint er mit Mill auf vertrautem Fuß gestanden zu haben, der sich sehr bemühte, auf das Buch *The Producing Man's Companion* aufmerksam zu machen, das Adams unter dem Pseudonym »Junius Redivivus« veröffentlicht hatte.[12]

Um diesen inneren Kern versammelte sich in den frühen dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts eine Reihe von weniger bedeutenden Repräsentanten der literarischen und künstlerischen Welt, die meisten von ihnen Mitarbeiter beim *Monthly Repository*, darunter eine beträchtliche Zahl von Frauen. Eine Zeitlang gehörte Harriet Martineau, die damals am Anfang ihrer literarischen Karriere stand, mit ihren regelmäßigen Beiträgen zu den aktivsten Mitarbeitern von Fox' Zeitschrift. Zwei weitere talentierte Schwestern, Margaret Gillies, die Miniaturmalerin, und Mary Gillies, die Romanschriftstellerin, scheinen ebenfalls zu der ein wenig unkonventionellen und entschieden feministischen Gruppe gehört zu haben, deren Mitglieder Leigh Hunt in seinen *Blue-Stocking Revels* porträtierte.[13]

Das *Monthly Repository* selber war unter Fox' Leitung, vor allem nachdem er es 1831 gekauft und seine unitarische Ausrichtung weitgehend reduziert hatte, eine Zeitschrift von erheblichem Ansehen und Einfluss sowohl auf politischem wie auf literarischem Gebiet.[14] Manche Artikel, insbesondere Henry Crabb Robinsons Artikelserie über Goethe, sind Meilensteine in der Literaturgeschichte der Zeit. Aber was das *Monthly Repository* von den anderen Zeitschriften der *Radicals* jener Zeit unterschied und was, während es seine

unitarischen Unterstützer vor den Kopf stieß, Harriet Taylor besonders zusagte, war seine starke feministische Tendenz. Sowohl W. J. Fox, dessen Ansichten über die Scheidung an Milton erinnern, wie auch W. B. Adams schrieben in der Zeitschrift ausführlich über dieses Thema, und ihre Argumente ähneln oft so sehr einigen von Mrs. Taylors handschriftlichen Entwürfen aus jener Zeit, dass man sich fragt, ob sie einfach nur ihre Ideen von ihnen übernahm oder ob ihre etwas unausgefeilten Entwürfe nicht vielleicht als Grundlage für die Artikel der erfahreneren Autoren dienten.

John Stuart Mill stand wahrscheinlich schon eine Zeitlang in engem Kontakt mit Fox' Kreis, bevor er Mrs. Taylor zum ersten Mal begegnete. Es heißt sogar, dass er einst ein Bewerber um Eliza Flowers Hand gewesen sein soll.[15] Zwischen der Gruppe der Utilitarier und Fox' unitarischer Gemeinde, wozu direkte Schüler Jeremy Benthams wie Dr. John Bowring und Dr. Southwood Smith gehörten, gab es viele Kontakte; Fox selber hatte 1826 einen Beitrag für das erste Heft der *Westminster Review* geschrieben.

Wenn wir uns ein Bild von John Stuart Mill im Alter von vierundzwanzig Jahren, als er Mrs. Taylor vorgestellt wurde, machen wollen, sind die anhand der *Autobiographie* gewonnenen Eindrücke eher irreführend. Die *Autobiographie* gibt uns einerseits hauptsächlich ein Bild von dem Objekt jenes außergewöhnlichen Erziehungsexperiments, das Hauptthema dieses Werkes ist, und andrerseits ein Bild ihres Verfassers, als er sie gegen Ende seines mittleren Lebensalters schrieb. Aber der Mill des dazwischenliegenden Zeitraums, mit dem wir uns hier befassen, war in vieler Hinsicht ein ganz anderer Mensch als jene beiden. Er war nicht mehr einfach nur das Geschöpf seines Vaters, das fehlerlos konstruierte geistige Instrument, das mit Eifer der Sache diente, für die sein Vater ihn entwickelt hatte. Diese Periode war mit der »Krise seiner seelischen Entwicklung« zu Ende gegangen, die sich in seinem zwanzigsten Lebensjahr ereignet hatte. Und er war noch nicht der ernste, zurückgezogen lebende und strenge Philosoph, zu dem er bald nach Erreichen des dreißigsten Lebensjahres wurde. Auch in Bezug auf sein äußeres Erscheinungsbild müssen wir ihn uns ganz anders vorstellen, als ihn das vertraute Bild zeigt, das wir hauptsächlich dem in Mills letztem Lebensjahr von Watt gemalten Porträt entnehmen, oder den Photographien, die nicht viel früher aufgenommen wurden. Lange davor schon hatten ihn schlechte Gesundheit, Überarbeitung und ständige nervliche Anspannung vorzeitig alt aussehen lassen. Es gibt kein frühes Porträt von Mill als jungem Mann, und wir müssen versuchen, sein äuße-

res Erscheinungsbild aus den wenigen Beschreibungen seiner Zeitgenossen zu rekonstruieren.

Carlyle, der ihm 1831 zuerst begegnet war, beschrieb ihn als »einen schlanken, ziemlich großen jungen Mann mit einem kleinen, offenen Gesicht mit Adlernase, zwei kleinen, unverstellt lächelnden Augen; bescheiden, außergewöhnlich begabt und mit klar artikulierter Aussprache, enthusiastisch, doch klarsichtig; kein bedeutender, aber ein unverkennbar begabter und liebenswerter junger Mann«.[16] Viel später erinnerte er sich an ihn als »ein unschuldiges junges Geschöpf mit üppigem rotbraunem Haar und sanfter, gefühlvoller Miene, ein schöner Anblick«.[17] Das früheste erhalten gebliebene Porträt, das hier abgebildete Medaillon, stammt ebenfalls aus einer späteren Zeit.

Es scheint ihn gegen Ende seines vierten Lebensjahrzehnts darzustellen und stimmt wahrscheinlich mit dem 1840 von einem gewissen Cunningham gemalten Porträt überein, das Caroline Fox als »einen durchaus ideal geformten Kopf« beschreibt, »ganz geprägt von beharrlichem Nachdenken, und ein höchst edles Gesicht«.[18] Aber inzwischen hatte Mill seine erste schwere Erkrankung durchgemacht, die meisten seiner Haare verloren und sich das nervöse Zucken über seinen Augen zugezogen, das er für den Rest seines Lebens beibehalten sollte. Aber auch wenn Mill nach seinem dreißigsten Lebensjahr durch schlechte Gesundheit dauerhaft behindert war und obwohl er sich vielleicht nie ganz von dem zehn Jahre zurückliegenden Nervenzusammenbruch erholt hatte, scheint er doch von Natur mit einer ausgezeichneten körperlichen Konstitution ausgestattet gewesen zu sein, die es ihm ermöglichte, nicht nur diese Behinderungen zu meistern, sondern weiterhin so lange arbeiten zu können und selbst während einer akuten Krankheit derartiger körperlicher Anstrengungen fähig zu sein, dass es kaum glaubhaft erscheint.

Die Geschichte seiner Erziehung ist allzu gut bekannt, als dass sie auch nur in Umrissen noch einmal erzählt werden müsste. Auf der Grundlage der uns vorliegenden umfassenden Darstellung seiner Erziehung wurde ihm in einer neueren Untersuchung über kindliche Genies der höchste Intelligenzquotient aller dokumentierten Fälle von besonders frühreifen Kindern zuerkannt;[19] aber der Autor dieser Studie weist zurecht darauf hin, dass dies auch einfach nur daran liegen könnte, dass wir so viel mehr über Mills Kindheitserfolge wissen als über die der meisten anderen Kinder. So verblüffend schnell er auch als Kind ein Erziehungsprogramm absolvierte, das normalerweise erst im

frühen Mannesalter beendet werden kann, und so erstaunlich seine Gedächtnisleistungen auch sind und die Disziplin systematischen Denkens und Erklärens, die er erlernte, gibt es doch eigentlich in seinen frühen Jahren wenige Anzeichen für Originalität oder kreative Fähigkeiten. Mills eigene bescheidene Einschätzung seiner angeborenen Fähigkeiten dürfte der Wahrheit wohl näher kommen. In der *Autobiographie* stellt er das Erziehungsexperiment seines Vaters eben deshalb als beweiskräftig dar, weil er

»in allen diesen natürlichen Vorteilen eher unter als über dem Durchschnitt stand, und was ich zu leisten vermochte, hätte sicherlich ebenso gut von jedem Knaben oder Mädchen, das mit einer gesunden physischen Konstitution nur ein durchschnittliches Fassungsvermögen besitzt, geleistet werden können. Wenn ich etwas vollbracht habe, so verdanke ich es neben anderen glücklichen Umständen der Tatsache, dass ich durch die frühe Bildung, die mir mein Vater zuteilwerden ließ, einen Ausgangspunkt gewann, der mich meinen Zeitgenossen gegenüber um ein Vierteljahrhundert vorausbrachte.«[20]

Dass John Mill nach dem Ende seiner Erziehung einige Jahre lang kaum mehr als die in der *Autobiographie* beschriebene »Denkmaschine« war, brauchen wir nicht in Zweifel zu ziehen. Die Beschreibung Mills im Alter von achtzehn oder neunzehn Jahren durch seinen Freund John Roebuck* trifft wahrscheinlich genau zu; er schreibt, er habe bei seiner ersten Begegnung mit Mill festgestellt, dass

»er, obwohl er über viel Wissen verfügte und gründlich vertraut war mit der Welt der Politik, doch nur, wie nicht anders zu erwarten war, die Ideen anderer Menschen vertrat, und diese Menschen waren sein Vater und Bentham; und dass er im Hinblick auf das, was man gesellschaftliches Leben nennt, völlig unwissend war, dass er von der Welt, wie sie um ihn herum funktionierte, nichts wusste und vor allem in Bezug auf Frauen *so naiv war wie ein Kind. Er hatte noch nie mit anderen Jungen gespielt; in seinem bisherigen Leben hatte er nie*

---

* John Arthur Roebuck (1802–1879), ein britischer Politiker, wurde 1832 ins Parlament gewählt, wo er sich als radikaler und utilitaristischer Reformer profilierte. Öffentliche Aufmerksamkeit erregte er durch seinen Protest gegen die Aufhebung der kanadischen Verfassung (1838) und durch die Leitung einer von ihm initiierten Untersuchungskommission zur Aufarbeitung des Krimkriegs.

welche kennengelernt, und wir, die wir ja nun seine Gefährten waren, waren tatsächlich die Ersten, mit denen er jemals Umgang hatte.«[21]

Liest man die jenen Jahren und ihrem enormen Arbeitspensum gewidmeten Kapitel der *Autobiographie*, vergisst man nur allzu leicht, dass Mill erst zwanzig Jahre alt war, als dieser Lebensabschnitt mit einer schweren und lang andauernden Depression endete. Dass eine der Hauptursachen für die intensive Niedergeschlagenheit, die er nur allmählich im Verlauf mehrerer Jahre zu überwinden vermochte, neben seiner Überarbeitung das Bemühen war, sich von der absoluten geistigen Herrschaft zu befreien, die sein Vater über ihn ausgeübt hatte, wird man bereitwillig glauben, ohne deshalb der psychoanalytischen Interpretation dieser Vorgänge, die in einer vor kurzem erschienenen interessanten Untersuchung vorgetragen wurde, gänzlich beipflichten zu wollen.[22] Diesem Essay verdanken wir auch eine wichtige Passage, die in der Druckfassung der *Autobiographie* fehlt. Sie wurde dem Manuskript eines frühen Entwurfs entnommen, und möglicherweise handelt es sich dabei um denselben, der weiter unten im vorliegenden Buch von Mill und seiner Frau 1854 diskutiert wird. Dieses Manuskript befand sich im Besitz des verstorbenen Professors Jacob H. Hollander und ist vermutlich noch in seiner Bibliothek aufbewahrt:

»Doch hinsichtlich dessen, womit ich mich hier beschäftige – die moralischen Wirkungskräfte, die mich selbst beeinflussten –, muss als eine höchst beschämende erwähnt werden, dass die älteren Kinder meines Vaters weder ihn noch irgendjemand anderen mit herzlicher Zuneigung liebten.

Was so selten ist in England, eine wahrhaft warmherzige Mutter, hätte erstens aus meinem Vater einen ganz anderen Menschen gemacht und zweitens die Kinder als liebende und geliebt werdende heranwachsen lassen. Aber trotz der allerbesten Absichten verstand es meine Mutter nur, ihr Leben damit zu verbringen, sich für ihre Kinder abzurackern. Sie tat alles, was sie für sie tun konnte, und sie hatten sie gern, weil sie gut zu ihnen war, um sie jedoch zu lieben, zu ihr aufzuschauen oder ihr auch nur zu gehorchen, das erforderte Eigenschaften, über die sie bedauerlicherweise nicht verfügte. So wuchs ich ohne Liebe und voller Furcht auf, und die Folgen dieser Erziehung, soweit es die Verkümmerung meines moralischen Wachstums betrifft, sind mannigfaltig und nicht zu tilgen.

Ich wuchs heran mit einem instinktiven Bedürfnis nach Nähe. Ich hatte niemanden, dem ich all meine Gefühle anvertrauen wollte, und den einzigen mir bekannten Menschen, zu dem ich aufschaute, fürchtete ich zu sehr, als dass ich ihm jemals hätte Handlungen oder Gefühle mitteilen können, die unkontrollierten Regungen oder spontanen Neigungen entsprangen.

Ein weiteres Unglück, das ich mit vielen Söhnen von tatkräftigen Vätern teilte. Sich in seiner Kindheit unter der ununterbrochenen Herrschaft eines starken Willens zu befinden ist gewiss der Willensstärke nicht förderlich. Ich war so sehr daran gewöhnt, gesagt zu bekommen, was ich zu tun hatte, entweder in der Form eines direkten Befehls oder des Tadels für eine Unterlassung, dass ich mir angewöhnte, meine Verantwortung als moralisches Subjekt meinem Vater zu überlassen und mein Gewissen nie anders zu mir sprechen zu lassen als mit seiner Stimme.«[23]

Dieser Abschnitt ist nicht nur wegen der Beschreibung von Mills Einstellung seinem Vater gegenüber bedeutsam, sondern ebenso wegen der Erwähnung seiner Mutter, deren vollständige Abwesenheit in der *Autobiographie* so häufig kritisch kommentiert wurde. Es ist jedoch fraglich, ob das darin zum Ausdruck kommende strenge Urteil, das wahrscheinlich in der Zeit der Entfremdung von seiner Mutter nach seiner Heirat niedergeschrieben wurde, tatsächlich seine Gefühle als junger Mann wiedergibt. Es gibt etliche gegenteilige Aussagen von Zeitgenossen, und auch wenn die von der *Autobiographie* provozierten negativen Kommentare sie dazu veranlasst haben könnten, diesen Punkt überzubetonen, stimmen sie doch so weitgehend überein, dass sie nicht einfach beiseitegewischt werden können.

H. Solly, der am University College ein Klassenkamerad von Johns jüngerem Bruder James gewesen war und im Sommer 1830 eine Woche bei den Mills in deren Landhaus in Mickleham in der Nähe von Dorking, Surrey, verbracht hatte, erklärt:

»Ich hatte immer den Eindruck, dass John Mill bei seiner Familie sehr beliebt war. Er mochte ganz offensichtlich seine Mutter und Schwestern sehr, und das galt auch umgekehrt; und er zeigte häufig eine strahlende Heiterkeit und einen inneren wie äußeren Frohsinn, was außerordentlich ansprechend war.«[24]

An anderer Stelle erinnert Solly sich daran, dass

»er uns durch seinen ausgeprägten Familiensinn beeindruckte, durch die liebevolle Verspieltheit, die er als Bruder in Gesellschaft seiner Schwestern und der zahlreichen jüngeren Zweige der Familie bewies.«[25]

J. Crompton, ein weiterer Angehöriger desselben Jahrgangs am University College hält seine Eindrücke von ähnlichen Besuchen in fast identischen Worten fest:

»Zu jener Zeit war John seiner Mutter liebevoll zugetan und überschwänglich in den ausgelassenen Bekundungen seiner Zuneigung. Seinem Vater gegenüber verhielt er sich ehrerbietig und wagte nie, ihm bei einer Diskussion zu widersprechen oder in seiner Anwesenheit eine führende Rolle im Gespräch zu übernehmen.«[26]

John Mill lebte damals bekanntlich im Haus seiner Eltern und blieb dort auch noch nach James Mills Tod im Jahre 1836 bis zu seiner Heirat fünfzehn Jahre später. In der fraglichen Zeit teilte er das Haus mit acht jüngeren Brüdern und Schwestern, von denen der Jüngste der um fast zwanzig Jahre jüngere George war.[27] John hatte damals größtenteils von seinem Vater die Aufgabe übernommen, die jüngeren Familienmitglieder zu unterrichten, und diese Pflichten müssen seine Zeit stark in Anspruch genommen haben, auch wenn er das in der *Autobiographie* nahezu unerwähnt lässt.[28] Aber obwohl Mill diesen Pflichten weiter nachkam, musste ihm doch sein Elternhaus zunehmend fremd geworden sein, als er sich langsam von den Überzeugungen seines Vaters löste, dessen starke Persönlichkeit dort dominierend war. Seine Situation wurde dadurch nicht verbessert, dass sein Vater, seitdem John 1823 in die Dienste der Ostindischen Handelsgesellschaft getreten war, auch sein beruflicher Vorgesetzter wurde, mit dem er ständig in engem Kontakt stehen musste, nachdem er seinerseits 1828 im Alter von zweiundzwanzig Jahren auf eine leitende Position befördert worden war. Von dem älteren Manne konnte er keine Sympathie für die vielen neuen Eindrücke und Ideen erwarten, die er in jenen Jahren bereitwillig in sich aufnahm und die ihn immer weiter vom utilitaristischen Glauben entfernten. Besonders in den Jahren nach der »Krise seiner seelischen Entwicklung« bewies er die bemerkenswerte Fähigkeit, derer

er sich selber zu Recht in der *Autobiographie* rühmt, nämlich seine »Bereitwilligkeit und Fähigkeit, von jedermann zu lernen«.[29] Aber wenige Gedankengebäude dürften James Mill mehr zuwider gewesen sein als diejenigen, zu denen sein Sohn sich in jenen Jahren am meisten hingezogen fühlte, die von Coleridge und seinen deutschen Vorbildern, die der französischen Saint-Simonisten und bald auch von Carlyle. Eine Zeitlang lässt sein Briefwechsel mit einigen seiner Zeitgenossen, besonders seine Briefe an John Sterling* und Adolphe d'Eichthal**, erkennen, wie sehr er an seiner ihm aufgedrängten geistigen Isolierung litt, und wie sehr er sich nach einem echten Gefährten sehnte, mit dem er all seine neuen Interessen teilen konnte. Aber obwohl diese Periode die einzige in seinem Leben ist, in der er sich alle Mühe gab, Freundschaft mit anderen Menschen zu schließen, und in der er frei und ungezwungen in verschiedenen Gesellschaftskreisen verkehrte, blieb er doch im Grunde einsam. Es gibt einen bedeutsamen Brief an John Sterling, der ausführlicher zitiert zu werden verdient, da er besser als jedes andere Dokument seinen Gefühlszustand kurz vor seiner ersten Begegnung mit Harriet Taylor beschreibt.

J. S. M. an John Sterling, 15. April 1829:[30] *Ich bin nun vornehmlich darauf bedacht, Ihnen deutlicher, als ich es wohl leider das letzte Mal tat, zu erklären, was ich meinte, als ich zu Ihnen über die mich in der Zukunft erwartende weitgehende Vereinsamung sprach. Glauben Sie nicht, dass ich meinte, ich sei mir gegenwärtig einer Neigung zur Misanthropie bewusst – obwohl unter den verschiedenen Gemütsverfassungen, darunter äußerst schmerzliche, die ich in den letzten drei Jahren durchlebte, auch eine war, die entfernt der Misanthropie ähnelte. Gegenwärtig glaube ich, dass mein Interesse am gesellschaftlichen Leben, das nie sehr stark war, insgesamt stärker ist, als es je war. Unter Einsamkeit verstehe ich den Mangel eben jenes Gefühls, das mich den größeren Teil meines Lebens begleitete, das Gefühl, das ein Mitreisender oder ein Kampfgefährte dem*

---

* John Sterling (1806–1844), britischer Autor und Initiator des »Sterling Clubs«, an dem anfänglich auch John Stuart Mill teilnahm. Sterling wirkte kurzzeitig auch als Priester, wobei Meinungsverschiedenheiten mit der Kirche dazu führten, dass er die Stelle bald wieder aufgab.

** Adolphe d'Eichthal (1805–1895), französischer Bankier, Unternehmer und Politiker, war besonders im Eisenbahnsektor aktiv (unter anderem als Mitbegründer und Präsident der Pariser Eisenbahngesellschaft). 1846 erfolgte die Wahl zum Abgeordneten von Sarthe, 1851 die Wahl zum Gemeinderat von Paris.

anderen gegenüber empfindet – nämlich sich einzusetzen für die Verfolgung eines gemeinsamen Ziels und sich gegenseitig anzuspornen und einander zu helfen bei einem beschwerlichen Vorhaben. Dies nun, was ja doch eines der stärksten Bande gegenseitiger persönlicher Anteilnahme darstellt, ist gegenwärtig, was mich anbelangt, zumindest unterbrochen, wenn nicht gar vollständig abgebrochen. Es gibt jetzt keinen Menschen (mit dem ich von Gleich zu Gleich verkehren kann), der sich zu einem mit mir gemeinsamen Ziel bekennt oder mit dem ich auch nur bei einem unmittelbar nützlichen Vorhaben zusammenarbeiten könnte, ohne das Gefühl zu haben, dass ich einen Menschen, dessen Ziele andere sind als die meinen, nur als Mittel zur Förderung meiner eigenen benutzte. Idem sentire de republica* *hielt einer der besten Menschen, die jemals lebten, für das stärkste Band der Freundschaft: unter* republica *verstehe ich »alle großen Lebensziele«, wobei allen Beteiligten große Ziele, gleichgültig welcher Art, am Herzen liegen. Ich glaube nicht, dass es sonst zu diesem* idem velle, idem nolle** *kommen kann, das für eine vollkommene Freundschaft notwendig ist. Da ich davon nun aber ausgeschlossen bin, bin ich gewillt, in Zukunft alle Gelegenheiten für eine Debatte zu meiden, da eine solche gegenwärtig meine Sympathie für diejenigen, die mir beipflichten, nicht stärken und sie gewiss schwächen wird für diejenigen, die nicht mit mir übereinstimmen.*

So unausgeglichen Mills Gemütszustand in diesen Jahren auch war, gehörten sie doch zu seinen produktivsten und waren vielleicht die Periode seines eigenständigsten Denkens. Tatsächlich scheinen die meisten der später in seinen Hauptwerken ausgeführten Gedanken zuerst in den Jahren nach seiner Genesung von der lang andauernden Depression konzipiert worden zu sein. 1829 dann gab Macaulays*** berühmter Angriff gegen James Mills *Essay on Government* vielleicht zusammen mit einigen der frühen Werke Auguste Comtes, die John Mill zur selben Zeit las, den Anstoß für den Gedankengang, der zu den für ihn charakteristischen Ideen über die *Logik* führte, woran er zu Beginn

---

* Dasselbe unter Gemeinwohl verstehen.

** Dasselbe wollen, dasselbe nicht wollen. Umschreibung für vollständige Übereinstimmung.

*** Thomas Babington Macaulay (1800–1859), britischer Historiker und Politiker, forcierte als hochrangiger Kolonialbeamter in Indien die Verbreitung der englischen Sprache und Bildung. Unter dem Ausdruck »Macaulayism« wird seitdem die Disloyalität zur eigenen Kultur verstanden. Nachhaltigen Einfluss hatte Macaulay auch durch seine Strafrechtsreform, die sich in vielen britischen Kolonien durchsetzte. Seine *Geschichte Englands* wurde zum Bestseller.

des folgenden Jahres zu arbeiten begann. Etwa zur gleichen Zeit schrieb er sein erstes und eigenständigstes Werk zur Wirtschaftstheorie, *Einige ungelöste Probleme der politischen Ökonomie*. Er beschäftigte sich auch weiterhin intensiv mit der Geschichte der Französischen Revolution, womit er Anfang 1828 begonnen hatte, als er eine Rezension von Walter Scotts *Das Leben des Napoleon Buonaparte* verfasste, und die einige Jahre später immer noch sein bevorzugtes Gesprächsthema zu sein schien.[31] Sein Interesse an der französischen Politik wurde dann durch einen Besuch in Paris unmittelbar nach der Julirevolution im Jahre 1830 neu entfacht, also entweder kurz bevor oder kurz nachdem er Mrs. Taylor zum ersten Mal begegnet war. Auch noch etliche Zeit danach schenkte er den Ereignissen in Frankreich erhebliche Aufmerksamkeit, bis sie sein drängenderes Anliegen, die politische Agitation im Zusammenhang mit der Reform Bill in England, der er einen großen Teil seiner Kräfte widmete, in den Hintergrund treten ließ.

Zweites Kapitel

Bekanntschaft und frühe Krisen

(1830–1833)

Auch wenn wir nicht alle von Thomas Carlyles späteren Ausschmückungen der Geschichte übernehmen wollen,[1] gibt es doch keinen Grund, der mündlichen Überlieferung zu misstrauen, wonach es W. J. Fox war, der Mill und Mrs. Taylor zusammenbrachte. Zu dem Abendessen, bei dem sie einander vorgestellt wurden, war nicht nur Mill, sondern auch die gesamte »Trijackia« eingeladen, das heißt er und seine besten Freunde der vorangegangenen Jahre, John Roebuck und George John Graham.[2] Harriet Martineau gehörte ebenfalls zu den Gästen und scheint später gerne in allen Einzelheiten von dieser Begegnung erzählt zu haben, aber Bains Diskretion verhinderte, dass uns ihre Schilderung der Ereignisse überliefert wurde.[3] Anscheinend fühlten sich beide sogleich stark voneinander angezogen. In seiner *Autobiographie* erklärt Mill, dass es »Jahre dauerte, ehe meine Bekanntschaft mit Frau Taylor eine vertrauliche wurde«.[4] Aber obwohl wir nur wenig über die beiden ersten Jahre nach dieser Begegnung wissen, scheint die Beziehung schon damals enger gewesen zu sein, als diese Worte vermuten lassen. Es gibt keine datierten Dokumente aus der Zeit vor der Geburt von Mrs. Taylors letztem Kind, Helen, am 27. Juli 1831, und man wäre – sieht man einmal von einer merkwürdigen Tatsache ab – geneigt, die wenigen Mill betreffenden, undatierten frühen Briefe einem späteren Datum zuzuordnen. Es existiert jedoch eine schriftliche Mitteilung von Eliza Flower an Mrs. Taylor, in der sie, Bezug nehmend auf einen Artikel über Lord Byron in der *Edinburgh Review,* die Frage stellt: »Ist das von Dir oder von Mill?«[5] Das muss sich auf die Rezension von Thomas Moores *Letters and Journals of Lord Byron* beziehen, die in der *Edinburgh Review* vom Juni 1831 erschien, und da der Brief vermutlich auf den 30. Juni datiert ist, scheint es, dass Mrs. Taylors engster Freundin bereits zu diesem frühen Zeitpunkt die Übereinstimmung von Mrs. Taylors und Mills Ansichten so vertraut war, dass sie (zu Unrecht) glaubte, dass dieser Artikel von einem der beiden sein müsste.[6]

Dieser Umstand erlaubt es einem, mit mehr Sicherheit als andernfalls zulässig wäre, die frühesten Briefe, die ihre Beziehung betreffen, auf den vorangehenden Winter zu datieren, als der Saint-Simonist Bontemps, der in einem dieser Briefe erwähnt wird, nachweislich in London war. Diese frühen Briefe stehen alle in Zusammenhang mit einem gewissen Monsieur Desainteville, einem in London lebenden Franzosen, der gelegentlich Beiträge für das *Monthly Repository* verfasste.[7] Der früheste erhalten gebliebene Brief von Mrs. Taylor an Mill nimmt auf ihn Bezug.

H. T. an J. S. M., Winter 1830/31 (?):[8] *Freitagmorgen/Sehr geehrter Herr/Sie können sich vorstellen, wie sehr uns diese traurige Geschichte unseres bedauernswerten Freundes M. Desainteville betrübt, wovon ich* zuerst *durch Ihre beiden Schreiben erfuhr, die ich beide gestern erhielt: Wie herzlos und unachtsam müssen wir Ihnen vorgekommen sein? Bitte übermitteln Sie ihm meine Anteilnahme und meine besten Wünsche. Mr. Taylor hat ihn gesehen und traf ihn in besserer Verfassung an, als er erwartet hatte: an welch schrecklicher Gemütsverfassung muss er gelitten haben, dass er so geschwächt wurde.*

In Eile Ihre sehr ergebene

H. Taylor

B. E. Desainteville an John Taylor, Anfang 1831 (?):[9] *Desainteville nimmt mit Vergnügen die Einladung von Monsieur Taylor an und glaubt, ihm mitteilen zu müssen, dass M. Bontemps Mill sehr gut kennt und dieser für M. Bontemps gewiss zu den interessantesten Gästen an M. Taylors Tisch gehören würde. Wenn es Monsieur Taylor keine Ungelegenheiten bereitet, würde Desainteville ihn bitten, Mill zum Abendessen mit uns einzuladen, was darüber hinaus auch der beste Weg wäre, die zwischen Monsieur Taylor und Mill angebahnte Versöhnung auf angenehme Weise zu besiegeln.*

Wir wissen nicht, warum eine Versöhnung zwischen John Taylor und Mill zu einem so frühen Zeitpunkt notwendig gewesen sein sollte.[10]

Ob diese Dokumente nun ins erste oder zweite Jahr ihrer Bekanntschaft gehören, sie bestätigen zumindest die hohe Wahrscheinlichkeit, dass diese Bekanntschaft nach Ablauf von zwei Jahren eine ziemlich enge geworden war. Wenn wir den Hinweis auf den »Nouvelle Forêt« in dem folgenden undatierten Schreiben von Mill richtig interpretieren, scheint es so, dass er Anfang

August 1832, als er von einer Wanderung in Hampshire, West Sussex und auf der Isle of Wight, die im New Forest endete,[11] zurückkehrte, einen Brief von Mrs. Taylor vorfand, der ihm mitteilte, dass sie sich nicht wiedersehen durften.

J. S. M. an H. T., Ende Juli 1832 (?):[12] *Gesegnet sei die Hand, die diese Zeilen schrieb. Sie hat mir geschrieben – das genügt: Auch wenn ich nicht verheimliche, dass dies geschah, um mir auf ewig Adieu zu sagen.*

Dieses Adieu – möge sie nicht glauben, dass ich es je akzeptieren werde. Ihr Weg und der meine trennen sich, sagte sie mir: aber sie können, sie müssen sich wieder treffen. Zu welcher Zeit auch, an welchem Ort auch immer dies geschehen mag, sie wird mich immer als den finden, der ich war, der ich immer noch bin.

Ich werde ihr gehorchen: Meine Briefe werden nicht länger ihre Ruhe stören oder einen weiteren Wermutstropfen in den Kelch ihrer Schmerzen gießen. Ich werde ihr gehorchen aus den von ihr angegebenen Gründen – und das selbst wenn sie sich darauf beschränkt hätte, mir ihre Absichten kundzutun. Ihr zu gehorchen ist eine Notwendigkeit für mich.

Sie wird, so hoffe ich, nicht die Gabe dieser kleinen Blumen zurückweisen, die ich für sie tief aus dem New Forest gebracht habe. Geben Sie sie ihm, wenn es denn sein muss, als Ihr Geschenk.[*]

Einige Wochen später scheinen jedoch normale Beziehungen zwischen den beiden wiederhergestellt worden zu sein. Jedenfalls schrieb Mill am 1. September den einzigen der zwischen den beiden Männern ausgetauschten Briefe, der erhalten geblieben ist.

J. S. M. an John Taylor, 1. September 1832:[13] *Samstag/I.H./Sehr geehrter Herr/ Zwei Bekannte von mir, MM. Jules Bastide und Hippolyte Dussard,*[14] *angesehene Mitglieder der Republikanischen Partei in Frankreich, sahen sich gezwungen, aufgrund der Ereignisse vom fünften und sechsten Juni für einige Zeit aus ihrer Heimat zu fliehen. Sie waren keine Verschwörer, denn es gab keine Verschwörung, aber als sie die Truppen und das Volk aneinandergeraten sahen, ergriffen sie die Partei des Volkes. Nun ist es mein dringendster Wunsch, ihren Aufenthalt hier so wenig unangenehm wie möglich zu gestalten und es ihnen zu ermög-*

* Brief im Original auf Französisch.

lichen, davon zu profitieren und mit den Kenntnissen über England und der wohlwollenden Haltung gegenüber unseren englischen hommes du mouvement* *zurückzukehren, die zu besitzen ihnen und ihren Freunden so wichtig wäre. Mir liegt ganz besonders daran, Kontakt zwischen ihnen und den besseren Mitgliedern der Political Union herzustellen, damit sie nicht etwa glauben, dass unsere Aktivisten allesamt wie die Revells*[15] *und Murphys sind, die sie vorigen Mittwoch sahen und hörten. Sie selber und Mr. Fox sind [die (?)]*[16] *Menschen, bei denen es mir am liebsten wäre, wenn die beiden sie treffen könnten. Aber ich möchte ihnen erst dann ein Empfehlungsschreiben an Sie geben, wenn ich mich vergewissert habe, dass es Ihnen genehm ist. Würden Sie mir deshalb den Gefallen tun, mir, wenn möglich, eine Zeile zu schreiben, dass Sie mir erlauben werden, die beiden aufzufordern, sie zu besuchen, oder ander[nfalls]*[17] *zu erklären, dass Sie das eher nicht wünschen. Ich habe die Angelegenheit den beiden gegenüber nicht erwähnt und werde das auch nicht tun, bis ich das Vergnügen habe, von Ihnen zu hören.*

Stets Ihr sehr ergebener
J. S. Mill

Offenbar ließ Mr. Taylor den beiden Franzosen sogleich eine Einladung zukommen; diese waren jedoch nicht in der Lage, ihr zu folgen, und ein wenig später bat M. Desainteville Mrs. Taylor, die Einladung zu erneuern.

B. E. Desainteville an H. T., September 1832:[18] *Bei meiner Rückkehr vom Lande erfahre ich vom Tode meines bedauernswerten Freundes Crawley, was mir, wie Sie sich vorstellen können, das Herz bricht. Der Band mit den Werken Platons, den ich Ihnen geliehen habe, gehört ihm, und ich wäre Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie ihn mir, falls Sie ihn nicht mehr brauchen, zuschicken könnten, damit ich ihn dem rechtmäßigen Eigentümer übergeben kann.*

Mill scheint äußerst erfreut über die Herzlichkeit, mit der M. Taylor, den er sehr schätzt, ihn empfangen hat, und auch ich bin höchst zufrieden. Er sagte mir, dass MM. Bastide und Dussard die Hoffnung nicht aufgegeben haben, dass Sie die liebenswerte Einladung, die Sie so gütig waren, ihnen zukommen zu lassen, erneuern werden, und dass einzig Umstände, die zu beeinflussen ganz außerhalb ihrer Macht stand, es ihnen nicht gestatteten, ihr zu folgen. Da nun Mill

---

* Männer der Bewegung. Mill meint damit die Gruppe der *Radicals*.

nächsten Freitag London verlässt, wären Sie so gut, Mr. Taylor zu bitten, diese Herren zusammen mit Mill für nächsten Donnerstag zum Tee einzuladen? das würde alle zufriedenstellen.

Es bereitet mir eine große Freude, Ihnen anbei die letzte Ausgabe von St. [?] zu schicken, die die Rede des vortrefflichen M. Fox enthält zusammen mit Bemerkungen über ihn, die mir viel Freude bereiten.

Ich habe die Ehre, Madame,

Ihr sehr ergebener und getreuer Freund zu sein

B. E. Desainteville[*]

1832 und während der unmittelbar darauf folgenden Jahre sind ihre Beiträge zu Fox' *Monthly Repository* das eine gemeinsame Interesse, anhand dessen wir die Aktivitäten Mills und Mrs. Taylors verfolgen können. Fox hatte diese Zeitschrift 1831, vielleicht mit finanzieller Unterstützung durch Mr. Taylor, gekauft, nachdem er bereits drei Jahre lang deren Herausgeber gewesen war, und eine Zeitlang unterstützte Mrs. Taylor ihn mit eigenen Arbeiten bei seinen Bemühungen, aus einem konfessionellen Organ eine literarische und politische Zeitschrift für ein breites Publikum zu machen. Fast alle ihre bekannten Veröffentlichungen erschienen im *Monthly Repository* von 1832, und im darauffolgenden Jahr wurde auch Mill ein regelmäßiger Mitarbeiter, und mit seiner Lyrikkritik betrat er zugleich Neuland für ihn.

Zu Mrs. Taylors Beiträgen[19] im Jahre 1832 gehören ihre drei gedruckten Gedichte, die wahrscheinlich etwas früher verfasst wurden und bereits weiter oben erwähnt worden sind, drei Buchbesprechungen und ein kurzes Essay. Man kann nicht behaupten, dass ihre Prosaschriften aus jener Zeit in irgendeiner Weise bemerkenswert gewesen wären. Die erste erscheint im Mai, eine Rezension von Fürst Pückler-Muskaus *Briefe eines Verstorbenen*, wo sie manch Lobenswertes entdeckt, weil er »in diesem Land des Kastenwesens seine Anteilnahme an den *Paria* bekennt«.[20] Im Juni erschien eine etwas anspruchsvollere Besprechung von Mrs. Trollopes *Domestic Manners of the Americans*, mit denen sie hart umging.

»Es hat sich bedauerlicherweise so ergeben, dass Beschreibungen der Vereinigten Staaten mit wenigen Ausnahmen von Personen verfasst werden, denen es ent-

---

* Brief im Original auf Französisch.

weder an Verstand mangelt oder die all ihren Bemühungen zum Trotz nicht zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden vermögen, wie zum Beispiel Basil Hall; oder, schlimmer noch, deren Prinzipien aus ihren Vorurteilen bestehen und deren schon seit langem zur Gewohnheit gewordene Unterwürfigkeit sie dazu veranlasst, Servilität für Verfeinerung zu halten und ihr Fehlen für Grobheit. Zur letzteren Kategorie gehört auch die Autorin des vorliegenden Buches.«[21]

Drei weitere Rezensionen von Mrs. Taylor, gut geschrieben wie die anderen und entschieden von Ansichten der *Radicals* geprägt, erschienen im Juli und September,[22] und im November folgte eine weitere, die Besprechung einer Übersetzung[23] von B. Sarrans' *Louis Philippe and the Revolution of 1830*, worin man Spuren von Mills Hand zu entdecken geneigt ist, obwohl es sich auch einfach darum handeln könnte, dass seine Schriften zu diesem Thema als Vorbild gedient hatten. Die Rezension endet mit den Worten:

»Es besteht kein Zweifel, dass sich die Verhältnisse in Frankreich wiederum langsam auf eine bedeutende geistige und materielle Revolution zubewegen. Dass erstere genügen möge, müssen alle Freunde der Menschheit wünschen; sollte aber diese Kraft alleine nicht ausreichen, Übereinstimmung zwischen dem Geist der Regierung und dem Geist der Zeit herzustellen, werden diejenigen sich nicht als wahre Freunde der Menschheit erweisen, die nicht jedwede Macht willkommen heißen, die mit Hilfe eines gewissen Übels die Erneuerung jenes Volkes herbeiführen könnte, das an der Spitze der politischen Erneuerung Europas steht. Für Nationen ist es nicht weniger notwendig als für Individuen, das Sprichwort Aide toi, le ciel t'aidera* *im Gedächtnis zu bewahren.*«[24]

Mrs. Taylors letzter bekannte Beitrag zum *Monthly Repository*, erschienen im Dezember 1832, ist ein unterhaltsames kurzes Essay über die konkurrierenden Reize der »Jahreszeiten«, dessen einzigen erwähnenswerten Passus vielleicht die überraschende Behauptung darstellt, dass

»Blumen Utilitarier im weitesten Sinne sind. Ihr Leben selbst wird erhalten, indem sie zum Leben anderer beitragen – Produzenten und Händler, Konsu-

* Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.

menten aber sind sie nur durch das, was schädlich wäre, wenn es ungenutzt bliebe.«[25]

Interessanter sind selbst aus unserer speziellen Perspektive die Beiträge Mills. Als Fox ihn Anfang 1832 zum ersten Mal zu Beiträgen gedrängt hatte, hatte er sich nur auf das zurückhaltende halbe Versprechen festgelegt, dass er, wann immer er etwas Passendes habe, dies gerne Fox für sein *Monthly Repository* zur Verfügung stellen werde.[26] So kam es zunächst zu dem Essay »On Genius«, das im September 1832 in der Form eines Leserbriefes erschien.[27] Aber seine regelmäßigen Beiträge begannen erst im Januar des folgenden Jahres mit dem Artikel »What is Poetry« zu erscheinen.[28]

Es dürfte kaum Zweifel daran geben, dass dieses neue große Interesse Mrs. Taylors Einfluss zu verdanken war, auch wenn uns Mills eigene Aussage, dass es sich in der Tat so verhielt, nicht vorliegen würde. Davor galt er in den Augen seiner Freunde als eine entschieden undichterische Natur,[29] und im Bericht von seiner Entdeckung Wordsworth' erklärt er selbst Wordsworth' Anziehungskraft auf ihn durch die Tatsache, dass Wordsworth »der Dichter für unpoetische Naturen« sei.[30] In einem anderen uns vorliegenden Teil des bereits erwähnten frühen Entwurfs der *Autobiographie* schreibt Mill[31]:

»Die ersten Jahre meiner Freundschaft mit ihr waren hinsichtlich meiner eigenen Entwicklung vor allem Jahre der poetischen Bildung. … Ich förderte diese Neigung ebenso wie eine Neigung zu Gemälden und Bildhauerei und las begeistert ihre Lieblingsdichter, insbesondere Shelley, den sie weit über alle anderen stellte.«

Aus einer sehr viel späteren Quelle wissen wir, dass sie von Shelleys Gedichten die »Hymne an die geistige Schönheit« ganz besonders bewunderten, und derselbe Gewährsmann berichtet, dass ihre entschiedene Bevorzugung Shelleys mit einer ebenso entschiedenen Abneigung gegen Byron einherging, wobei Mill die Vulgarität von dessen Idealen beklagte, während Mrs. Mill damals die allgemeine Begeisterung für ihn als »nicht mehr als einen weit verbreiteten Irrtum« beschrieb.[32] Von den beiden Essays über Poesie, die zu den ersten Resultaten seines neuen Interesses gehörten, wurde nicht zu Unrecht gesagt, dass

»[sie] zwar klar und lebendig wie die meisten seiner Gedanken waren, jedoch weder wissenschaftlich genau sind noch eine bemerkenswerte neue Idee enthalten, die nicht vorher schon von Coleridge formuliert worden wäre – mit Ausnahme vielleicht der Idee, dass Gefühle das wichtigste Medium der Vorstellungsverknüpfung im Bewusstsein des Dichters sind: und doch sind die von ihm erarbeitete Definition von Poesie, seine Unterscheidung von Romanen und Gedichten und von Dichtung und Beredsamkeit insofern interessant, als sie sein eigenes dichterisches Feingefühl erkennen lassen. Er vertritt die These, dass Dichtung die ›Schilderung des tieferen und verborgeneren Waltens menschlicher Gefühle‹ ist.«[33]

An Mills nächstem Ausflug in die Lyrikkritik war Mrs. Taylor mit ziemlicher Sicherheit direkt beteiligt, und obwohl dieser Text erst vor kurzem zum Druck befördert wurde, war es ihm bestimmt, bei der Entwicklung eines bedeutenden Dichters eine gewisse Rolle zu spielen. Robert Browning hatte einige Jahre zuvor, als er noch ein Junge war, W. J. Fox und die Misses Flower kennengelernt. Eliza Flower soll Browning sogar sowohl zu seinem frühen, verloren gegangenen Gedicht *Incondita* wie auch zu *Pauline* inspiriert haben, dem ersten seiner Gedichte, das gedruckt wurde. Als es im März 1833 erschien, wandte sich Browning mit der Bitte an Fox, ihm dabei zu helfen, das Gedicht bekannt zu machen, und Fox rezensierte es nicht nur selber im *Monthly Repository*, sondern ließ auch Mill ein Exemplar für eine Rezension an anderer Stelle zukommen. Ein kurzer Artikel, den Mill darüber für den *Examiner* schrieb, konnte nicht in die Zeitung eingerückt werden,[34] und einem Versuch, ihn für Tait's *Edinburgh Magazine* zu ändern und umfangreicher zu machen,[35] erging es auch nicht besser. Dieser Artikel ist verloren gegangen. Aber Mill versah sein Exemplar[36] ausführlich mit Randbemerkungen und markierte »all die Abschnitte, wo die Bedeutung so unvollkommen zum Ausdruck kommt, dass sie nicht leicht zu verstehen ist«, und fasste seine Beurteilung auf dem Vorsatzblatt zusammen. Einige dieser Randbemerkungen lassen eine andere Handschrift erkennen, die höchstwahrscheinlich die Harriet Taylors ist, und obwohl die Bemerkungen, die ihr mit einiger Sicherheit zugeschrieben werden können, nicht über kurze Interjektionen wie »sehr schön« und »wie wahr« hinausgehen, kann es kaum Zweifel daran geben, dass sie und Mill ausführlich über das Gedicht redeten, bevor Mill das kommentierte Exemplar Fox mit der Bemerkung zurückschickte, »insgesamt sind die Kommentare

nicht schmeichelhaft für den Verfasser – vielleicht zu streng im *Ausdruck*, als dass man sie ihm zeigen sollte«.[37] Dieses Exemplar fiel dennoch kurz darauf Browning in die Hände, und der junge Dichter fühlte sich durch den Tadel so gedemütigt, dass er beschloss, sich nie wieder durch eine vorzeitige Veröffentlichung einer ähnlichen Kritik auszusetzen. Obwohl Mills Kritik in der maßgeblichen Biographie *The Life of Robert Browning* abgedruckt ist, wurde sie nie in eine der Mill selbst betreffenden Publikationen aufgenommen und mag deshalb hier ihren Platz finden:[38]

»Neben beachtlicher dichterischer Kraft scheint mir der Verfasser ein stärkeres und morbideres Selbstbewusstsein zu haben, als ich es je bei einem geistig gesunden Menschen kennengelernt habe. Ich würde es für ein aufrichtiges Geständnis halten, wenn auch für einen alles andere als liebenswerten Zustand, wäre diese ›Pauline‹ nicht offensichtlich ein bloßes Hirngespinst. Alles an ihr ist voller Ungereimtheiten – weder liebt er sie, noch glaubt er, sie zu lieben, und beharrt doch darauf, mit ihr von Liebe zu reden. *Wenn sie aber* existierte *und ihn liebte, dann behandelt er sie sehr engherzig und gefühllos. All sein Streben und Verlangen und Bedauern gelten etwas anderem, niemals aber ihr; und dann* findet er sie *gegen Ende des Gedichts mit einer leeren Schmeichelei* ab*, die auf die bescheidene Bitte hinausläuft, dass sie ihn lieben und mit ihm zusammenleben und sich ihm hingeben soll,* ohne dass er sie liebt – *moyennant quoi*[*] *er alles Schöne von ihr denken und sie bei allen schönen Namen nennen wird, und er verspricht ihr, dass sie das wunderschön finden wird. Dann zieht er ab mit den Worten, er wisse, dass er seine Meinung schon morgen geändert haben werde und ›trotz dieser Vorsätze, die so schön erscheinen‹, aber nachdem sie einmal so gesegnet wurde, wird sie es zweifellos auch ein zweites Mal – und ist deshalb ›vollkommen glücklich‹, viel Unglück wünsch ich ihm!, wie die Iren sagen. Ein Flickengedicht mit wunderschönen Passagen ließe sich aus diesem Gedicht machen, und die psychologische Geschichte seiner selbst ist eindringlich und wahrhaftig – gewiss aber* wahrheitsähnlich*, mit Ausnahme einzig der letzten Phase. Damit ist er offenbar nicht zurechtgekommen. Der Zustand der Selbstsucht und Selbstverehrung ist gut beschrieben – darüber hinaus hat der Verfasser meiner Ansicht nach bislang erst den nächsten Schritt getan, nämlich den, seinen eigenen Zustand zu verachten. Ich bezweifle freilich, dass es auch nur einen Teil*

* Womit, wofür.

dieser Selbstverachtung gibt, der nicht vorgetäuscht *ist. Er ist offensichtlich* unzufrieden *und empfindet einen Teil der Verderbtheit seines Zustands; aber er schreibt nicht so, als wäre ihm das ausgetrieben worden. Wenn er nur einmal einen tief empfundenen Hass auf seine Selbstsucht aufbringen könnte, ginge es ja: aber so, wie es sich hier verhält, empfindet er einzig die* Abwesenheit *des Guten, nicht das positiv Böse. Er empfindet keine Reue, sondern nur Enttäuschung; ein Geist in diesem Zustand kann nur durch eine neue Leidenschaft neu belebt werden, und ich weiß nicht, was ich ihm wünschen soll, außer dass er eine* wirkliche *Pauline treffen möge.*

Unterdessen sollte er auf den Versuch verzichten, zu zeigen, wie ein Mensch aus diesem morbiden Zustand gerettet werden kann, denn er *ist wohl kaum ein Genesender, und ›worüber sollen wir sprechen außer über das, was wir kennen‹.«*

Mill interessierte sich sehr viel mehr für den anderen aufstrebenden bedeutenden Dichter jener Zeit, Alfred Tennyson. Obwohl die Rezension des zweiten Bandes von Tennysons *Gedichten*, an der Mill etwa zu der Zeit arbeitete, als er über Browning schrieb, zunächst nicht über eine Einführung hinausging, woraus er später seinen zweiten Artikel über Dichtung für das *Monthly Repository* machte,[39] war sie doch, als sie schließlich zwei Jahre später erschien,[40] die erste volle Anerkennung eines bedeutenden Dichters.

Dass Mills Interessen zu jener Zeit von Mrs. Taylor angeregt und geteilt wurden, dessen können wir uns auch aufgrund der engen Kontakte beider sicher sein. Spätestens im Frühling 1833 scheint Mill den größten Teil seiner freien Zeit in dem neuen Heim der Taylors in Kent Terrace 17, Park Road, am westlichen Rand von Regents Park, verbracht zu haben, wohin sie irgendwann im vorangegangenen Winter aus der City gezogen waren. In seiner Antwort auf W. J. Fox' Mitteilung, er habe gehofft, Mill dort an einem bestimmten Mittwoch zu treffen, erklärte Mill:

J. S. M. an W. J. Fox, 19. Mai 1833:[41] *Ich gehe an diesem Wochentage selten ohne besonderen Grund dorthin, denn es kann unter den gegenwärtigen Umständen nicht richtig sein, jeden Abend dort zu sein; kein Tag fordert weniger Verzicht, ihn aufzugeben, als dieser Abend, an dem weniger Zeit zur Verfügung steht, und das noch dazu in der Anwesenheit von anderen. Hätte ich allerdings gewusst, dass Sie dort sein werden, wäre ich auch gekommen.*

Und in einem anderen Brief an Fox nur ein oder zwei Wochen später teilt Mill ihm mit, er gehe »in die Kent Terrace, obwohl heute Mittwoch ist«.[42]
Während des darauffolgenden Sommers scheint Mill seine Besuche an einem Ort irgendwo in der Nähe Londons fortgesetzt zu haben, wo Mrs. Taylor sich aufhielt, und es existieren einige wenige Schreiben von ihr an ihn, die vermutlich diesem Zeitraum zugeordnet werden können.

H. T. an J. S. M., Sommer 1833 (?):[43] *In der schönen Stille dieses reizenden Landstrichs – und mit dem noch frischen Eindruck von all der Freude, die er ihm bedeutete – und so bald nach dem, was für ihn ein so schnell vergehendes Vergnügen ist – empfindet er vielleicht wieder, was er mir einst sagte, dass ich ihm »umso reizvoller« erschiene, »desto weniger menschlich« ich sei. Erinnerst Du Dich daran, mein Liebster?* Ich *tu's, denn ich empfand, dass dieses Gefühl, welcher Art es auch immer gewesen sein mag, nicht Liebe war – und wie sehr hat er es seitdem geleugnet – oder dass dies vielleicht nicht genau das Gefühl war, sondern vielleicht nur sein altes »Es ist alles ganz eitel« zurückgekehrt ist? Weder das eine noch das andere würde* mir *Kummer bereiten, es sei denn um dieses teuren Menschen selber willen – denn was mich betrifft, so* werde *ich geliebt, wie ich geliebt zu werden verlange – Herz und Seele ruhen im Frieden völliger Erfüllung, nachdem so viel [?] & Sorge dieser Art zumindest für immer vergangen sind – o diese Gewissheit einer immerwährenden geistigen Heimstatt ist selber schon die Seligkeit der Seligen – & dazu kommt noch – oder wird dadurch bewirkt – diese Intensität, die jeden Augenblick seither ausmacht & ausgemacht hat & die, auch ohne neue Nahrung zu erhalten, genug wäre für die Freude eines ganzen langen Lebens. O mein innig Geliebter, was es auch für Dich bedeuten oder nicht bedeuten mag, Du brauchst nie auch nur für einen Augenblick bereuen, was bereits das Glück so sehr vermehrte und unmöglich Böses vermehren kann. Wenn man recht daran tut, die »geringste Möglichkeit« in eine* »ferne Gewissheit« *zu verwandeln, würde es gewiss eher einen Mangel an Verstand beweisen als dessen Gebrauch [bricht vor dem Seitenende ab].*

H. T. an J. S. M., Sommer 1833 (?):[44] *Weit davon entfernt, heute Morgen unglücklich oder auch nur niedergeschlagen zu sein, kommt es mir vor, als ob Du mich nie zuvor auch nur halb so sehr geliebt hättest wie letzte Nacht – & ich bin in fröhlichster Stimmung &* bester *Gesundheit, was zum Teil auf diesen hübschen Anblick heute Morgen zurückzuführen ist.*

Ich kümmere mich um Dein Rotkehlchen, als wärst Du es selbst, Lieber. Sollte es mir nicht gelingen, das *am Leben zu erhalten, würde ich meinen, dass es unmöglich ist, ein ausgewachsenes Rotkehlchen zu zähmen.*

Es geht ihm sehr gut, aber das war auch bei dem anderen zwei Tage lang so.…

Adieu, Liebling. Wie wunderbar der nächste Monat sein wird. Ich kann ihn kaum erwarten.

Diese Briefe könnten oder könnten auch nicht im Sommer 1833 geschrieben worden sein, als die Beziehung offenbar auf eine neue Krise zusteuerte. Wir können deren Entstehung teilweise in Mills Briefen an Carlyle verfolgen, dem er versprochen hatte, ihn während seiner einmonatigen Ferien im September in Craigenputtock zu besuchen. In einem Brief vom 2. August deutet er geheimnisvoll zum ersten Mal an, dass dieser Besuch nicht ganz sicher sei, »weil die einzige Eventualität, die ihn verhindern könnte, jederzeit eintreten kann und bis zum letzten Moment möglich sein wird«.[45] Einen Monat später schrieb er, dass sein Plan sich endgültig zerschlagen habe:

J. S. M. an Thomas Carlyle, 5. September 1833:[46] *Die Chancen standen etwa zwanzig zu eins, dass ich [Sie im Herbst sehen] würde, aber es ist die einundzwanzigste, die tatsächlich zum Tragen gekommen ist. Ich irrte mich auch, als ich Ihnen sagte, dass ich nirgendwo anders hinfahren würde, sollte ich davon abgehalten werden, nach Craigenputtock zu fahren. Ich fahre nach Paris; dieselbe Ursache, von der ich damals glaubte, sie würde mich, falls sie denn überhaupt Wirkungen haben würde, hier festhalten, schickt mich nun dorthin. Diese Reise ist durchaus eine Pflichtreise – und Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, mir das zu glauben –, nichts sonst hätte mich von Craigenputtock fernhalten können nach all dem, was ich so oft gesagt und geschrieben hatte; es geht um meine Pflicht, eine Pflicht, die mit einem Menschen in Zusammenhang steht, dem ich von allen Lebenden am meisten verpflichtet bin.*

Es hat den Anschein, dass Mill an eben dem Tag, als er diesen Brief schrieb, offener als zuvor mit Harriet Taylor gesprochen oder ihr geschrieben haben muss. Wir haben nicht mehr als das folgende Schreiben von ihr an ihn, das am folgenden Tage abgeschickt wurde.

H. T. an J. S. M., 6. September 1833:[47] *Ich bin froh, dass Du es gesagt hast – ich bin* glücklich *darüber –, ein Mensch vornehmen und edlen Charakters kann gar nicht anders als dem Wesen, das er wirklich liebt,* alles *zu sagen, oder anders gesagt: Wenn es einen* ständigen *Vorbehalt gibt, dann ist es nicht* Liebe *– solange es noch einen Vorbehalt gibt, wie gering er auch sei, ist die Liebe* in eben dem Maße *unvollkommen. Es gab* bislang *noch nie vollkommenes Vertrauen zwischen uns. Der Unterschied zwischen Dir und mir besteht in dieser Hinsicht darin, dass ich mich immer danach* sehnte, Dein *Vertrauen zu haben, und zwar war dieser Wunsch so heftig, dass er* oft *zeitweise das von Natur aus stärkere Gefühl – die Zuneigung selbst – verschlang – aber Du hast mir dieses Vertrauen nicht gewährt, nicht weil Du es mir vorenthalten wolltest – sondern weil Du nicht* das Bedürfnis verspürtest, *es zu gewähren – aber da Du dieses Bedürfnis nicht verspürtest, nahmst Du natürlich auch nicht wahr, dass ich es verspürte, und so hast Du Vertrauensbeweise meinerseits entmutigt, bis die Gewohnheit, meine* Gedanken erst zu überprüfen, *so stark wurde, dass in Deiner Anwesenheit Schüchternheit für mich fast zu einer Nerven*krankheit *geworden ist. Es wäre absurd, wenn es nicht so schmerzlich (?) wäre, an mir selber festzustellen, dass jedes Wort, das ich je an Dich richte, eine Sekunde lang zurückgehalten wird, bevor es ausgesprochen wird, bis ich ganz sicher bin, dass ich damit nicht implizit um Dein Vertrauen bitte. So dass nun das einzige Wesen, das jemals alle meine Fähigkeiten zur Liebe geweckt hat, das einzige ist, in dessen Anwesenheit ich jemals Hemmungen empfand.*[48] *Immer wenn ich dies stark empfand, fragte ich mich auch, ob es nicht die Möglichkeit einer Enttäuschung geben könnte – dieser Zweifel wird nie wiederkehren. Du wirst Dir kaum vorstellen können, Liebster, welche* Befriedigung *dieses Schreiben von Dir für mich bedeutet, denn ich war deprimiert wegen der Befürchtung, dass das, was ich an Dir am meisten geändert wünschte, von Dir durchaus geschätzt wird, vielleicht als das Beste an Deinem Charakter. Ich bin ziemlich sicher, dass dieser Mangel an Tatkraft ein Fehler ist, und ein Fehler sein würde, wäre er ein Charaktermerkmal, dass ich mir aber sicher bin, dies ist, dem Himmel sei Dank, nicht der Fall. Es widerspricht entschieden Deinem Charakter.*

Ja *– diese Umstände verlangen* allerdings *größere Kraft als alle anderen – die größte –, und die hast Du, & hättest Du sie nicht, hätte ich Dich nie geliebt, würde Dich jetzt nicht lieben. Bei dieser wie bei allen solchen wichtigen Fragen gibt es keine Mitte zwischen dem* größten, alle *und keine – was weniger ist als alle reicht nicht aus. Es könnte ebenso gut keine sein.*

Wenn ich nicht wüsste, dass sie falsch sind, wie gründlich würde ich solche Äußerungen verachten, »Ich habe aufgehört zu wollen«! Dann zu wünschen? denn macht nicht der Wunsch mit der Kraft zu seiner Erfüllung den Willen aus?

Es ist falsch, dass »Deine Kraft der Situation, in die Du Dich begeben hast, nicht gewachsen ist«. – Es ist etwas ganz anderes, von einer Urteilskraft geleitet zu werden, auf die man sich verlassen kann und die zu urteilen besser in der Lage ist als man selber.

Würdest Du Dich »mit den Gezeiten treiben lassen, sei es Ebbe oder Flut«, wenn sie Dich in dem einen Fall immer weiter von mir entfernten? Würdest Du nicht alle Dir verfügbaren Kräfte darauf verwenden, ihnen Widerstand zu leisten? Sag es mir – denn wenn Du das nicht tätest, wie kommt es, dass Du den Willen hast, mich zu lieben oder irgend (?).

Jedoch – da Du mich das Böse erkennen lässt & ich glaube, dass es böse ist, kann ich auch aufrichtig das Gute glauben – und wenn all das Gute, von dem Du in den letzten zwei oder drei Briefen geschrieben hast, sichere Wahrheit *ist, gibt es genug Gutes, selbst für mich. Das schrecklichste mir bekannte Gefühl ist das, wenn mich einige Augenblicke lang die Angst überkommt, dass* nichts*, was Du über Dich selbst sagst, absolut verlässlich ist – dass Du Dir nicht einmal Deiner stärksten Gefühle sicher bist. Sag mir noch einmal, dass dem nicht so ist.*

Stünde außer Zweifel, dass »was der eine auch immer für das Beste hält, auch der andere für das Beste halten wird«, dann könnte es natürlich kein Unglücklichsein geben – stünde das außer Zweifel, könnte ein Mangel an Tatkraft sich nicht bemerkbar machen, könnte kein Böses sein, es sei denn, beiden fehlte es an Tatkraft – das einzige Böse, das es für mich geben könnte, wäre, dass Du mein Bestes nicht *für Dein Bestes hältst – oder mit mir nicht darin übereinstimmen würdest, was für mich das Beste ist.*

Liebster, *ich habe nur fünf Minuten, um dies zu schreiben, sonst würde ich mehr sagen – aber ich konnte nicht anders, als vor dem morgigen Tag etwas zu sagen. Ich hätte sonst so lange warten müssen, Liebster.*

Was dem vorangegangen sein muss, lässt sich anhand eines Briefes von Mill an Fox erahnen, der am folgenden Tag geschrieben wurde und in dem Mill andeutet, dass er die Arbeit über Dichtung, die er seiner Tennyson-Rezension hatte voranstellen wollen, Fox' *Monthly Repository* überlassen könnte.

J. S. M. an W. J. Fox, Samstag, 7. September 1833:[49] *Wenn Ihnen die Idee zusagt und wenn Sie* sie *vor Montag sehen, würden Sie die Arbeit über Dichtung bitte ihr gegenüber erwähnen – Sie wissen, dass es eigentlich ihre ist – wenn sie einverstanden ist, soll diese Arbeit Ihnen gehören. Ich selber werde sie am Montag sehen und werde dann über diese Angelegenheit mit ihr sprechen. Ja, sie ist wieder sie selbst*[50]*, wenn sie einmal niedergedrückt ist, dann ist der Grund dafür immer, dass etwas mit* mir *nicht stimmt – so ist es jetzt – eben weil sie versteht, dass das, was so viel leichter für mich als für sie sein sollte, in Wirklichkeit schwieriger ist – ein härteres Ringen verlangt – nämlich den gesellschaftlichen Konsens aufzugeben und meine bisherige Art und Weise, Gutes für die Gesellschaft zu tun. Jedoch zweifelt sie dem Himmel sei Dank nicht daran, dass ich es zu tun vermag.*

Anscheinend war Mr. Taylor durch lange Unterredungen dazu gebracht worden, dem Versuch einer sechsmonatigen Trennung von seiner Frau zuzustimmen, und irgendwann im September reiste Mrs. Taylor nach Paris ab. Mill folgte ihr am 10. Oktober dorthin für einen mehr als sechswöchigen Aufenthalt. Einer der Briefe, die er von dort an Fox schrieb, verdient es, hier ungekürzt zitiert zu werden.

J. S. M. an W. J. Fox, Paris, 5. oder 6. November 1833:[51] *Ich hätte einen langen Brief an Sie mit den Ereignissen und Gefühlen und Gedanken eines jeden beliebigen Tages, seit ich hier bin, füllen können – diese zwei Wochen scheinen schon ihrem zeitlichen Umfang nach ein ganzes Lebensalter zu umfassen, und sie* sind *ein Lebensalter im Hinblick auf das, was sie für uns zwei bewirkt haben. Sie haben uns Jahre der Erfahrung gebracht – gute und glückliche Erfahrungen zumeist. Wir hätten uns unter allen früheren Umständen nie so nahe, so vollkommen miteinander vertraut sein können – wir hätten niemals zusammen sein können, wie wir es nun in zahllosen unbedeutenderen Beziehungen und Belangen waren – wir hätten nie über alles in allen Gemütsverfassungen so frei und so rückhaltlos sprechen können. Es erstaunt mich, wenn ich daran denke, wie viel bislang zurückgehalten wurde, wie viel unerzählt blieb, nicht gezeigt und nicht mitgeteilt wurde – wie viel allein durch die Tatsache, dass darüber gesprochen wurde, verschwunden ist – so viele tatsächliche Verschiedenheiten, so viel mehr falsche Eindrücke von Verschiedenheit, wovon die meisten sich mir erst zeigten, seit sie aufhörten zu bestehen, oder diejenigen, die weiter bestehen, hör-*

ten auf, als schmerzlich empfunden zu werden. Nicht ein Tag verging, ohne dass ein wirkliches & ernsthaftes Hindernis für unser Glück beseitigt wurde. Ich habe nie so gering von mir gedacht, vergleiche ich mich mit ihr, fühlte mich ihrer nie so wenig wert, habe nie stärker bedauert, dass ich nicht ihretwegen in mancher Hinsicht ganz anders bin. – doch es bedeutet so viel, zu wissen, was ich jetzt weiß, dass nahezu alles, was bei ihr jemals Zweifel erregte hinsichtlich der Frage, ob wir zueinanderpassten, in Wirklichkeit auf Irrtum beruhte – dass diese Irrtümer nicht mehr existieren – & sie nun durchaus davon überzeugt ist (und das ist sie), dass wir uns vollkommen dazu eignen, unsere Leben miteinander zu verbringen – ja tatsächlich besser geeignet für jene zukünftige vollkommene Gemeinschaft als für diese gegenwärtige unvollkommene Gemeinschaft. Ich glaube, dass nie wieder irgendein Hindernis dem entgegenstehen wird, dass wir uneingeschränkt zusammenleben, ohne den leisesten Zweifel, dass dieser Versuch, was uns betrifft, gelingen wird – nicht, wie sie immer sagte, nur für eine kurze Zeit, sondern für die Dauer unseres irdischen Lebens. Und doch – da die anderen Hindernisse oder eher das eine Hindernis so groß ist wie eh und je – ist unsere Zukunft immer noch völlig ungewiss. Sie hat nichts entschieden außer dem, was immer schon entschieden war – nicht zu verzichten auf die Freiheit, sich zu sehen –, und es ist eher unwahrscheinlich, dass über irgendetwas bis zum Ende der sechs Monate entschieden wird, wenn es denn dann *endgültig entschieden werden sollte. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, dass, was immer sie entscheidet, das Klügste und Richtigste sein wird, selbst wenn sie sich entscheidet, was mir zunächst so zuwider war – alleine hier zu bleiben – es ist mir immer noch zuwider – aber ich sehe nun ein, dass es vielleicht das Beste sein wird – die Zukunft wird darüber entscheiden.*

Wann werden Sie wieder schreiben – sie hat mir Ihren Brief gezeigt – es ist schön von Ihnen, so an irgendjemand zu schreiben, wer aber könnte ihr anders schreiben?

Ich bin glücklich, aber nicht so *glücklich wie damals, als die Zukunft gewisser erschien.*

Ich hatte bis hierhin geschrieben, bevor ich Ihren Brief erhielt, und ich bin froh darüber. Ich habe mir jetzt einen größeren Bogen genommen und Obiges darauf abgeschrieben.

Ihr Brief zeigt in der Tat, dass Sie »ihre Lage überhaupt nicht verstehen« und sie auch nie verstanden haben – dieser Verdacht kam mir erst in letzter Zeit, & ich war mir dessen bis jetzt nie ganz sicher –, und ich begreife nun, dass ich in

der Annahme, dass Sie sich ihres wirklichen Gefühlszustands bewusster sind, als ich es zu erkennen vermochte, Dinge gesagt und geschrieben habe, die Ihren falschen Eindruck noch verstärken mussten.

Sie glauben anscheinend, dass sie sich entschieden hatte *und nun unentschlossen* ist *– dass ihr Gefühlszustand, der zu der Trennung führte, »unterbrochen« wurde, wie Sie sagen, und nun »wiederbegonnen« werden soll. Das ist nun aber ein fehlerhaftes und ganz erheblich negativeres Bild von ihr als das wahre – sie hatte sich* nie *für etwas entschieden, es sei denn, weder die Intimität noch die Intensität des Gedankenaustauschs mit mir aufzugeben – soweit sie das tat, war es* Mr. Taylors *Wunsch, und es schien notwendig für sein Wohlergehen, dass sie von ihm getrennt leben sollte. Nachdem die Trennung tatsächlich vollzogen worden war, schien deren Ergebnis, wie Sie sagen, gewiss – nicht weil wir es so gewollt hatten, sondern weil es die notwendige Folge der veränderten Umstände schien, falls die Gefühle aller Beteiligten die gleichen bleiben sollten. Das war der einzige Grund, & ich denke, Grund genug für den Optimismus und das Glück, die ich fast den ganzen Monat lang empfand und die einen falschen Eindruck auf Sie gemacht haben müssen. Ich war mir nie sicher, was nach Ablauf von sechs Monaten geschehen würde, aber ich hatte das Gefühl, dass sich meine Aussichten immens verbessert hatten. Als ich hierherkam,* erwartete *ich, sie im Hinblick darauf, was für alle das Beste wäre, nicht entschlossener vorzufinden, als sie es immer schon gewesen war,* nicht *aber, sie anzutreffen, wie ich sie beim ersten Mal angetroffen hatte, voller Zweifel, was am besten wäre für unser* eigenes *Glück – beeinflusst davon und den davon geweckten schmerzlichen Gefühlen schrieb ich an Sie. Diese Zweifel dauerten, dem Himmel sei Dank, nur eine kurze Zeit – hätte ich meinen Brief zwei Tage länger zurückgehalten, hätte ich ihn nie abgeschickt.*

Falls Mr. Taylor so denkt, wie Sie glauben, war er sehr weit davon entfernt, ihr »alles, was er denkt« zu sagen; denn sein letzter Brief an sie, der mit derselben Post eintraf wie der Ihre (der erste, den sie mir je gezeigt hat), ist in einem ganz anderen Ton geschrieben. Bei sämtlichen Fakten irrt er sich total. Die Zuneigung, die sie zu ihm empfindet, entsprang ihrer Dankbarkeit für seine Zuneigung & Güte, wurde nicht etwa durch dieses stärkere Gefühl geschwächt, sondern erheblich gestärkt *durch so viele neue Beweise* seiner *Zuneigung für* sie *& durch die unerwartete & (angesichts seiner Wesensart) wahrhaft bewundernswerte Hochherzigkeit & Großmut, die er in einer so schweren Prüfung bewies. Statt in seiner Abwesenheit* wieder aufzuleben, *blieb ihre Zuneigung für ihn*

stets unverändert; die Zuneigung für ihn ist ganz anderer Art als dieses *Gefühl & ist diesem deshalb keineswegs* notwendig *entgegengesetzt, & wenn nun die Umstände die beiden in Widerspruch zueinander gesetzt haben, kann sie die Zuneigung für ihn ebenso wenig wie dieses Gefühl überwinden oder wünschen, sie beide zu überwinden. Der Unterschied besteht darin, dass das eine, da es nur Zuneigung, nicht* Leidenschaft *ist, sich damit zufriedengäbe, ihn auch fern von ihr glücklich zu wissen – wenn aber die Alternative schlechthin darin bestünde, entweder auf dieses stärkere Gefühl zu verzichten oder ihn dauerhaft unglücklich zu machen (wie er meint), bin ich überzeugt, dass das eine wie das andere [mehr (?)]*[52] *wäre, als sie ertragen könnte. Ich weiß wohl, dass der geläufigen Vorstellung zufolge leidenschaftliche Liebe alle anderen Affekte beiseitefegt – doch gewiss besteht die* Rechtfertigung *der Leidenschaft darin & macht es Teil ihrer Schönheit und Herrlichkeit aus, dass sie bei einem ansonsten guten Charakter* kein *Gefühl schwächt, das fortzubestehen verdient, sondern sie notwendig alle stärkt. Da in ihren Briefen an Mr. Taylor die starke Zuneigung zum Ausdruck kommt, die sie ihm gegenüber immer verspürte, und da er nicht mehr jeden Tag die Beweise ihres weitaus stärkeren Gefühls für einen anderen sieht, meint er, ihre Zuneigung zu ihm sei* zurückgekehrt *– was er zuvor ebenso deutlich hätte sehen können, nur dass er sich sträubte, das zu glauben.* Ich *sah es und spürte die enorme Macht dieser Zuneigung über sie, in Augenblicken heftiger Erregung, die er, wie ich mit Bestimmtheit annehme, für damit völlig unvereinbar halten würde.*

Ihre Zuneigung zu ihm, die immer schon das Haupthindernis für unser Zusammensein war, ist nun das Einzige – zum gegenwärtigen Zeitpunkt scheint es absolut keine Hoffnung zu geben, dass dieses Hindernis überwunden werden könnte. Sie glaubt – & sie kennt ihn besser, als jeder von uns ihn kennen kann –, dass es die Zerstörung seines ganzen künftigen Lebens bedeuten würde – sie ist entschlossen, niemals der Grund dafür *zu sein, & ich bin entschlossen, sie niemals dazu zu drängen, & überzeugt, dass ich, sollte ich es versuchen, damit scheitern würde. Nichts könnte das rechtfertigen außer »der eindeutigen Erkenntnis«, dass es nicht nur »für das Glück beider notwendig« ist, sondern das einzige Mittel, beide oder einen der beiden vor unerträglichem Unglücklichsein zu bewahren. Das wird nie geschehen, es sei denn, die Alternative wäre ein völliger Verzicht. Ich glaube, dass er durchaus recht hat mit seiner Vermutung, dass das Schlimmste, was ihn nach Ende der sechs Monate erwarten kann, ihr dauerhafter Aufenthalt hier in Paris wäre. Sie wird ihn, wenn es menschenmöglich ist,*

ihren wahren Gefühlszustand wissen lassen und ihm*, wie sie es gegenwärtig zu tun gewillt ist, die Entscheidung über jede mögliche Übereinkunft überlassen mit Ausnahme eines völligen Verzichts, wobei sie sich sehr wünscht, er möge sich dafür entscheiden, dass sie hierbleibt; dabei jedoch gilt die Übereinkunft, dass die getroffene Vereinbarung, wie immer sie beschaffen sein mag, nur so lange bindend ist, als sie nicht für unerträglich befunden wird. Das scheint nur ein dürftiges Ergebnis für so viel Leiden & so viel Mühen zu sein, für* uns *aber ist der Gewinn gleichwohl beträchtlich.*

Sie hat all das Vorangehende gelesen und gebilligt, und folglich ist dieser Brief ebenso ihr Brief wie meiner. Sie sind also nun über alles genauestens informiert.

Sie ist insgesamt weitaus glücklicher, als ich es jemals bei ihr erlebt habe, und körperlich in recht guter Verfassung, wenn auch keineswegs bei robuster Gesundheit – es ängstigt mich sehr, wenn ich daran denke, wie sie es mit so wenig Hoffnung, die ihr Kraft geben könnte, ertragen wird, wieder allein zu sein. Ich war so überzeugt von allem, was ich oben geschrieben habe, dass ich sicher war, wäre die endgültige Entscheidung schon getroffen worden (welche es auch sein mag), würde die baldige Anwesenheit von Mr. Taylor hier so bald nach meiner Abreise wirklich zu ihrem Besten sein – aber jetzt *befürchte ich, falls sie sich in den ersten Tagen seines Besuches nicht über eine leidlich zufriedenstellende Übereinkunft im Klaren ist, dass sie nur unglücklicher gemacht wird, indem sie nur umso stärker die Unmöglichkeit fühlen muss, ihm tiefes Unglücklichsein ersparen zu können.*

Sie wissen vielleicht, dass ihr Bruder hier war – nichts hätte besser und angenehmer sein können als all das, was er sagte & tat – er sympathisierte *sogar mit uns.*

Kann ich hier irgendetwas für Sie tun – jemanden aufsuchen oder etwas für Sie mitbringen – ich werde Paris wahrscheinlich Freitag in einer Woche verlassen.

Es ist müßig, oder doch beinahe müßig, Ihnen irgend Dank zu sagen *für alles, was Sie zu unseren Gunsten sagen und tun & für den Teil Ihrer Anteilnahme daran, der mich persönlich betrifft – irgendwann werde ich vielleicht in der Lage sein, Ihnen all das nicht nur dadurch zu vergelten, dass ich allen Segen für Sie erbitte, den die Welt zu gewähren vermag.*

Ganz der Ihre

J. S. M.

Ein kleiner Zettel, der wahrscheinlich diesem Brief beigefügt worden war, enthielt eine Mitteilung von Mrs. Taylor an Fox und Eliza Flower:[53] *Ich hatte Euch beiden, liebste Freunde – die Ihr für mich seid –, geschrieben, aber nun, da ich diesen Brief von Euch gelesen habe, kann ich meinen nicht abschicken. Es macht mich traurig, von Euch missverstanden zu werden – wie das zuvor schon geschah –, aber es wird nicht immer so sein – meine lieben Freunde. O was für ein Brief (?) war das! aber mein Kopf & meine Seele segnen Euch beide.*

John berichtet Euch durchaus wahrheitsgemäß von unserer Situation – zumindest alles davon, was er zu berichten sich bemüht –, aber es gibt so sehr viel mehr, was gesagt werden könnte – es gab so sehr viel mehr Leid, als ich geglaubt hatte, ertragen zu können, aber auch O so sehr viel mehr Glück. O dieses Geschöpf erweckt den Eindruck, als ob Gott gewollt hätte, ein Muster der möglichen Verbesserung des Menschengeschlechts zu offenbaren. Ganz mit ihm zusammen zu sein bedeutet mein Ideal des edelsten Geschicks für alle Geistes- und Gemütsverfassungen, die erhaben & großmütig & feinsinnig sind, er ist der verwandte Geist und der Herzenswunsch – in Nebensächlichkeiten sind wir einander nur deshalb nicht ähnlich, weil ich so sehr viel oberflächlicher bin als er. Warum schreibst Du mir nicht, meine liebste Lizzie? (Ich habe den Namen noch nie zuvor geschrieben) wenn Du mir auch nur auf dem kleinsten Fetzen Papier sagen würdest, worüber Ihr redet, was das Thema der nächsten Predigt ist, wohin Ihr gegangen seid & dergleichen, wie sehr würde mich das freuen! Ihr müsst hierherkommen – es ist ein wunderschönes Paradies. O wie glücklich wir alle darin sein könnten. Ihr werdet es zusammen mit mir sehen, Ihr Lieben! nicht wahr?

Als Mill etwa am 20. November nach London zurückkehrte, traf er sich sofort mit Fox und schrieb ihm einige Tage später wieder einen Brief.

J. S. M. an W. J. Fox, London, 22. November (?) 1833:[54] *Ich wünsche so sehr und hoffe auch, dass eines Tages eine Skizze von Paris eintreffen wird, in der Art mancher Ihrer Lokalskizzen – wenn das geschieht, wird es das Schönste sein, was je geschrieben wurde – sie hat oft genug bei verschiedenen Gelegenheiten mit mir darüber gesprochen, um zu erläutern, wie diese Skizze aussehen würde.*

Haben Sie Mr. Taylor gesehen? er hat inzwischen einen Brief erhalten, wovon sie mir einen Teil hat zukommen lassen, und der ihn, falls er sich immer noch in dem Zustand befindet, in dem Sie ihn zuletzt antrafen, sicher völlig davon ab-

bringen wird. Ed. Hardy[55] *bestätigt einerseits alles, was Sie mir über den Eindruck erzählten, den ihr voriger Brief bei seinem Eintreffen auf ihn machte, der seine alten Hoffnungen und Ideen wachrief, und bestätigt andrerseits eindeutig, dass all das vollkommen aufgehört hatte,* bevor *er irgendeinen anderen Brief erhielt, & dass seine Einwilligung in ihre Rückkehr zu ihm* nicht *unter dem Einfluss solcher Hoffnungen und Ideen gegeben wird, sondern mit der ernsthaften Absicht, mit ihr als* Freund *und* Gefährte *zusammenzuleben. Sein Verhalten & seine Gefühle* jetzt *werden zeigen, ob das zutrifft. Mir liegt viel daran, von Ihrem Eindruck zu erfahren, nachdem Sie ihn in seinem gegenwärtigen Zustand gesehen haben.*

Er hatte ihr anscheinend wieder *geschrieben, seit ich Paris verlassen habe – sie schreibt: »Ich erhielt gestern einen dieser Briefe von Mr. Taylor, die uns Grund geben, ihn zu bewundern & zu lieben. Er schreibt, dass dieser Plan & meine Briefe ihm Freude bereiteten – dass er selbstsüchtig war – aber in Zukunft mehr an andere und weniger an sich selbst denken wird – aber er spricht immer noch von diesem Plan als einem guten* für alle*, womit er* mich *meint, da er schreibt, er sei sicher, dieser Plan werde ›künftiges Leiden verhindern‹, & wiederum wünscht er sich vollständiges Vertrauen. Ich habe genau das geschrieben, was ich denke, ohne Vorbehalt.«*

Wir wissen nicht, was »dieser Plan« war, offenbar aber einigte man sich nicht viel später auf eine Art Kompromisslösung. Aus einem anderen, etwa eine Woche später von Mill an Fox geschriebenen Brief[56] erfahren wir, dass Mill immer noch nicht damit rechnete, in England zu bleiben, und sich aus diesem Grunde außerstande sah, einem Vorschlag zu folgen, sich an der Leitung des *Examiner* zu beteiligen, der damals in Schwierigkeiten war. In einem sehr ausführlichen Bericht an Carlyle über die Zustände in Paris,[57] das dieser zu besuchen beabsichtigte, verlieh Mill zur selben Zeit seiner Hoffnung Ausdruck, ihn dort im Sommer des folgenden Jahres zu treffen. Mrs. Taylor scheint jedoch lange vor dem Ende der sechs Monate nach England zurückgekehrt zu sein und wahrscheinlich sogar vor dem Ende des Jahres 1833. Man scheint darin übereingekommen zu sein, dass Mr. Taylor zwar in den Fortbestand der Freundschaft zwischen Mill und seiner Frau einwilligte, der äußere Anschein des Ehelebens aber gewahrt werden sollte. Vielleicht bezog sich Mrs. Taylor auf diesen Zeitraum, als sie etwa zwanzig Jahre später einem ausländischen Besucher nachdrücklich zu verstehen gab, dass sie seit Be-

ginn ihrer Freundschaft mit Mill für keinen der beiden Männer *mehr* als eine *Seelenfreundin* war.[58] Wir wissen nicht, ob sie bereits zu dieser Zeit oder erst einige Jahre später die meiste Zeit mit ihrer Tochter auf dem Lande[59] zu verbringen begann und Kent Terrace nur gelegentlich besuchte, während die beiden Jungen auf ein Internat geschickt wurden.

Drittes Kapitel

Über Ehe und Scheidung

(gegen 1832)

Die Lebensumstände und die angeborenen Neigungen beider Seiten müssen von Anfang an zusammengewirkt haben, um die Stellung der Frau und ihre Stellung in der Ehe zu einem der Hauptgegenstände gemeinsamen Interesses für Mill und Harriet Taylor zu machen. Die zur Debatte stehenden Prinzipien werden in keinem der erhalten gebliebenen frühen Briefe angesprochen, aber wir haben zwei handschriftliche Essays, die sie zu einem sehr frühen Zeitpunkt füreinander schrieben. Da das Essay von Mill und ein früherer Entwurf von Harriet Taylors Essay auf Papier mit dem Wasserzeichen »1831« und eine spätere Version des ihren auf Papier mit dem Wasserzeichen »1832« geschrieben sind, werden wir wohl nicht allzu weit fehlgehen, wenn wir sie auf letzteres Jahr datieren. Mills Essay ist das sehr viel längere und soll hier zuerst vorgestellt werden. Er bestätigt weitgehend seine Behauptung in der *Autobiographie*, dass es sich dabei im Gegensatz zu dem, was eine uninformierte Person wahrscheinlich vermuten würde, nicht um eines der Themen handelte, wo er seine Ideen hauptsächlich ihr verdankte. Er schreibt dort:

»So wird man zum Beispiel vermuten, dass meine entschiedene Überzeugung über die vollständige Gleichberechtigung von Männern und Frauen in allen gesetzlichen, politischen, sozialen und häuslichen Beziehungen bei ihr den Ausgangspunkt haben. Dies ist nicht der Fall. Jene Überzeugung gehört unter die ersten Früchte der Anwendung meines Geistes auf politische Gegenstände, und die Entschiedenheit, mit welcher ich sie festhielt, war, wie ich glaube, mehr als irgendetwas anderes der ursprüngliche Auslöser des Interesses, das sie für mich empfand. Nur so viel trifft zu, dass, bevor ich sie kannte, die Anschauung für mich kaum mehr als ein abstraktes Prinzip war. … Ich bin mir schmerzlich bewusst, wie viele von ihren besten Gedanken über dieses Thema ich nur dürftig wiedergegeben habe und wie sehr diese kleine Abhandlung [Die Unterwerfung der Frauen] *hinter dem zurücksteht, was sie hätte werden können, wenn ihre ganze Anschauung über die betreffende Frage zu Papier gebracht worden oder*

sie am Leben geblieben wäre, um, wie sie es sicherlich getan haben würde, meine unvollkommene Darlegung zu revidieren und zu verbessern.«[1]

Hier sind seine Gedanken zu dem Thema,* wie er sie seiner Freundin Harriet gegenüber formulierte, etwa siebenunddreißig Jahre bevor er sie gedruckt vorlegte:[2]

Sie, der mein Leben gewidmet ist, hat mich gebeten, meine Ansichten zu dem Thema niederzuschreiben, das von allen Problemen, die menschliche Einrichtungen betreffen, ihr Glück am meisten berührt. Soweit meine Darlegung ohne ihre *Beratung und Entscheidung möglich ist, findet sie sich in diesen Seiten; aber auch sie hat sich bereitgefunden, für* mich *niederzuschreiben, was sie zu demselben Thema gedacht und empfunden hat, und* dort *werde ich vielleicht noch einmal von dem unterrichtet, was ich schon selbst herausgefunden habe, bestimmt aber von all dem, was mir entgangen ist. Bei der Erforschung der Wahrheit, wie auch bei allem sonst, »ist es nicht gut für den Menschen, wenn er allein ist«. Und in der Beziehung zwischen Mann und Frau sollte gerade das Gesetz, das beide zu beachten haben, auch von beiden gemacht werden; und nicht, wie bisher, vom stärkeren Teil allein.*

Wie leicht fiele es mir oder Dir, diese Frage nur für uns zu lösen. Ihre Schwierigkeiten – und Schwierigkeiten hat sie zweifellos – erschweren den Zugang zu allen großen Fragen, die für die Menschheit allgemein zu lösen sind, & daher nicht nur für Naturen, die einander ähneln, sondern für Naturen oder wenigstens Charaktere, die in alle Richtungen auf dem Kompass der Moral versprengt sind. Alle öffentliche Moral ist, wie ich Dir einst sagte, ein Kompromiss zwischen widerstreitenden Naturen, von denen jede einen gewissen Teil von dem aufgibt, was ihre Bedürfnisse anstreben, um dem Unheil eines ewigen Kriegs mit all den anderen zu entgehen. Es muss also die öffentliche Moral die beste sein, die allgemeine Befriedung mit dem geringsten Glücksverzicht der höheren Naturen verbindet; sie sind die größten und wirklich einzig Leidtragenden unter dem Kompromiss; denn von ihnen *wird verlangt, das aufzugeben, was sie allein glücklich machen könnte, während die anderen gewöhnlich nur die Bedürfnisse einschränken müssen, deren Befriedigung sie ohnehin nicht wirklich glücklich machen*

---

* Dieser Text von John Stuart Mill wird auch als eigenständiger Text unter dem Titel *Über Ehe und Scheidung* rezipiert.

würde. Zudem zählen die höheren Naturen bei der Ausgestaltung des Kompromisses nur ihrer eigenen Anzahl nach – die verschwindend klein ist! – & nach der Anzahl derer, auf die sie Einfluss nehmen; und das, obwohl die Bedingungen des Kompromisses bei ihrer höheren Glücksfähigkeit & deren natürlicher Folge, ihrem feineren Sinn für Wunscherfüllung *und Enttäuschung, schwerer auf ihnen lasten müssen, wenn ihnen der Grad an Glück, den sie als ihre Bestimmung kennen, durch widrige Umstände vorenthalten wird.*

Mit den höheren Naturen meine ich die Charaktere, die durch Verbindung natürlicher & erworbener Begabungen die größte Fähigkeit besitzen, Glück zu empfinden & zu schenken. Sie schenken es auf zweierlei Art: als schön Anzuschauende & daher als natürliche Quellen von Bewunderung und Liebe; und darüber hinaus als durch ihre Geistes- und Herzensgaben geeignet und bestimmt, mit ihren Handlungen & allem, was ihrem Willen gehorcht, das größtmögliche Glück all derer zu beflügeln, die ihrem Einfluss unterliegen.

Wären alle Menschen wie sie oder zumindest von ihnen beeinflusst, so wäre die Moral ganz anders, als sie jetzt ist; oder es gäbe sie nicht einmal als Moral, da Moral und Neigung dasselbe wären. Wären alle wie Du, meine liebliche Freundin, es wäre wohl eitel, ihnen Regeln zu geben. Folgten sie ihren eigenen Impulsen, geleitet von eigenen Urteilen, so fänden sie mehr Glück und würden sich besser verstehen als durch alle Moralprinzipien und Maximen; denn diese können vorab unmöglich allen besonderen Umständen angemessen werden, die ein gründlicher und kräftiger Geist erdenkt, der von einem starken Willen beherrscht *und von dem geleitet ist, was Carlyle »ein offenes und liebendes Herz« nennt. Wo ein ursprünglicher und starker Wunsch besteht, das zu tun, was zum Glück aller gereicht, sind allgemeine Regeln nur Vorsichtsmaßnahmen bei der Wahl der Mittel und nicht bleibende Verpflichtungen. Wenn nur die Wünsche richtig sind, die »Phantasie edel und lauter«, & wenn man allen falschen Schein verachtet, dann ist »dem Reinen alles rein«.*

Es ist nicht schwer, die moralischen Auswirkungen unserer Frage auf solche Charaktere zu übertragen. Natürlich sind die höchsten Naturen leidenschaftliche Naturen. Für sie ist die Ehe nichts als ein fortgesetzter Akt der Selbstaufopferung, der kein starkes Gefühl zulässt. Daher ist jede Bindung, die sie daran hindert, frei zu leben und sich mit einem Menschen zu vereinigen, den sie grenzenlos lieben können, ein Joch, in das man sie nicht ohne Unterdrückung einspannt; und bei einem solchen Menschen würden sie es, wenn sie ihn gefunden haben, verachten, sich, abgesehen von der natürlichen Vergötterung, auf andere

Weise zu binden als durch freie und selbst getroffene Wahl. Wenn diese Naturen auch sonst gesund entwickelt sind, werden sie alle anderen guten und wertvollen Gefühle haben, stark genug, sie davor zu bewahren, ihr Glück auf Kosten größerer Leiden anderer zu genießen; & darin liegt die Grenze der Nachsicht, die sich die Moral in solchen Fällen auferlegen sollte.

Wird aber die Moral, die den höheren Naturen entspricht, auch für alle niedrigeren die beste sein? Nach meiner Überzeugung wird sie es sein, aber das kann nur auf einem glücklichen Zufall beruhen. Alle Schwierigkeiten einer jeden Moral erwachsen aus dem Widerstreit, der immer wieder neu entsteht zwischen der höchsten Moral & noch der besten öffentlichen Moral, die der Entwicklungsstand der allgemein menschlichen Natur zulässt.

Wären alle oder nur die meisten Menschen in der Wahl eines Begleiters des anderen Geschlechts von wirklichem Streben nach dem Glück – oder im Sinne des Glücks – geleitet, das eine solche Verbindung in ihrer höchsten Form den besten Naturen geben kann, so hätte nie ein Grund bestanden, warum Gesetz oder Meinung der uneingeschränkten Freiheit der Bindung und Trennung Schranken hätten auferlegen sollen; auch ist nicht anzunehmen, dass die öffentliche Moral in einem zivilisierten oder hochentwickelten Volk diese Freiheit jemals eingeschränkt hätte. Wie ich Dir aber einst sagte, ist das geltende Ehegesetz von *Sensualisten*[*] *gemacht worden,* für *Sensualisten und um Sensualisten* zu binden. *Ziel & Zweck dieses Gesetzes ist, entweder, die Sinne und damit auch die Seele zu binden oder nur die Sinne zu binden, weil man an die Seele gar nicht denkt. Solche Ziele hätten niemals ins Bewusstsein derer gelangen können, denen die Natur eine Seele gegeben hat, die höheren Glücks fähig ist; noch hätte dieses Gesetz jemals unter anderen Menschen gelten können als denen, deren Natur es in gewisser Weise angemessen ist & für die es daher geeigneter sein muss, als die zunächst vermuten können, deren Naturen im Grunde verschieden sind.*

Es kann, wie ich meine, keinen Zweifel daran geben, dass die Unlösbarkeit der Ehe während langer Zeit mächtigen Einfluss auf die Verbesserung der gesellschaftlichen Stellung der Frau hatte. Dann aber führte sie fast allerorten zu einem Zustand, in dem die Möglichkeit, die Ehe zu missachten, nur für den einen Teil bestand: Der Stärkere konnte den Schwächeren fallen lassen, aber der

---

* Der Sensualismus ist eine philosophische Richtung, welche im Gegensatz zum Rationalismus die Sinneseindrücke des Individuums als die Grundlage von Erfahrung ansieht.

Schwächere konnte dem Stärkeren nicht entfliehen. Für eine leidenschaftliche Frau hat der Unterschied zwischen dem damaligen Zustand und dem heutigen kaum einen Wert, denn ihr wäre es lieber, verstoßen zu werden, als nur deshalb geduldet zu sein, weil man sich ihrer nicht entledigen kann. Die meisten Frauen streben aber nicht so hoch; sie würden lieber an einer Bindung festhalten, die sie schon immer mit einem Mann hatten, dem sie keinen anderen vorziehen und für den sie nur das niedrige Gefühl empfinden, das die Gewohnheit der Intimität häufig aufkommen lässt. Wenn wir nun annehmen, was von der größeren Zahl der Männer anzunehmen ist, dass sie von Frauen nur sinnlich oder bestenfalls durch vergänglichen Reiz *angezogen sind, so ist nicht zu leugnen, dass das unwiderrufliche Treueversprechen den Frauen hier einen dauernden Anspruch auf einen Mann gegeben hat, der sie sonst hinausgeworfen hätte, sobald der flüchtige Genuss vergangen wäre. Etwas oder* vieles *von einer Interessengemeinschaft hat sich nur aufgrund der Tatsache herausgebildet, dass man unlösbar verbunden ist: Der Ehemann hatte ein Interesse an der Frau als* seiner *Frau, insofern nicht aus besseren Gefühlen. Es wurde für sein Ansehen wesentlich, dass auch seine Frau Ansehen genoss; und gewöhnlich konnte es die bloße Tatsache des Zusammenlebens, nachdem der erste, durch Überdruss ausgelöste Gefühlsumschwung verklungen war, nicht verfehlen, ein Gefühl der Achtung & Verbundenheit entstehen zu lassen, wenn nur die Frau etwas Liebenswertes hatte & der Mann nicht ganz gefühllos war. Sie bekam auch, was für sie oft noch weit wichtiger ist, die Gewissheit, nicht von den Kindern getrennt zu werden.*

Wenn das aber alles ist, was das Leben der Frau zu bieten hat*, dann ist es herzlich wenig; und jede Frau, die sich zu großem Glück berufen fühlt und deren Wünsche nicht künstlich unterdrückt sind, wird nach Höherem streben und* nichts *verlangen, als davon befreit zu werden. Aber Frauen sind, wie ich schon erwähnte, im Allgemeinen leichter zufriedenzustellen; und das ist, wie ich glaube, der Grund für ihre allgemeine Abneigung gegen die Idee, die Scheidung zu erleichtern. Sie glauben gewöhnlich, dass ihre Macht über die Männer vorwiegend auf deren Sinnlichkeit beruht & dass diese ihre Sinnlichkeit anderswo befriedigen würden, wenn sie nicht mehr durch Gesetz & Meinung eingeschränkt wären. Sie selbst suchen in der Ehe meistens Geborgenheit und die Stellung oder den Stand einer verheirateten Frau und zusätzlich, je nachdem, einen glänzenden Haushalt etc. etc. Wenn das erreicht ist, gibt ihnen die Unlösbarkeit der Ehe die Sicherheit, bleiben zu können. Und die meisten Frauen haben – entweder weil sie daraus alles Glück beziehen, dessen sie fähig sind, oder wegen der künst-*

lichen Sperren, die all ihre spontanen Regungen, nach größerem Glück zu streben, einschränken – im Allgemeinen zu viel Angst, das Gut, das sie besitzen, zu gefährden, als dass sie es wagen würden, sich auf die Suche nach einem größeren zu machen. Sie meinen, dass sie die ihnen einmal eingeräumte Stellung nicht behalten könnten, wenn die Ehe auflösbar wäre; übrigens nicht ohne die Aufmerksamkeit der Männer mit Mitteln auf sich zu ziehen, die für jede einfache Frau höchst widerwärtig sind, mit denen aber eine gewitzte Hausfrau manchmal ihre überlegene Stellung erringt & beibehält.

Diese Erwägungen bedeuten einem leidenschaftlichen Charakter nichts; aber sie haben einen Reiz für die Charaktere, von denen sie ausgehen – oder ist es nicht so? Die einzige Schlussfolgerung jedoch, die aus ihnen gezogen werden kann, ist eine, für die es weitreichende Gründe gäbe, selbst wenn das geltende Ehegesetz vollkommen wäre. Diese Schlussfolgerung lautet, dass ein Zustand der Gesellschaft & der Meinung, in dem die gesellschaftliche Stellung der Frau ganz davon abhängt, ob sie verheiratet ist oder nicht, nur absurd und amoralisch sein kann. Denn es ist gewiss in jeder Hinsicht & nach jeder moralischen Auffassung, selbst der gewöhnlichen, falsch, wenn es Motive für die Ehe gibt, die nicht in dem Glück liegen, das zwei sich liebende Menschen empfinden, indem sie ihre Leben verbinden.

Das Mittel, mit dem die Lebensbedingungen verheirateter Frauen künstlich erstrebenswert gemacht werden, ist nicht etwa eine rechtliche Privilegierung, denn in dieser Hinsicht haben vor allem die unverheirateten Frauen mit Vermögen einen Vorteil: Es sind gerade die verheirateten Frauen, denen die bürgerlichen Rechte am weitgehendsten versagt werden. Nicht das Gesetz, sondern Erziehung und Sitte machen den Unterschied aus. Die Frauen werden so erzogen, dass sie ohne einen Mann, der sie ernährt, nicht einmal physisch überleben können; sie werden so erzogen, dass sie ohne einen Mann, auf dessen Schutz sie einen besonderen Anspruch haben, nicht in der Lage sind, sich gegen Kränkung und Entehrung zur Wehr zu setzen. Sie werden so erzogen, dass sie keine besondere Berufung oder Aufgabe in der Welt sehen, solange sie allein sind. Alle Frauen, die man darauf hin erzieht, verheiratet zu werden *– & wie wenig lehrt man sie, was wirklich nützlich ist –, haben nur im Blickfeld, was bei normalem Verlauf der Dinge nutzlos ist, solange sie nicht verheiratet sind. Eine unverheiratete Frau wird daher von sich selbst & auch von anderen als eine Art Auswuchs an der Oberfläche der Gesellschaft empfunden, der dort weder Nutzen noch Funktion oder Aufgabe hat. Sie ist zwar nicht wirklich von nützlichen*

oder ehrbaren Aufgaben ausgeschlossen, aber bei einer verheirateten Frau geht man, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, davon aus, dass sie ein nützliches Glied der Gesellschaft ist. Eine unverheiratete Frau jedoch muss etwas durchsetzen, das nur wenigen Männern oder Frauen je gelingt: einen individuellen *Anspruch.*

All das erwächst, obwohl es unter der Herrschaft des geltenden Ehegesetzes nicht im Geringsten wirklich absurd oder amoralisch ist, offensichtlich aus diesem Gesetz und fügt sich in den allgemeinen Zustand der Gesellschaft ein, von der es einen Teil bildet. Dieser Zustand könnte nicht fortdauern, wenn das Gesetz geändert würde & die Ehe entweder kein Vertrag mehr wäre oder ein leicht zu lösender: Die Unlösbarkeit der Ehe ist die wichtigste Stütze des gegenwärtigen Schicksals der Frau, und das Ganze bricht zusammen und muss neu aufgebaut werden, wenn diese Stütze beseitigt wird.

Auch kann die Frage der Ehe in Wahrheit für sich genommen nicht sinnvoll betrachtet werden. Die Frage ist nämlich nicht, was die Ehe sein sollte, sondern, viel weitgehender, was die Frau sein sollte. Löst man diese, so wird sich die andere von selbst beantworten. Man bestimme, ob die Ehe eine Beziehung zwischen zwei gleichen Wesen sein soll oder zwischen einem Über- & einem Untergeordneten, einem Beschützer und einem Abhängigen; & alle Zweifel werden sich von selbst zerstreuen.

Aber in dieser Frage liegt bestimmt keine Schwierigkeit. Es gibt keine natürliche Ungleichheit der Geschlechter, außer vielleicht an körperlicher Stärke; und selbst das unterliegt dem Zweifel. Wenn körperliche Stärke der Maßstab der Überlegenheit sein soll, dann sind die Menschen nicht besser als Wilde. Jede Stufe im Fortschritt der Zivilisation hat zu einer Verringerung der Achtung gegenüber körperlicher Stärke geführt; bis zu unserer Zeit, in der diese Qualität kaum noch andere Vorteile hat als die natürlichen: Der starke Mensch hat nur geringe oder keine Macht, seine Stärke als ein Mittel zu gebrauchen, das ihm gegenüber dem Schwächeren irgendwelche weiteren Vorteile einbringt. Jede Stufe im Fortschritt der Zivilisation ist also auch durch eine stärkere Annäherung an die Gleichheit der Geschlechter gekennzeichnet; & wenn sie noch immer weit von Gleichheit entfernt sind, so liegt das Hindernis jetzt nicht mehr in der unterschiedlichen physischen Stärke, sondern in künstlichen Empfindungen und Vorurteilen.

Wenn die Natur Mann und Frau nicht ungleich gemacht hat, so sollte es das Gesetz erst recht nicht tun. Es kann nämlich als eine der Voraussetzungen angesehen werden, die durch den lächerlichen Versuch, sie zu beweisen, nur schwä-

cher werden: dass Männer und Frauen vollkommen ebenbürtig sein sollten; dass eine Frau nicht mehr von einem Mann abhängig sein sollte als ein Mann von einer Frau, außer wenn sie durch ihre Gefühle abhängig wird, durch freiwillige Hingabe, die sich in jedem Augenblick durch freie & spontane Wahl erneuert und erneuert wird.

Aber die vollständige Unabhängigkeit in allem, außer der Liebe, kann nicht gelingen, solange es wirtschaftliche Abhängigkeit gibt; eine Abhängigkeit, die in der Großzahl der Fälle bestehen muss, wenn sich die Frau nicht genauso wie der Mann selbst ernähren kann.

Der erste und unausweichliche Schritt zur Befreiung der Frau liegt also darin, sie so zu erziehen, dass sie unabhängig von ihrem Vater oder ihrem Ehemann überleben kann. Unabhängig von einer Stellung also, in der sie in neun von zehn Fällen entweder zum Spielzeug oder zum Sklaven des Mannes wird, der sie ernährt, & im zehnten Fall nur zu seiner demütigen Freundin. Man sage nur nicht, dass sie ja einen entsprechenden und ausgleichenden Vorteil durch die Tatsache erlangt, nicht arbeiten zu müssen. Männer finden es verächtlich & sklavisch an ihresgleichen, Nahrung als Lohn für Abhängigkeit hinzunehmen; & warum meinen sie das nicht auch bezüglich der Frauen? Einzig weil sie nicht wünschen, dass diese ihnen gleichgestellt sind. Wo starke Liebe herrscht, ist Abhängigkeit der einzige Lohn; aber es muss freiwillige Abhängigkeit sein, & je freiwilliger sie ist, je ausschließlicher jeder alles der Liebe des anderen & sonst nichts verdankt, desto größer ist das Glück. Wo aber keine Liebe herrscht, offenbart die Frau, die sich dem Lebensunterhalt zuliebe in Abhängigkeit begibt, eine ebenso niedrige Gesinnung wie der Mann in dem entsprechenden Fall; oder sie würde *eine solche Gesinnung offenbaren, wäre diese Quelle nicht allzu oft die einzige, die ihr die Erziehung geöffnet hat, & hätte die Erziehung sie nicht auch gelehrt, das Wesen der Prostitution, den Akt der Selbstaufgabe für Brot, nicht als Erniedrigung anzusehen.*

Daraus, dass eine Frau fähig *sein sollte, sich selbst zu ernähren, folgt sicher nicht, dass sie es auch* wirklich *tun sollte; bei natürlichem Verlauf der Dinge wird sie es nicht tun. Einmal ist es nicht wünschenswert, den Arbeitsmarkt mit der doppelten Zahl von Konkurrenten zu belasten. Zudem wäre der Ehemann bei einem gesunden Zustand der Dinge fähig, aus eigener Kraft alles zu verdienen, was für beide nötig ist; & dann wäre es überflüssig, wenn die Frau mithelfen würde, das zum Leben Notwendige zu* beschaffen. *Es wird zum Glück beider gereichen, wenn ihre Aufgabe vielmehr darin liegt, dem Leben Glanz & Schön-*

heit zu verleihen. Außer bei der Klasse wirklicher Tagelöhner wird das ihre natürliche Aufgabe sein, wenn man wirklich eine Aufgabe nennen kann, was in so großem Maße eher durch Sein *als durch* Tun *zu besorgen ist.*

Wir alle kennen die herkömmliche Ansicht, wonach die eigentliche Beschäftigung der Frau in der Haushaltsführung und Kindererziehung liegt. Was die Haushaltsführung angeht, so ist sie keine Arbeit, wenn damit nur gemeint ist zu überwachen, ob die Diener ihre Pflicht tun. Jede Frau, die das überhaupt kann, braucht dafür nicht mehr als eine halbe Stunde täglich. Es ist nicht wie bei der Pflicht eines Bürovorstehers, dem die Untergebenen ihre erledigten Arbeiten zur Kontrolle vorlegen: die Fehler bei der Erfüllung der häuslichen Pflichten bieten sich von selbst *der Kontrolle dar. Geschicklichkeit bei der Überwachung besteht darin zu wissen, wie man einen Fehler bemerkt, wenn er entsteht, & vernünftigen Rat & Anweisung zu geben, wie er zu vermeiden ist; und sie beruht vielmehr darauf, zunächst ein gutes* System *auszuarbeiten, als sich fortwährend in eifriger Wachsamkeit zu üben. Wenn man aber meint, dass die Hausherrin einer Familie selbst die Arbeit der Diener tun soll, so ist* das *gut & wird natürlich in der Schicht, in der nicht die Mittel für die Einstellung von Dienern vorhanden sind, auch so gehandhabt – sonst aber nirgendwo.*

Sodann die Kindererziehung; wenn man darunter die Ausbildung in einzelnen Künsten und Wissensgebieten versteht, ist es widersinnig, sie den Müttern aufzutragen, und zwar in zweierlei Hinsicht: Es ist widersinnig, eine Hälfte der erwachsenen Menschheit, jeden in seinem winzigen Bereich, verrichten zu lassen, was eine viel kleinere Zahl von Lehrern, die sich ausschließlich damit befassen, für alle besorgen würde; und es ist widersinnig, die Mütter mit dem zu beschäftigen, wofür einige Personen geeigneter sein müssen als andere und wofür eine normale Mutter unmöglich so *geeignet sein kann wie die Personen, die für diesen Beruf ausgebildet sind. Auch hier ist die Mutter nur dann die natürliche Lehrerin, wenn die Mittel fehlen, einen Lehrer einzustellen. Aber für diesen Fall muss keine besondere Vorkehrung getroffen werden: Ob sie tatsächlich unterrichten muss oder nicht, es wäre jedenfalls gut, wenn sie es* könnte*; denn Wissen ist um des Wissens willen erstrebenswert, wegen seines Nutzens, des Vergnügens, das es bereitet, & wegen seines verschönernden Einflusses, solange es nicht so übertrieben gepflegt wird, dass andere Gaben vernachlässigt werden müssen. Was sie weiß, wird sie dann auch an die Kinder weitergeben können, aber dieses Lehren zu ihren Aufgaben zu erheben ist widersinnig, ob sie sich nun besser selbst beschäftigen kann oder nicht.*

Die Erziehung aber, die wirklich *den Müttern obliegt und die nur selten ganz gelingt, wenn man sie nicht von ihnen erfährt, ist die Ausbildung der Gefühle; & über die Gefühle die Ausbildung des Bewusstseins & des ganzen moralischen Seins. Aber* dieser *wertvollste & unerlässlichste Teil der Erziehung nimmt keine* Zeit *in Anspruch; er ist keine Beschäftigung, keine Aufgabe, und eine Mutter füllt ihn nicht aus, wenn sie sich mit ihrem Kind für ein, zwei oder drei Stunden zu einer Arbeit niederlässt. Sie besorgt ihn dadurch, dass sie mit dem Kind zusammen ist, es glücklich macht und daher mit allem versöhnt; dadurch, dass sie schlechte Gewohnheiten von Anfang an unterdrückt, das Kind liebt & es von ihr lernt, sie zu lieben. Nicht durch besondere Maßnahmen, sondern unmerklich & unbewusst lässt sie ihren Charakter in das Kind übergehen; sie lässt das Kind lernen zu lieben, was sie liebt, zu bewundern, was sie bewundert, & ihrem Beispiel zu folgen, soweit es dem Kind möglich ist. Diese Dinge können ihr nicht von einem bezahlten Lehrer abgenommen werden; & sie sind besser & bedeutender als alles andere. Aber Müttern aufzutragen, was bezahlte Lehrer tun* können, *ist reine Verschwendung des herrlichen Daseins einer Frau, die der höchsten Bestimmung einer Frau würdig ist. Hinsichtlich dieser Dinge ist ihre Aufgabe nur, darauf zu achten, dass sie richtig getan werden, nicht aber, sie selbst zu tun.*

Es sollte die große Aufgabe der Frau sein, das Leben schön *zu* machen*: ihr selbst & denen zuliebe, die sie umgeben, alle geistigen, seelischen und körperlichen Gaben zu pflegen, auch all ihre Fähigkeiten zu genießen & Genuss zu schenken; & überall Schönheit, Eleganz & Anmut zu verbreiten. Wenn die Tatkraft ihrer Natur darüber hinaus noch eine nachdrücklichere und entschiedenere Beschäftigung verlangt, so ist daran in der Welt kein Mangel: Liebt sie, so wird es ihr natürlicher Drang sein, ihr Leben mit dem zu teilen, den sie liebt, und an* seinen *Aufgaben teilzuhaben; an denen sie, wenn er sie liebt (mit dem Gefühl der* Gleichheit*, das allein Liebe genannt zu werden verdient), natürlich ein ebenso starkes Interesse haben wird & in die sie so gründlich eingeweiht sein wird, wie es sein vollkommenstes Vertrauen zulässt.*

Dies werden naturgemäß die Aufgaben einer Frau sein, die vollbracht hat, was man wohl als das Ziel ihres Daseins ansehen muss, und erreicht, was wirklich sein glücklichster Zustand ist, indem sie sich mit einem Mann verbunden hat, den sie liebt. Aber Frauen werden nie, ob sie in einer solchen Verbindung leben oder nicht, das sein, was sie sein sollten, noch wird ihre gesellschaftliche Stellung sein, wie sie sollte, solange ihnen nicht im gleichen Maße wie den Männern die Möglichkeit gegeben ist, ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten; bis

also die Eltern eines jeden Mädchens sie entweder mit unabhängigen Unterhaltsmitteln ausstatten oder ihr eine Ausbildung mitgeben, die es ihr erlaubt, sich diese Mittel selbst zu verdienen. Der einzige Unterschied zwischen den Berufen der Frauen und der Männer wird darin bestehen, dass die Berufe, die im höchsten Maß am Schönen teilhaben und eher Feinheit & Geschmack als Muskelstärke verlangen, natürlich den Frauen zufallen werden: Das sind insbesondere alle Zweige der schönen Künste.

Erwägt man nun, welches das beste Ehegesetz wäre, so hat man davon auszugehen, dass die Frauen schon sind, was sie in der bestmöglichen Gesellschaft sein könnten, nämlich nicht weniger fähig, unabhängig & achtbar ohne Mann zu leben, als die Männer ohne Frau. Die Ehe wäre, worauf man sie auch immer stützen mag, allein eine Sache der Wahl und nicht, wie gegenwärtig für die Frauen, eher eine Frage der Notwendigkeit; oder zumindest etwas, das eine Frau unter sehr künstlichen Motiven anstreben muss und das, wenn sie es nicht erreicht, ihr Leben als gescheitert erscheinen lässt.

Wenn man von diesen Annahmen ausgeht und wenn es für die Frau kein Vorteil mehr ist, verheiratet zu sein, nur um verheiratet zu sein: Warum sollte sich dann irgendeine Frau an die Unlösbarkeit der Ehe klammern, als könnte es zum Wohle einer Partei gereichen, die Ehe fortzusetzen, wenn die andere Partei wünscht, dass sie gelöst wird?

Niemand leugnet, dass es zahlreiche Fälle gibt, in denen eine Auflösung der Ehe das Glück beider Parteien sehr fördern würde. Wir wollen hinzufügen, dass, sobald die gesellschaftliche Stellung der Geschlechter ganz gleichberechtigt sein wird, eine Scheidung, die eine Partei glücklich machen würde, dem Glück beider diente. Nur ein Sensualist könnte es wünschen, eine bloß körperliche Beziehung zu einer Person aufrechtzuerhalten, von der er nicht sicher weiß, ob sie ihn allen anderen Menschen auf der Welt vorzieht. Diese Gewissheit kann aber unter dem jetzt geltenden Ehegesetz nie ganz vollkommen sein; sie wäre jedoch fast absolut, wenn die Bindung nur freiwillig bestünde.

Es gibt unzählige Fälle, und es ist vergeblich zu hoffen, dass es sie nicht immer geben wird, in denen die erste Bindung, die man eingeht, so beschaffen ist, dass die Auflösung, wenn sie möglich wäre*, auch zustande käme & zustande kommen sollte: Man hat schon vor langer Zeit bemerkt, dass es unter den ernsteren Lebenshandlungen des Menschen keine gibt, die gewöhnlich mit so geringer Vorsicht und Überlegung vorgenommen werden wie die unwiderruflichen, die bei schlechtem Ausgang mehr Übel enthalten als jede andere Entscheidung des gan-*

zen Lebens. Und das ist gar nicht so verwunderlich, wie es scheint: Solange der Vertrag nicht gelöst werden kann, ist es schon unvorsichtig, überhaupt zu heiraten. Wer dennoch heiratet, zeigt durch ängstliche & sorgfältige Überlegung vorderhand nur geringe Klugheit; die Ehe ist wirklich, wie man sie zuweilen nennt, ein Glücksspiel, & wer immer sich in einem Geisteszustand befindet, in dem er die Chancen ruhig abwägen & richtig einschätzen kann, ist keineswegs bereit, ein Los zu kaufen. Diejenigen, die heiraten, nachdem ihnen die Angelegenheit viel Kopfzerbrechen bereitet hat, kaufen ihre Enttäuschung im Allgemeinen nur teurer ein. Denn (?) Ehen können scheitern, wie jeder erste Versuch: Die Parteien sind unerfahren & haben noch kein sicheres Urteil. Es scheint auch nicht, als könne man diesem Missstand abhelfen. Eine Frau darf sich in einem Alter fürs Leben weggeben, in dem es ihr noch nicht einmal erlaubt ist, über das geringste Grundvermögen zu verfügen – was dann? Wenn die Menschen nicht heiraten sollen, bevor sie vorsichtig geworden sind, dürfen sie wohl selten vor dreißig heiraten; kann man das abwarten, oder muss man es fordern? Um das unreife Urteil zu lenken, gibt es Eltern und Beschützer, eine wertvolle Sicherheit! Wenn es aber noch etwas Schlimmeres für ein junges Mädchen gibt, als sich selbst zuliebe zu heiraten, so ist es, einem anderen zuliebe zu heiraten. Wie paradox es auch immer in den Ohren derer klingen mag, die den Ruf haben, weise geworden zu sein, wie der Wein gut wird, nämlich durch Aufbewahrung, *es ist dennoch wahr, dass ein Durchschnittsmensch A besser weiß, was ihn glücklich macht, als ein Durchschnittsmensch B wissen kann, was A glücklich machen wird. Wie die Welt nun einmal beschaffen ist, urteilen Väter & Mütter nicht besser als Söhne & Töchter – sie urteilen nur anders; & wenn die Urteile beider von gewöhnlicher Stärke – oder besser: Schwäche – sind, hat das eigene Ich eines Menschen den Vorteil einer weit größeren Zahl von* Angaben, *nach denen es urteilen kann, & außerdem den eines größeren Eigeninteresses. Dummköpfe werden sagen, dass es ein Nachteil ist, an einem anderen Menschen interessiert zu sein; es befremdet, dass sie zweierlei nicht zu unterscheiden vermögen: interessiert zu sein an einem Rechtsgegenstand wie eine Partei vor dem Richter, d.h. daran interessiert, in einer Richtung zu entscheiden, richtig oder falsch – & wie eine Person interessiert zu sein an der Verwaltung ihres Eigentums, die nur daran interessiert ist, richtig zu entscheiden. Die Parteien selbst sind ausschließlich daran interessiert zu tun, was für ihr Glück das Beste ist; ihre Verwandten aber können alle möglichen selbstsüchtigen Interessen haben, die sie verfolgen, indem sie zum Heiraten raten oder davor warnen.*

Die erste Wahl wird demnach unter sehr komplizierten Nachteilen getroffen. Durch die Tatsache, dass sie die erste *ist, müssen die Parteien gerade in dieser Angelegenheit unerfahren sein. Sie sind meistens jung (besonders die Partei, die am stärksten von einem Fehler bedroht ist) und haben im Allgemeinen weder Menschenkenntnis, noch kennen sie sich selbst, und schließlich hatten sie nie die Gelegenheit, sich wirklich kennenzulernen, da sie in neun von zehn Fällen noch nie ganz zwanglos oder ohne bewusst oder unbewusst eine Rolle zu spielen, zusammen sein konnten.*

Die Chancen stehen daher viele zu eins gegen die Annahme, dass eine Person, die nach großem Glück strebt oder zu großem Glück fähig ist, dieses Glück in der ersten Wahl finden wird; & in der Großzahl der Fälle kann diese erste Wahl nicht rückgängig gemacht werden und verbittert daher nur das Leben. Es sprechen also alle Gründe dafür, eine spätere Änderung zuzulassen.

Was, ohne allen Aberglauben, für die Unlösbarkeit der Ehe vorzubringen ist, erschöpft sich darin, dass es höchst wünschenswert wäre, wenn Änderungen nicht so häufig vorkämen, & wünschenswert, wenn die erste Wahl zwar nicht zwangsläufig, aber im Allgemeinen doch Bestand hätte; dass wir uns also in dem Maße davor hüten sollten, die Rücknahme einer schlechten Wahl zu erleichtern, wie wir damit, stärker als gegenwärtig, dazu ermutigen würden, eine solche Wahl zu treffen, weil sie ja vermutlich zurückgenommen werden kann.

Es ist angebracht, die Argumente, die für diese Ansicht sprechen, so stark wie möglich hervorzuheben.

Wiederholte Versuche, glücklich zu werden, und wiederkehrende Fehlschläge üben auf alle Geister einen schädlichen Einfluss aus. Die zarteren Seelen werden gebrochen & ekeln sich an allem; ihre Empfindsamkeit wird abgetötet oder in eine Quelle der Verbitterung umgewandelt, & sie büßen die Fähigkeit ein, jemals zufrieden *zu werden. Die Auswirkungen auf die gemeineren Naturen sind nicht weniger beklagenswert. Nicht nur ihre Glücksfähigkeit erschöpft sich, sie werden auch der Moral beraubt; alle Feinheit & Zartheit ihres Charakters wird erstickt; aller Sinn für die besonderen Pflichten und das besonders Heilige, die der Beziehung zwischen den Geschlechtern zukommen, wird ihnen genommen; & solche Verbindungen werden bald mit genau denselben Gefühlen betrachtet, die jetzt mit einer vergänglichen Liebschaft verbunden sind.*

So weit, was die Parteien selbst angeht; aber neben den Parteien muss man auch an ihre Kinder denken: Wesen, die in ihrem Glück und Wohlergehen ganz von den Eltern abhängen, & die, außer in extremen Fällen wirklicher Schänd-

lichkeit oder dauernder Streitigkeiten und Diskussionen, immer unter beiden Aspekten besser versorgt sein müssen, *wenn die Eltern zusammenbleiben.*

Diese letzte Erwägung ist von sehr großer Bedeutung; und ich bin überzeugt, dass zwei vernünftige Personen verschiedenen Geschlechts, die ihre Geschicke vereinigen, es im Allgemeinen, auch wenn die Ehe leicht lösbar wäre, für ihre Pflicht halten würden, keine Kinder zu bekommen, bis sie eine gewisse Zeit zusammengelebt & aneinander ein Glück gefunden haben werden, das ihrem Verlangen angemessen ist. Würde dieses Moralprinzip befolgt, so lösten sich viele der hier betrachteten Schwierigkeiten von selbst auf. Gemeinsam die Eltern eines menschlichen Wesens zu sein sollte das allerletzte Gelöbnis der tiefsten, heiligsten & erstrebenswertesten Liebe sein; denn das *ist eine Bindung, die, abgesehen von aller Konvention, wirklich unlösbar ist: eine zusätzliche & äußere Bindung, die höchst wertvoll ist, wo die Seelen schon unlösbar verbunden sind, aber ganz einfach lästig, wenn es beiden als möglich erscheint, sich jemals wieder trennen zu wollen.*

Man kann jedoch kaum erwarten, dass eine solche Entwicklung von anderen befolgt wird als denen, die größte Erhabenheit & Feinheit des Gefühls mit der Kraft bewusstester Reflexion verbinden. Wo die Gefühle stumpf sind, kann die Stärke dieser Erwägung nicht empfunden werden; & wenn das Urteil aufgrund eines inneren Mangels oder wegen Unerfahrenheit schwach oder übereilt ist, werden die Menschen ihr ganzes Leben lang glauben, in ein vollkommenes Wesen verliebt zu sein, auch wenn die Sache ganz anders liegt, & sie werden annehmen, dass sie nichts riskieren, wenn sie eine neue Beziehung zu dem Wesen herstellen, aus der sie nicht mehr herauskönnen. Wenn also Umstände eintreten, die die Eltern veranlassen, sich zu trennen, werden gewöhnlich Kinder da sein, die unter dieser Trennung zu leiden haben; und ich sehe auch nicht, wie diese Schwierigkeit vollkommen überwunden werden kann, solange die gesellschaftlichen Gewohnheiten nicht eine geregelte Lebensgemeinschaft intim bekannter Personen zulassen, die die Notwendigkeit einer vollständigen Trennung der Eltern verhindern würde, auch wenn diese nur noch durch gegenseitiges Wohlwollen & das gemeinsame Interesse an ihren Kindern verbunden wären.

Es gibt noch ein weiteres Argument, das gegen die Erleichterung der Scheidung eingewandt werden kann, und zwar das Folgende: Die meisten Menschen verfügen nur über eine sehr bescheidene Glücksfähigkeit, aber das merkt niemand ohne, selten jemand mit Erfahrung: Sie bringen diese innere Unzufrieden-

heit fortwährend mit äußeren Dingen in Verbindung. Sie erwarten daher von der Ehe mehr Glück, als sie gewöhnlich erleben: & indem sie nun nicht wissen, dass der Fehler in ihrer eigenen kümmerlichen Glücksfähigkeit liegt, stellen sie sich vor, sie hätten mit einem anderen Menschen glücklicher werden können; so lasten sie ihre Enttäuschung bei allen möglichen Gelegenheiten dem Wesen an, in das sie so viele Hoffnungen gesetzt hatten, lieben sich eine Zeitlang nicht & würden sich während dieser Zeit gerne trennen. Wenn sie aber zusammenbleiben, verschwindet das Gefühl der Enttäuschung nach einer gewissen Zeit, & dann verbringen sie ihr Leben gemeinsam genauso glücklich, wie sie allein oder in einer anderen Verbindung gewesen wären, ohne wiederholt unter missglückten Versuchen gelitten zu haben.

Das sind die Argumente dafür, der Unlösbarkeit des Vertrags zuzustimmen; & hinsichtlich der Charaktere, die den größten Teil der menschlichen Art bilden, kann man nicht leugnen, dass diesen Argumenten ein beträchtliches Gewicht zukommt.

Dieses Gewicht ist jedoch nicht so groß, wie es jetzt den Anschein haben mag. In allen vorausgegangenen Argumenten wird stillschweigend angenommen, dass man sich zu entscheiden habe zwischen einem absoluten Verbot der Scheidung & einem Zustand, in dem sich die Parteien aufgrund des sehr vergänglichen Gefühls der Unzufriedenheit trennen würden. Nun ist das nicht wirklich die Alternative. Wäre die Scheidung noch so frei, man würde sich ihrer in demselben Sinn moralischer Verantwortung & unter denselben Beschränkungen der Meinung bedienen wie jeder anderen Maßnahme unseres Lebens. In jedem gesellschaftlichen Zustand, außer in einem, in dem die Meinungen den fast promiskuösen Verkehr befürworten (& in dem daher selbst die unlösbare Bindung praktisch nicht beachtet wird), wäre es unehrenhaft für beide Parteien, besonders aber die Frauen, oft und leichtfertig zu wechseln. Meiner Überzeugung nach wäre die erste Wahl in einem erträglichen gesellschaftlichen Zustand fast immer verbindlich, insbesondere wenn Kinder aus ihr hervorgegangen sind, ausgenommen in einem Fall der Fehlentscheidung, der es für beide Teile positiv unmöglich macht zusammenzubleiben, oder wenn eine der Parteien eine große Leidenschaft für eine dritte Person empfindet. In diesen Fällen kann mich kein Argument davon überzeugen, dass die erste Bindung jedenfalls aufrechterhalten werden muss.

Ich sehe nicht, warum die Meinung in dieser Frage nicht mit gleich großer Wirksamkeit die wahren moralischen Regeln zur Geltung bringen sollte wie die

falschen. Robert Owens Definitionen[3] von Keuschheit & Prostitution sind genauso einfach & lassen sich genauso gut merken wie die gewöhnlichen, die die Ideen von Tugend & Laster mit der Ausübung oder Nichtausübung eines willkürlichen Zeremoniells in Verbindung bringen.*

Daher sind die Argumente für die Unlösbarkeit der Ehe so nichtig, verglichen mit den viel stärkeren Argumenten dafür, es hier genauso zu halten wie bei den anderen menschlichen Beziehungen, die freiwillig vertraglich geregelt sind und deren Fortsetzung allein auf dem Willen der Vertragsparteien beruht. Das stärkste von all diesen Argumenten ist, dass die Lebensbedingungen & der Charakter der Frau auf keine andere Weise so werden können, wie sie sein sollten.

Als Frauen bloß Sklavinnen waren, war es ein erster Schritt in ihrer Entwicklung, ihnen einen Anspruch auf ihren Herrn zu geben. Dieser Schritt ist nun getan, & im Fortschritt der Zivilisation ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo die Frauen mehr verlangen können, als nur einen Beschützer zu finden. Die Stellung der unverheirateten Frau hat aufgehört, gefährlich & unsicher zu sein; & das Gesetz & die allgemeine Meinung reichen aus, sie unter normalen Umständen vor Entehrung und Belästigung zu schützen. Die Frau wird bald nicht mehr bloß Eigentum, sondern eine Person sein, die um ihrer selbst willen geschätzt wird und nicht wegen ihres Ehemanns oder Vaters. Sie ist jetzt reif für die Gleichberechtigung. Es ist aber widersinnig, von Gleichberechtigung zu sprechen, solange die Ehe eine unlösbare Bindung ist. Gegenüber einem Zustand, in dem alle Verpflichtungen auf Seiten des Schwächeren und alle Rechte auf Seiten des physisch Stärkeren lagen, war das eine große Verbesserung, selbst zu den gegenwärtigen Bedingungen, in denen die Verpflichtungen nominell für beide gleich sind. Aber diese nominelle Gleichheit ist keine wirkliche. Der Stärkere ist immer noch in der Lage, sich den Verpflichtungen, die ihm lästig sind, ganz oder weitgehend zu entziehen; der Schwächere kann das nicht. Der Ehemann kann seine Frau misshandeln, sie vernachlässigen und sich andere Frauen suchen. Vielleicht nicht ganz ungestraft; aber was sind die Strafen, die ihm die öffentliche Meinung auferlegt, verglichen mit denen, die eine Frau treffen, wenn sie sich mit denselben Provokationen an ihrem Manne rächt? Es ist vielleicht wahr, dass die Meinung, auch wenn die Scheidung erlaubt wäre, die Frau, die zu diesem Mittel

---

* Robert Owen (1771–1858) war ein britischer Frühsozialist. Der sozialreformerische Autor und Unternehmer beschäftigte sich intensiv mit dem Genossenschaftswesen. Im schottischen New Lanark gestaltete er eine Musterfabrik nach seinen Prinzipien, die auch über Bildungseinrichtungen für die Arbeiter und ihre Angehörigen verfügte.

griffe, noch genauso ungerecht härter bestrafen würde als den Mann. Aber das wäre weniger folgenschwer: Einmal getrennt, wäre die Frau vergleichsweise unabhängig von der Meinung; solange sie aber gewaltsam mit einem von denen verbunden ist, die die Meinung machen*, muss sie in einem hohen Maße seine Sklavin sein.*

Mehrere Fragmente und Entwürfe Harriet Taylors zu demselben Thema sind erhalten geblieben,* von denen der folgende der vollständigste ist und durchaus die Einlösung ihres Versprechens, das sie Mill gegeben hatte, sein könnte.[4]

Könnte ich eine Zeitlang die göttliche Vorsehung der Welt sein, eigens zu dem Zweck, die Bedingungen der Frauen zu verbessern, ich käme zu Dir, die Mittel *zu erfragen – der* Zweck *wäre, jeden Eingriff in Gefühle und in alles, was Gefühle zeigt oder zeigen kann, zu beseitigen. Bei der gegenwärtigen Verfassung des weiblichen Geistes, der vollkommen unausgebildet ist und bei aller Ängstlichkeit & Abhängigkeit, die für Frauen natürlich sind, noch tausendfach verstärkt durch ihre Gewöhnung an äußerste Unterdrückung, wäre es wohl schädlich, sofort alle Beschränkungen aufzuheben; denn damit würden sie ihre Beschützer nur teurer erkaufen als bisher – und ohne ihr Wesen auch im Geringsten nur zu ändern. Mir scheint, man müsste in den Frauen nur einmal das Bedürfnis wecken, ihre gesellschaftlichen Bedingungen zu verbessern, und sie würden eine Macht erlangen, die bei der gegenwärtigen Verfassung der Zivilisation & des männlichen Charakters gewaltige Auswirkungen haben könnte. Ob die Natur einen Unterschied zwischen dem männlichen & dem weiblichen Wesen angelegt hat oder nicht, es sieht jetzt so aus, als seien alle Männer, mit Ausnahme einiger feinsinniger, mehr oder weniger Sensualisten – während die Frauen, ganz im Gegensatz dazu, diesen Charakterzug nicht aufweisen, auch wenn es in einigen Fällen anders erscheinen mag. Dass es so sein soll, befremdet, außer wenn es in halbzivilisierten Stadien, wie dem gegenwärtigen, als Machtquelle beabsichtigt war; wenn es sich aber nicht so verhält, kann es auch nur darauf beruhen, dass die Gewohnheiten der Freiheit & geringen Verzärtelung, unter denen die Jungen aufwachsen, und die entgegengesetzte Vorstellung dessen, was man bei Mädchen unter Reinheit versteht, den Schein von unterschiedlichen Wesen der beiden Ge-*

---

* Dieser Text von Harriet Taylor wird auch als eigenständiger Text unter dem Titel *Über Ehe und Scheidung* rezipiert.

schlechter hat entstehen lassen. Aber es ist auch genauso gewiss, dass gegenwärtig in nichts Gleichheit besteht – wo allen Vergnügen die der Männer & alle Unannehmlichkeiten & Schmerzen die der Frauen sind, anstatt dass jegliches Vergnügen der Art & dem Grade nach durch die vollkommene Gleichheit der Geschlechter unendlich erhöht würde. Frauen werden auf ein einziges Ziel hin erzogen, ihren Lebensunterhalt durch Heirat zu verdienen – (einige arme Seelen erreichen es ohne Kirchgang. Das ist dasselbe: Sie scheinen kein bisschen schlechter zu sein als ihre ehrbaren Schwestern). Verheiratet zu sein ist ihr Lebensziel, und wenn sie es erreicht haben, hören sie im wahrsten Sinne auf, für etwas zu leben, das es wert wäre, Leben oder sinnvoller Zweck genannt zu werden. Man findet nur sehr wenige Ehen, in denen es wirklich Sympathie, Freude und Kameradschaft zwischen den Parteien gibt. Die Frau weiß, worin ihre Macht liegt, und erreicht damit, was ihr in der Erziehung als »das Richtige« für ihre Stellung eingegeben wurde. Aber die Frau, die hierdurch Macht gewinnen würde, ist der Macht unfähig; nichtsdestoweniger verlieren (?) sie diese Macht für armselige Vorteile, und ich wundere mich, warum sie es sich nie vorgenommen haben, ein großes Ziel zu erreichen. Aber ihr Geist ist durch die Gewohnheiten der Unterdrückung degeneriert. Ich glaube, dass in fünfhundert Jahren keine Unsinnigkeit der Vorfahren so bestaunt und geringgeschätzt werden wird wie die gesetzlichen Beschränkungen von Gefühlsangelegenheiten – oder besser: der Ausdruck von Gefühlen. Wenn das Gesetz schon vorschreibt, welche Gefühlsäußerungen zu welchen Gefühlen gehören, dann scheint es auch ganz folgerichtig, dies nicht allgemein *zu regeln, sondern auch zu bestimmen, wie viele gehört & wie viele gesehen werden dürfen & welche Art & welches Maß an Gefühlen das Händeschütteln erlaubt. Folgerichtig ist allein die Regelung bei den Türken. Ich habe keine Zweifel, dass die geltenden Ehegesetze, selbst wenn sie fortbestünden, gänzlich unbeachtet blieben, wenn die ganze Bevölkerung wirklich ausgebildet würde, da es dann niemandem mehr einfiele zu heiraten. Das klügste & vielleicht auch am schnellsten wirkende Mittel, die Übel abzuschaffen, liegt in der Förderung der Bildung – die das Mittel alles Guten ist –, aber bis dahin wäre es schmerzlich, wenn diejenigen, die am meisten unter den Übeln leiden und die immer noch die besten Menschen sind, ohne Rechtsbehelf bleiben müssten. Wäre nicht der beste Vorschlag eine Scheidung, die jeder* ohne Angabe von Gründen *und zu geringen Kosten erwirken könnte, die aber endgültig erst nach einer langen Frist ausgesprochen würde? Nicht* weniger *als zwei Jahre sollten zwischen Scheidungsantrag & der Erlaubnis liegen, einen neuen Vertrag einzugehen; aber*

wie die Entscheidung ausfallen wird, muss im Augenblick der Beantragung feststehen, wenn der Antrag nicht in dieser Zeit zurückgezogen wird.

(Ich komme mir vor wie ein Anwalt, indem ich nur darüber schreibe. Oh, wie sinnlos und kleinlich das alles ist!)

Im gegenwärtigen System von Gewohnheiten & Meinungen treten die Mädchen ahnungslos über seine Bedingungen in das ein, was man einen Vertrag nennt, und dass sie so sind, wird als absolut wesentlich für ihre Eignung angesehen.

Aber nach alledem ist das einzige Argument in dieser Angelegenheit, das, wie ich glaube, hohe & niedrige Naturen überzeugen wird, folgendes: Wer will die Person ohne Zuneigung haben? Wer immer einen Vorteil aus einem Scheidungsgesetz haben wird, es werden die sein, deren Neigung dahin geht, sich zu trennen; und wer auf Erden wollte es einem anderen wünschen, gegen seine Neigung gebunden zu bleiben? Ich glaube, niemand. Die Menschen komplizieren die Angelegenheit & wollen nicht glauben, dass man »wirklich gerne gehen würde«. *Angenommen, man würde es anstatt Scheidungsgesetz »Gefühlsprüfung« nennen – dann würde es ihnen besser gefallen.*

Welcher Schaden könnte daraus erwachsen, wenn man in der jetzigen Zeit erstens die Frau in allen bürgerlichen und politischen Rechten und Privilegien gleichstellen und, zweitens, die Ehegesetze abschaffen würde? Wenn eine Frau dann Kinder hätte, müsste sie auch für diese sorgen, so dass keine Frau Kinder haben könnte, ohne zu überlegen, wie sie sie ernähren will. Die Frauen hätten keinen Grund mehr, ihre Person gegen Brot oder irgendetwas anderes, worüber die Männer verfügen, einzutauschen. Öffentliche Ämter wären auch ihnen offen, alle Beschäftigungen würden zwischen den Geschlechtern nach ihren natürlichen Vorlieben aufgeteilt. Väter würden für den Lebensunterhalt ihrer Töchter genauso wie für den ihrer Söhne sorgen.

Alle Schwierigkeiten der Scheidung scheinen in der Rücksicht auf die Kinder zu liegen, aber diesbezüglich läge es im Interesse *der Frau, keine Kinder zu bekommen; jetzt denkt man noch, es sei das Interesse der Frau, Kinder zu haben, die sie doch so sehr an den Mann fesseln, der sie ernährt.*

Liebe*, in ihrer wahrhaftigsten und feinsten Bedeutung, scheint die Weise zu sein, in der sich alles ausdrückt, was in der menschlichen Natur das Höchste, Beste und Schönste ist; aber nur die Dichter haben sich der Schönheit der materiellen – und gar erst der geistigen – Welt genähert, und bisher gab es nie einen Dichter ohne die Inspiration durch* Einsicht *und durch das Gefühl, das die Wahrnehmung des Schönen in all seinen Formen & mit all den uns gegebenen*

Mitteln ist. Werden wir nicht mit unseren fünf *Sinnen geboren, die nichts als eine Grundlage sind für die weiteren, die wir daraus entwickeln? – und wer diese materiellen Sinne zum Höchsten – zum Unendlichen – erweitert und verfeinert, erfüllt am besten das Ziel der Schöpfung: dass,* wer am meisten genießt, *am tugendhaftesten ist. Es ist an* Dir, *dem würdigsten Verkünder der höchsten Tugenden, zu lehren, wie gelehrt werden kann: dass je höher die* Art *des Genusses, desto* größer *auch das* Maß*; vielleicht gibt es nur eine Klasse, die das* gelehrt *werden* kann. *Es ist an Dir, der dichterischen Natur, die gegen den Aberglauben kämpft: Du bist fähig, uns davon zu erlösen.*

Viertes Kapitel

Freunde und Klatsch

(1834–1842)

Ein Gutteil der uns vorliegenden Informationen über Mill und Harriet Taylor in den ersten Jahren ihrer Bekanntschaft, nachdem sich ihre Beziehung zu einer engen Freundschaft entwickelt hatte, stammt aus zweiter Hand. Mitte der dreißiger Jahre gaben sie sich lange Zeit offenbar wenig Mühe, ihre Vertrautheit geheim zu halten, bis sie des von ihnen verursachten unvermeidlichen Klatsches gewahr wurden und sich fast ganz aus dem gesellschaftlichen Leben zurückzogen. In dieser Anfangsphase stellte Mill Mrs. Taylor einigen wenigen Freunden vor, insbesondere den Carlyles, und aus deren zahlreichen und in den späteren Jahren nicht immer sehr freundlichen Kommentaren leitet sich hauptsächlich das mittlerweile allgemein akzeptierte Bild ihrer Beziehung her. Es ist vielleicht sinnvoll, die Präsentation der neuen handschriftlichen Materialien zu unterbrechen und in einem separaten Kapitel die wichtigeren dieser zeitgenössischen Kommentare zusammenzustellen.

Bezeichnend ist die von John Roebuck erzählte Geschichte, der etwa zehn Jahre lang einer von Mills engsten Freunden gewesen war und der Erste gewesen zu sein scheint, der sich Mrs. Taylors wegen von ihm lossagte. Roebuck war bei dem Abendessen zugegen gewesen, bei dem Mill Mrs.Taylor kennenlernte, verlor sie dann aber aus den Augen, bis er eines Tages bei einer Gesellschaft im Hause Mrs. Bullers, der Mutter von Mills Freund Charles Buller, sah, wie

»Mill den Raum mit Mrs. Taylor betrat, die an seinem Arm hing. Das Auftreten der Dame, die offenkundige Ergebenheit des Herrn erregten bald allgemeine Aufmerksamkeit, und ein unterdrücktes Kichern ging durch den Raum. Meine Zuneigung zu Mill war so herzlich und aufrichtig, dass mich alles schmerzte, was ihn der Lächerlichkeit preisgab. Ich sah oder glaubte zu sehen, wie nachteilig dieses Verhältnis für ihn sein könnte, und da wir in allem wie Brüder waren, beschloss ich törichterweise, mit ihm darüber zu sprechen.«[1]

Roebuck erzählt dann, wie er Mill im India House aufsuchte, um ihm Vorhaltungen zu machen, und wie Mill ihm schweigend zuhörte, aber durch die Begrüßung bei ihrem nächsten Treffen deutlich zu verstehen gab, dass er ihre Freundschaft als beendet betrachtete.

Wir wissen nicht genau, wann das geschah, aber bereits im Frühling des Jahres 1834 scheinen die Freunde Mills untereinander ohne Scheu über die Beziehung gesprochen zu haben. Es war die erste Klatschgeschichte, die die Carlyles hörten, als sie nach zweijähriger Abwesenheit nach London zurückkehrten. In ihrer unnachahmlichen Art teilten sie beide die Neuigkeit sofort Carlyles Bruder in Italien mit und hielten ihn dann über die weiteren Entwicklungen auf dem Laufenden, als sie selber diese neue Bekanntschaft machten.

Thomas Carlyle an Dr. John Carlyle, Mai 1834:[2] *Mrs. Austin erzählte eine tragische Geschichte, dass er [John Mill] sich* Hals über Kopf *(doch so unschuldig wie zwei Turteltäubchen)* verliebt *habe in eine junge philosophische Schönheit und all seinen Freunden und sich selbst abhandengekommen sei und so weiter und so fort; aber ich konnte nichts davon bei dem armen Mill entdecken und neige sogar zu der Ansicht, dass diese Affäre, ob sie sich nun tatsächlich so ereignet oder ereignete oder auch nicht, ihm wohl eher gutgetan hat. Auch Buller sprach darüber, aber auf komische Art.*

Jane Carlyle an Dr. John Carlyle, Mai 1834: *Der wichtigste Punkt [der von Mrs. John Austin erfahrenen Neuigkeiten] war der, dass eine junge Mrs. Taylor, obgleich von Mann und Kindern behindert, John Mill erfolgreich schöne Augen gemacht hat, so dass er sich hoffnungslos in sie verliebte.*

Thomas Carlyle an Dr. John Carlyle, 22. Juli 1834:[3] *Unsere höchst interessante neue Freundin ist eine Mrs. Taylor, die gestern zum ersten Mal zu uns kam und lange blieb. Sie ist eine leibhaftig gewordene romantische Heldin, äußerst scharfsichtig, von enormer Willenskraft, sehr interessant, von ungewissem Schicksal, nicht älter als fünfundzwanzig. Jane wird bald einen Tag mit ihr verbringen und ist sehr von ihr angetan.*

Bekanntlich war Mrs. Taylor damals fast siebenundzwanzig. Offenbar verwirklichte Jane diesen Plan, und zwei Wochen später erhalten wir einen weiteren Bericht.

Thomas Carlyle an seine Mutter, 5. August 1834:[4] *Wir haben, zumindest Jane hat eine vielversprechende Bekanntschaft geschlossen, und zwar mit einer Mrs. Taylor, einer jungen, schönen Leserin meiner Werke und Mills »liebster Freund«, die gegenwärtig »alles Edle« zu sein scheint und so weiter und so fort. Wir werden sehen, wie lange das anhält. Wir sollen dort am Dienstag zu Abend essen und eine Reihe von Menschen kennenlernen, denen unter anderem die Eigenschaft nachgesagt wird, an* mir *interessiert zu sein. Der Herausgeber des Fox Repository (Fox selbst) ist derjenige, an dem mir am meisten gelegen ist.*

Thomas Carlyle an Dr. John Carlyle, 15. August 1834:[5] *Wir haben neulich mit Mrs. (Platonica) Taylor und dem Unitarier Fox (vom Repository, falls Du das kennst) zu Abend gegessen: Mill war auch mit von der Partie und der Ehemann, eine beschränkte Frohnatur, die Gastlichkeit in Person. Mrs. Taylor selber gewährte keine reine Zufriedenheit, und sie wurde ihr auch nicht zuteil. Sie täuscht mit einer Art Sultanin-Edelmut eine gewisse mädchenhafte Launenhaftigkeit vor und merkte, dass sie damit keinen wirklichen Erfolg hatte. Wir gingen jedoch, Jane eingeschlossen, zu Fuß den ganzen Weg vom Regent's Park und hatten das Gefühl, dass wir eine Pflicht erfüllt hatten. Für mich* wird Nichts* *von Seiten der Sozinianer**, *wie ich es sehe. Lass mich hier auch die Sache mit der Herausgeberschaft des Radical-Periodical*[6] *zu Ende bringen, worüber Du Dir in Deinem letzten Brief natürlich Gedanken machst. Mill, so will es mir vorkommen, hat sie eben diesem Fox übertragen (der gerade sein Predigeramt aufgegeben hat und wie ich auf eigenen Füßen stehen wird), teils, glaube ich, aufgrund von Mrs. Taylors Einflussnahme, teils, weil er ihn selber für den zuverlässigeren Mann hält.*

Einige Wochen später, am 8. September, machten sich die Carlyles auf den Weg, um Mrs. Taylor zu besuchen, aber bevor sie ihr Haus erreichten, kollabierte er auf einer Bank in Regent's Park, als[7] »Mrs. Taylor mit ihrem Mann zum Spaziergang erschienen; sie bleich und leidenschaftlich und traurig aussehend: Ich empfand wirklich eine Art Interesse an ihr«.

---

* Im Original auf Deutsch.

** Gegen die Vorstellung von der Dreieinigkeit Gottes gewandte Richtung des Christentums, entstanden im 16. und 17. Jahrhundert. Die Benennung geht auf die humanistischen Theologen Lelio und Fausto Sozzini zurück.

Als kurz danach *Sartor Resartus*[*] erschien, überreichte der Autor Mrs. Taylor ein Exemplar; jedoch war seinem Interesse an ihr Besorgnis um Mill beigemischt.

Thomas Carlyle an Dr. John Carlyle, 28. Oktober 1834:[8] *Mill selber, der der Beste von allen [in Mills üblichem Freundeskreis] wäre, ist in der letzten Zeit sehr beschäftigt mit einem Kreis von Menschen grundverschiedener Art, was die Austins und andere Freunde sehr beklagen und beunruhigend finden. Es handelt sich um die liebreizende Mrs. Taylor, von der Du schon gehört hast; in sie ist er selbst unter den Augen des Ehemanns (platonisch) bis über beide Ohren verliebt. Um sie stehen Fox, der Sozinianer, und ein Schwarm von wirklich kläglich aussehenden »Freunden der Gattung«, die (in Schrift und Tat) nicht dafür kämpfen, dass der Pflicht* gehorcht *wird, sondern dagegen, dass Pflicht jedweder Art auch nur* gefordert *wird. Das ist schon ein eigenartiger Glaube, aber ich kann Dir versichern, ein weithin zu beobachtender hier in dieser Zeit: von mir »zutiefst gehasst als die GLAR,*[9] *die seine Farbe ist*[**]*«, und weitgehend auch seine Substanz. Jane und ich sagen oft: »Noch vor allen anderen Sterblichen hüte dich vor einem Freund der Gattung!« Die meisten von ihnen sind sehr empört über die Ehe und dergleichen und sehen sich oft gezwungen, sich von ihrer eigenen Ehefrau scheiden zu lassen oder geschieden zu werden: denn obgleich die* Welt *bereits erblüht (oder es eines Tages tun wird) im immerwährenden »Glück der größten Zahl«*[***]*, sind die* Häuser *dieser Leute (wie ich immer wieder feststelle) kleine Höllen der Unbedachtheit, der Zwietracht, der Unvernunft. Mill steht weit über alldem und wird meiner Meinung nach nicht darin versinken, ich würde mir aber wünschen, ihn weit entfernt davon zu wissen, und obwohl ich nicht direkt darüber sprechen kann, würde ich ihm gerne behilflich sein: er ist einer der besten Menschen, die mir je begegneten und – erstaunlicherweise* mir *zugetan, was ein weiteres Verdienst ist.*

---

* *Sartor Resartus* ist ein 1838 erschienener Roman von Thomas Carlyle (1795–1881), der von der deutschen Literatur beeinflusst war und unter anderem in Kontakt mit Goethe stand. In *Sartor Resartus* verarbeitet Carlyle seine Abkehr vom Christentum, kritisiert darin jedoch vor allem den Utilitarismus und die Korruption der modernen industrialisierten Gesellschaft.

** Im Original auf Deutsch.

*** Anspielung auf das zentrale Prinzip des Utilitarismus vom anzustrebenden größten Glück der größten Anzahl der Menschen.

Zu Beginn des folgenden Jahres erscheint Mrs. Taylor wieder in den Briefen der Carlyles.

Jane Welsh Carlyle an Dr. John Carlyle, 12. Januar 1835:[10] *Es gibt da eine Mrs. Taylor, die ich wirklich lieben könnte, wenn es gefahrlos und sie dazu bereit wäre, aber sie ist eine gefährlich aussehende Frau und von einer gefährlichen Leidenschaft ergriffen, und zwischen uns kann sich keine sinnvolle Beziehung entwickeln.*

Thomas Carlyle an Alexander Carlyle, 27. Februar 1835:[11] *Das Fest bei den Taylors war äußerst anregend, das geistreichste (talentvollste), auf dem ich seit Jahren war: Mill, Charles Buller (einer der heitersten, hellauf begeisternden, liebenswerten Menschen auf der Welt),* Repository *Fox (der immerhin herumzappelt*[12] *und lacht), Fonblanque, der Herausgeber des* Examiner*, waren die Hauptanwesenden. Es tut einem gut, obwohl mich ein so spätes Abendessen: gegen acht Uhr, gesundheitlich einiges kostet!*

Diese freundlichen Beziehungen mussten notwendig durch den berühmten Zwischenfall getrübt werden, der sich einige Tage später ereignete, so bewundernswert die Art auch war, wie Carlyle den Schlag zunächst ertrug. Mill hatte sich kurz zuvor das Manuskript des ersten Bandes von Carlyles *Die Französische Revolution* geliehen, und am 6. März musste er zu Carlyle fahren und ihm die Nachricht überbringen, dass das gesamte Manuskript aus Versehen verbrannt worden war. Er kam am Abend mit Mrs. Taylor in einer Kutsche vor dem Haus der Carlyles an, hastete allein die Treppe hoch und bat zunächst nur Mrs. Carlyle, nach unten zu gehen und mit Mrs. Taylor zu sprechen. Obwohl es wahrscheinlich eine spätere Ausschmückung ist, dass Mrs. Carlyle beim Anblick der Kutsche ihrem Mann zurief »Gütige Vorsehung, er ist mit Mrs. Taylor durchgebrannt«,[13] war dies doch anscheinend so sehr der erste Gedanke der beiden Carlyles, dass sie kurioserweise erleichtert gewesen zu sein schienen, als sie den wahren Grund des Besuchs erfuhren. Nachdem Mrs. Taylor fortgefahren war, saß Mill noch bis spät in die Nacht mit den Carlyles zusammen, während sie alles in ihren Kräften Stehende taten, um ihm zu versichern, dass der Verlust nicht so schwerwiegend sei. Später scheinen sie jedoch auf den Gedanken gekommen zu sein, dass Mrs. Taylor für die Zerstörung des Manuskripts verantwortlich war, und verschiedene An-

deutungen in diesem Sinne[14] wurden später von anderen zu der kaum verhüllten Anschuldigung aufgebauscht, dass Mrs. Taylor es absichtlich zerstört habe. Alle Vermutungen, dass Mrs. Taylor für das Missgeschick verantwortlich war, scheinen jedoch durch eben den Brief Mills eindeutig widerlegt zu werden, in dem er Carlyle mitteilte, dass Mrs. Taylor das Manuskript ebenfalls gelesen hatte, und der anscheinend der Grund für den späteren Verdacht war. Mill, der wahrhaftigste Mensch, den man sich denken kann, hätte gewiss nicht geschrieben, was er einige Tage nach der Katastrophe schrieb, indem er Carlyles gutmütiges Angebot ablehnte, ihm das Manuskript von einem Teil des zweiten Bandes von *Die Französische Revolution* zu leihen, »falls Sie es wagen, es anzunehmen«.[15]

J. S. Mill an Thomas Carlyle, 10. März 1835:[16] *Ich werde die Fête des Piques*[*] *nicht annehmen – nicht weil ich glaube, dass so etwas wieder passieren könnte, werde aber aus Gründen ausgleichender Gerechtigkeit das Abzeichen meiner Unzuverlässigkeit tragen. Wenn Sie mir jedoch das Vergnügen, es zu lesen, verschaffen wollen, geben Sie es Mrs. Taylor – in ihrer Obhut kann es keinen Schaden erleiden –, und ich kann es ihr laut vorlesen, wie ich es mit einem großen Teil des anderen Manuskripts tat – denn es hatte nicht nur den* einen *Leser, den Sie erwähnen, sondern einen zweiten ebenso guten.*

Carlyle scheint jedoch diesen Vorschlag nicht angenommen und Mill von ihm nichts mehr in Manuskriptform erhalten zu haben. Eine Zeitlang wurden die herzlichen Beziehungen nicht nur zu Mill, sondern auch zu Mrs. Taylor fortgeführt.[17] Nach 1835 aber verhinderten Mrs. Taylors Krankheit und ihre Abwesenheit von der Stadt während des größeren Teils des Jahres weitere Kontakte, und vielleicht kam es ungefähr zu jener Zeit zu einem deutlichen Konflikt zwischen den beiden Damen, der die Beziehungen belastete. Etwas dieser Art wird zumindest in Carlyles *Reminiscences* angedeutet, wenn er schreibt, dass Mrs. Taylor

»meine Jane zunächst für eine Landpomeranze hielt, die sich eher dazu eignete, belehrt und herumgewirbelt zu werden, wenn ihr danach zumute war, binnen kurzem aber eines Besseren belehrt wurde (woran sie noch lange denken sollte).«[18]

---

* Angebot im Sinne einer Stichelei.

Mills regelmäßige Besuche bei Carlyle und die Sonntagsspaziergänge mit ihm wurden noch einige Jahre fortgeführt. Im Frühjahr 1836 finden wir Mrs. Carlyle sehr besorgt wegen der Neuigkeiten über zwei ihrer »liebsten Freunde«, John Mill und John Sterling, die beide »ernsthaft erkrankt« waren.[19] Etwas später, bald nach James Mills Tod und kurz bevor Mill im Sommer desselben Jahres nach Frankreich abreiste, besuchte Carlyle die Mills in ihrem Landhaus in Mickleham in der Nähe von Dorking in Surrey und schickte seiner Frau in Schottland einen ausführlichen Bericht.

Thomas Carlyle an Jane Welsh Carlyle, Chelsea, 24. Juli 1836:[20] *Es war wenig Trauer erkennbar in ihrem Haus oder vielmehr gar keine, und auch überhaupt keine menschliche Gefühlsregung, wohl aber die seltsamste* unheimlich[e][*] *Art von Selbstbeherrschung und Hinnahme, als ob alle menschliche Spontaneität sich in unsichtbare Ecken geflüchtet hätte. Mill selber redete viel, und nicht dumm – keineswegs –, aber ohne ein irgendwie erkennbares Gefühl. Er kam mir vor wie an Körper und Geist zu dem elendesten metaphysischen* scrae[21] *verdorrt, den ich je auf dieser Welt gesehen hatte. Seine Augen blinzelten und zuckten mit irrem Leuchten und Zuckungen; sein Kopf ist kahl, sein Gesicht braun und ausgetrocknet – eigentlich ein armer Kerl. Es kam mir äußerst seltsam vor, dass dieser Mensch etwas mit mir zu tun haben könnte und ich mit einem solchen Menschen, der mir so* unheimlich[**] *ist. Was wird daraus werden? Nichts Schlechtes, denn es gibt und es gab nichts Unredliches darin. Aber ich glaube, ich werde ihn immer seltener sehen. Ach, der arme Kerl! Es scheint auch möglich, dass er nicht mehr sehr lange zu sehen sein wird: Das ist eine Art, wie das enden kann.*

Es ist schwer vorstellbar, dass Mill, von dem Carlyle hier spricht, vor ein paar Wochen erst dreißig Jahre alt geworden war. Mrs. Carlyles Antwort auf diesen Brief verdient es ebenfalls, zitiert zu werden.

Jane Welsh Carlyle an Thomas Carlyle, 2. August 1836:[22] *Armer Mill! Er scheint wirklich* »geliebt und gelebt« *zu haben; selbst sein Verstand scheint ihn bei seiner stärksten Seite im Stich zu lassen: – seiner vorbehaltlosen Bewunderung für Dich und Unterwerfung unter Dich.*

---

* Im Original auf Deutsch.

** Im Original auf Deutsch.

Nach Mills Abreise kamen die Neuigkeiten, die Carlyle über dessen Reisen auf dem Kontinent erhielt, eine Zeitlang aus zweiter Hand, und Carlyle verlor keine Zeit, den Klatsch weiterzuerzählen, der im Umlauf war.

Thomas Carlyle an John Sterling, 3. Oktober 1836:[23] *Es heißt, Mill schreibe aus Nizza: Er fährt wegen der Cholera und der Quarantäne nicht nach Italien: Seine Gesundheit ist nicht die beste und hat sich nur geringfügig gebessert. Mrs. Taylor, so wird geflüstert, ist bei ihm oder in seiner Nähe. Ist es nicht seltsam, dieses Sich-vor-Gram-Verzehren bis zu Austrocknung und Nichtsein unseres armen Mill, wenn es denn stimmt, was seine Freunde alle sagen, dass seine Herzensbezwingerin der Grund dafür ist? Mir ist noch kein Rätsel des menschlichen Lebens untergekommen, bei dem ich solche Schwierigkeiten hatte, mir das theoretisch zu erklären. Sie sind schuldlos, sagt die Nächstenliebe: sie sind schuldig, sagt der Skandal: Warum also um Himmels willen sterben sie an gebrochenem Herzen? Nur eins ist mir schmerzhaft klar, nämlich dass es Mill nicht gut geht. Ach, obwohl er nicht redet, ist seine Tragödie vielleicht tragischer als die eines jeden von uns: eben dieser Punkt, dass er nicht redet, dass er nie reden konnte, sondern wie in einem dicken Eispanzer gefangen saß, stimmlos, nicht kommunizierend, ist das nicht die tragischste von allen Lebenslagen?*

Sechs Tage später schickte Carlyle auf Drängen ihres gemeinsamen Freundes Horace Grant einen langen und freundlichen Brief an Mill in Nizza.[24] Nach Mills Rückkehr im November wurde der enge Kontakt unverzüglich wiederhergestellt und etwa ein weiteres Jahr lang hauptsächlich im Zusammenhang mit der *London and Westminster Review* ziemlich regelmäßig, wenn auch weniger herzlich als zuvor fortgeführt.

Thomas Carlyle an John Sterling, 17. Januar 1837:[25] *Wie Sie vielleicht wissen, ist John Mill wieder zu Hause, bei besserer, wenn auch noch nicht bei guter Gesundheit. Ich traf ihn vorgestern, wie er tiefunglücklich an einer* Grippe *litt, die wir hier alle haben. Im Großen und Ganzen sehe ich ihn selten. Er rackert sich sehr ab in seiner Review, schwer geplagt von unfähigen Redakteuren, Diskrepanzen der* Radicals *und so weiter. Seine* Platonica *und er sind so beharrlich wie eh und je: unschuldig, so glaube ich, wie Turteltäubchen, und doch leiden sie am Geplapper der Zungen, der schlimmsten Bestrafung von Schuld. Das ist sehr schwer zu ertragen, und besonders für Mill, der so unglücklich ist wie eh und je.*

Der Kreis, in dem er verkehrt, ist einer, dem ich mich fernhalten muss. Keine Gruppe von Sterblichen hat mir je weniger genützt. Es zeigt sich da eine lautstarke Seichtigkeit, eine räudige Unzufriedenheit – selbst ihr Vergnügen ist noch wie etwas, was sich unter der Krankheit der Krätze leidend kratzt! Mill war um ein Unendliches zu gut für sie, aber er wollte es so, und sein Schicksal wollte es so. Ich liebe ihn sehr, wie einen für mich im Eise festgefrorenen *Freund.*

Im Jahre 1838 lebten sie sich offensichtlich auseinander.[26] Als Mill Ende des Jahres wieder nach Italien fuhr, gab er anscheinend den Carlyles und seinen anderen Freunden zu verstehen, dass er nach Malta reiste, aber da sowohl Carlyles Bruder John wie auch John Sterling zu der Zeit in Rom[27] waren und Mill, wie es scheint, gesehen haben, kann dieser Vorwand, falls überhaupt versucht wurde, ihn aufrechtzuerhalten, nicht sehr lange erfolgreich gewesen sein. Obwohl Carlyle, wiederum auf Drängen von Horace Grant, einen langen Brief nach Rom schickt,[28] sind seine Bemerkungen Sterling gegenüber, nachdem er Mill kurz nach dessen Rückkehr getroffen hatte, in einem veränderten Ton geschrieben.

Thomas Carlyle an John Sterling, 29. September 1839:[29] *Mill, den ich bis zu diesem Tage (vorgestern) im India House nicht gesehen hatte, sah ganz unverändert aus; er bekannte, es gehe ihm nicht spürbar besser durch all das Herumreisen im vergangenen Jahr. Mrs. Taylor, so fuhr er fort, von sich aus zu sagen, lebe nicht mehr in ihrem alten Domizil in Regent's Park, sondern in Wilton Place, einer Straße, wo, wie ich vermute, hauptsächlich* Mietwohnungen *zu finden sein müssten. Kann das möglich sein? Oder wenn dem so ist, was besagt das? Mir tut Mill wirklich leid: Er war ein Unglücksrabe, seit ich hierherkam, und kam sich selbst durchweg wie ein Glückspilz vor.*

Das ist ein recht übles Beispiel für den von Carlyle leichtfertig verbreiteten Klatsch. Zwar lebte Mrs. Taylor nach ihrer Rückkehr aus Italien eine Zeitlang in 24 Wilton Place, Belsize Square, aber das tat Mr. Taylor auch.[30] Sie hatten wahrscheinlich ihr Haus in Kent Terrace aufgrund von Mrs. Taylors langer Abwesenheit entweder vermietet oder unbewohnt gelassen, oder das Haus wurde einfach nur renoviert. Es gibt keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass Mrs. Taylor, wenn sie in der Stadt war, jemals von ihrem Ehemann getrennt gelebt hätte, obwohl ihre Aufenthalte im Haus ihres Mannes natürlich wenig mehr

als gelegentliche Besuche zwischen ihren Aufenthalten auf dem Lande gewesen zu sein scheinen.

Mill scheint Carlyle im Jahr 1841 das Drama *Vivia Perpetua* von Sarah Flower Adams geschickt zu haben mit der Bitte, seine Meinung dazu Mrs. Taylor gegenüber zum Ausdruck zu bringen, aber bevor Carlyle ihr schreiben kann, muss er bei Mill deren Adresse erfragen.[31] Im folgenden Jahr trat Mrs. Taylor in einer anderen Angelegenheit an Carlyle heran.

H. T. an Thomas Carlyle:[32] *Walton, 9. Juli (1842)/Lieber Mr. Carlyle/Ich werde Sie bitten, etwas für mich zu tun, was ich, wenn Sie dem zustimmen, als einen großen Gefallen betrachten werde.*

Es handelt sich darum, als Treuhänder einer geringfügigen, zur Zeit meiner Eheschließung für mich & meine Kinder erfolgten Schenkung tätig zu sein. Von den gegenwärtigen zwei Treuhändern wird einer, ein Mr. Travers, ein Schwager von Mr. Taylor, England verlassen, um im Ausland zu leben, & ich bin darauf bedacht, die frei gewordene Stelle zu besetzen, damit ich diesen Zinsanteil meiner Kinder in sicheren Händen weiß. Au reste handelt es sich um eine sehr simple Angelegenheit & kann in keiner Weise Ärger oder Unannehmlichkeiten bereiten, sonst würde ich kaum glauben, das Recht zu haben, Sie darum zu bitten. Darf ich hoffen, dass Sie mich hierin nicht enttäuschen werden?*

Lieber Mr. Carlyle

Hochachtungsvoll Ihre

H. Taylor

Bitte grüßen Sie Mrs. Carlyle herzlich von mir. Mr. Taylor schließt sich meiner Bitte an und schlägt vor, uns bei nächster Gelegenheit in Chelsea zu besuchen, damit er dies auch persönlich tun kann.

Carlyle reagierte auf diese und Mr. Taylors persönliche Bitte vier Tage später mit einem Brief, in dem er wahrheitsgemäß geltend machte, dass Mrs. Taylor niemanden finden könnte, »der gesunden Menschenverstand und Lebensklugheit besitzt und dem doch völlig fremd ist, was gemeinhin Geschäftsleben genannt wird«, wie es bei ihm der Fall sei.[33] Um sicherzugehen, dass er der unliebsamen Bürde entkommen würde, machte er den Vorschlag, von Richmond zu ihrem Haus in Walton zu gehen, um die Angelegenheit zu be-

* Im Übrigen.

sprechen. Das führte zu einer Einladung, und Carlyle verbrachte zusammen mit Mill zwei Tage in Walton.[34]

Obwohl danach noch einige weitere Schreiben zwischen Mill und Carlyle ausgetauscht wurden und vom Autor ein signiertes Exemplar von *Past and Present* an Mrs. Taylor geschickt wurde, als es 1843 erschien,[35] scheinen die Kontakte sehr oberflächlich geworden zu sein, noch bevor ihnen manches von Carlyles Äußerungen über sie zu Ohren kam. Im Oktober 1846 trat der Bruch offen zutage: Als Carlyle Mill im India House aufsuchte, um ihn zu einem Abendessen einzuladen, das er zu Ehren eines Besuchers aus Amerika geben wollte, und auf dem Weg dorthin Mill auf der Straße traf, »empfing er mich wie die Inkarnation des Ostwindes und lehnte meine Einladung kategorisch ab«.[36] Das scheint auf Jahre hinaus das Ende ihres regelmäßigen Umgangs gewesen zu sein.[37] Nach Mills Heirat sind anscheinend gelegentliche oberflächliche Kontakte wieder aufgenommen worden, und selbst die beiden Damen haben einander noch einmal getroffen. Zumindest scheint sich Mrs. Carlyles letzte schriftlich festgehaltene Äußerung über Mrs. Mill auf einen Zeitpunkt nach der Heirat der Mills zu beziehen. In einem Gespräch mit Gavan Duffy 1851 beschreibt sie Mrs. Mill als

»eine besonders affektierte und nichtssagende Person. Sie fühlt sich nicht wohl, wenn sie einen nicht mit unerwarteten Äußerungen erschrecken kann. Wenn sie etwas Liebenswürdiges und Liebevolles sagen will, spricht sie mit fester, strenger Stimme. Wenn sie beunruhigend oder unhöflich sein will, bedient sie sich der honigsüßesten und liebevollsten Töne. ›Kommen Sie uns doch besuchen‹, sagte sie eines Tages (ihren Ton imitierend)*, ›Sie werden entzückt sein von unserem Haus, es ist ganz voller Ratten.‹ ›Ratten!‹, entfuhr es Carlyle. ›Halten sie* die *für etwas Anziehendes?‹ ›Ja* (piano)*, es sind solch liebe, unschuldige Geschöpfe.‹‹«*[38]

Carlyle scheint nie recht verstanden zu haben, dass sein unachtsames Reden über Mill und Mrs. Taylor die Entfremdung verursacht hatte, und noch viele Jahre später zeigen seine Bemerkungen gegenüber C. E. Norton, als er von Mills Tod erfuhr, dass er kaum erahnte, was zweifellos die Wahrheit war:

»Viele Male habe ich daran gedacht, ihm zu schreiben und zu sagen: ›John Mill, was ist es bloß, das Sie und mich voneinander trennt?‹ Aber damit ist es nun ganz vorbei. Mir ist nie auch nur das Geringste eingefallen, außer vielleicht das

Folgende. Der Bruder von diesem Cavaignac, der eine Zeitlang Herrscher von Frankreich war – Godefroi Cavaignac, ein fähigerer Mann als sein Bruder –, war von Paris hierhergekommen, und er erzählte mir, dass er kurz zuvor Mill und Mrs. Taylor in Frankreich getroffen hatte, wie sie zusammen die Früchte von einer Weintraube aßen, wie zwei Turteltauben. Und seine Schilderung amüsierte mich, und ich teilte sie, ohne mir etwas Böses dabei zu denken, einem Mann mit, dem nicht immer zu trauen war [Charles Buller], einem Mann, der mit seiner Zunge Unruhe stiftete, und ich dachte, dass vielleicht er es Mill weitererzählt hatte und dass Mill geglaubt haben könnte, dass ich mich lustig machte über etwas, was ihm das Heiligste war. Aber ich weiß nicht, ob es das war, aber es war das Einzige, was mir je einfiel, was ihn hätte verletzen können.«[39]

Carlyles Briefe zeigen, dass dies wohl nicht die einzige Gelegenheit war, bei der er sich recht frei zu diesem Thema äußerte. Es scheint jedenfalls, dass Mill und Mrs. Taylor irgendwann Mitte der vierziger Jahre plötzlich des Geredes gewahr wurden, das über sie in Umlauf war, und nicht nur vollständig mit denen brachen, die sie des Klatsches verdächtigten, sondern sich gänzlich aus der Gesellschaft zurückzogen. Ihn in dieser Hinsicht gekränkt zu haben war etwas, was Mill niemals verzieh. Seine enge mütterliche Freundin Sarah Austin, die ihm Deutsch beigebracht hatte, als er fünfzehn war, und die er danach zwanzig Jahre lang in seinen häufigen Briefen an sie als *Liebes Mütterlein* anredete, scheint er – wohl mit einiger Berechtigung – für die Hauptschuldige gehalten zu haben. Sie war nicht nur als Klatschtante wohlbekannt, sondern auch in einer besonders günstigen Position, über die beiden Bescheid zu wissen, da die Austins einige Jahre in Regent's Park gewohnt hatten und ihr Garten an den der Taylors angrenzte, nur durch eine Hecke davon getrennt, durch die die Kinder ständig krochen.[40] In ihrem Fall war die Ächtung so strikt, dass schon die bloße Tatsache, dass sich die Austins 1848 in der Nachbarschaft niedergelassen hatten, Mrs. Taylor genügte, ihre Besuche in Walton aufgeben zu wollen.[41] Selbst nach dem Tode seiner Frau konnte es Mill nicht über sich bringen, Sarah Austin einen normalen Kondolenzbrief zu schreiben, als John Austin 1859 starb, sondern schrieb stattdessen an ihre Enkelin Janet Duff Gordon (ein siebzehnjähriges Mädchen, das zu der Zeit bei Mrs. Austin lebte), die später beschrieb, wie »die offenbar absichtliche Kränkung sie zutiefst verletzte«.[42]

Eine andere alte Bekannte, die sogar noch besser über die ganze Geschichte dieser Beziehung informiert war und ungeniert darüber redete, Harriet Martineau, zog Mills heftigste Abneigung auf sich. Zwei anderen Damen, die Mill einst gut gekannt hatten, Mrs. Grote und Harriet Baring (Lady Ashburton), erging es nicht viel besser. Und eine Reihe anderer Personen scheint aus demselben Grund vollkommen aus Mills Bekanntenkreis verbannt worden zu sein.

Fünftes Kapitel

Die Jahre der Freundschaft

(1834–1847)

Der Überblick über die von den Zeitgenossen stammenden Darstellungen führte uns weit über den Zeitpunkt hinaus, an dem wir die Präsentation der Hauptdokumente unterbrochen hatten. Wir müssen nun zu der Zeit zurückgehen, als nach Harriet Taylors Rückkehr aus Paris ein neuer *modus vivendi* zwischen ihr und ihrem Mann vereinbart wurde. Es ist jedoch eher unwahrscheinlich, dass die dauerhaftere Form, die ihre Beziehung zu Mill schließlich annahm, sofort gefunden wurde. Die wenigen Bruchstücke der Korrespondenz beider, die uns für die unmittelbar auf die Rückkehr aus Paris folgenden Jahre vorliegen, gewähren flüchtige Einblicke in sich wiederholende innere und äußere Schwierigkeiten. Nur sehr wenige der wohl aus den folgenden zwei oder drei Jahren stammenden Schreiben können mit Sicherheit datiert werden. Das vermutlich früheste jedoch ist zufällig datiert.

H. T. an J. S. Mill (?), 20. Februar 1834:[1] *Glück ist für mich ein bedeutungsloses Wort geworden – oder vielmehr existiert die Bedeutung des Wortes nicht in meiner Anschauung. Unter Glück*[*] *verstehe ich den Zustand, in dem gewesen zu sein ich mich erinnern kann, als ich das Wort bewusst benutzte – ein Zustand der Erfüllung, wobei* Erfüllung *nicht nur bedeutet,* zu einer Entscheidung gekommen zu sein*, nicht nur eine Art Gewissheit zu haben hinsichtlich einer jeden bedeutsamen Frage, sondern* frohes, *hoffnungsvolles* Vertrauen *allem gegenüber, worüber ich nachdenken und was ich nicht verstehen konnte, & dies zusammen mit der großen & bewussten Freude an meinen eigenen Gefühlen und Sinneseindrücken –, dieses Glück empfand ich oft vor einem Jahr – wäre die Welt so gut gelenkt, wie Menschen sie lenken könnten & man es vielleicht von ihnen erwarten kann, dann, glaube ich, könnten alle* Glücklich *sein im Verhältnis zu ihrer Fähigkeit, glücklich zu sein, & dass die mit* großer *Glücksfähigkeit*

---

* Die für den Utilitarismus wichtigen Begriffe *happiness* und *happy* sind im Original durchgehend großgeschrieben.

tatsächlich glücklich sein könnten – in einem erfüllten Zustand lebend, ohne Bedürfnis nach mehr, aber mit, für ihren in die Zukunft gerichteten *Blick, einer gelassenen Erwägung der Wahrscheinlichkeit noch größerer Fähigkeit in einem anderen Leben – ich glaube nicht, dass ich das jemals wieder fühlen werde – das* Beste*, was die Welt für mich tun kann, wäre, mir gegenwärtige Freude zu gewähren, genug, um mich vergessen zu lassen, dass es nichts anderes gibt, was zu erstreben sich lohnte – für die breite Masse der Menschen, denke ich, bestünde Weisheit darin, aus der Sinneswahrnehmung das Höchste zu machen, solange sie noch jung genug sind, & dann zu sterben – denn für die sehr wenigen, die eine angeborene unbegreifliche Fähigkeit zu Gefühlen haben, erfreulicher als jede Sinneswahrnehmung, aber vereinbar mit (?) allen angenehmen Sinneswahrnehmungen und sie verstärkend, für* solche *Menschen,* falls *es solche Menschen gibt, was ich ernsthaft bezweifle, bestünde* ihre *Weisheit darin, wie die anderen für ihre Freuden* zu leben *& zu sterben –* jetzt*, ich glaube, dass ein solches Wesen diese Freuden nicht leben wollte oder könnte, aber der Grund dafür liegt meiner Ansicht nach darin, dass sie im Allgemeinen spät zu ihnen kommen und durch Anstrengung und Leiden, was ihren Gefühlen eine künstliche Tiefe und Beharrlichkeit verleiht, denn diejenigen, die überhaupt zu solchen Gefühlen kommen, sind die mit der höchsten Einbildungskraft – & halten folglich am hartnäckigsten daran fest. Ich glaube nicht, dass* Liebe *den Menschen angeboren ist – sie ist ein Instinkt der niederen Tiere für ihre Jungen – bei Menschen aber handelt es sich um eine künstliche Verbindung von Gefühlen & Gedankenassoziationen, die sich auflösen werden, sobald die Künstlichkeit sich auflöst. Nur die Leidenschaft ist natürlich, die eine vorübergehende Liebe ist – aber was wir Liebe nennen, wird weiterbestehen, solange es Abhängigkeit gibt.*

Während der nächsten Monate liefern uns einige Abschnitte in Mills Briefen an W. J. Fox Hinweise auf den jeweiligen Stand der Dinge. Die beiden anderen im ersten dieser Briefe erwähnten Mitglieder der Gruppe waren wahrscheinlich Eliza und Sarah Flower.

J. S. Mill an W. J. Fox, etwa April 1834:[2] *Ich hoffe, wir können uns öfter sehen – wir vier oder vielmehr fünf – wie wir das am Dienstag getan haben – ich sehe Sie bei weitem nicht oft genug – und ich sehe bei weitem nicht oft genug* irgendjemanden *zusammen mit ihr –* das*, denke ich, fehlt mir jetzt am meisten – das und andere vergleichbare Dinge.*

J. S. M. an W. J. Fox, 26. Juni 1834:[3] *Unsere Verbindungen haben zu einem immer unbefriedigenderen Zustand geführt – und sind nun in einem Zustand, der mich noch vor kurzem sehr unglücklich gemacht hätte, nun aber befinde ich mich insgesamt in einem höheren Zustand als zuvor & eher fähig, das Böse zu bezwingen & es zu ertragen. Ich werde Ihnen eines Tages alles darüber erzählen – vielleicht, wenn wir uns das nächste Mal treffen –, aber bis dahin wird die Atmosphäre sich vielleicht geklärt haben. – adieu*

Ich habe in letzter Zeit mit Ihnen nicht über unsere Verbindungen gesprochen, wie ich das tat, während sie weg war; zum Teil deshalb, weil ich nicht so viel Vertrauliches mitzuteilen hatte & um Unterstützung zu bitten brauchte, wenn sie bei mir war, zum Teil deshalb, weil ich weiß, dass Sie nicht einverstanden sind & sich nicht hineindenken können in die gegenwärtige Beziehung zwischen ihr & mir & ihm. Aber vielleicht kommt eine Zeit, wo ich Ihre Güte mehr denn je brauchen werde – und wenn dies der Fall ist, weiß ich, dass ich mich immer darauf verlassen kann.

Die übrigen zwischen Mill und Mrs. Taylor gewechselten Schreiben, die in diese Zeit zu gehören scheinen, müssen in mehr oder weniger willkürlicher Reihenfolge vorgelegt werden.

J. S. M. an H. T.:[4] *Dein lieber Brief, so nett & liebevoll er auch war, Liebste, hat mich den ganzen Tag höchst unbehaglich gestimmt – weil Du diese Schmerzen erlitten hast – & weil ich Dir Schmerzen bereitet habe. Du kannst Dir nicht vorstellen, Liebste, wie sehr es mich jetzt quält, wenn auch nur eine Kleinigkeit misslingt, jetzt, wo dies, dem Himmel sei Dank, nicht oft passiert & deshalb immer unerwartet passiert. Ich erinnere mich überhaupt nicht, »lass uns jetzt nicht darüber reden« gesagt zu haben, oder was es war, worüber ich nicht reden wollte – aber ich bin sicher, dass es etwas war, was ich als seit langem erledigt & vorbei betrachtete & worüber es sich deshalb nicht mehr zu reden lohnte, ein Argument, das Du selber immer wieder dafür vorbringst, mir nicht Deine Gedanken zu erklären oder mitzuteilen, und die Ungewissheit über deren Inhalt peinigt mich – & ich habe letzthin genügend Selbstaufopferung gelernt, manchmal um diesem Gefühl nachzugeben, & ich unterlasse es, Dir Fragen zu stellen, von denen Du mir sagst, dass es Dir unangenehm sei, sie zu beantworten. Aber gleichgültig, worüber wir auf dem Gemeindeland redeten, ich bin sicher, wenn ich gedacht hätte, dass irgendetwas darüber zu sagen gewesen*

wäre, und mehr noch, wenn ich gedacht hätte, dass eine Frage wie die, ob wir vollkommen *übereinstimmen können oder konnten, von dem abgehangen hätte, was ungesagt blieb, wäre ich erheblich mehr darum bemüht gewesen, alles gesagt zu bekommen, als Du es zu sagen bereit gewesen wärest. O meine große Liebe, wenn Du begonnen hättest, etwas zu sagen, worüber Du tage- oder wochenlang nachgedacht hattest, warum hast Du mir das nicht gesagt? warum ließest Du mich nicht wissen, dass Du im Begriff warst, etwas zu sagen, was Dir wichtig war & was nicht gesagt oder nicht erschöpfend behandelt worden war? Ich schreibe Dir in völliger Unkenntnis dessen, was es war – aber ich bin sicher, dass ich Dich genug & lange genug durch meine Weigerung gequält habe, Deinem anscheinend festen Entschluss zuzustimmen, dass es gewisse tiefgreifende Unterschiede in manchen unserer Gefühlen* geben könnte*, und nachdem ich nun entdeckt (?) & Dich überzeugt habe, dass es keine gibt, die uns unglücklich machen müssten, erfahre ich von Dir, dass Du zu ertragen fähig wärst, dass es welche geben könnte – die hauptsächlich darin bestehen, dass es mir an manchen Gefühlen mangelt, die Du hegst. Ich glaubte aber, dass wir durchaus wussten & verstanden, welche das waren & dass keiner von uns irgendeinen Sinn darin sah, sie weiter zu diskutieren – und wenn ich Dir Fragen stelle, die Du nicht beantworten magst, tue ich das nur deshalb, weil ich wissen möchte, was Dich zu dem Zeitpunkt quält – und ich habe dabei nicht vor, weiterhin über Gefühle zu diskutieren, wenn es Gefühle und nicht Fakten sind, die Dich verdrießen.*

Ich weiß, Liebling, dass es fraglich ist, ob Du diesen Brief erhältst, bevor ich Dich treffe – aber ich kann nicht umhin, ihn zu schreiben, & vielleicht fühle ich mich danach erleichtert. Im Augenblick fühle ich mich vollkommen geschwächt und gänzlich unfähig zum Denken oder Schreiben oder irgendeiner geschäftlichen Tätigkeit – aber mir wird es bald besser gehen & lass Dich nicht davon beunruhigen – o Du meine Liebe.

Unter den letzten vier Wörtern, die Mill zwischen zwei Zeilen unten auf der Briefseite eingefügt hatte, steht, wie auch dem Faksimile [siehe hier Seite 159] zu entnehmen ist, eine weitere Zeile in Harriet Taylors Handschrift: »mein *über alles Geliebter!*«

H. T. an J. S. M.:[5] *Ich weiß nicht, warum ich so niedergeschlagen war, als Du heute Morgen gegangen bist. Ich war so NIEDERGESCHLAGEN, dass ich Dein*

Gehen nicht ertragen konnte, mein Liebling: Und doch sollte ich mittlerweile zur Genüge darauf vorbereitet sein. O Du Lieber! Lieber!

Sie kommen heute nicht und werden auch gegenwärtig überhaupt nicht kommen, & ich bedaure das nicht. Ich werde sehr gut zurechtkommen, daran zweifle ich nicht, bis der Donnerstag kommt & Du. *Ich wollte, morgen wäre Donnerstag, aber ich wollte nicht, dass Du vor Donnerstag kommst, weil ich weiß, dass es danach so viel schwerer zu ertragen wäre.*

Wenn ich wüsste, wo sich L[izzie] & Sallie in Sevenoaks aufhalten, würde ich den Einspänner nehmen & sie besuchen. Aber das kann ich ja jederzeit machen.

Sei wohlauf & glücklich, Liebster – aber vor allen Dingen wohlauf. *Liebster, ich kann Dir nicht sagen, welche Art von dégoût[*] ich jedes Mal verspüre, wenn es zu einem dieser plötzlichen Stillstände des Lebens kommt – meines einzigen geistigen Lebens – viel bei Dir zu sein – aber wie dem auch sei – es ist alles gut & recht & sehr glücklich, so wie es ist. Ich sehne mich nur unsagbar nach dem Samstag. Dieses Haus ist sehr schön, aber mir erscheint und ich empfinde es als ganz leblos. Lebe wohl, Geliebter mein.*

H. T. an J. S. M.:[6] *Es ist etwas so vollkommen Bewundernswertes für mich, dass Du niemals, in welcher Stimmung Du auch sein magst, den Wert des Genusses oder das Verlangen nach Glück anzweifelst – jemand, der weniger feinsinnig wäre als Du, würde unterschätzen, was er nicht erlangt hat. Beweist das nicht, dass Du über das poetische Prinzip verfügst? Was mich betrifft, so ist meine Hoffnung so lebendig und stark, dass es mir nicht möglich ist, daran zu zweifeln, dass sie immer größer werden wird, bis sie eine neue und höhere Form annimmt – und zur Vollkommenheit sich entwickelt.*

Jene Worte gestern waren kalt *und distanzierend,* sehr, *zu*erst. *Weißt Du denn nicht, was es bedeutet, mit* spontaner *Dankbarkeit und Freude und Erleichterung das Päckchen entgegenzunehmen, das sich auf den ersten Blick nur als eine* Mineralien*sammlung erweist – man fühlt sich ein wenig wie ein* Mineral *– aber das ergibt sich und muss sich ergeben aus den nicht kongenialen Umständen – die Umstände, die dazu* tendieren, *Mut zu machen oder verzagen zu lassen, ergeben sich für beide nicht zur selben Zeit – und obwohl so etwas das Gemüt keineswegs* ändert, wirkt *es daran mit, zu entscheiden, welche Gemütsverfassung im Augenblick die Oberhand haben wird – und es wird immer mit-*

---

* Ekel.

wirken, solange es dem Himmel gefällt, uns mit einem Körper und Sinnen auszustatten.

Ja – *liebster Freund – der gegenwärtige Stand der Dinge – bringt mir, neben* Augenblicken *ganz vollkommenen Glücks, ein* Leben – *wie unendlich ist das all dem vorzuziehen, was ich je kannte! Ich könnte mir nie auch nur für einen Augenblick wünschen, dass dies nie um meinetwillen geschehen wäre, sondern nur um deinetwillen, wenn Du das denken solltest – aber warum sage ich* mein *&* dein*, was für den einen gut ist, muss es auch für den anderen sein & wird es immer sein –* Du *sagst das – & die Traurigkeit, die sich zuweilen einstellen mag, beweist nur, wie viel Glück bereits* da ist*, indem sie die Möglichkeit von so viel mehr Glück beweist.*

Du sagst, dass das, was Du für Tugend hältst, »die Weisen und Guten«, die Dich lange gekannt und geachtet haben, nicht für Laster halten werden. Wie kannst Du Menschen für weise halten, die so gegensätzliche Ansichten vertreten? Du sagst ferner, wenn diejenigen, die sich zu anderen Prinzipien als der Pöbel bekennen, ihren Prinzipien entsprechend handeln*, machen sie alle die schlechter, die sie nicht besser machen, & ich verstehe das so, dass Du meinst, dass sie in Deinem eigenen Fall viele schlechter und wenige besser machen würden – Bedeutet das denn nicht das Prinzip: »Denken mit den Weisen und handeln mit dem Pöbel«? Und bringt das nicht Kompromiss & Unaufrichtigkeit mit sich?* Du *kannst das nicht meinen, denn das ist sowohl schlecht als auch schwach – wenn es zur Regel gemacht wird, statt eine gelegentliche unausweichliche Notlage darzustellen.*

Ich habe mich nicht ganz geirrt, wenn ich annahm, dass Du Meinungen fürchtest – ich nahm nie an, dass Du Angst vor den Meinungen von Narren hast, sondern nur vor den Meinungen derjenigen, die ansonsten weise & gut sind, nicht aber Deine Meinungen darüber [?] teilen.

Zwei weitere Schreiben von Mrs. Taylor sind beide auf Papier mit dem Wasserzeichen »1835« und wurden wahrscheinlich in diesem oder im darauffolgenden Jahr geschrieben.

H. T. an J. S. M.:[7] *Dienstagabend/Liebster – Du kennst mich nicht – oder vielleicht genauer: Du kennst nicht das Beste in mir – ich bin keine, die »Schimären aus dem Nichts erschafft« – Du solltest eigentlich genug wissen über die Wirkung von belanglosen Ärgernissen, um zu wissen, dass sie nicht nur für den Körper,*

sondern auch für den Geist aufreibend & bedrückend sind – ich habe diese belanglosen Ärgernisse wegen unserer Beziehung, & Du hast sie nicht – und sie machen mich morbid – aber ich kann sehr klar & bestimmt sagen, dass ich nie *so bin, ohne mir vollkommen bewusst zu sein, dass ich so bin – dass bei einem besserem Gesundheitszustand all diese morbiden & schwächlichen Gefühle & Ansichten & Gedanken verschwinden würden. Deine beiden Beispiele sind also etwas ganz anderes – diese Frauen lebten sofort mit den Männern, die sie liebten, zusammen, als eine Verzweiflungstat, ohne irgendetwas über den Charakter dieser Männer zu wissen – wenn ich das getan hätte, glaubst Du denn, dass ich nicht blind ergeben gewesen wäre? Natürlich wäre ich das gewesen – in solch einem Fall hat die Frau absolut nichts, worauf sie ihr Leben gründen kann, als blinde, vorbehaltlose Ergebenheit – es stimmt nicht, dass mein Wesen »das Extrem von Ängstlichkeit und Besorgnis« ist – wenn meine Umstände Dir nicht all die Ängstlichkeit & Besorgnis erklären, die ich Dir gegenüber erkennen lasse, nun, dann lässt sich dazu nichts sagen – Du kennst die notwendige Wirkung dieser Umstände nicht. Wenn es wahr ist, dass Du mir Deine Gefühle so lange verheimlicht hast aus Angst, mich zu verletzen, kann ich nur sagen, dass mir das leidtut, denn ich kenne Dich zu gut, um nicht zu wissen, dass keines Deiner wahren Gefühle mich je verletzen würde. Dann zu Deiner Nachfrage, wie es mir gefallen würde, wenn Du ohne mich einen Spaziergang machtest, kann ich nur sagen, dass ich kein Narr bin & dass ich lachen würde über den Gedanken oder dagegen starke Abneigung empfinden würde, dass Du Dein »Leben obskur unbedeutend & nutzlos« machen würdest pour les beaux yeux*, & kann mir nicht vorstellen, dass es mit Liebe vereinbar ist, so denken oder das wünschen zu können. Wenn es stimmt, & ich nehme an, Du kennst Dich, dass Du dann »nie wieder ein wahres Wort sagen« würdest, nie »eine natürliche Neigung« offenbaren, »nie still oder müde zu sein wagen« würdest, nun, ich kann wirklich nur sagen, dass Du, wenn Du ein solches Leben führen wolltest, verrückt sein musst. Dass man* vielleicht *nie ganz zufrieden mit dem Endlichen ist, ist möglich, aber ich glaube nicht, dass ich das jemals zu erkennen geben würde – ich denke, dass es auf intelligente & gebildete Menschen ohne intensive Gefühle zutreffen wird und muss – aber ich habe immer festgestellt, dass dann, wenn ein starkes Gefühl vorhanden ist, die Interessen des Gefühls immer obsiegen (?), & es scheint mir, dass persönliche Gefühle mehr an Unendlichkeit in sich tragen als jeder andere*

* Etwas nur um jemandes schöner Augen willen tun.

Teil der menschlichen Natur – es gibt niemand, dessen Geist *oder Vorstellungskraft oder Ehrgeiz* je *befriedigt wäre – noch irgendetwas anderes dieser Art – aber Gefühl* befriedigt *– Alles, was es auf Erden gibt, gewährt niemals Glück ohne persönliche Gefühle – persönliche Gefühle gewähren immer Glück mit oder ohne ein anderes Wesen (?). Das Verlangen, Gefühl zu geben und zu empfangen, macht nahezu mein ganzes Wesen aus.*

Bei gelassenster, kältester Betrachtung glaube ich, dass meine Gefühle für Dich für mein ganzes Leben ausreichen würden – aber natürlich nur dann, wenn ich mir bewusst wäre, ein gutes Gefühl zu haben.

Ich habe all die Überlegungen, von denen Du schreibst, immer in meinem Kopf gehabt und erwogen, und deshalb bekümmern sie mich weder, noch quälen sie mich. Ich weiß alles über *diese Möglichkeiten – aber ich weiß auch, was Du nicht weißt, was ich Dir aber immer gesagt hatte, dass ich aus diesem Leben, wenn ich es erst einmal akzeptiert habe, das Bestmögliche machen würde. Ich dachte vor langer Zeit gewöhnlich, dass ich in diesem Fall gelegentlich unter Anfällen schwerster Depression würde leiden müssen, dass diese aber* unser *Glück nicht beeinträchtigen würden, da ich nicht zulassen würde, dass Du sie bemerkst – lange schon habe ich diese Gedanken hinter mir gelassen. Ich werde Dir immer* alles*, was ich fühle, zu erkennen geben & Dir sagen. Ich tue das immer, & die Tatsache, dass ich das tue, beweist mir, dass ich nur wenig, was schmerzhaft war, zu erkennen zu geben hatte. Was das leichtsinnige & blinde Vertrauen & die Ergebenheit jener von Dir als Beispiel angeführten Frauen betrifft, sieh Dir an, was das für sie bedeutete! & das ist das notwendige Ergebnis einer solchen auf diese Weise eingegangenen Bindung. Wenn ich damals, als ich Dich kennenlernte, mein ganzes anderes Leben aufgegeben hätte, um mit Dir zu leben, so hätte ich nach und nach festgestellt, wenn auch nicht, dass Du mich nicht so liebtest, wie ich geglaubt hatte, so doch zumindest, dass Du anders warst, als ich gedacht hatte, & somit enttäuscht worden wäre – jetzt wird es niemals eine Enttäuschung geben. Ich weiß nicht, ob »ein solches Leben niemals gelingt«, ich habe das sichere Gefühl, dass es in unserem Fall gelingen würde. Du kannst ganz sicher sein, dass es, wenn ich dieses Leben erst einmal führe,* für immer *sein wird.*

Nicht nur mit all dem, was Du schreibst – sondern mehr noch, mit allem*, was vollständig vor mir gesagt werden kann, würde ich ohne zu zögern sagen,* »es soll geschehen«*, ich zweifle nicht an der Gewissheit des Glücks – aber ich zweifle, ob es rechtens ist, dass ich meiner Freuden willen* meine *einzige irdische*

Möglichkeit der »Nützlichkeit« aufgebe. Du *zweifelst an Deiner Nützlichkeit, & die, wie viel bedeutender sie auch sein mag, ist gewiss nicht wie die meine als Pflicht* zu bezeichnen. *Ich würde vier Leben verderben & anderen Schaden zufügen. Das ist der einzige Grund, warum ich zögere. Wenn ich bei guter Gesundheit & in gehobener Stimmung bin, sehe ich eine Möglichkeit, dieses Zögern zu überwinden. Wenn ich niedergeschlagen & krank bin, sehe ich die Unwahrscheinlichkeiten. Jetzt bereite ich Freude um mich herum, ich mache niemanden unglücklich, & ich bin selber glücklich, wenn auch nicht am glücklichsten. Ich halte jeden systematischen Plan für eine Mitte zwischen diesem & allem für undurchführbar. Ich bin viel glücklicher, wenn ich Dich nicht stets hier sehe, weil mir gewöhnlich genügt, es mir zu ermöglichen, mir immer mehr zu wünschen, wenn ich dieses Mehr habe, ist es selten an sich ein Ziel & eine* Befriedigung.

Ich glaube, Du hast mehr Interesse an allen Formen der Geselligkeit, als Du es früher gewöhnlich hattest, & ich glaube, Du kannst Dich wie ich zurzeit vielleicht mit gelegentlichen Treffen zufriedengeben – dann aber bist Du in jedem Augenblick meines Lebens mein einziges Interesse & Ziel, & ich würde jederzeit lieber alles aufgeben, selbst wenn es zehntausendmal so viel wäre, als das Risiko einer Verringerung Deiner Liebe auch nur um ein Jota einzugehen.

Diese Gekritzel buchstäblich in größter Eile – weil Du sagtest, schreib –, aber am Morgen werde ich Dich sehen. Der meinige.

H. T. an J. S. M.:[8] *Mittwoch/Lieber – wenn der Ton dieses Briefes von Dir Ausdruck eines allgemeinen oder auch nur häufigen Gemütszustands wäre, wäre dies sehr beklagenswert für – darf ich sagen* uns – *für* mich *jedenfalls. Nichts, glaube ich, könnte mich dazu bringen, Dich weniger zu lieben, aber ich würde sicher nicht jemanden bewundern, der so fühlen kann, es sei denn, dies geschähe aus einer Laune heraus. Lieber Himmel, bist Du schließlich so weit gekommen, dass Du befürchtest,* unbekannt & unbedeutend *zu sein! Was* soll *ich dazu anderes sagen als »verfolge unter allen Umständen Deine brillante und bedeutende Laufbahn«. Bin* ich *jemand, der der Grund dafür sein will, dass der Mensch, den ich liebe, sich zu einem »unbekannten & unbedeutenden« herabgesetzt fühlt! Guter Gott, was hat die Liebe von zwei Gleichen mit unbekannt & unbedeutend zu tun. Falls Du jemals unbekannt & unbedeutend sein* könntest, *dann* bist *Du es, egal was passiert, & gewiss ist ein Mensch, der nicht schon bei der Vorstellung, den diese Worte hervorrufen, Verachtung empfindet, keiner, der*

die Welt herausfordert. Ich wusste (jahrelang) nicht, dass Du eines mesquin Gefühls fähig bist. Es besteht ein schrecklicher Mangel an Einmütigkeit zwischen uns – ich kenne die Wurzel (?) davon, ich verspüre nicht den geringsten Wunsch, dem zu trotzen oder es zu umwerben – unter keinen möglichen Umständen würde ich das eine oder das andere tun – beides setzt ein* Zusammengehörigkeitsgefühl *damit voraus, & das habe ich nur dann, wenn ich dem oder einem Einzelfall davon einen Dienst erweisen könnte – dann wäre ich erst einmal glücklich, eins damit zu sein – aber es ist für mich, als ob es nicht existierte, was seine Fähigkeit, mich zu verletzen, betrifft – das könnte es nicht, & ich könnte mich niemals im Widerspruch dazu empfinden. Wie sehne ich mich danach, am Meer mit Dir spazieren zu gehen & zu hören, wie Du mir die ganze Wahrheit über Deine Gefühle dieser Art sagst. Es scheint einen Anflug von banaler Selbstgefälligkeit in dieser Furcht vor dem Unbekannt- & Unbedeutend-Sein zu geben – Du wirst es niemals sein – & noch gewisser ist, dass* ich *kein Mensch bin, der Dir jemals Anlass geben könnte, zu denken, dass* ich *Dich dazu gemacht habe Was Du auch denken magst, ich könnte nie eines der beiden Wörter sein.*

Ich fühle mich auch nicht übermäßig verletzt dadurch, dass Du sagst, ich sei wesensmäßig ängstlich und besorgt. Ich weiß, dass das nicht stimmt, und ich werde Dich bedauern, wenn …[9]

Mit dem Winter 1835/1836 wird Krankheit zu einem festen Bestandteil des Lebens von Mill wie auch von Mrs. Taylor, und das sollte nie wieder ganz aufhören. Mrs. Taylor scheint schon einige Zeit davor von zarter Gesundheit gewesen zu sein, aber die ersten Hinweise darauf finden sich ungefähr erst zu dieser Zeit: »Es geht ihr gut, das heißt so gut, wie es ihr immer geht«, schrieb Mill am 2. Februar 1836 an W. J. Fox[10] und fügte hinzu, dass er selber noch immer nicht gesund sei. Er hatte seit dem Ende des vorangegangenen Jahres an einer Nervenerkrankung des Kopfes gelitten, die seine Augen in Mitleidenschaft zog, und seine Familie und Freunde scheinen die ständigen emotionalen Belastungen dafür verantwortlich gemacht zu haben. Sein Vater, der bereits durch seine letzte Krankheit ans Haus gebunden war, schrieb am 9. März 1836 seinem jüngeren Sohn James, der kurz zuvor nach Indien abgereist war, dass »John sich immer noch nahezu vor Gram verzehrt, und da er nicht bereit

* Engstirnig.

ist, den Grund seines Grams zu nennen, können andere darüber nur Vermutungen anstellen«.[11] Dass der mutmaßliche Grund von der Familie als Gesprächsgegenstand gemieden wurde, ergibt sich als nur allzu wahrscheinlich aus der von Bain erzählten Geschichte, dass James Mill, als er von Johns Beziehung zu Mrs. Taylor erfuhr, »ihn bezichtigt hatte, die Frau eines anderen Mannes zu lieben. Er erwiderte, er empfinde ihr gegenüber keine anderen Gefühle, als er sie einem ebenso vortrefflichen Manne gegenüber empfinden würde. Diese Antwort war unbefriedigend, aber endgültig.«[12]

Andererseits scheint die hohe Arbeitsbelastung, die John Mill jahrelang auf sich genommen hatte und sich weiterhin auferlegte, eine ausreichende Erklärung für seine gesundheitliche Zerrüttung zu bieten. Gerade zu der Zeit hatte ihm die Abwesenheit seines Vaters vom India House noch mehr Arbeit aufgebürdet, nachdem er ein Jahr lang zusätzlich zu seinen normalen Tätigkeiten als Herausgeber der neuen *London Review* fungiert hatte und infolge der Unfähigkeit seines Untergebenen, des nominellen Herausgebers,[13] die Zeitschrift praktisch allein leiten musste. Eine Weile versuchte er, seine Krankheit zu überwinden, indem er sich gelegentliche kurze Unterbrechungen erlaubte wie etwa einen Ausflug nach Gravesend mit Carlyle, wobei Mill, wie jener uns mitteilt, hoffte, »an einen Ort außerhalb Londons zu fahren und ›sich zu erholen‹ (in sechsunddreißig Stunden), und er wollte nicht ohne mich fahren«.[14] Später im Frühling sah er sich jedoch gezwungen, einige Wochen in Brighton zu verbringen; von dort brachte ihn offenbar der nahende Tod seines Vaters nach London zurück. James Mill starb am 23. Juni, und wir sahen, wie Carlyle kurz darauf Mill in seinem Äußeren so traurig verändert fand. Bald wurde er von seinem Arzt für drei Monate fortbeordert, und Ende Juli begleitete er seine beiden jüngeren Brüder Henry und George aufs europäische Festland. In Paris trafen sie Mrs. Taylor mit ihrem Sohn Herbert und wahrscheinlich auch die beiden jüngeren Kinder, die zwei Tage vor ihnen abgereist waren. Den ersten Berichten, die George und Henry Mill ihren Schwestern nach Hause schickten, fügte John auf demselben Blatt einige Zeilen hinzu.

J. S. M. an Clara Mill, Paris, 3. August 1836:[15] *Da der eine an W[illie] geschrieben hat & der andere an H[arriet], muss ich an Clara schreiben – also los geht's – es geht uns allen so gut, vielleicht eher besser, wie zu erwarten war. George & Henry scheinen von Paris überhaupt nicht begeistert zu sein – sie sind, glaube ich, zu jung, um die Stadt sehr wichtig zu nehmen oder in irgendei-*

ner Weise davon beeindruckt zu sein. Die Landschaft schien ihnen zu gefallen, & alles in allem war der Ausflug bislang leidlich erfolgreich. Aber das Einzige, was George anscheinend vollkommen und dauerhaft erfreute, war das Zusammentreffen mit einem Spielgefährten ungefähr seiner Größe[16]*, den er mag & der ihn sehr mag. Im Hinblick auf unsere weitere Reise ist noch nichts entschieden worden – es ist noch nicht endgültig entschieden, ob wir alleine fahren oder mit unseren Freunden hier, und schon gar nicht, wann wir fahren werden & wie – fast die ganze kommende Woche sind die Plätze in der Postkutsche besetzt, & mit der Postkutsche so weit zu fahren ist sehr teuer, aber wir werden sehen. Eins scheint aber sicher – dass sowohl Derry wie ich das Reisen gut vertragen. Wir haben allerdings noch keine Nachtarbeit versucht. Wir werden von Genf aus wieder schreiben.*

stets Dein Dich liebender
J. S. M.

Die beiden Reisegruppen begaben sich nach Genf und Lausanne, wo Henry und George Mill und wahrscheinlich auch die Kinder der Taylors zurückblieben, während Mill und Mrs. Taylor nach Norditalien weiterreisten. Als sie Lausanne verließen, berichteten seine Brüder nach Hause, dass[17] »sein Kopf äußerst hartnäckig ist; dieselben lästigen Empfindungen, derer er sich auf so viele Weisen zu entledigen versuchte, quälen ihn noch immer«. Drei Wochen später leitet Henry aus Italien erhaltene Neuigkeiten weiter:[18] »John hat uns einen sehr verzagten Brief geschrieben, worin es heißt, dass er, sollte er nach Hause zurückkehren, ohne auf dem Wege der Besserung zu sein, nicht wieder ins India House gehen könne, sondern seine Arbeit dort an den Nagel hängen und ausprobieren müsse, ob ein oder zwei Jahre der Muße etwas bewirken würden.« Nachdem John Mill und Mrs. Taylor zwei Monate in Piemont und an der Bucht von Genua verbracht hatten und durch die wegen eines Cholera-Ausbruchs verhängte Quarantäne daran gehindert worden waren, weiter nach Süden zu reisen, kehrten sie über Mailand und die oberitalienischen Seen in die Schweiz zurück. Ende Oktober holten sie die Kinder in Lausanne ab, und Anfang November[19] war zumindest Mill wieder zurück in London und bei seiner Arbeit im India House; sein Gesundheitszustand hatte sich kaum gebessert, und vor allem mit seinem Kopf ging es ihm nicht besser als zuvor. Seit dieser Zeit »behielt er bis an sein Lebensende ein fast unaufhörliches Zucken über einem Auge«.[20]

Während einiger Monate nach seiner Rückkehr arbeitete Mill außerordentlich fleißig daran, Rückstände im India House aufzuarbeiten. Er war ja tatsächlich fünf Monate abwesend gewesen und während seiner Abwesenheit auf die dritthöchste Position im Examiner's Office befördert worden. Sein Gehalt war infolgedessen auf 1200 Pfund im Jahr gestiegen, und dieser Betrag änderte sich auch in den folgenden achtzehn Jahren nicht mehr.

Doch in den ein wenig mehr als zwei Jahren, die diese Zeit von der nächsten langen Reise auf dem Kontinent trennt, verwendete Mill einen Großteil seiner Energie auf die Redaktion der *London and Westminster Review*. Der Tod seines Vaters hatte es ihm ermöglicht, die Zeitschrift von der allzu engen Bindung an die doktrinärere Auffassung des Utilitarismus zu lösen und sie als Vehikel dafür zu benutzen, der Bewegung der *Radicals* seine etwas anderen Ideale zu vermitteln. Vor allem im Jahre 1838, nachdem er die *Review* von Sir William Molesworth gekauft hatte und sie weitgehend zur Unterstützung von Lord Durhams Kanada-Mission einsetzte, in der Hoffnung, dass Lord Durham der Führer einer neuen Bewegung der *Radicals* werden würde, galten seine Interessen mehr als in fast jedem anderen Lebensabschnitt der aktuellen Politik – mit Ausnahme einzig der Jahre der englischen Reformagitation.

Es gibt wohl kaum Grund, daran zu zweifeln, dass Mrs. Taylor sich für Mills redaktionelle Tätigkeit interessierte, aber es existieren nur wenige Belege, die zeigen, wie weit dieses Interesse ging. Dass ihr damals nachgesagt wurde, einigen Einfluss auf die politische Linie der *Review* auszuüben, lässt sich der von Mrs. Carlyle erzählten Geschichte entnehmen, dass ihr gemeinsamer Freund Godefroi Cavaignac Mrs. Taylor »die Armida* der ›London and Westminster‹« zu nennen pflegte.[21] Cavaignac, der ältere Bruder von General Louis Cavaignac, lebte damals als Flüchtling in London und schrieb wahrscheinlich Beiträge für die *Review* und wusste deshalb vermutlich, warum er Mrs. Taylor mit der schönen Zauberin in Tassos *Gerusalemme Liberata* verglich, die Kreuzritter von ihren Pflichten fernhielt und die für die damalige Generation durch die Opern von Gluck und Rossini eine vertraute Figur geworden war. Aber das einzige Dokument, das auf Mrs. Taylors Verhältnis zur *Review* Bezug nimmt, ist ein Brief von ihr an ihren Mann, in dem sie

* Armida ist, wie auch von Hayek weiter ausgeführt, die sarazenische Zauberin aus dem vierten Gesang der Dichtung *Das befreite Jerusalem* von Torquato Tasso, die den Kreuzritter Rinaldo auf ihrer Insel gefangen hält. Vgl. auch Georg Friedrich Händels Oper *Rinaldo*.

eine Nachfrage für einige seiner italienischen Freunde beantwortet. John Taylor, der Carlyle im Jahre davor Mazzini vorgestellt hatte,[22] scheint sich auch weiterhin für ihn und andere politische Flüchtlinge eingesetzt und seine Frau bei einem seiner Besuche bei ihr in der Nähe von London mit einer Nachforschung zugunsten dieser Italiener beauftragt zu haben. Am folgenden Tag, einem Samstag, als Mill wahrscheinlich eintraf, antwortete Mrs. Taylor darauf.

H. T. an John Taylor, 23. September 1837:[23] *Mein lieber John,/Ich stelle fest, dass Usiglios*[24] *Artikel im nächsten Heft der »London« sein soll – Robertson trifft sich anscheinend mit den Beiträgern bei dem Verleger Hooper in der Pall Mall – & Mr. Mill trat dort ein, als er ein, zwei Tage später vorbeikam & Usiglio & auch Mazzini dort zusammen mit Robertson antraf – er unterhielt sich lange mit beiden, & beide gefielen ihm sehr – er hat angeboten, alle notwendigen Überarbeitungen an Usiglios Artikel vorzunehmen, & hat ihn beauftragt, einen weiteren über neue italienische Bücher zu schreiben, & Mazzini, einen über italienische Politik seit 1830 zu schreiben, die Zeit, als er daran aktiv beteiligt war.*[25] *Ich weiß nicht, wie sie bezahlt werden, ich glaube aber zu dem alten Honorar von 16 Guineen pro Druckbogen, und ich weiß nicht, wie bald. Einem gestern im Chronicle*[26] *veröffentlichten Brief aus Griechenland nach zu urteilen, scheint es dort einen politisch aktiven Mann namens Usiglio zu geben – vielleicht ist es ein Bruder oder Verwandter dieses Mannes.*

Ich hoffe, Du hattest gestern eine angenehme Fahrt. Mir geht es recht gut. Ich hoffe, Du wirst bald wieder kommen, in Bälde. Auf Wiedersehen

Herzlich Deine

H. T.

Mill verbrachte wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit die erste Zeit eines kurzen Urlaubs mit Mrs. Taylor, da er einige Tage später von einer Wanderung in Südwales, die bis in den Oktober dauerte, an Robertson[27] schrieb.

Von den verschiedenen Briefen und Brieffragmenten von Harriet Taylor an Mill, die anscheinend aus diesen Jahren stammen, sollen die einzigen zwei, die vollständig zu sein scheinen, hier eingefügt werden:

H. T. an J. S. M.:[28] *Ich ging heute Morgen dorthin in der Hoffnung auf ein Schreiben (?) von Dir, mein Entzücken, & da war es – glaube nur allem, was ich zu*

sagen vermag, wenn ich sage, wie glücklich ich bin, das heißt, wie glücklich Du mich machst.

Diesen lieben Brief (?) trage ich immer bei mir, seit ich ihn erhielt, & er macht mich so *gesund* so *glücklich* so *beschwingt – aber ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich er mich machte, als ich ihn das erste Mal las auf dem höchsten Punkt (?) der schönen Allmende, wo diese herrlichen leichten Winde wehen – Es war die ganze Zeit wie ein Äquinoktialsturm hier, seit Du weg bist. Mama und C[aroline] sind hier – es gefällt mir & es tut mir gut – in Abwesenheit des einzigen Guten, wonach ich immer verlange.*

Gott sei Dank ist jedoch der versprochene Sommer, von dem es so viel geben sollte, gekommen, & er wird all das sein, was er sein sollte – war bereits so viel. Ich werde Dich am Samstag sehen, ja ich könnte anders nicht zurechtkommen. Ich kann heute nicht besser schreiben – obwohl ich mich nie besser fühlte oder mehr.

Adieu, mein Einziger & Allerliebster – bis Samstag – Lieber Samstag!

H. T. an J. S. M.:[29] *Du wirst wissen wollen, wie es ihr geht, bevor Du fährst, nicht wahr, Lieber – deshalb schreibe ich Dir – Ich möchte so gerne wissen, wie Du gestern Abend zurechtgekommen bist, dass Du nicht müde warst oder Dir unwohl war bei dieser, wie ich glaube, sehr ermüdenden Reise. Ich habe es so gehasst, dass Du mich verlassen musstest – doch dieser kurze Besuch machte mich sehr glücklich – das ist vielleicht der Grund dafür, dass es mir heute Morgen besser geht als sonst – nicht sehr viel besser, aber immerhin* etwas *besser, & das* ist *viel.*

Ich glaube nicht, dass ich Dich noch vor Dienstag sehen werde – das ist eine furchtbar lange Zeit, aber ich habe nicht das Gefühl, dass es länger ist als Montag. Es ist Dein Fortgehen, das mir das Gefühl gibt, dass es so lange dauert. Sei nur Du, *mein Liebling, gesund & glücklich, & ich werde so gesund wie glücklich sein, so glücklich wie möglich (*nein, *nicht* möglich *– es gibt immer eine glücklichere Möglichkeit) – aber ich bin vollkommen glücklich. Ich weiß nicht recht, wie ich es schaffen kann, ans Meer zu fahren – also gebe ich es gegenwärtig auf.*

Wenn ich mir vorstelle, dass ich bis Dienstag Deine Hand nicht halten werde, wird die Zeit so lang & meine Hand so nutzlos. Adieu, meine Wonne.

je baise tes jolies pattes

cher cher cher*

---

* Ich küsse Deine hübschen Pfötchen / liebe liebe liebe.

Gegen Ende des Jahres hatten sowohl Mill als auch Mrs. Taylor ernsthafte gesundheitliche Probleme und bereiteten sich auf eine lange Reise nach Italien vor. Mill litt unter Brustschmerzen und schweren Verdauungsstörungen, und obwohl die Familie seine Krankheit anscheinend nicht als sehr ernst betrachtete,[30] zweifelten einige seiner Freunde kaum daran, dass er von Schwindsucht bedroht war. Sowohl Mill als auch Mrs. Taylor scheinen sich diesmal große Mühe gegeben zu haben, den Plan ihrer gemeinsamen Reise nicht bekannt werden zu lassen. Mill gab zu verstehen, dass er nach Malta fahre,[31] während Mrs. Taylor angeblich beabsichtigte, einen ihrer Brüder und dessen Frau in Pisa zu besuchen.[32] Keiner der Briefe und keines der anderen Dokumente jener Zeit zeigen auch nur den geringsten Hinweis auf ihre gemeinsame Reise, aber die völlige Übereinstimmung ihrer Reiseroute,[33] soweit sie bekannt ist, konnte keinen Zweifel daran lassen, selbst wenn Mill nicht sechzehn Jahre später in den Briefen aus Neapel an seine Frau ihren früheren gemeinsamen Besuch der Stadt erwähnt hätte.[34]

Mrs. Taylor und ihre Tochter Helen, damals etwas über sieben Jahre alt, wurden kurz vor Weihnachten von Mr. Taylor bis nach Paris gebracht, und Mill schloss sich ihnen offenbar einige Tage später dort an. Der folgende Brief an seine Mutter wurde ein oder zwei Tage nach seiner Ankunft dort abgeschickt.

J. S. M. an Mrs. James Mill:[35] *Paris/28. Dezember 1838/Liebe Mammy/Schicke bitte Robertson*[36] *die erste Seite dieses Gekritzels – das erspart mir zusätzliche Postgebühren.*

Mir geht es etwa so gut wie bei meiner Abreise aus London. Die Überfahrt war scheußlich – wegen des niedrigen Wasserstandes konnte das Schiff erst um halb drei Uhr morgens in den Hafen von Boulogne einfahren – es war um halb neun abgefahren & verbrachte die ganzen 18 Stunden damit, so langsam wie möglich zu fahren. Mein bereits zerrütteter Magen ertrug die Seekrankheit sehr schlecht, & ich kam sehr unwohl an & musste nur einige Stunden später nach Paris abfahren. Am ersten Tag fühlte ich mich ziemlich unwohl, aber als die Wirkung des Meeres nachließ, ging es mir besser, & ich kam nach 30 Stunden Postkutschenfahrt viel weniger unwohl in Paris an, als ich es für möglich gehalten hätte. Da ich bis zum 30. nicht in Marseille eintreffen kann, hat es keinen Sinn, vor dem 9. dort einzutreffen, und so mache ich mich nicht vor Sonntagmorgen auf den Weg & werde nicht mehr nachts reisen, sondern die Postkutsche

nach Chalons nehmen (so teuer das auch ist) & dann die Saone & Rhone nach Avignon hinunterfahren. Briefe, die am 2. an M. J. S. M. Poste Restante à Marseille France adressiert sind, werden mich gewiss rechtzeitig erreichen. Danach adressieren Poste Restante à Pise, Italie. – Ich weiß nicht, ob ich Zeit haben werde, Dir aus Marseille zu schreiben, aber ich werde mir alle Mühe geben. Das Wetter ist noch nicht sehr kalt, & ich nehme an, ich werde zuerst in das milde Klima geraten.*

England sagen sie ein schlechtes Klima nach, aber der Norden und Osten Frankreichs haben gewiss ein schlechteres. Am meisten graut mir vor der Überfahrt von Marseille nach Livorno – die Seekrankheit setzt mir zurzeit so übel zu. Liebe an alle –

herzlichst Dein
J. S. Mill

Aus einem Brief Mrs. Taylors an ihren Mann aus Chalons vom 3. Januar[37] erfahren wir, dass sie Paris am selben Sonntag, dem 30. Dezember, verlassen hatte, den Mill für seine Abreise gewählt hatte, und bei extrem kaltem Wetter über Fontainebleau, Sens und Auxerre gereist war und vorhatte, ihre Reise stromabwärts nach Marseille fortzusetzen und von dort auf dem Seeweg nach Livorno. In Pisa[38] stellte sich heraus, dass ihr Bruder und seine Frau nicht da waren, und die Reise wurde bald bis nach Rom fortgesetzt und nach einem nur kurzen Aufenthalt dort nach Neapel, wo sie den größten Teil des Februars verbrachten. Während einer vierzehntägigen Unterbrechung ihrer Rückreise in Rom in der ersten Märzhälfte berichtet Mill über seinen Gesundheitszustand nach Hause.

J. S. M. an ?, Rom, 11. März 1839:[39] *Ich bin hierher zurückgekehrt, nachdem ich etwa drei Wochen sehr angenehm in Neapel und dem Umland der Stadt verbracht habe. Eine Zeitlang habe ich mich nicht erholen können, aber ich denke, dass es mir nun, wenn auch sehr langsam, besser geht, seit ich auf tierische Nahrungsmittel verzichtete und mir angewöhnte, fast ausschließlich von Makkaroni zu leben. Ich begann mit diesem Experiment vor etwa zwei Wochen, und es scheint erfolgreicher zu verlaufen als all die anderen Experimente, die ich durchgeführt habe.*

---

* Postlagernd.

Ein weiterer Bericht zehn Tage später auf dem Weg nach Norden klingt ziemlich trübsinnig.

J. S. M. an ?, 21. März 1839:[40] *Was mich betrifft, auch mir geht es weiterhin gut – nicht, dass meine Gesundheit sich auch nur im Geringsten gebessert hätte, aber ich habe mich nach und nach mit dem Gedanken abgefunden, in demselben Gesundheitszustand wie bei meiner Abreise aus England zurückzukehren. Ich kann nur hoffen, durch Umsicht und gesunde Lebensweise gesund zu werden, und wenn ich nur eine Verschlechterung meines Gesundheitszustandes vermeiden kann, werde ich kaum Grund zur Klage haben, da fast niemand meines Alters die robuste Gesundheit bewahren kann, derer er sich in seiner frühen Jugend erfreute. Einstweilen genügt es mir schon, eine so gute Gelegenheit zu haben, Italien zu bereisen.*

Aus dem letzten Teil der Reise liegen uns einige Beobachtungen vor, die Mrs. Taylor mit Bleistift in ihr Notizbuch[41] schrieb, das für den ersten Teil nur die Namen einiger der besuchten Orte verzeichnet. Florenz wird beschrieben als sich

»seines Rufs der Schönheit durchaus würdig zu erweisen – das Tal hat ganz genau die richtige Größe, die Stadt einzurahmen, die von jedem Blickpunkt aus betrachtet sehr schön ist. Die beste Aussicht hat man am Abend vom Ufer des Arno, gegenüber dem Corsini. Die Apenninen sind hier weniger schön geformt als an jedem anderen Ort, wo ich sie gesehen habe. Ich halte den Blick auf Florenz von Fiesole für den am wenigsten reizvollen, so wie ich Fiesole für die am wenigsten reizvolle Vorstadt von Florenz halte. Es stimmt durchaus mit kontinentaleuropäischen Vorstellungen von einem Landaufenthalt überein, dass selbst die Pest Boccaccios Gesellschaft nicht weiter als bis Fiesole zu vertreiben vermag. Florenz ist die am meisten, ja eigentlich die einzige mittelalterlich aussehende Stadt in Italien.«

Es finden sich auch einige kurze Bemerkungen über die Gemäldegalerien und ähnliche Notizen über Bologna, Padua und Venedig, wo die Reisegruppe Mitte Mai eintraf.

J. S. M. an Mrs. James Mill:[42] *Venedig/19. Mai 1839/Meine liebe Mutter – ich bin nun schon einige Tage an diesem fremdartigen & schönen alten Ort, dem*

außergewöhnlichsten Ort in Italien – & schreibe, um Dir mitzuteilen, dass ich mich nun fast sofort auf den Rückweg machen werde. Ich werde über Tirol fahren & langsam durch Deutschland; wenn Du mir sehr bald schreiben willst, schreibe nach Mannheim, wenn nicht, nach Brüssel. Inwieweit der Zweck meiner Reise verwirklicht wurde, ist ziemlich schwer zu sagen, & ich werde wahrscheinlich mehr darüber sagen können, nachdem ich zurückgekehrt bin und eine Zeitlang meine gewohnten Beschäftigungen wieder aufgenommen habe. Ich habe ganz sicher meine frühere Gesundheit nicht wiedererlangt, zugleich habe ich jedoch keine sehr lästigen Beschwerden & keinerlei in irgendeiner Weise besorgniserregenden Symptome, & ich zweifle nicht, dass ich durch die richtige Diät & körperliche Ertüchtigung in der Lage sein werde, ebenso gesund zu sein, wie es die Menschen in der Regel sind, werde aber wohl kaum jemals wieder eine so gute Verdauung haben wie früher. In dieser Hinsicht ergeht es mir jedoch nicht schlechter als drei Viertel aller Menschen, die ich kenne. Ich bin nicht im Geringsten anfällig für Erkältungen – war es in meinem ganzen Leben nie weniger, & jeden Gedanken, dass das englische Klima gefährlich für mich ist, könnt Ihr Euch gänzlich aus dem Kopf schlagen. Ich werde mit der Zeit herausfinden, wie ich mit mir umzugehen habe – ja ich glaube, ich habe das schon größtenteils herausgefunden. – Ich habe in Venedig keine Briefe vorgefunden außer einem alten von Robertson. Ich weiß nicht, ob welche geschrieben wurden, aber ich werde veranlassen, dass sie mir nach München nachgeschickt werden, wo ich auf jeden Fall einige vorzufinden hoffe. Würdest Du diesen Brief Grant zeigen oder ihm dessen Inhalt mitteilen & ihm von mir herzlich danken für seine unermüdliche Zuvorkommenheit & Liebenswürdigkeit – & würdest Du oder die Jungen Mr. Robertson sagen, dass sein Brief ohne Datum, aber mit dem Poststempel vom 1. April & nach Rom adressiert mich aus irgendeinem Grund dort nicht erreichte, sondern mir hierher nachfolgte & der letzte ist, den ich von ihm bekam, & dass ich auf einen weiteren hoffe mit aktuelleren Neuigkeiten über ihn selber & all die anderen Angelegenheiten – auch dass ich die Rezension noch nicht gelesen habe, denn obwohl sie die Zeitschrift im Lesesaal in Florenz abonniert haben, hatten sie nicht die neueste Nummer da. Ich war jetzt ungewöhnlich lang ohne Nachrichten aus England, da ich weder Briefe bekam noch Zeitungen lesen konnte, abgesehen von sehr alten. Aber in sechs Wochen werde ich das alles nachholen. – Mein Aufenthalt in Italien war höchst angenehm, & ich darf wohl sagen, dass ich das Land ziemlich gründlich in Augenschein nahm – ich habe nichts ausgelassen außer Sizilien & ein paar verstreute Dinge hier &

da. Zuletzt war ich in den Bädern von Abano bei den Euganeischen Hügeln, nicht weit von Padua – wunderschöne Landschaften, mehr von der englischen Art, als das in Italien sonst der Fall ist – aber das Wetter war seit einem Monat so schlecht wie ein nasser englischer Sommer, außer dass es nie kalt war. Was das Klima betrifft, ist Italien eine totale Enttäuschung – nicht zu vergleichen mit der Helligkeit und Trockenheit in Südfrankreich, obwohl ich gerne glauben will, dass einige Teile Italiens für bestimmte Leiden zuträglicher sind. Neben anderen Ergebnissen meiner Reise habe ich viel botanisiert & komme mit Pflanzen beladen zurück. Übrigens vergaß ich zu erwähnen, dass unter denen, die Henry für mich trocknen soll, auch der Schwarze Holunder ist. Was Schönheit betrifft, enttäuscht Italien nicht, es ist das einzige Land, das ich kenne, das schöner ist als England – & ich habe nicht eine einzige Meile davon gesehen, die nicht schön gewesen wäre. Ich bin sicher, dass die Überquerung der Alpen mir große Freude bereiten wird, falls das Wetter es zulässt, & heute scheint es eine Möglichkeit zu geben, dass es aufklart – es ist der erste regenlose Tag seit zwei Wochen. Lasst mich bald von einigen von Euch hören.

herzlichst
J. S. Mill

Von Venedig fuhr die Reisegruppe weiter über Bassano und durch das Valsugana nach Tirol, wo Mrs. Taylors Notizen für eine Weile etwas ausführlicher werden:

»Trient an der Etsch sehr schön und imposant, als wir uns der Stadt von Borgo [Valsugana – der letzte Halt vor Trient] näherten. Eine sehr schöne Stadt mit deutscher Weiträumigkeit, Sauberkeit & erfreulichen Esswaren. Sehr angenehm, sich wieder in Deutschland zu befinden. In Borgo sprachen die Leute im Gasthof Deutsch, & dort fanden wir deutsche Offenherzigkeit, Freundlichkeit, Einfachheit & ehrliche Preise und aus einem gegenüberliegenden Haus, zum ersten Mal seit sechs Monaten, die große Freude, den Klang deutscher Musik zu hören, im deutschen Stil auf einem deutschen Klavier gespielt. Die Italiener haben ganz sicher keinen Sinn für Musik.«

Da es etwa eine Woche dauerte, über den Brenner nach Innsbruck und über Mittenwald nach Bayern zu fahren, kam die Reisegesellschaft erst Ende Mai in München an. Mrs. Taylors Notizen enden mit den Worten:

»insgesamt ist München ein sehr vergnügter und glücklich erscheinender Ort, & wenn die Stadt so leichtlebig ist, wie man sagt, bietet sie ein Argument für Leichtlebigkeit.«

Die Reise durch Deutschland über Heidelberg und Aachen und schließlich über Brüssel nach Ostende dauerte einen weiteren Monat, und Mill kam gerade rechtzeitig in London an, um am 1. Juli seinen Pflichten im India House wieder nachkommen zu können, während Mrs. Taylor anscheinend sofort nach Brighton gereist ist.

Die Jahre von etwa 1840 bis 1847 stellen eine fast vollständige Leerstelle dar, was unser Wissen über Mills Privatleben und die Art seiner Beziehung zu Mrs. Taylor betrifft. Wir verfügen kaum über Dokumente aus dieser Zeit und wenige andere zeitgenössische Quellen, die von Interesse wären. Wahrscheinlich wurden die beiden zu Beginn dieser Zeit der Skandalgeschichten gewahr, die über sie im Umlauf waren, lernten, vorsichtig zu sein, und zogen sich fast vollkommen aus der Gesellschaft zurück. Es gab für beide von ihnen weitere Gründe, die zu dieser Zurückgezogenheit beitrugen. Als Mill 1840 die Redaktionstätigkeit bei der *London and Westminster Review* aufgab, gab er auch den Versuch auf, eine aktive Gruppe der *Radicals* zu effektivem politischem Handeln anzuregen, und danach widmete er all seine freie Zeit der Abfassung seiner bedeutenden theoretischen Abhandlungen. Die *Logik* wurde Ende 1841 abgeschlossen, obwohl sie erst im März 1843 erschien und in der Zwischenzeit teilweise neu geschrieben wurde. Nach etlichen Jahren erfolgloser Versuche, eine Abhandlung über »Ethologie« zu schreiben, wandte er sich 1845 der Arbeit an der *Politischen Ökonomie* zu. Erhebliche finanzielle Verluste, die er während der amerikanischen Staatsschuldenkrise von 1842 erlitten hatte, als mehrere amerikanische Bundesländer ihren Zahlungsverpflichtungen nicht nachkamen, zwangen ihn dazu, sich einzuschränken und zu sparen, wobei er bemüht war, Verluste an dem Kapital auszugleichen, das er für seine Mutter und Schwestern treuhänderisch verwaltete. Das schränkte seine Reisemöglichkeiten erheblich ein, und Bain zufolge[43] nahm er während der ersten drei oder vier Jahre dieses Jahrzehnts überhaupt keinen Urlaub. Er scheint auch während dieser Jahre wiederholt erkrankt zu sein.

Die Form seines Umgangs mit Harriet Taylor war inzwischen vermutlich zu einer von beiden Seiten akzeptierten Routine geworden. Seit dem Ende der dreißiger Jahre lebte Mrs. Taylor vor allem in einem Haus in Walton on

Thames, wo Mill regelmäßig die Wochenenden verbracht zu haben scheint. Auf den Beginn dieses Zeitraums, genauer: auf den Sommer 1842, und die folgenden Jahre bezieht sich Bains oft zitierte Geschichte, dass Mill regelmäßig zweimal in der Woche zum Abendessen im Haus ihres Ehemannes zu ihr kam, während Mr. Taylor selber auswärts aß. Das muss sich auf den kurzen Zeitraum von Mrs. Taylors Besuchen in der Stadt beschränkt haben, die in der Zeit, auf die Bain anspielt, selten gewesen zu sein scheinen. Bain erwähnt auch, dass die beiden gemeinsam Carlyles Vortragsreihe, die 1838 bis 1840 stattfand, besuchten. Ein Brief von Mrs. Taylor, der sich auf den letzten dieser Vorträge bezieht, ist erhalten geblieben.

H. T. an Miss Eliza Fox, Mai oder Juni 1840:[44] *Meine liebe Miss Fox, da ich von L[izzie?] nichts gehört hatte & es für schade hielt, dass die Karte hier ungenutzt bliebe, schickte ich sie am Montag Miss Gillies. Ich weiß aber, dass Mr. Mill eine hat, und ich glaube nicht, dass er davon Gebrauch machen wird, & ich bin sicher, dass er sie ihr sehr gerne schicken wird.*

Es freut mich sehr, dass ihr die Vorlesungen gefallen haben; ich hatte das nicht erwartet. Es ist die größtmögliche Schmeichelei, wenn ihr etwas gefällt. *Ich hörte ein* mot* *von H. Mar[tineau], sehr bezeichnend, sie schrieb Mr. Carlyle und lobte den Syllabus, erinnerte ihn aber daran, dass er den »Helden« als »Märtyrer« nicht berücksichtigt habe, worauf er antwortete, dass er den Helden niemals der Rede wert befunden hätte, wenn er ihn nicht unter allen Umständen als Märtyrer betrachtet hätte. Lily hat viele Briefe an Sie angefangen, so dass meine Briefmappe übervoll ist von Briefen, die mit »liebe Tottie« beginnen, aber sie hatte nie den Mut oder den Fleiß, einen zu beenden, den sie für »würdig« erachtet, »abgeschickt« zu werden, da sie einen löblichen Abscheu vor »Klecksen« und Respekt vor Ihren kritischen Fähigkeiten besitzt. Sie lässt Sie ganz herzlich grüßen. Sie hatte sich oft gewünscht, dass Sie hier wären. Die Jahreszeit war ganz wunderbar, & wir genossen das Meer sehr.*

Wir verlassen nächste Woche diesen Ort, um näher an der Stadt zu sein. Wir gehen nach Tunbridge Wells & bleiben einige Wochen dort, so dass wir Sie bald sehen werden.

Adieu, Liebe.

H. T.

---

* Wort.

Ein Brief an ihren Ehemann ungefähr aus dem Jahre 1840, worin Mrs. Taylor darum bittet, dass ihr ein Bündel Manuskripte, das sie in der Stadt liegen gelassen hatte, zugeschickt wird, »da ich sehr beschäftigt bin, für die Druckerei zu schreiben, & einige Seiten daraus brauche«,[45] ist das einzige Anzeichen für irgendwelche schriftstellerische Tätigkeit ihrerseits in dieser Zeit; wir wissen jedoch nicht, welcher Art diese war. Sie war während des gesamten Zeitraums anscheinend in schlechter gesundheitlicher Verfassung. Neben der Veranlagung für Schwindsucht, die sich schon viel früher gezeigt hatte, litt sie eine Zeitlang an einer Rückgratverletzung, die sie sich bei einem Kutschenunfall[46] zugezogen hatte und die sie lange ans Sofa fesselte und bis an ihr Lebensende der Grund einer periodisch wiederkehrenden Lähmung oder zumindest teilweisen Lähmung gewesen zu sein scheint. Ihre Krankheit scheint sie aber nur selten am Reisen gehindert zu haben, sondern eher den Vorwand dafür geboten zu haben, die meiste Zeit ruhelos umherzuziehen. Selbst wenn sie in England war, war sie ständig unterwegs, nicht nur zwischen ihrem Cottage in Walton on Thames und dem Haus in der Stadt, sondern auch zwischen verschiedenen Orten in Südengland.

Ihr einziger ständiger Begleiter bei diesem Leben war ihre Tochter Helen, 1841 erst zehn Jahre alt, die anscheinend nie zur Schule gegangen ist,[47] sondern sich ihre Schulbildung von ihrer Mutter, auf ihren Reisen und durch ihre unersättliche Lektüre englischer, französischer und deutscher Bücher aneignen musste. Aus den Bruchstücken eines von dem jungen Mädchen geführten Tagebuchs[48] erhalten wir die meisten unserer Informationen über Mrs. Taylors Lebensweise in dieser Zeit und nebenbei wohl auch einige ihrer Ansichten, wie sie im Denken dieses frühreifen Mädchens ihren Niederschlag gefunden haben. Das Tagebuch behandelt teilweise die beiden Reisen auf dem Kontinent, die eine 1844 im Juni und Juli in die Normandie und die andere 1846 während der gleichen Monate nach Belgien und rheinaufwärts. Mill, der in den fraglichen Zeiträumen nicht in London war,[49] könnte sie auf beiden dieser Reisen begleitet haben.

Helen Taylors Hauptinteressen galten in jener Zeit dem Theater und der dramatischen Dichtung. Wir sehen sie ständig Stücke schreiben und aufführen sowie große Teile auswendig lernen, und einmal übersetzt sie Schillers *Maria Stuart*. Auch sonst ist ihre Lektüre erstaunlich ernsthaft für ein vierzehn- oder fünfzehnjähriges Mädchen. Im Alter von dreizehneinhalb Jahren beklagt sie: »Warum schreiben die Leute heutzutage nicht? Warum gibt

es weder Männer noch Frauen, die es wagen, offen ihre Meinung zu sagen und so, dass alle es wissen können? Die Leute meinen heutzutage, dass Feigheit (der Meinung) Klugheit bedeutet und Indifferenz Philosophie.« Wahrscheinlich spricht die Mutter auch dann aus der Tochter, als Helen Taylor zwei Jahre später notiert: »Alles von den Deutschen scheint vortrefflich zu sein. Die anderen Bücher, die ich gelesen habe, sind niemals wie die deutschen voller Ideen und Wahrheiten, die sofort aufleuchten als neues Erfülltsein.« Ihr anderes großes Interesse, das sie mit ihrem Bruder Haji teilte, galt dem Ritual und insbesondere der Musik der römisch-katholischen Kirche. Selbst in England und mehr noch auf dem Kontinent lässt sie sich selten eine Gelegenheit entgehen, die heilige Messe zu besuchen, und zumindest in einer bestimmten Phase muss ihre Sympathie mehr als nur den äußeren Formen des Gottesdienstes gegolten haben.

Haji, der jüngere ihrer beiden Brüder, ist das einzige andere Mitglied der Familie, das häufig in dem Tagebuch auftaucht. Die Beziehung von Mutter und Tochter zu Herbert, dem älteren Sohn, scheint sehr viel weniger eng gewesen zu sein. Er stand offenbar seinem Vater näher, dem er schon früh in der Firma half und dessen Nachfolger er dort später wurde, und seit 1846, als er auf seine erste lange Amerika-Reise ging, scheint er häufig in Übersee gewesen zu sein. Es gibt in dem Tagebuch keinen Hinweis auf Mill, obwohl einige andere Besucher in Walton (einschließlich Carlyle 1842 und Hajis Freund George Mill) erwähnt werden.

Nur zwei Briefe von Mrs. Taylor an Mill aus dieser Zeit sind erhalten geblieben. Der erste scheint einer der wenigen zu sein, die Mill seines Inhalts wegen bewusst aufbewahrte. Er nimmt Bezug auf seine Korrespondenz mit dem französischen Philosophen Auguste Comte, die 1840 begonnen hatte und ungefähr fünf Jahre lang recht lebhaft fortgeführt wurde. Mrs. Taylor kannte sie offenbar nicht, bis sie sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1843 dem Thema der Stellung der Frau zuwandte, worüber die beiden Philosophen ganz verschiedener Meinung waren. Von diesem Teil der Korrespondenz hatte Mill nicht nur entgegen seiner sonstigen Gewohnheit die sachbezogenen Teile der Entwürfe seiner eigenen Briefe aufgehoben, sondern auch Comtes Antwortschreiben kopiert und beide Seiten dieser Diskussion zu einem Band zusammenstellen lassen,[50] was unverkennbar geschah, um ihn Mrs. Taylor zur Verfügung zu stellen. Mills Freund Alexander Bain wurde anscheinend die Lektüre dieses Bandes erlaubt, bevor Mrs. Taylors negative Kritik Mill »unzu-

frieden« werden ließ »mit den Zugeständnissen, die er Comte gemacht hatte«, und ihn zu dem Entschluss brachte, dass »er sie nie wieder jemandem zeigen würde«.[51] Wahrscheinlich gab Mrs. Taylor die Briefe Mill mit dem folgenden Schreiben zurück.*

H. T. an J. S. M., etwa 1844:[52] *Diese Briefe haben mich sehr überrascht und enttäuschten mich auch, & sie erfreuten mich auch, was alles nur Deinen Anteil daran betrifft. Der Comtes ist, wie ich es erwartet hatte – die übliche einseitige und vorurteilsbehaftete Betrachtung eines Themas, worüber er wenig nachgedacht hat & wozu er wahrscheinlich dieselbe Haltung einnimmt wie Fox gegenüber der Religion. Wenn die Wahrheit auf der Seite ist, die ich vertrete, dann nehme ich an, dass C. sie lieber nicht sehen will. Comte ist seinem Wesen nach* französisch, *in dem Sinne, in dem wir französisches Denken für weniger bewundernswert halten als das englische – Anti-Katholische – Anti-Kosmopolitische.*

Ich bin überrascht, dass Du Dich in Deinen Briefen nicht auf eine Meinung festgelegt hast, wo ich geglaubt hatte, Du hättest Dich auf eine festgelegt – Ich bin enttäuscht über den mehr als halbapologetischen Ton, womit Du Deine Meinungen vorträgst. & ich bin entzückt von der außergewöhnlichen Genauigkeit, Eleganz & Schlauheit Deines letzten Briefes.[53] *Glaube nicht, dass ich mir wünschte, Du hättest* mehr *zu dem Thema gesagt, ich wünschte mir nur, dass das, was gesagt wurde, im Brustton der Überzeugung und nicht wie eine Vermutung vorgebracht worden wäre.*

Diese kühle Sorte Mensch ist kein würdiger Helfer & wohl kaum ein würdiger Kontrahent – mit Deinen Verstandesgaben, Deiner Gewissenhaftigkeit & Vorurteilslosigkeit ist es wahrscheinlich – oder gibt es irgendeinen Grund zu der Annahme, dass es einen Menschen gibt, der kompetenter wäre als Du, in dieser Sache zu urteilen?

Du bist Deinem Zeitalter in der Ausbildung Deiner intellektuellen Fähigkeiten voraus, Du wärst der bemerkenswerteste Mensch Deines Zeitalters auch dann, wenn Du darauf durch nichts anderes Anspruch erheben könntest als durch Deine vollkommene Vorurteilslosigkeit und Deine unbeirrbare Gerechtigkeitsliebe. Das sind die zwei Eigenschaften unterschiedlicher Art, die ich für die seltensten & für die menschliche Natur schwierigsten halte.

---

* Vgl. hierzu den Kommentar Harriet Taylors über John Stuart Mills Korrespondenz mit Auguste Comte in: Jo Ellen Jacobs: *The Complete Works of Harriet Taylor Mill*, S. 31 f.

Die Natur des Menschen ist wesentlich schwach, denn wenn sie nicht durch einen Mangel an Verstand schwach ist, ist sie fast zwangsläufig schwach durch ein Übermaß des moralischen oder Gewissensprinzips, und sie scheint mir ihren schönsten Ausdruck nur dann zu erreichen, wenn neben einer hohen Entwicklung der Verstandeskräfte die moralischen Qualitäten sich bewusst über alles erheben, so dass ein Mensch auf seinen eigenen Charakter mit denselben Gefühlen hinabblickt wie beim Blick auf den aller anderen Menschen, & die Eigenschaften, die er um ihrer selbst willen für erhaben hält, begehrt, gänzlich unbewegt von Rücksichtnahmen, die sich für irgendeinen Teil *der Menschheit schicken mögen, aber gewiss nicht für ihn selbst. »Gerecht handeln, die Barmherzigkeit lieben, (Großmut) & in Demut wandeln vor allen Menschen« ist ja sehr schön für das Zeitalter, dem es entstammt, aber warum heißt es nicht »vor Gott« statt vor* allen Menschen?

Es lässt diese Geisteshaltung eher griechisch als jüdisch erscheinen.

Mir scheint, dass die Idee, die Du für die Ämtertrennung im Staate vorschlägst, auf der Voraussetzung von der Unfähigkeit oder Nichteignung desselben Kopfes für die Arbeit des tätigen Lebens & für die Arbeit der Reflexion & der Kombination beruht & dass dieselbe Voraussetzung genügt, um die Verschiedenheit der Charaktere & der wahrnehmbaren Fähigkeiten von Männern & Frauen zu erklären, wenn man bedenkt, dass die Verschiedenheit der Berufe eben die ist, von der Du im Fall der Männer sagst, dass sie verschiedene Charaktere schafft (weder Du noch Comte scheint die andere, analoge Frage zu beantworten, ob die ursprünglichen Unterschiede des Charakters & der Fähigkeiten bei den Menschen bestimmen, zu welcher Klasse von Arbeitern sie gehören sollen), & es muss auch das unbekannte Ausmaß des Einflusses von erblicher Leibeigenschaft auf die physischen & geistigen Kräfte berücksichtigt werden.

Ich würde gern mit der Abfassung eines Buches oder einer Liste all dessen beginnen, was bei Menschen individuell sein muss & wonach man sie klassifizieren kann.

Ich stelle hin & wieder einen großmütigen Fehler in Deinem Denken und Deiner Methode fest – das liegt an Deiner Neigung, die Menschen zu überschätzen – sauf dass Du danach einen Rückzieher machen musst – ein Verfahren, das eher notwendig ist als angenehm.*

---

* Außer.

Mrs. Taylors zweites Schreiben aus ungefähr demselben Zeitraum ist wahrscheinlich nur zufällig erhalten geblieben, kann aber als Exempel für die alltäglichere Korrespondenz der beiden dienen.

H. T. an J. S. M.:[54] *tausend Dank & Segenswünsche, Liebster & Freundlichster. Wie viel Schwierigkeiten habe ich Dir bereitet – aber Dir gilt nicht als Schwierigkeiten, was Du für mich tust,* Geliebter*!*

Ich glaube, ich sollte lieber nicht hoffen, Dich heute sehen zu können Liebster, Liebster, *weil Arthur*[55] *(heute) kommt & hier sein wird zu der Zeit, in der Du kommen würdest – aber morgen gewiss, denn ich* könnte nicht *länger ohne Dich sein. Ich werde diese dumme Karte*[56] *kaufen, und wir werden eine Stunde dort verbringen & unseren alten Freund Rhino sehen – wirst Du, Lieber, morgen kommen & mich gegen fünf abholen?*

Gestern ging ich in die Norfolk St – sie waren nicht da, & dann gingen Haji und ich zu Mama in dem alten Haus – sie hatte viel zu tun, & ich habe ihr den ganzen Tag bis um zehn Uhr nachts geholfen, als ich nach Hause kam – Du siehst also, Lieber, all die vorangegangene Erschöpfung war nichts im Vergleich zu dieser letzten, & wenn ich gewusst hätte, was daraus wurde, wäre ich nicht dorthin gegangen, es war viel zu viel für mich – aber ich bin so vollkommen und gänzlich glücklich, ohne eine einzige Wolke, dass ich mich bald von dieser rein physischen Erschöpfung erholen werde.

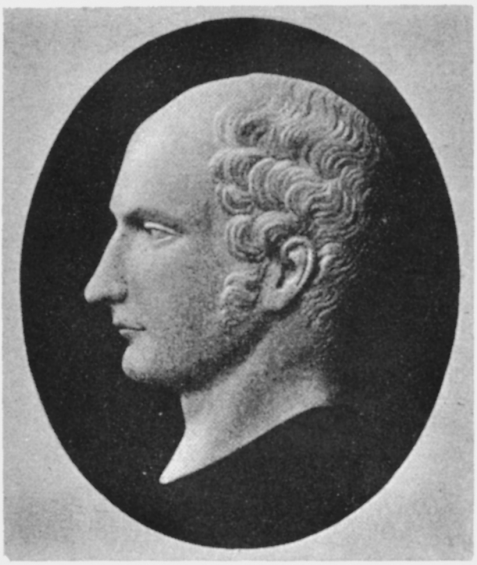
Ich werde bald von Herby hören, & davon wird es abhängen, ob ich wieder dorthin gehe. Wenn es ihm weiterhin gut geht, werde ich nicht vor nächster Woche fahren und sie mitbringen. Wir können also den Sonntag für uns haben, wenn es uns gefällt, Geliebter, & wir werden morgen darüber reden.

Adieu & alles Gute, mein Vollkommener.

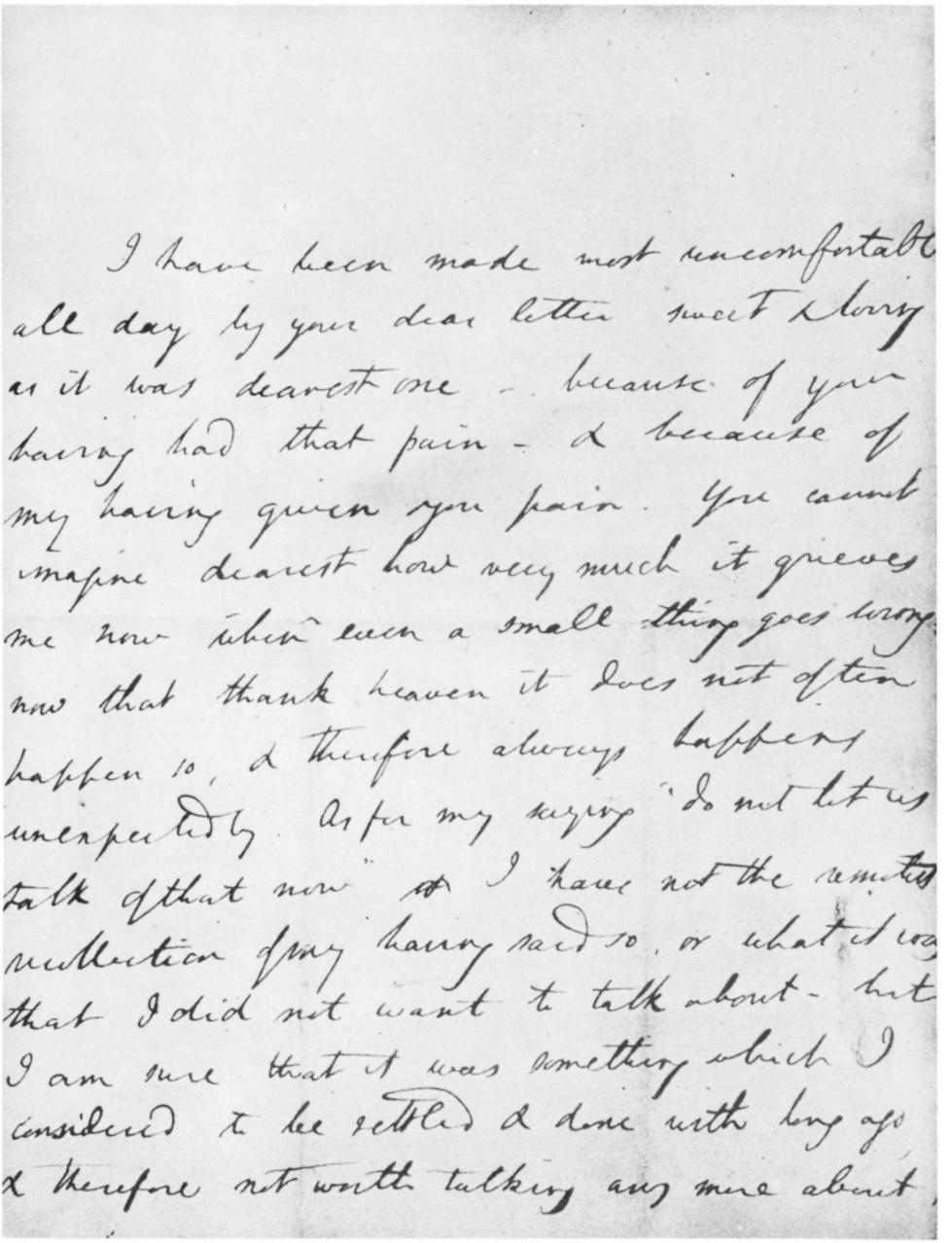
HARRIET TAYLOR
c. 1834

JOHN TAYLOR

HARRIET TAYLOR
c. 1844



JOHN STUART MILL
1840


I have been made most uncomfortable all day by your dear letter sweet & dearest one - because of your having had that pain - & because of my having given you pain. You cannot imagine dearest how very much it grieves me now when even a small thing goes wrong now that thank heaven it does not often happen so, & therefore always happens unexpectedly. As for my saying "do not let us talk of that now" & I have not the remotest recollection of my having said so, or what it was that I did not want to talk about - but I am sure that it was something which I considered to be settled & done with long ago & therefore not worth talking any more about,

Faksimile eines Briefes (circa 1834; siehe hier S. 127 f.)

you not tell me so? why did you not make me feel that you were saying what was important to you, & what had not been said & had not been exhausted before? I am writing you know in complete ignorance about what it was - but I am sure I have tormented you enough & long enough by refusing to acquiesce in your seemingly determined conviction that there should be radical differences of some sort in some of our feelings. & now having found, & convinced you, that there are none that need make us unhappy, I have learnt from you to be able to bear that there should be some - consisting chiefly in the want of some feelings in me which you have. But I thought we perfectly knew & understood what those were, & that neither of us saw any good in discussing them further. & when I ask you questions which you do not like to answer, ~~from now~~ it is only to know what is paining you at the time.

a reason which you yourself so continually
express ~~as your reason~~ for not explaining
to me or telling me about impressions of yours,
& uncertainty about the nature of which is
tormenting me - & I have lately learnt
sufficient self sacrifice, sometimes to yield to
that feeling, & ~~some~~ leave off asking you
questions which you tell me it is unpleasant
to you to answer. But whatever it was
that we were talking about on the common
I am sure if I had thought that anything
remained to be said about it, much more
if I had thought that such a matter as
whether we ~~can~~ can or cannot be in complete
sympathy, had depended on what remained
unsaid, I should have been a great deal
more anxious to have ~~the whole subject~~ everything said
~~over~~, than you could have been to say it.
O my own love, if you were beginning to
say something which you had been
thinking of for days or weeks, why did

not meaning to discuss feelings any more if it is feelings & not facts that are annoying you.

I know darling it is very doubtful if you will get this before I see you - but I cannot help writing it & perhaps I shall feel easier afterwards. at present I feel utterly unnerved & quite unfit for thinking or writing or any business - but I shall get better. & don't let it make you uncomfortable mine own -

ever your dear one

my own adored one!

Sechstes Kapitel

Ein gemeinsames Werk

(1847–1849)

In seiner *Autobiographie* äußert sich Mill folgendermaßen über Mrs. Taylor:

»*Das erste meiner Bücher, in dem ihre Teilnahme deutlich wird, waren die* Grundsätze der politischen Ökonomie. *Das* System der Logik *verdankt ihr wenig, abgesehen von kleineren Angelegenheiten der Gestaltung, eine Seite, nach welcher hin sie auf alle meine Schriften, große und kleine, durch ihre genaue und klar blickende Kritik einen sehr vorteilhaften Einfluss übte. Das Kapitel der Politischen Ökonomie, das am meisten Eindruck machte, nämlich jenes »Über die wahrscheinliche Zukunft der arbeitenden Klassen«, rührt ganz von ihr her; im ersten Konzept stand es nicht. Sie wies auf die Notwendigkeit eine solchen Kapitels hin und überzeugte mich, wie unvollständig das Buch sein würde, wenn es fehlte; so veranlasste sie denn dessen Abfassung, und der allgemeine Teil davon, die Darlegung und Erörterung der zwei sich gegenüberstehenden Theorien über die eigentliche Lage der arbeitenden Klassen, war ganz und gar eine Darstellung ihrer Gedanken, oft in ihren eigenen Worten. Auf den rein wissenschaftlichen Teil der Politischen Ökonomie ließ sie sich nicht ein; doch verlieh ihr Einfluss dem Buch hauptsächlich jenen allgemeinen Ton, durch welchen es sich von allen früheren Behandlungen der Politischen Ökonomie, die eine wissenschaftliche Bedeutung beanspruchten, unterschied und es zur Versöhnung der Geister verwendbar machte, die durch die bisherige Behandlung desselben Gegenstandes abgestoßen waren. … Die abstrakten und rein wissenschaftlichen Teile fielen mir zu; das humane Element aber rührt von ihr her. In allem, was mit der Anwendung der Philosophie auf die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft und des Fortschritts zusammenhing, war ich ihr Schüler, ebenso in der kühnen Spekulation und in der Behutsamkeit des praktischen Urteils. Denn einerseits war sie viel mutiger und weitsichtiger, als ich es ohne sie gewesen wäre, in den Vorgefühlen einer künftigen Ordnung der Dinge, in welcher viele von den beschränkten Verallgemeinerungen, die man jetzt so oft mit allgemeingültigen Prinzipien verwechselt, aufhören werden, anwendbar zu sein.*«[1]

In Mills Verzeichnis seiner Publikationen wird die *Politische Ökonomie* als ein »gemeinsam mit meiner Frau verfasstes Werk« beschrieben. Die Beschreibung einer seiner Publikationen als »gemeinsames Werk« findet sich zum ersten Mal Anfang 1846 im Hinblick auf einen Zeitungsartikel und danach mit zunehmender Häufigkeit.[2] Die *Autobiographie* berichtet auch von der unglaublich kurzen Zeitspanne, in der diese bedeutende Abhandlung geschrieben wurde:

»*Die* Politische Ökonomie *wurde viel rascher ausgeführt als die* Logik *oder überhaupt etwas von Wichtigkeit, was ich früher geschrieben hatte. Ich begann damit im Herbst 1845, und noch vor Ende 1847 war das Manuskript druckreif. In dieser Periode von wenig mehr als zwei Jahren fiel eine Unterbrechung von sechs Monaten, während welcher ich mich im* Morning Chronicle*, das unerwartet herzlich auf meinen Antrag einging, für die Einrichtung von kleinen Bauernhöfen auf den öden Landstrichen Irlands einsetzte. Es herrschte damals der Hungerwinter von 1846 auf 1847.*«[3]

Aus einem unveröffentlichten Brief von Mill an H. S. Chapman* vom 9. März 1847[4] erfahren wir, dass Mill die erste Fassung, vermutlich diejenige ohne das Kapitel »Von der wahrscheinlichen Zukunft der arbeitenden Klassen«, bereits in der vorangegangenen Woche beendet hatte, das heißt, noch bevor er seine arbeitsintensive journalistische Tätigkeit unterbrochen hatte, die innerhalb von etwa fünfzehn Monaten in mehr als sechzig Artikeln für den *Morning Chronicle* resultierte. Der letzte Artikel dieser Serie erschien im April, und Mill unterbrach seine Arbeit für die Presse, um sich ganz der abschließenden Überarbeitung des Buchs zu widmen oder, wie er es in dem Brief an H. S. Chapman formuliert, »eher es umzuschreiben, was unverzichtbarer Teil von allem Wichtigen ist, was ich schreibe«.

Leider gibt es praktisch keine dokumentarischen Belege über die Rolle, die Mrs. Taylor beim Zustandekommen der Erstausgabe des Werks spielte. Die existierenden Schriftstücke, so wenig sie uns auch über diese Zeit verraten,

* Henry Samuel Chapman (1803–1881), britischer Journalist, Politiker und Richter, emigrierte 1823 nach Kanada, wo er 1833 die erste Tageszeitung des Landes gründete. Zurück in England, war Chapman in verschiedenen politischen Ämtern und als liberaler Reformer tätig. Später war er Richter in Neuseeland und Kolonialsekretär in Tasmanien. Chapman ist der Nachwelt bekannt als Urheber des geheimen (auch »australischen« oder »viktorianischen«) Wahlsystems, das bald in vielen Ländern der Welt angewandt wurde.

bestätigen eher Mills Darstellung. Abgesehen von ihrer etwa sechswöchigen Reise an den Rhein und nach Nordfrankreich im Juni und Juli 1846 scheint Mrs. Taylor die ganze Zeit in England gewesen zu sein; sie lebte meist in Walton, suchte aber ihrer Gewohnheit gemäß ständig Worthing, Brighton, Ryde und andere Orte an der Südküste oder auf der Isle of Wight für kurze Besuche auf und kam selten in die Stadt. Die Zeit, die sie und Mill zusammen verbringen konnten, fanden sie fast nur an den Wochenenden und in Mills Urlaub. Die erste Erwähnung der *Politischen Ökonomie* in den erhalten gebliebenen Briefen von Mrs. Taylor findet sich gegen Ende 1847, als Mill das Buch praktisch beendet hatte.

H. T. an John Taylor, Walton, Ende 1847:[5] *Ich sehe wirklich eher wie ein Geist aus [als] ein lebendiger Mensch, aber ich nehme an, ich werde bald wieder besser aussehen, wenn wir nach Brighton kommen. Ich denke, ich werde nicht vor Ende nächster Woche fahren können, da ich gerade jetzt sehr mit dem Buch beschäftigt bin.*

Ein Brief an ihren Ehemann nur drei oder vier Wochen später bezieht sich auf Mill im Zusammenhang mit einer anderen Angelegenheit, die sich wahrscheinlich aus dessen vorangegangenen journalistischen Aktivitäten ergeben hatte.

H. T. an John Taylor, Walton (?), 18. Januar 1847:[6] *Mr. Mill hat gerade ein Angebot von Sir J. Easthope erhalten, der möchte, dass er das Eigentumsrecht am Morning Chronicle mit ihm teilt. Easthope hat anscheinend Streit mit seinem Schwiegersohn Boyle gehabt, der, wie er sagt, unter keinen Umständen beigelegt werden kann – und sie können auch nicht gemeinsam in demselben Unternehmen weiterarbeiten. Bei dem Streit geht es jedoch nicht um den Chronicle, sondern um ein Testament. … Easthope sagt, dass 100 000 unter den Eigentümern aufgeteilt wurden, seit er ihn übernommen hat. Er hat sieben Achtel und Duncan, der Buchhändler, ein Achtel. Er bietet drei oder vier Achtel zu 1700 für jedes einzelne Achtel. Er sagt, die Daily News hat ein Angebot gemacht, an den Chronicle verkauft zu werden, aber sie verlangen zu viel. Die Tories sind sehr darauf erpicht, ihn zu bekommen. Mr. Mill hat nicht vor, ihn zu übernehmen, da er glaubt, eine Teileigentümerschaft biete keine Garantie dafür, dass er in der Zeitung seine Meinung vertreten kann, was für ihn der einzige Grund einer*

Übernahme wäre – aber er ist sehr darauf bedacht, ihn vor den Tories zu retten. Anscheinend hat Alderman Farebrother[7] *ein Angebot gemacht.*

Genug Anteile, um eine Mehrheit zu bilden, würden sich auf eine erhebliche Summe belaufen. Sir J. Easthope sagte, dass Lady Easthope einen Anteil besitze, ihn aber nicht aufgeben werde.

Easthope sagt, dass die derzeitige Auflage bei 3200 liege & dass der Morning Chronicle bislang von der Daily News gestützt worden sei. Doch die Zeitung scheint in den letzten Zügen zu liegen. Ich werde es sehr bedauern, wenn die »schuftige Times« die einzige Repräsentantin des englischen Liberalismus werden sollte!

Falls das ein Versuch war, Mr. Taylor für die Übernahme des *Morning Chronicle* zu interessieren, wurde nichts daraus. Bald darauf erscheint »das Buch« wieder in der Korrespondenz von Mrs. Taylor und ihrem Mann.

H. T. an John Taylor, etwa Februar 1848:[8] *Ich bin so sehr mit dem Buch beschäftigt, das kurz vor der Vollendung steht & wo es immer etwas gibt, worum man sich kümmern muss, um den Einband etc., so dass ich die Stadt nicht vor Anfang April verlassen könnte, wenn nicht gar erst später.*

H. T. an John Taylor, Walton, 31. März 1848:[9] *Das Buch über* Die Grundsätze der politischen Ökonomie*, an dem den ganzen Winter durch gearbeitet wurde, ist nun fast fertig und wird in zehn Tagen erscheinen. Ich bin eher unschlüssig, ob ich akzeptieren soll, dass es mir gewidmet wird oder nicht – Widmungen an Frauen sind ja auch bei ernsthaften Büchern nichts Ungewöhnliches, und ich glaube, dass diese Widmung Gutes bewirken kann, wenn sie kurz & wohlüberlegt ist – ich habe gerade einen dicken Band über Politische Ökonomie vor mir, der Madame de Sismondi gewidmet ist – doch ich kann mich nicht so recht entscheiden – was rätst Du mir – insgesamt neige ich dazu, eine Widmung für wünschenswert zu halten.*

Der Hinweis auf die Widmung an Madame de Sismondi ist ein wenig unaufrichtig: Diese Widmung ist offensichtlich auf die englische Übersetzung von Sismondis Werk beschränkt, die im Jahr zuvor erschienen und vom Übersetzer der Witwe des Autors gewidmet worden war.[10] Mr. Taylors erste Reaktion auf diese Nachfrage ist nicht erhalten, auch nicht das anschließende Schreiben, womit Mrs. Taylor darauf reagierte, aber die Grundzüge können dem wohlbe-

dachten Antwortschreiben entnommen werden, das John Taylor zwei Tage später schrieb.

John Taylor an H. T.:[11] *Montag, 3. April 1848/Meine liebe Harriet,/Ich war am Sonntag so sehr überrascht, als ich Dein Schreiben erhielt & sah, dass Du dazu neigst, Dir das Buch widmen zu lassen, dass ich nicht darauf antworten konnte, bis ich ein wenig Zeit gefunden hatte, über die Frage nachzudenken, & die hatte ich bei einem Spaziergang in die Pall Mall, von wo aus ich meinen Brief schreibe. – Aufgrund meiner Überlegungen bin ich wie damals bei der ersten Lektüre Deines Briefes zu der entschiedenen Auffassung gelangt, dass alle Widmungen von Geschmacklosigkeit zeugen & dass in unserer Situation die vorgeschlagene Widmung sowohl auf Seiten des Autors wie auch auf Seiten der Dame, der das Buch gewidmet werden soll, einen Mangel an Geschmack & Takt verrät, den ich nicht für möglich gehalten hätte. – Seitdem sind zwei Tage vergangen, & meine Überzeugung bleibt unverändert, ungeachtet Deines gestrigen Briefes.*

Es werden nicht nur »ein paar gewöhnliche Leute« vulgäre Bemerkungen machen, sondern alle, die einen von uns kennen. – Die Widmung wird bereits vergessene Erinnerungen wieder aufleben lassen & Bemerkungen und Gerede auslösen, die für mich nur äußerst unerfreulich sein können.

Ich bedauere es sehr, dass Du Dich so über die von mir getroffene Entscheidung ärgerst. Du fragtest mich, »was rätst Du mir«– und da ich fühlte & dachte, dass die vorgeschlagene Widmung höchst unangebracht wäre, fühlte ich mich verpflichtet, meine Meinung mit Entschiedenheit zum Ausdruck zu bringen & so, dass sie nicht missverstanden werden konnte. Ich bedaure es wie immer sehr, mit Dir nicht einer Meinung zu sein. Aber da Du mich gefragt hast, wozu ich rate, zögerte ich nicht, meine Meinung zu äußern.

Niemand würde sich mehr darüber freuen als ich, wenn Dir irgend Gerechtigkeit & Ehrungen zuteilwerden, und der Gedanke, dass allein meine Gefühle und Wünsche dem im Wege stehen, dass Dir beides zuteilwird, würde mich sehr betrüben. Aber ich glaube nicht, dass sich Gerechtigkeit und Ehrungen aus etwas meiner Meinung nach so Geschmacklosem wie der vorgeschlagenen Widmung ergeben würden. Ich kann Dir versichern, dass diese Angelegenheit mir in den letzten beiden Tagen viel Sorgen & Ärger bereitete – es ist nie angenehm, mit Dir zu streiten – vor allem bei Fragen wie dieser.

Mit frdl. Grüßen Dein

J. T.

Als die *Principles of Political Economy with Some of Their Applications to Social Philosophy* im April 1848 erschienen, war bei einer begrenzten Anzahl von Exemplaren ein eigenes Blatt nach der Titelseite eingeklebt mit der klein gedruckten Aufschrift »Geschenkexemplar« unten auf der Seite, die die folgende Widmung[12] trug:

MRS. JOHN TAYLOR
ALS DEM AM BESTEN BEFÄHIGTEN
ALLER DEM AUTOR BEKANNTEN MENSCHEN,
THEORIEN ÜBER GESELLSCHAFTLICHE VERBESSERUNGEN
SOWOHL ZU ENTWICKELN ALS AUCH ZU WÜRDIGEN,
IST
DIESER VERSUCH, IDEEN ZU ERKLÄREN UND ZU VERBREITEN,
VON DENEN ER VIELE VON IHR ZUERST ERFUHR,
MIT DEM GRÖSSTEN RESPEKT UND ALLER HOCHACHTUNG
GEWIDMET.

Einige Exemplare wurden anscheinend von Mrs. Taylor selbst verteilt, und eines davon erhielt die Tochter von W. J. Fox, ihrem und Mills altem Freund.

H. T. an W. J. Fox:[13] *Kent Terrace,/10. Mai,/1848/Lieber Mr. Fox,/Es freut mich, dass Ihnen das Buch gefällt. Ich glaube, dass es viel Gutes enthält – aber ich wusste nicht, dass auch Sie an den Themen interessiert sind, die mich darin am meisten interessieren, und so schickte ich es Miss Fox, denn als ich sie in ihrer frühen Jugend kennenlernte, schien sie sich sehr für die Sache zu interessieren, der ich viele Jahre meines Lebens und viel Mühen widmete, nämlich Gerechtigkeit für die Frau. Der Fortschritt der Menschheit* erwartet *die Emanzipation der Frau von ihrer gegenwärtigen erniedrigenden Sklaverei – von der* Notwendigkeit *der Ehe oder von den Arten und Weisen, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, die (mit der alleinigen Ausnahme künstlerischer Berufe) nur aus schlecht bezahlten & schwer arbeitenden Berufen bestehen, sind doch alle freien Berufe, kaufmännische, geistliche, juristische & ärztliche, ebenso wie die Regierungsämter von den Männern monopolisiert worden. Einzig politische Gleichberechtigung würde in dieser Hinsicht die Frauen auf dieselbe Stufe mit den anderen Menschen stellen. Ich glaube, die eigennützige oder gleichgültige Selbstsucht der Reformer niedriger Denkungsart würde von dem realen Wunsch nach größerer*

Gerechtigkeit für die Frau besiegt werden, der unter den höheren Klassen von Männern weit verbreitet ist, hätten diese Männer nur genug Ideen, *um zu erkennen, dass die Gesellschaft des neues Leben spendenden weiblichen Elements bedarf. Die große praktische Begabung der Frauen, die gegenwärtig mit bedeutungslosen Nebensächlichkeiten vergeudet wird oder zu den Dummheiten, die* Liebe *genannt werden, hinabgesunken ist, würde sich dann mit höchst »produktiver« Wirkung in dem Geschäft des Lebens bemerkbar machen, während ihre Emanzipation die Männer von den abstumpfenden & entwürdigenden Einflüssen eines im vertrauten Umgang mit inferioren Wesen verbrachten Lebens befreien würde.* Ideen *aber sind eben das erforderliche Rüstzeug, woran es unseren Gesetzgebern in ebenso beklagenswerter Weise mangelt wie unseren Chartisten, die mit ihrer Idee vom allgemeinen Wahlrecht der Männer zu kurzsichtig sind, um wahrzunehmen, oder zu feige, um zu verkünden, dass die halbe Menschheit davon ausgeschlossen ist. Ich kann nicht umhin, einem Argument zu widersprechen, dem Sie für einen Augenblick das Licht Ihrer Billigung gewährten, als Sie, glaube ich, das erste Mal im Parlament sprachen – in dem Sinne, dass »wer frei sein will, selber den ersten Schritt tun muss« oder jedenfalls den Wunsch dazu zum Ausdruck bringen. Dieses Argument scheint im Fall der Frauen sogar noch unpassender als in dem der Neger, durch deren Emanzipation, allein aus seinem Gerechtigkeitsgefühl heraus, England den strahlendsten Heiligenschein um den Namen einer Nation gewann. Haussklaven können sich nicht selber organisieren – ein jeder von ihnen erkennt einen Herrn als eigenen an, & diese Herrschaft, die normalerweise passiv bleibt, würde sich Geltung verschaffen, wenn sie das versuchten. Die Stellung der Frauen ist außerdem* einzigartig. *Keine anderen Sklaven haben …*[14]

H. T. an W. J. Fox:[15] *12. Mai [1848]/Lieber Mr. Fox,/Ihr Schreiben hat mir ein echtes & tief empfundenes Gefühl der Freude gewährt. Ich wollte damit sagen, es ist sehr erfreulich festzustellen, dass man einem Freunde nicht gerecht geworden ist! – was Sie eigentlich verstehen müssten, aber was ich verändern werde in: Ich bin hoch erfreut festzustellen, dass wir so weit übereinstimmen.*

Sie dürfen nicht meinen, dass ich weniger Interesse habe an der anderen wichtigen Frage unserer Zeit, nämlich der der Arbeit. Die Gleichmachung unter all den das Gemeinwesen bildenden Individuen (unterschieden nur durch Unterschiede im körperlichen Leistungsvermögen) – die Menge der von ihnen in ihrer Lebenszeit zu leistenden Arbeit. Aber das wurde durch das edle Schauspiel

Frankreichs so gut aufs Tapet gebracht (trotz der groben Schnitzer der Politischen Ökonomie), dass es keinen Zweifel an der Kontinuität der *wichtigen Frage geben kann, bis die hydraköpfige Selbstsucht der müßiggängerischen Klassen durch die Forderungen der niederen Klassen zerschmettert ist. Die Frage der Stellung der Frau reicht tiefer hinein in die geistigen und moralischen Eigenschaften der Menschheit als die andere Frage, & ich bin an* der Menschheit *interessiert. Weiß Gott, wenn auch nur die jetzt lebenden oder solchen Erzeugern voraussichtlich nachfolgenden Menschen das wären, wofür man sie mit einiger Anstrengung halten kann, würde einen sowohl der gemeine wie der ungemeine Menschenverstand so gänzlich und so erfolgreich eigensüchtig machen (für sich selbst und eine kleine Schar von Freunden) wie die übrigen. Wenn* alle *Männer das Wahlrecht erhalten, bevor auch nur* eine *Frau es besitzt, befürchte ich, dass die Tür zur Gleichheit der Geschlechter vielleicht für Jahrhunderte geschlossen bleiben wird. Es wird eine* Partei-*Angelegenheit werden, wobei nur die Edelgesinnten der stärkeren Partei ein Interesse an Gerechtigkeit haben werden. Bei der Debatte geht es ausschließlich um das allgemeine Prinzip – und das wird von der Flut der Ungebildeten, die das allgemeine »männliche« Wahlrecht hereinlassen würde, weder verstanden noch ernst genommen.*

Ich hätte sagen sollen, dass die Widmung sich auf Exemplare beschränkte, die auf meinen besonderen Wunsch hin an Freunde verteilt wurden, & zur großen Enttäuschung & zum Bedauern & gegen den Wunsch und die Ansicht des Autors; mein Grund dafür war, dass die in dem Werk vorgetragenen Meinungen mehr ins Gewicht fallen, wenn sie die Autorität allein seines Namens haben.

Stets Ihre sehr ergebene

H. T.

Das große Interesse, worauf die politischen Ereignisse im Ausland während des Jahres 1848 bei Mill und Mrs. Taylor gestoßen sein müssen, findet nur einen schwachen Widerhall in zwei Briefen von ihr, die auf der Isle of Wight geschrieben wurden, wo sie sich zu dem Zeitpunkt aufhielt.

H. T. an J. S. M., Ryde, 25. Juli 1848:[16] *Mir scheint, dass Du der einzige Mensch mit Verstand & Gefühl in diesem Lande bist – im öffentlichen Leben gibt es jedenfalls keinen, der über die erstgenannte Voraussetzung verfügt. Du brauchst nur an* Fox *zu denken, der erklärt, dass er »die Gesetzesvorlage voll und ganz befürwortet & alles in seinen Kräften Stehende unternehmen würde, um es den Mi-*

nistern zu ermöglichen, sie so früh wie möglich im Parlament durchzubringen«![17] Wird dort der John Bullismus[*] verfolgt –

Ich bin sehr froh, dass Du das Crowe geschrieben hast.[18] Es ist ausgezeichnet & müsste eigentlich manches Gute bewirken. Ich stimme nur mit dem letzten Satz nicht überein – aber das ist nicht weiter wichtig. Wie kannst Du »wissen«*, dass ein Aufstand keinen Erfolg haben könnte – und meiner Meinung nach könnte er Gutes bewirken, auch wenn er keinen Erfolg hätte, falls er ein ernstgemeinter wäre, indem er das Volk wütend machen und seinem Geist Feuer verleihen würde. Die Iren wären durch den Verlust einiger Menschenleben nicht eingeschüchtert, will ich hoffen, sondern angespornt. Das ist jedoch entre nous[**] & nicht etwas, was man diesen Ewiggestrigen (?) sagen könnte – umso mehr, als es sich als falsch herausstellen könnte. Ich halte es für unmöglich, dass Irland schließlich Erfolg haben könnte, & wenn dem so ist, hast Du recht. Mir ekelt vor dieser Mischung aus Unverschämtheit (in seinem Schreiben und den markierten Passagen) & Schwachsinn dieser* albernen *Kreatur Holyoake[***] in dem Artikel im Reasoner[19], den er geschickt hat. Ich vermute, dass man auch ihm antworten muss. Was hältst Du von der ci-joint[****] Idee einer Antwort? Ich würde gerne Deine Antwort lesen, bevor sie gedruckt wird, wenn es Dir recht ist.*

Ich sollte vielleicht sagen, dass die Moral des The Reasoner, soweit überhaupt irgendeine Bedeutung dem Wortschwall (?) entnommen werden kann, worin seine Ansichten über Moral immer treiben, mir ebenso intolerant, sklavisch & selbstsüchtig vorkommt wie die der von ihm attackierten Religion und dass die im Reasoner gegen die Religion vorgebrachten Argumente sogar noch alberner & schwächer sind als die seiner Gegner. Keines der markierten Zitate gegen Menschen, die Angst haben, sich zu ihren Meinungen zu bekennen, beeindruckt (?) mich auch nur im Geringsten. Ich bin bereit, zu meinen Meinungen zu stehen, nicht aber, sie entstellt & mit etwas verwechselt zu sehen, was mir Meinungen zu sein scheinen, die auf keinen Prinzipien beruhen & Argumenten, die so schwach sind, dass ich im Hinblick auf die Förderung meiner antireligiösen An-

---

* John Bull ist eine Personifizierung des Britischen Königreiches, etwa vergleichbar mit der Redeweise vom »deutschen Michel«.

** Unter uns.

*** George Jacob Holyoake (1817–1906) war Schriftsteller, Herausgeber und Vorkämpfer für Atheismus, Säkularismus sowie die Arbeiter- und Genossenschaftsbewegung. Als Atheist war Holyoake im Jahr 1842 die letzte Person in England, die eine Haftstrafe wegen Blasphemie verbüßen musste.

**** Beigefügten.

sichten die Unterstellung befürchte, dass sie es nicht zulassen, besser verteidigt zu werden.

In eben der Nummer des »The Reasoner«, die Du mir geschickt hast, wird ein vulgäres, beleidigendes Epitheton für die Franzosen benutzt, weil sie die Vernunft *als ihr Oberhaupt imaginiert (?) haben sollen! Du sagst, Dein »Atheismus«* »negativiert« *nicht (ich nehme an, das bedeutet auf Englisch* ablehnen*) die Verehrung eines Gottes, um die Vernunft an seine Stelle zu setzen? Der Satz hat keine andere Bedeutung und lässt auch keine andere zu.*

Der Dummkopf sollte mit Argumenten *gründlich heruntergeputzt werden – aber er ist solch ein* unmäßiger *Dummkopf & so in Selbstdünkel versunken, dass er bekritteln & faseln wird, egal was man sagt. Aber da ich annehme, dass er reagieren muss, besteht der einzige Weg darin, hart zuzuschlagen, ohne einen Angriffspunkt zu bieten. Ich bin froh über den Streit mit ihm, so wie ich froh bin, dass Dein Name und Dein Einfluss nicht durch eine solche Verbindung herabgesetzt werden.*

Der Satz, den ich oben abgeschrieben habe, lautet folgendermaßen – »unser Atheismus ist nicht die« etc. »denn er negativiert nicht die Verehrung Gottes, um die Verehrung einer Hure an deren Stelle zu setzen«.

Was hat der Kerl vor, außer durch einen Seitenhieb diejenigen zu zerschmettern, die illegal ausüben, was er legal ausübt. Hätte er irgendwelche moralischen Prinzipien*, könnte er einen solchen Ausdruck nicht benützen.* Tatsache ist*, dass seine Religionsfeindlichkeit wie Fox' Liberalismus ein Gewerbe ist.*

Würdest Du bitte, Lieber, dieses Schreiben aufbewahren, da ich darin meine Ansichten über diesen Mann niedergelegt habe.

Wie Du siehst, bin ich zutiefst empört über Fox' Anhänglichkeit an Russell[*]*, & das ist der Grund, warum ich zum ersten Mal in meinem Leben von ihm reden kann, ohne den Ehrentitel zu benutzen. Die* gefügige *& dumme Servilität. Wenn seine Worte, dass er »alles* in seinen Kräften *Stehende tun würde, damit Russell den Gesetzentwurf durchbringt«, bedeuten: »komm und kaufe mich«, so geradeheraus wie Worte sprechen können, denn was anders als seine Stimme könnte oder sollte in seinen Kräften stehen! Es war des Spanferkels »Komm und iss mich«.*

---

* John Russell (1792–1878), britischer Politiker und Anführer der Whig-Partei. Russell war zweimal Premierminister, von 1846–1852 und 1865–1866. Davor war er maßgeblich an der Verabschiedung des Reform-Akts von 1832 beteiligt, durch welchen das britische Wahlsystem reformiert wurde.

Ich habe mich köstlich amüsiert über den ersten Absatz in den Daily News aus Paris, die berichtet, Proudhon[*] habe den Antrag gestellt, dass die Fiktion der Anerkennung der Existenz Gottes gestrichen werden sollte.[20] *Es tut einem gut, den einen Mann zu finden, der es wagt, seinen Mund aufzumachen & zu sagen, was er darüber denkt. Es tat mir gut, & ich brauche etwas für meine Lebensgeister, und so tat mir auch Dein Schreiben an Crowe gut – Dieses niederträchtige & schwachsinnige Tier Trench*[21] *zu lesen schwächte meine Lebensgeister. Aber der zweite Band ist das Corpus Delicti. Adio, caro carissimo*[**]*, bis Samstag, wenn wir über all diese Dinge reden werden.*

Ist Dir unter[22] *all dem anderen Unsinn aufgefallen, dass Hume erklärte – »Sich in die Arbeit anderer einzumischen und der Versuch, Gütergemeinschaft einzuführen, ist ein direkter Verstoß gegen die Fundamentalgesetze der Gesellschaft«. Was für ein Text wäre das für einen Artikel, den jedoch keine Zeitung veröffentlichen würde. Ist die Ten Hours' Bill eine »Einmischung etc. etc.«? Ist nicht die »Einmischung« in ihre persönliche Freiheit durch die Bill for suspending the Habeas Corpus Act in Ireland eine »Verletzung« etc., was soll »Fundamentalgesetze der Gesellschaft« bedeuten, der entscheidende Punkt in der Debatte über das Thema Kommunismus, worüber er zu reden vorgab.*

O englische Männer!
Englische Intelligenz!

& ließe sich nicht auch sagen, hätten sie das Recht, sich in die persönliche Freiheit *(ein Fundamentalgesetz par excellence) einzumischen, dann hätten sie ebenso das Recht, ein Gesetz zu erlassen, wonach alle irischen Grundherren, welcher Art auch immer, sich unverzüglich nach Irland begeben müssen? Das stünde im Einklang mit den von ihnen erklärten Prinzipien der Regierung des Adels und der besitzenden Schichten im Austausch gegen die Gewährung von Vergünstigungen, der* Pflichten, *die einhergehen mit* Rechten *– aber nein, Truppen & Gewalt – aber keine Verletzung der Freiheit der besitzenden Schichten oder verfassungswidrige Maßnahmen für sie!*

---

* Pierre-Joseph Proudhon (1809–1865) war französischer Politiker, Ökonom und einer der ersten Vertreter des Anarchismus. Er korrespondierte mit Marx, bevor schließlich Meinungsverschiedenheiten zum Zerwürfnis und längerfristig zur Spaltung der Arbeiterbewegung beitrugen.

** Lebe wohl, mein lieber Liebster

H. T. an J. S. M., Ryde, 27. oder 28. Juli 1848:[23] *Ich bin so empört über die französische Nationalversammlung & auch über die Daily News, dass mir schlecht wird, wenn ich mir vorstelle, die eine zu verteidigen oder der anderen zu helfen. Bestimmt wird die äußerste & widerwärtige Vulgarität der Daily News wohl irgendwo zur Kenntnis genommen werden. Hast Du die Bekanntmachung von Flocons Rede durch ihren Pariser Korrespondenten bemerkt.*[24] Fortschritt der Freiheit *fürwahr, propagiert von einer Zeitung, die der Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte*[*] *Beifall spendet – das heißt der Aufhebung der gepriesenen Freiheit der englischen Verfassung, sobald das Volk versucht, daraus Nutzen zu ziehen. & applaudiert der gesetzlichen Ausschließung der Frauen aus den Klubs! Letzteres ist etwas so Ungeheuerliches & umfasst so vollständig das ganze Prinzip persönlicher Freiheit oder Sklaverei für die Frau, dass es mir ein Fall von Gewissensentscheidung und Prinzipien zu sein scheint, eigens darüber zu schreiben. Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, diesen*[25] *oder irgendeinen Artikel zur Verteidigung der französischen Revolution zu schreiben, solange er nicht begleitet wird von einem eigens über das Thema* dieses Gesetzes *der Kammer geschriebenen Artikel; mit einem solchen Artikel hättest Du auch die Möglichkeit, den Lesern der Daily News gegenüber ganz offen auszusprechen, dass Frauen im Prinzip das Wahlrecht haben sollten etc. Das würde die Daily News gewissermaßen festlegen und würde darüber hinaus vielen ängstlichen jungen oder armen Reformern zeigen, dass eine solche Meinung nicht* lächerlich *ist. Aus Furcht vor Letzterem nämlich wagen die* Niederen *es nicht, das Frauenwahlrecht zu befürworten. Sieh Dir nur diesen widerwärtigen Satz in dem Brief ihres Pariser Korrespondenten an.*

Den französischen Artikel[26] *gebe ich Dir mit einigen von mir hinzugefügten Bleistiftmarkierungen zurück. Wenn Du ihm einen Artikel über* diese *Abstimmung in der Nationalversammlung folgen lässt & über die wahre & GERECHTE Bedeutung des Allgemeinen Wahlrechts – über die Korrektheit, diesen Titel des Gesetzes beizubehalten, da darin das wahre & gerechte Prinzip am besten zum Ausdruck kommt, statt das Prinzip, wie es manche Reformer niedriger Denkungsart taten, in der vulgären Selbstsucht des »allgemeinen Wahlrechts für Männer«*

---

* Die Habeas-Corpus-Akte (lat. *habeas corpus* – »du mögest einen Körper haben«) wurde im Jahr 1679 durch König Karl II. erlassen. Sie gilt als eines der modernen Freiheitsrechte und ist in jeder demokratischen Verfassung verwirklicht. Ein Untertan der englischen Krone durfte nicht ohne gerichtliche Untersuchung in Haft gehalten werden. Auch musste ihm der Grund der Verhaftung mitgeteilt werden.

aufgehen zu lassen, was, wie ich bemerkte, unter den aktiven niederen Reformern sehr in Mode ist.

Ich muss gestehen, eine aus Männern & Frauen zusammengesetzte Aristokratie einer Aristokratie ausschließlich von Männern vorzuziehen – denn ich glaube, dass letztere mit hoher Wahrscheinlichkeit länger Bestand haben wird – aber all das haben wir schon oft gesagt. Ich würde es bedauern, wenn dieser wirklich ausgezeichnete Artikel über die französischen Zustände veröffentlicht würde, ohne dass ihm ein Angriff auf die Nationalversammlung folgte. Wenn Du meinst, dass Du das schaffen kannst & es vor Samstag tun würdest, könnten wir es zusammen durchgehen, aber Du wirst kaum genug Zeit haben.

Das Schreiben an Holyoake ist meiner Ansicht nach sehr gut, bring mir doch bitte noch einmal den Entwurf dafür! Vielleicht wirst Du es für besser halten, die Sache über Mme d'Arusmont wegzulassen.*[27] *Aber ich will dem Halunken unbedingt diese Erwiderung geben. Die Bleistiftmarkierungen auf dem Artikel sind nur als Hinweise gemeint.*

Ich stimme ganz und gar nicht mit der Ansicht überein, dass der Einfluss Irlands auf die öffentliche Meinung in England jetzt antirevolutionär ist.

»Auf die Veröffentlichung der Grundsätze der politischen Ökonomie *folgte«,* wie Alexander Bain berichtet, *»ein weiterer gesundheitlicher Zusammenbruch Mills. Im Sommer des Jahres 1848 hatte er einen schweren Unfall. Auf der Hyde-Park-Seite des Kensington-Grove-Tors gibt es eine Pumpe, wo er gewöhnlich den Weg überquerte, um auf dem Rasen zu gehen. Eines Tages trat er auf einen lockeren Ziegelstein und fiel unglücklich auf die Hüfte. Bei der Behandlung der Verletzung wurde ein Belladonnapflaster** appliziert. Eine Erkrankung seiner Augen folgte bald darauf, und er besaß genug medizinische Kenntnisse, um sie sofort auf das Belladonna zurückzuführen, und verzichtete umgehend auf den Gebrauch des Pflasters. Für einige Wochen war er jedoch sowohl lahm wie auch*

---

* Madame d'Arusmont (1795–1852), besser unter ihrem Geburtsnamen bekannt als Frances Wright, war Frauenrechtlerin, Publizistin und Sozialreformerin. Jeremy Bentham war ihr Mentor. Im Alter von 29 Jahren emigrierte sie in die USA, wo sie als Abolitionistin gegen die Sklaverei kämpfte und sich mit öffentlichen Vorträgen für die Emanzipation der Frauen von der kirchlich-religiösen Unterdrückung einsetzte. Mit Robert Owen gründete sie 1825 den Verlag »Wright & Owen«.

** Wärmepflaster, das seine Wirkung unter anderem durch das enthaltene giftige Alkaloid Atropin aus der Schwarzen Tollkirsche erlangte.

außerstande, seine Augen zu gebrauchen. Ich habe ihn nie so verzweifelt erlebt. Eine Nervenschwäche hat seinen Zustand vielleicht verschlimmert.«[28]

Mrs. Taylor zog unterdessen im Sommer und Herbst 1848, wie es ihre Art war, zwischen Walton und verschiedenen Orten an der Südküste hin und her. Eine Reihe von Briefen, die während dieser Monate zwischen ihr und ihrem Mann gewechselt wurden, gewährt uns den einen oder anderen flüchtigen Blick auf manche Ereignisse.

H. T. an John Taylor, Walton, 20. September 1848:[29] *Ich muss mich ernsthafter mit der Haussuche befassen, da wir dieses hübsche kleine Haus ganz sicher aufgeben müssen und vielleicht je früher, desto besser, denn sie haben dessen äußeres Erscheinungsbild durch die gegenüberliegenden ärmlichen kleinen Wohnstätten armer Leute verunstaltet – und ein weiteres Ärgernis besteht darin, dass die Austins, wie ich erfahren habe, ein möbliertes Haus in Weybridge gemietet haben & ihnen der Ort so gefällt, dass sie dort nach einem Cottage Ausschau halten. Ich bin sicher, dass es ihnen darum geht, in der Nähe von Clairmont zu sein, & ihr geht es darum, einen Kreis von Franzosen, die Guizots* etc., zu einem Anziehungspunkt für die Engländer zu machen. Ich habe schon gehört, dass eine Reihe von Leuten mit der Eisenbahn dorthin fährt, um Besuche zu machen – und ich möchte weder die Bekanntschaft erneuern noch den Anschein erwecken, sie zu meiden.*

Ende Oktober ließ sich Mrs. Taylor endlich für zwei Monate in Worthing nieder, wo Mill sie besuchte, wahrscheinlich nur an den Wochenenden, aber lange genug, um dort als Reaktion auf Lord Broughams scharfe Kritik an der französischen Revolution dieses Jahres einen Artikel zu schreiben – oder »das Pamphlet«, wie er ihn gewöhnlich bezeichnete, da er beabsichtigte, eine Reihe von Sonderdrucken in Frankreich zu verteilen. Sofort nach Weihnachten, wahrscheinlich damit Mill seine Urlaubstage dazu benutzen konnte, sie ein Stück auf ihrem Weg zu begleiten, reisten Mrs. Taylor und ihre Tochter nach Südfrankreich ab – was Mr. Taylor ein wenig bekümmerte, der schon seit geraumer Zeit kränklich war und, obwohl noch niemand von der Ernsthaftigkeit seiner körperlichen Beschwerden wusste, sich anscheinend ge-

* François Guizot (1787–1874), französischer Autor, Historiker und Politiker.

wünscht hätte, seine Frau zumindest in der Nähe zu wissen. Aber aufgrund von Problemen, die sich aus der Anwesenheit eines ihrer Brüder in London ergaben, der von Australien kommend zu Besuch dort weilte, bestand Mrs. Taylor auf ihrem Vorhaben.

John Taylor an H. T., 2. November 1848:[30] *Ich habe gehört, dass Geo. Mill am nächsten Dienstag nach Madeira fährt. Ich bin froh, dass er jetzt schon fährt – aber ich halte es nicht für wahrscheinlich, dass ihm die Veränderung viel helfen wird – seine gesamte geistig-seelische Verfassung ist zerrüttet und aus dem Gleichgewicht geraten.*

H. T. an John Taylor:[31] *Worthing, 19. Dezember [1848]/Mein lieber John/Es betrübt mich sehr zu hören, dass Du sagst,* es betrübt Dich, *dass ich nach Pau fahre. Ich versichere Dir, dass ich das nicht zu meinem Vergnügen tue, ganz im Gegenteil, & nur nach* sehr *besorgtem Nachdenken – Tatsächlich bin ich halb tot vor* großer Besorgnis. *Der enge Kontakt zu Personen, die höchst gegensätzliche Prinzipien zu den meinen vertreten, ist mir äußerst peinlich, und in diesem Frühjahr dürfte es* weitaus *schlimmer sein als sonst aufgrund der ständigen Anwesenheit A[rthurs] in London, den ich entweder vernachlässigen (was mir sehr unangenehm ist) oder ihm ein Maß von Vertraulichkeit gewähren muss, das unweigerlich zu einer Einmischung seitens Birksgates führen muss und entweder zu einem Bruch mit ihnen oder zu Diskussionen & Meinungsverschiedenheiten, die zu ertragen mir die Kräfte fehlen. Ich bin fast sicher, dass A nicht noch einen weiteren Winter lang in England bleiben wird, & ich glaube deshalb, dass meine Abwesenheit in den kommenden vier Monaten die Schwierigkeiten, die ich für dieses Frühjahr erwarte,* verringern *würde, während ich in einer Jahreszeit (Mai) & gesund zurückkommen würde, um mich während der Sommermonate anzustrengen – nachdem ich die ansonsten unüberwindlichen Schwierigkeiten dieser Monate mit A dadurch bewältigt hätte, dass ich England verließe. Ich denke, wenn Du Dir meine Situation genau überlegst, wirst Du einsehen, dass meine Reise ganz und gar eine Sache der Zweckmäßigkeit ist. Sie stellt die Alternative zu einem Bruch mit ihnen dar, der so vermieden werden kann. – & es ist immer so unerfreulich, Familienstreitigkeiten zu haben, wenn es möglich ist, sie zu vermeiden. …*

Deine Erklärung, dass meine Reise Dich betrübt, hat mir seit Erhalt Deines Schreibens so heftige *Kopfschmerzen verursacht, dass ich kaum sehen kann, um*

schreiben zu können – Jedoch ist es nur eine der Plagen, die ich & vielleicht ein jeder zu ertragen hat.

Mill begleitete die Damen wahrscheinlich bis nach Paris, von wo sie langsam mit der Postkutsche über Orléans und Bordeaux weiterreisten nach Pau am Fuß der Pyrenäen. Hier blieben sie etwas länger als drei Monate. Obwohl eine Reihe von Briefen, die Mrs. Taylor von Pau aus an ihren Mann und ihren Sohn Algernon schrieb, erhalten geblieben ist,[32] existieren keine an Mill gerichteten Briefe mehr, und nur sechs der sorgfältig nummerierten Briefe, die Mill ihr zweimal in der Woche schrieb, sind noch vorhanden. Sie geben jedoch den umfassendsten uns gewährten Blick auf die Art des Einflusses, den Mrs. Taylor auf die sukzessiven Überarbeitungen der *Grundsätze der politischen Ökonomie* ausübte, und insbesondere aus diesen Briefen müssen wir die möglichen Folgerungen ziehen über die Rolle, die sie beim Zustandekommen des Werkes spielte. Der erste erhalten gebliebene Brief von Mill trägt die Nummer 8.

J. S. M. an H. T.:[33] *Samstag/27. Januar [1849]/Auch wenn Du vielleicht meinst, dass es »sich lohnen würde«, das Handschriftliche zu haben, aber statt dass da »wenig gesagt« wird, macht die übergroße Güte & Liebe in diesem erlesenen Brief ihn zu etwas, was wie vom Himmel gefallen ist. Ich hatte mich buchstäblich danach* verzehrt *& war in einen Zustand der Niedergeschlagenheit geraten, in den ich während Deiner Abwesenheit wohl nicht wieder verfallen werde. Als ich Dich verließ, mein Liebling, & während der ganzen Rückreise war ich voller Leben & Lebhaftigkeit & Elan des Wünschens & Planens, da ich, war ich doch gerade erst mit Dir zusammen gewesen, gerade erst unter dem Einfluss Deiner gesegneten Anwesenheit gestanden hatte & des höchsten Glücks jener Zeit, von dem ich während der letzten Woche oder zwei Wochen kaum fassen konnte, dass ich es je erlebte – geschweige denn, dass ich es jemals wieder erleben werde – aber dieser Engelsbrief brachte Glück & Lebensgeister wieder zurück, & ich beginne nun, diesen Urlaub & die Reise & dies gesegnete Treffen zu empfinden, als ob sie* wirklich existierten *– & mich auch fähig zu fühlen, in der Zwischenzeit etwas zu sein & zu tun, was zu fühlen ich gänzlich aufgehört hatte. Aber ich bin sehr begierig, Liebling, von Deiner Lähmung zu hören und zu erfahren, dass sie sich gebessert hat. Die Hartnäckigkeit der Lähmung ist etwas, was ich wegen der beschwerlichen Beharrlichkeit meiner eigenen sehr gut nachfüh-*

len kann – obwohl es sicher besser geworden ist – aber es geht immer noch nicht weg und erlaubt mir auch nicht, mich mehr als nur sehr wenig zu bewegen – & ich spüre die Folgen in meinem Allgemeinzustand jetzt ein wenig – das Sehvermögen ist ebenfalls noch nicht ganz wiederhergestellt, was eine zusätzliche Plage darstellt, aber ich bin deswegen nicht sehr besorgt. Die einzige Neuigkeit ist, dass Austin gestern einen Besuch machte. Als er kam & die ganze Zeit, die er blieb, war ein Franzose bei mir, ein Mann namens Guerry,[34] *ein Statistiker, den Col. Sykes*[35] *zu mir gebracht hatte – an den Mann, dessen Karten von Frankreich mit den dunklen & hellen Farben, die den Stand der Kriminalität, des Unterrichtswesens etc. in jedem Departement markieren, erinnerst Du Dich vielleicht. Er wollte mir einige andere Karten & Tabellen von ihm zeigen & mich über die »Logik« seiner Pläne befragen und deshalb nicht gehen, & das Gespräch beschränkte sich auf Themen allgemeiner Art, außer dass Austin sagte, er sei dabei, eine Neuausgabe seines Buchs über Jurisprudenz in erheblich größerem Umfang vorzubereiten, & mich unbedingt um Rat fragen wollte zu verschiedenen Dingen im Zusammenhang mit der Anwendung der Induktion auf die Ethik. Natürlich konnte ich das nicht ablehnen & sah auch keinen Grund dafür – aber weil das dazu führen wird, dass er wiederkommt, Manuskripte schickt & so weiter, gibt es uns beiden die Gelegenheit & schafft die Notwendigkeit, die Beziehung zu bestimmen, in der ich zu ihnen stehe. Er sagte, er habe nach vielen Schwierigkeiten und langem Suchen ein Haus in Weybridge gefunden & dass ihnen das Haus gefällt, aber er sagte nichts (ich bin sicher, absichtlich) von einem Wunsch, dass ich ihn dort oder irgendwo sonst besuchen sollte. Er sprach ohne Hemmungen &* éclairé*, *wie er das immer mit mir tut, viel über das eben erschienene neue Werk von Guizot*[36] *(das ich nicht gelesen habe), worüber er abfällig sprach & Kommunisten und Sozialisten gegen die darin enthaltenen Angriffe verteidigte & sagte, er sehe keinen überzeugenden Einwand gegen den Sozialismus, außer der Schwierigkeit, wenn nicht gar Undurchführbarkeit, ein so großes Unternehmen wie die Industrie eines ganzen Landes wie eine Genossenschaft zu leiten. Nichts wurde über sie gesagt oder über das Exemplar der* Politischen Ökonomie*, aber es ist notwendig, zu* prendre un parti**. *Welche sollte es sein? Ich lese Macaulays Buch:*[37] *Es ist in mancher Hinsicht besser, als ich erwartet hatte, & in keiner schlechter. Ich denke, es lässt sich am besten so*

---

* Aufgeschlossen.

** Partei ergreifen.

beschreiben, dass ein Mensch ohne Genie beobachtete, was Menschen mit Genie tun, wenn sie historische Werke schreiben, & versucht, so gut er kann, dasselbe zu tun – ohne das Maß von verzweifelter Anstrengung & Affektiertheit, das man vermutlich erwarten würde & das ich von einem solchen Versuch & einem solchen Menschen erwartet hätte. Ich bin sicher, dass das Buch wie alle seine Werke populär sein & bleiben wird – es ist genau auf dem Niveau des Ideals oberflächlicher Leute mit einem Anflug neuer Ideen – & es ist nicht schlecht genug, um jemanden, der es besser weiß, dazu zu veranlassen, sich die Mühe zu machen, die verbreitete Hochschätzung des Werks zu schmälern. Bislang habe ich noch keine sehr schlechte Tendenz darin entdecken können, außer dass es in einem gewissen Maße englische Eigendünkel fördert.

In einem vier Tage später datierten Brief von Mrs. James Mill an ihre Kinder in Madeira finden wir weitere Informationen über John Mills Gesundheitszustand.

Mrs. James Mill an Clara und George Mill, Kensington, 31. Januar 1849:[38]
Ich soll Euch von John sagen, dass er bestimmt vorhatte, Euch mit gleicher Post zu schreiben, dass es aber infolge der Medizin, die er für seine Hüftverletzung einnahm, mit seinen Augen schlecht steht, und Alexander, den er gestern getroffen hat, sagt, dass er sie nicht benutzen darf; mit seiner Hüfte geht es immer noch schlecht, so dass er nicht gehen kann, es ist nicht schlimmer geworden, glaubt er, aber auch nicht viel besser, so dass er so oder so nicht zum India House gehen kann, die Ärzte sagen, es brauche Zeit, wenn er gehen könnte, könnte er aufs Land fahren, solange es mit seinen Augen schlecht steht, aber so hat das keinen Sinn – ich gehe zu Lewes[39]*, um herauszufinden, ob er mir einen Mann empfehlen kann, der John vorliest und nach Johns Diktat schreibt, so dass er mit einer neuen Ausgabe seines Buches beginnen kann, da die vorige fast ganz verkauft ist. … Ich soll Euch sagen, dass er Euch schreiben wird, sobald er seine Augen benutzen darf. Wir haben gestern Nacht bis 12 Uhr Karten gespielt, zwischendurch spielte er auf dem Klavier ohne Musik einige seiner eigenen Kompositionen.*

John fügte dem Brief schließlich doch ein paar Zeilen hinzu – über einige Probleme den Besitz seiner Schwestern betreffend, wofür George als Treuhänder auftrat.

Die Erstausgabe der *Politischen Ökonomie* (mit 1000 Exemplaren) war tatsächlich in weniger als einem Jahr vergriffen, und es eilte mit den Vorbereitungen für eine zweite Auflage. Wie Mill in seiner *Autobiographie* darlegt, hatte die Revolution von 1848 die öffentliche Meinung offener dafür gemacht, neue Ideen zu erwägen, und er sowie Mrs. Taylor hatten dadurch neues Interesse am französischen Sozialismus gewonnen:

»In der ersten Auflage waren die Schwierigkeiten des Sozialismus so stark hervorgehoben, dass im Ganzen der Ton eher ablehnend war; in den zwei darauffolgenden Jahren hatte ich viel Zeit auf das Studium der besten sozialistischen Schriftsteller und eine reifliche Erwägung und Erörterung aller Themen dieser Debatte verwendet. Das Resultat war, dass das meiste, was ich über das einschlägige Thema in die erste Auflage aufgenommen hatte, gestrichen und durch Gründe und Reflexionen ersetzt wurde, welche eine fortschrittlichere Gesinnung repräsentieren.«[40]

Diesen Vorgang können wir teilweise in den folgenden Briefen verfolgen. Die wichtigste Erörterung des Sozialismus findet sich am Anfang von Buch II der *Politischen Ökonomie* in dem Kapitel »Vom Eigentum«. Die erste Lieferung der korrigierten Druckfahnen (wahrscheinlich in der Drucktype der ersten Auflage), die dieses entscheidend wichtige Kapitel enthält, muss Anfang Februar an Mrs. Taylor gegangen sein, und wir können aus Mills Antwortschreiben auf den wesentlichen Inhalt ihrer Kommentare schließen.

J. S. M. an H. T.:[41] *15./Montag/19. Februar [1849]/Ich erhielt Deinen Brief 11 am Samstag & heute Morgen die erste Lieferung der pol. Ök. Letzteres werde ich Dir wieder zukommen lassen (beziehungsweise so viel davon, wie nötig ist), wenn ich mir darüber klar geworden bin. Die Einwände sind meiner Meinung nach sehr unbedeutend, was deren Quantität betrifft – viel weniger, als ich erwartet hatte –, aber der Absatz S. 248, in der ersten Auflage*[42]*, was Du so entschieden & zur Gänze ablehnst, schien mir immer der stärkste Teil der Argumentation zu sein (es ist ja nur, was selbst Proudhon über den Kommunismus sagt) & da es wegzulassen, nachdem es einmal gedruckt wurde, eine Meinungsänderung implizieren würde, ist es notwendig herauszufinden, ob die Meinung sich geändert hat oder nicht – Deine hat sich zumindest in mancher Hinsicht geändert, denn Du hast entschiedenen Widerspruch gegen den Abschnitt ange-*

meldet, dass »die lebensnotwendigen Güter, wenn man sich ihrer für das ganze Leben sicher sein kann, einem kaum mehr Gegenstand des Bewusstseins sind«[43] *etc., was auf Deinen Vorschlag hin eingefügt worden war & ziemlich genau in Deinen eigenen Worten. Wahrscheinlich ist das nur den Fortschritten geschuldet, die wir immer gemacht haben, & wenn ich lange genug darüber nachdenke, würde ich wahrscheinlich ebenso denken – wie es fast immer der Fall ist, immer, glaube ich, wenn wir beide lange genug nachdenken. Aber dem steht hier leider im Wege, dass wir die Frage nicht im Gespräch diskutieren können, & ich bin nun nahezu überzeugt, dass wir, wie Du zuerst sagtest, diese 2te Auflage nicht brieflich miteinander abstimmen können, aber nun bin ich fast sicher, dass wir das Erscheinen der 2ten Auflage auf den November verschieben müssen. In der neuen Lieferung ist einer der Sätze, die Du gestrichen hast, einer meiner Lieblingssätze, nämlich: »Wahrscheinlich wird dies letzten Endes von Überlegungen abhängen, die nicht an dem grobschlächtigen Maßstab gemessen werden dürfen, der bei dem gegenwärtigen Stand der menschlichen Vervollkommnung der einzige ist, der darauf angewendet werden kann*[44]*.« Was ich damit sagen wollte, war, dass, ob nun letztlich individuelle Tätigkeit oder Sozialismus das Beste ist (beide sind sie zurzeit notwendig noch sehr unvollkommen, & beide lassen sie enorme Verbesserungen zu), wird von der vergleichsweisen Anziehungskraft abhängen, die sie für diejenigen Menschen haben, die mit all ihren Fähigkeiten, sowohl individuellen wie gesellschaftlichen, unendlich weiter entwickelt sein werden als heute. Ich glaube nicht, dass allein die Entwicklung in England zu sehr zurückgeblieben ist, als dass sich dieser Punkt überprüfen ließe, denn wenn es dem englischen Charakter an der sozialen Komponente mangelt, dann, denke ich, dem kontinentaleuropäischen ebenso sehr oder gar noch mehr an der individuellen, & die Kontinentaleuropäer sind außerstande, sich in Gefühle hineinzuversetzen, die engen Kontakt mit Menschenmassen sowohl unangenehm als auch geistig & moralisch erniedrigend machen. Ich kann nicht umhin zu denken, dass etwas wie das, was ich mit dem Satz meinte, gesagt werden sollte, auch wenn ich mir gute Gründe vorstellen kann, warum Du die Formulierung nicht magst. Wenn andrerseits der Satz »die Mehrheit würde sich nicht anstrengen für irgendetwas, was darüber hinausgeht, & solange sie es nicht tut, wird es auch niemand sonst tun etc.«*[45] *nicht zu halten ist, dann sind auch all die vorangehenden zwei oder drei Seiten Argumentation & wovon dieser Satz nur eine Zusammenfassung ist, falsch, & es gibt überhaupt nichts gegen den Kommunismus einzuwenden – man müsste nur eine Kehrtwendung vollziehen & ihn befür-*

worten – was besser in einer separaten Abhandlung geschehen sollte & ein starkes Gegenargument gegen die Veröffentlichung einer 2ten Auflage vor einer solchen Abhandlung wäre, glaube ich. Ich stimme mit all den übrigen Anmerkungen überein. Wenn ich Fourier[*] auf der Grundlage von Considérant[**] beurteile, hat er vollkommen recht in seinen Äußerungen über Frauen sowohl im Hinblick auf Gleichheit wie auch auf die Ehe – & ich habe den Verdacht, dass Fourier selber mit der Geradlinigkeit seiner Vorschläge weiter ging, als sein Schüler es für klug erachtete. Considérant bedient sich zuweilen, wie es auch Mr. Fox' Gewohnheit war, der Sentimentalitäten & abergläubischen Vorstellungen von Keuschheit, auch wenn er dabei all die richtigen Prinzipien geltend macht. Aber C[onsidérant] behauptet, dass die Fourieristen die einzigen *Sozialisten sind, die keine konventionellen Ansichten von der Ehe vertreten – er vergisst die Anhänger Robert Owens, aber ich fürchte, dass es auf all die bekannten kommunistischen Führer in Frankreich zutrifft. Er behauptet das insbesondere von Buchez[***], Cabet[****], & was einen bei George Sands »Ratgeber, Philosoph & Freund« überrascht, von Leroux[*****]. Dies bestärkt einen nachdrücklich in dem Wunsch, die Fourieristen zu (?), und überdies scheint mir ihr Programm einer genossenschaftlichen Ordnung*

---

* Charles Fourier (1772–1837), französischer Gesellschaftstheoretiker und Vertreter des Frühsozialismus, verfocht die Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens.

** Victor Considérant (1808–1893), französischer utopischer Sozialist und Autor, prägte die Begriffe »Recht auf Arbeit« und »direkte Demokratie«. Außerdem erfand er das System der proportionalen Repräsentation. Gemeinsam mit anderen gründete er in Texas die von Charles Fouriers sozialistischen Idealen inspirierte Kolonie La Réunion.

*** Philippe Joseph Benjamin Buchez (1796–1865), französischer Politiker, Historiker und Autor, propagierte einen christlichen Sozialismus und gab mehrere Journale heraus. Nachdem in der Revolution von 1848 die Regierung stürzte, die er lange bekämpft hatte, wurde er zum Präsidenten der verfassunggebenden Versammlung gewählt, konnte sich auf diesem Posten aber nicht lange halten.

**** Étienne Cabet (1788–1856), französischer Philosoph und Vertreter eines utopischen Sozialismus, leitete während der Julirevolution 1830 ein Widerstandskomitee und trug damit zum Sturz des Königs Karl X. bei. Danach hatte er verschiedene politische Ämter inne, wandelte sich aber zum Sozialisten und musste nach einer Verurteilung wegen Majestätsbeleidigung ins Exil nach London, wo er seinen Sozialismus weiter ausbaute. 1848 gründete er eine eigene sozialistische Kommune in den USA, nachdem er die Hoffnung auf eine sozialistische Umstrukturierung der französischen Gesellschaft aufgegeben hatte.

***** Pierre Leroux (1797–1871), französischer Philosoph, Sozialist und Herausgeber. Nach der Revolution 1848 wurde er in die konstituierende und später in die legislative Versammlung gewählt, in der er zum Hauptredner der radikalen Partei wurde. In seiner Philosophie vertrat Leroux als Reaktion auf die Zeitumstände einen romantischen Sozialismus mit spirituellen Elementen.

gegenwärtig viel eher praktikabel zu sein als der Kommunismus. – Dein Brief war entzückend – es war so sehr angenehm zu wissen, dass es Dir hinsichtlich Deines Gesamtbefindens noch besser ging, als ich zuvor wusste, & dass es mit der Lähmung auch besser wird, wenn auch nur langsam. Ich bin sehr froh, dass ich Herbert gegenüber richtig gehandelt habe – sein Verhalten am Weihnachtstag & dass er nicht einmal geschrieben hat, um mitzuteilen, dass er nach Amerika fährt, kommen mir wie eine Zurschaustellung von Herzlosigkeit vor & lässt sich, wie Du sagst, nur dadurch erklären, dass er (zurzeit) ein großer Narr ist & deshalb beeinflusst von manchen jämmerlich belanglosen Eitelkeiten und Reizbarkeiten. Dass sie Georges Brief nicht direkt schicken, ist sehr merkwürdig. Das Pamphlet ging an Hickson[46] *– ich hatte daran gedacht, L. Blanc*[*] *einen der Sonderdrucke zu schicken. Wer sonst sollte es noch bekommen? Alle Mitglieder der Provisorischen Regierung, denke ich. & da es nicht vor April veröffentlicht wird, wäre es besser, ich würde die Exemplare nach Paris mitnehmen & sie abschicken, wenn ich dort bin, da so viel Ungewissheit und Verzögerung vermieden werden können. Ich habe diese niederträchtige Sache in der Times gelesen & stellte fest, dass die Amerikanerin diese Worte benutzt hatte.*

J. S. M. an H. T.:[47] *16./Mittwoch/21. Februar 1849/Ich habe gestern der Lieben einen Versuch der Überarbeitung der beanstandeten Passagen geschickt. Ich stellte nach längerer Überlegung fest, dass der Einwand gegen den Kommunismus mit der Begründung, dass er das Leben zu einer leblosen Gleichheit mache, sich in Übereinstimmung mit den Prinzipien des Kommunismus entkräften ließe (obwohl ich glaube, dass er nie aus der Welt geschafft werden könnte), auch wenn die der Öffentlichkeit jetzt vorliegenden kommunistischen Pläne das nicht könnten. Die Begründung der Einwände war außerdem zu vage & allgemein. Ich habe sie deutlicher wie auch maßvoller gemacht; Du wirst selber entscheiden, ob es nun hinreichend entweder das eine oder das andere ist; & generell, ob gegen den Kommunismus irgendein Einwand aufrechterhalten werden kann, mit Ausnahme der Einwände, die in dem neuen Material, das ich hinzugefügt habe, gegen die derzeitige Anwendbarkeit des Fourierismus vorgetragen werden. Ich glaube, dass gegen den Kommunismus ein Einwand aufrechterhalten werden*

---

* Louis Blanc (1811–1882), französischer Sozialist, artikulierte nach der Februarrevolution von 1848 seine Vorstellungen zur Arbeiterpolitik, geriet aber schnell zwischen die Fronten und musste ins Exil. 1870 kehrte er zurück und wurde im Jahr darauf Abgeordneter in der Nationalversammlung.

kann – und dass die gegenwärtig gegen den Kommunismus vorgetragenen Einwände stichhaltig sind: Aber wenn Du anderer Meinung bist, werde ich es gewiss nicht zum Druck geben, selbst wenn es dafür keinen anderen Grund gäbe als die von mir empfundene Gewissheit, dass ich nie lange auf einer von Deiner Meinung abweichenden beharren werde, wenn es sich um ein Thema handelt, über das Du gründlich nachgedacht hast. Ich fahre mit der Überarbeitung des Buches fort, ohne viel zu ändern, aber einem der Teile am Anfang des Buches, wo es ausschließlich um politische Ökonomie geht, nämlich die Erörterung, ob der Kauf der durch Arbeit produzierten Waren ebenso viele Arbeitsplätze schafft wie die Einstellung der Arbeiter selbst, habe ich zwei oder drei Seiten mit neuen Erklärungen & Veranschaulichungen hinzugefügt, was, wie ich meine, die Sache etwas klarer macht.[48] *– Es ist allerdings ein unglücklicher Zufall, dass der Winter, in dem Du nicht hier bist, so milde ist: Am Sonntag fand ich die Cottage-Gärten etc. so weit fortgeschritten, wie sie es oft erst Mitte April sind, Seidelbast, Leberblümchen, die weiße Gänsekresse, pyrus japonica etc. in vollster Blüte, die Schneeballpflanze schon ganz grün, sogar Immergrün und rote Anemonen sind voll entfaltet: Narzissen sah ich nur Knospen treiben. Wenn nichts dazwischenkommt, wird der Frühling, glaube ich, noch früher kommen als der frühe Frühling vor zwei oder drei Jahren. Ich werde davon mehr, als ich erwartete, profitieren können, was die Landspaziergänge an Sonntagen betrifft, obwohl die Schwächung meines Sehvermögens, so gering sie auch ist, die Freude an der fernen Landschaft nicht wenig beeinträchtigt – wie ich letzten Sonntag in dem schönen Windsor Park feststellte. Wenn es sehr schönes Wetter wird, werde ich mich wohl an einem Sonntag aufmachen & in der Gegend von Combe umherwandern – sie ist so voller Gedankenverbindungen mit allem, was ich mir wünsche & was mir kostbar ist. Da ich mich bemüht habe, meine Krankheiten im India House allgemein bekannt zu machen, zweifle ich nicht, dass es leicht sein wird, im Frühling zwei oder drei Monate Urlaub zu bekommen, wenn wir das wollen: Das würde freilich, falls ich gesund zurückkomme, jeden Urlaub später im Jahr unmöglich machen, muss mich aber nicht daran hindern, mir gelegentlich für einen séjour in Ryde oder an irgendeinem anderen Ort zwei oder drei Tage hintereinander freizunehmen & dies zu einem teilweisen Urlaub dort zu machen. Falls nicht, was ich nicht erwarte, ein langer Urlaub aus Gründen der Gesundheit notwendig werden sollte, würde diese Frage gänzlich davon abhängen, was Dir am meisten zusagt – was ganz bestimmt auch für mich das Wünschenswerteste ist. Ich hoffe, dass die Parteien in Frankreich sich*

stärker der Republik zuwenden, als in ihrem Fall wahrscheinlich schien – falls Napoleon Bonapartes Partei zum Zwecke der Wahl eine Verbindung mit Lamartines[*] Partei eingeht, wird es in der neuen Nationalversammlung eine weitaus größere Gruppe von aufrichtigen Republikanern geben als erwartet. Aus der Römischen Republik und der Provisorischen Regierung in der Toskana wird letztlich, fürchte ich, nichts anderes als eine Restauration durch Österreich werden & eine Unterdrückung der Partei des Volkes überall in Italien. Ich bedauerte sehr, im Feuilleton des National einen sehr schlechten Artikel über Frauen zu finden in der Form einer Rezension eines Buches von dem M. Légouvé[**] (?), der in La Voix des Femmes[49] *so gelobt worden war. Er ist vor allem deshalb so schlecht, weil er ganz eindeutig die Lehre verkündet, dass die Frauen immer sind & immer sein müssen, wozu die Männer sie machen – genau die falsche Unterstellung, die insgesamt dem gegenwärtigen schlechten Zustand der Beziehung zwischen den Geschlechtern zugrunde liegt. Ich bin jedoch überzeugt, dass es nur zwei Dinge gibt, die überhaupt dazu führen können, dieses unsinnige Vorurteil zu erschüttern: eine bessere Psychologie & Theorie der menschlichen Natur für die wenigen, & für die vielen mehr und eindringlichere Beweise anhand von Beispielen dafür, was Frauen zu leisten fähig sind. Ich glaube nicht, dass irgendetwas, was geschrieben werden könnte, auch nur annähernd so viel Gutes tun würde in dieser Frage, der wichtigsten von allen, als die Fertigstellung Deines Pamphlets – oder eher kleinen Buches, denn das sollte es werden.*[50] *Ich hoffe, Du setzt die Arbeit daran fort – denn fortgesetzt & beendet & veröffentlicht* muss es werden*, & nicht später als in der kommenden Büchersaison. – Ist Dir aufgefallen, dass Russell bei der Vorlage seines Jewish Relief Act[***], auch wenn er tatsächlich die alten Eide streicht & neue formuliert (?), immer noch nieder-*

---

* Alphonse de Lamartine (1790–1869), französischer Dichter, Schriftsteller und Politiker, trug maßgeblich zur Entstehung der Februarrevolution 1848 und zur Gründung der Zweiten Republik bei, zu deren Ausrufung er bestimmt wurde. Lamartine amtierte für kurze Zeit als Regierungschef und Außenminister, daneben wurde er in die verfassunggebende Versammlung gewählt. Während seiner Amtszeit setzte er sich für die Abschaffung der Sklaverei und der Todesstrafe ein und verankerte gesetzlich ein Recht auf Arbeit.

** Ernest Légouvé (1807–1903), französischer Schriftsteller und Dramatiker, machte sich, besonders in seinen späteren Jahren, durch Bücher und Vorträge einen Namen als Vorkämpfer für die Rechte der Frauen. Légouvé hatte lange Zeit den Posten des Generalinspekteurs für Mädchenerziehung an den nationalen Schulen inne.

*** Auch *Jewish Disability Bill*. Im Jahr 1849 bestand die Bestrebung, den Zugang jüdischer Bürger zum Parlament zu regeln und diese von der Ableistung des christlichen Eides zu entbinden. Erst 1858 konnte dieses Ansinnen erfolgreich umgesetzt werden.

trächtig genug ist, um die Wörter »beim wahren Glauben eines Christen« für alle Menschen außer Juden wieder einzufügen, & dies dadurch rechtfertigt, dass er erklärt, die Verfassung sollte nicht expressis verbis Ungläubigen Einzug ins Parlament gewähren. – Ich habe den Vorsitzenden & stellvertretenden Vorsitzenden[51] *in letzter Zeit selten gesehen – um die lange Treppe zu vermeiden, habe ich mit ihnen meist über Dritte kommuniziert, aber da ich mich nun frei bewegen kann, werde ich so bald wie möglich mit Galloway über Haji reden. Ich habe Haji nicht öfter gesehen als Herbert. Addio (?)*[52]

Ein Brief an ihren Mann einige Tage später lässt erkennen, dass Mrs. Taylor von ökonomischen Problemen tatsächlich etwas verstand. Die Goldfunde, worauf sich der Brief bezieht, können damals noch nicht lange bekannt gewesen sein:

H. T. an John Taylor, Pau, 27. Februar 1849:[53] *Glaubst Du, dass diese Funde in Kalifornien in der nächsten Zeit eine Veränderung des Geldwerts bewirken werden? Wenn das so weitergeht, wird es vermutlich den Wert fester Einkommen sinken lassen, aber vermutlich dem Handel zugutekommen? Wenn ich ein junger Mann wäre, würde ich schnell dorthin fahren. Am wahrscheinlichsten ist es, dass das Gold sich nicht unter der Oberfläche fortsetzt – unterdessen muss es gute Gelegenheiten geben,* Waren *abzusetzen, & insbesondere Pharmaka, im* placiemento*. *Wirst Du Chinin verschicken?*

H. T. an Algernon Taylor, Pau, 6. März 1849:[54] *Ich habe in der letzten Zeit nicht geschrieben – ich war niedergedrückt und deshalb nicht in der Stimmung, mich an den schönen Gegenständen und Landschaften zu erfreuen oder darüber zu schreiben, die das Hauptthema unseres ruhigen Lebens hier bilden. Was ich über George [Mill] gehört habe und was ich über diese schleichende Krankheit weiß, lässt mich sehr um ihn fürchten, und ich wünsche ganz aufrichtig und angstvoll, dass er leben möge. Wenn Du an ihn schreibst, ist es sehr wichtig, sehr wenig über seine Gesundheit zu sagen und nicht den Anschein zu erwecken, als handele es sich dabei um etwas Ernsthafteres als einen gewöhnlichen Husten; denn wenn jemand sich für schwindsüchtig hält, wirkt sich das auf die Lebensgeister mit der größtmöglichen Tendenz aus, die tödliche Krankheit auszulösen*

* Vermutlich: a piacimento – nach Belieben.

oder zu beschleunigen. Ich glaube, er würde sehr gerne von Dir hören, und vielleicht hast Du ja schon geschrieben. Du könntest ihm einen langen Brief schreiben über alle möglichen Arten von unpersönlichen Dingen wie etwa Politik – Deine Zeitschrift und deren Artikel – was Du in der letzten Zeit gelesen hast und Deine Meinung dazu – unser Aufenthalt bei ihm und die Landschaft dort, Sinnetts Aussichten – Herberts Reise etc. … Ich sehne mich oft nach Dir, wenn ich all diese Schönheit sehe, und habe das Gefühl, dass wir, wenn wir am Leben bleiben, sie einmal zusammen sehen werden und dass »Ce qui est différé n'est pas perdu«, wie das Sprichwort sagt. Ich freue mich sehr zu hören, dass es Papa insgesamt besser geht, aber ich wünschte, er würde sich schneller erholen. Er sollte in Zukunft meinem medizinischen Urteilsvermögen den gebührenden Respekt erweisen, da ich in den letzten paar Monaten den Rat seines Arztes bereits zweimal antizipiert habe! Ich hoffe wirklich, dass er schneller gesund wird bei dem schöneren Wetter, das man für April erwarten darf. … Ich habe Grotes Geschichtswerk** nicht gelesen, ich vermute, dass es interessant ist – obwohl ich glaube, weil ich seine »extremen Ansichten« kenne, dass ich es für einen Fehler halte, dass er sie nicht klarer zu erkennen gibt, da bei einer Abhandlung über die griechischen Philosophen reichlich und mühelos Anlass dazu besteht. Sein Fehler ist extreme Ängstlichkeit, aber das ist fürwahr ein großer Fehler bei einem Lehrer. Mr. Mill sollte für den* Spectator[55] *vom letzten Sonntag eine Rezension dieses Buches schreiben, die Du sicher wirst lesen wollen. Und nun, liebster Haji, mit herzlichen Grüßen an Papa – Adieu.*

Die fünf Briefe, die Mill in diesen Wochen an Mrs. Taylor schrieb, sind verloren gegangen, aber die nächsten drei, die erhalten geblieben sind, folgen unmittelbar aufeinander.

J. S. M. an H. T.:[56] 22./Mittwoch/14. März [1849]/*Wie lästig es ist, sich mit den Druckern herumärgern zu müssen. Obwohl ich keinen Grund hatte, mit Harrison besonders zufrieden zu sein, war ich doch beunruhigt, als ich feststellte,*

---

* Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

** George Grote (1794–1871), britischer Politiker und Althistoriker, war Abgeordneter im britischen Parlament, wo er sich den Whigs anschloss und sich für die Parlamentsreform einsetzte. Sein hier genanntes, von Mill rezensiertes Hauptwerk ist die *Geschichte Griechenlands* (1846–1856).

dass Parker zu einem anderen gegangen war. & wie ich befürchtet hatte, auch wenn die Hauptdrucktype der ersten Auflage exakt kopiert ist, will ihnen doch etwas so Wichtiges wie die Drucktype der Titelzeile oben auf der Seite nicht gelingen. Du weißt, welche Schwierigkeiten wir zuvor schon hatten – & jetzt wurden die Titelzeilen & alles andere in dieser Drucktype von ihnen viel zu eng & dann viel zu weit gesetzt, & sie sagen, sie hätten das genau Passende nicht, es sei denn, sie ließen die Drucktypen extra gießen. Die beiden Dinge, die sie gemacht haben, sind mir zuwider, & das Schlimmste ist, dass ich vermutlich, da Parker der Alleineigentümer dieser Auflage ist, in dieser Angelegenheit überhaupt nichts zu sagen habe und nur auf Parkers Höflichkeit setzen kann. Ich werde mich heute mit Parker treffen & ihm sagen, dass ich es bei weitem vorgezogen hätte, bis zur nächsten Büchersaison zu warten, statt diese beiden Drucktypen zu haben – aber ich vermute, es ist nun zu spät, um noch etwas auszurichten – & vielleicht zog Parker das Ganze zuvor schon durch sinnlose Verzögerungen in die Länge, damit alle mühevollen Änderungen jetzt durch die Eile vermieden werden können. Das ist so unangenehm, wie etwas Derartiges überhaupt sein kann – denn es ist notwendig, dass sofort entschieden wird, ohne auf die Entscheidung meines einzigen Ratgebers & Orakels warten zu können. Sollte das Buch infolgedessen den einzigen Augen missfallen, denen ich zu gefallen wünsche, würde ich es zutiefst bedauern, die Auflage nicht bis zur nächsten Büchersaison aufgeschoben zu haben. Ich habe die Fahnen des Pamphlets bekommen, alle bis auf die letzten paar Seiten. Es scheint nur noch wenig darin geblieben zu sein, was weiter abgeschwächt werden könnte, ohne ihm gänzlich die Spitze zu nehmen – was schade wäre. Ich bin eher dagegen, in England überhaupt irgendwelche Exemplare zu verteilen, zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt – außer an Louis Blanc, dem gegenüber ich mich wohl zur Autorschaft bekennen sollte. Er kam nicht in meine Nähe – ich sehe, dass er für diverse kommunistische Zeitungen schreibt, von denen es mittlerweile mehrere in London gibt. Als Überschrift* in der Zeitschrift *dachte ich an »Die Februarrevolution und ihre Kritiker« – es scheint nicht ratsam, Broughams Namen oben auf die Seite zu setzen –, & »die Februarrevolution« oder etwas dieser Art allein wäre fade & würde keine Aufmerksamkeit erregen. Es gibt keine neuen Nachrichten von George und auch keine Ereignisse irgendwelcher Art, außer dass Mr. Fox mir*

* John W. Parker war Inhaber des gleichnamigen Verlages »John W. Parker and Son«, der zahlreiche von Mills Büchern herausgegeben hat.

(ohne irgendeinen Brief) vier Bände seiner Vorträge vor den arbeitenden Klassen geschickt hat, wovon der letzte (in diesem Jahr gedruckte) Band[57] *ein Vorwort hat, worin er den arbeitenden Klassen empfiehlt, politische Ökonomie zu studieren, und ihnen mitteilt, dass sie »durch das vortrefflichste Buch, das bislang über das Thema geschrieben wurde« erkennen werden, dass die politische Ökonomie nicht gegen sie ist, sondern für sie – mit einigen anderen Lobesbekundungen füllt er zwei Absätze, wobei einer davon der stärkste in dem Buch ist über die Unabhängigkeit der Frau, & er sagt ihnen an anderer Stelle, wenn auch eher rückschließend als direkt, dass die Frauen das Wahlrecht haben sollten. Er spricht in seinem Vorwort von seiner »immer schwächer werdenden Gesundheit« & als ob er nicht mehr erwartete, noch viel zu schreiben oder in der Öffentlichkeit zu reden: Das kann wenig bedeuten oder sehr viel. Ich habe nun das Gefühl, als ob es das Natürlichste wäre, das, was zu erwarten wäre, von jedermanns Tod zu hören – als ob wir alle überleben sollten, die wir gern hatten, und doch früh sterben würden.*

Ist Dir diese höchst bête[*] *& vulgäre Behauptung Emersons bei einem Vortrag in Boston aufgefallen, über die Engländer?*[58] *Es ist kaum möglich, sich noch dümmer zu irren. – & mit welcher Art von Leuten hat er Umgang gehabt, als er hier war? Die österreichische octroyé*[**] *Bundesverfassung scheint so schlecht zu sein, wie die prätendierten Verfassungen heutzutage nur sein können – wichtig im Sinne der Demokratie ist daran nur, dass es kein House of Lords gibt, und auch Adel und erbliche Würde werden nicht erwähnt. Hier in England scheint die Art von Debatte in den Zeitungen, die mit Sterlings Veruntreuung begann, in einen größeren Skandal wegen eines Buchs von Froude*[59] *aufgegangen zu sein in – einem Bruder des Froude, der der Begründer des Puseyismus*[***] *war. Dieses Buch wurde im letzten Spectator rezensiert, den ich Dir geschickt habe*[60]*, & durch diese Rezension habe ich zum ersten Mal von dem Buch gehört, & sie ist alles, was ich darüber gelesen habe – doch der Herald & der Standard beschimpfen den Mann im Ton der dominikanischen Inquisition wegen seiner entschiedenen Stellungnahme gegen die göttliche Eingebung der Bibel, die er einer seiner Figuren in den Mund legt, und offensichtlich, wie es heißt, selber mit ihr einer Meinung ist. Der Council of University College wurde anscheinend gebeten, einen Schulleiter für Hobart Town auszuwählen, und hat aus einer großen Zahl*

---

* Dumme.

** Auferlegte.

*** Dem Katholizismus zugewandte Richtung innerhalb der anglikanischen Kirche, benannt nach dem englischen Theologen Edward Bouverie Pusey (1800–1882).

von Kandidaten Froude gewählt[61]*, & wahrscheinlich hat irgendein konkurrierender unterlegener Kandidat diese Aufregung verursacht. Das alles, glaube ich, bewirkt Gutes, aber man sollte gelegentlich die Sachen lesen, die über solche Dinge geschrieben werden, um den Grad der vulgären Bigotterie – oder deren Vortäuschung – nicht zu vergessen, die den christlichen Zeitungslesern dieses edlen Landes immer noch als Muster gilt. The Times verhält sich recht gentlemanlike im Vergleich zu diesen anderen Zeitungen, wenn sie auf den Grund für die unterstellte Veruntreuung oder alles, was dem nahekommt, zu sprechen kommen. Ich vermute, dass sie über das Ziel hinausschießen, aber sie kennen in [?] einem solchen Fall keine Skrupel.*

Der nächste Brief ist verstümmelt, der größte Teil des ersten Papierbogens ist absichtlich weggeschnitten worden, so dass von der ersten Seite nur ein Bruchstück übrig blieb von dem, was offensichtlich eine Besprechung ihrer Reiseroute für die gemeinsame Rückreise von Pau war,[62] wobei aber der Beginn der Diskussion eines neuen Abschnitts auf Seite zwei sorgfältig aufbewahrt wurde.

J. S. M. an H. T., 17. März (?) 1849:[63] *Der Vertrag mit Parker ist gut, & dafür bist ausschließlich Du verantwortlich – alle Unterschiede zwischen diesem und dem letzten sind ganz und gar Dein Werk wie auch das Beste in dem Buche selbst, so dass Du einen doppelten Anspruch auf Deine Miteigentümerschaft daran hast. Und da ich gerade beim Thema bin, möchte ich Dir mitteilen, dass die Schwierigkeiten mit dem Drucker ausgeräumt sind – sowohl er wie Parker waren bereit, kulant zu sein, & er erhielt dann heute schließlich genau dieselbe Drucktype von genau derselben Gießerei – unterdessen ging keine Zeit verloren, da sie sehr schnell ohne die Titelzeilen druckten, & sie werden zweifellos ihren Verpflichtungen hinsichtlich der Zeit nachkommen. Du sagst diesmal gar nichts über das Stück* Politische Ökonomie *– ich hoffe, Du hast es nicht unter der Woche abgeschickt, da es in diesem Fall verloren gegangen ist – bei der Geschwindigkeit, mit der sie beide Bände gleichzeitig drucken, werden sie es bald brauchen.*

Es war falsch, dass ich mich so über die Athener geäußert habe,[64] *da es ohne die nötige Erklärung nicht richtig verstanden werden kann. Ich neige immer dazu, mich für diejenigen zu begeistern, die Großes für den Fortschritt tun & ihren Zeitgenossen unendlich weit voraus sind – besonders wenn es, wie im Fall der Athener, Mode war, sie aufgrund dessen schlechtzumachen, was das Beste an ihnen war – & ich bin nicht immer vorsichtig genug zu erklären, dass das*

Lob relativ *zu dem damaligen Wissensstand ist und nicht zum jetzigen & zu dem, was ein verbessertes Gefühlsleben sein sollte. Jedoch glaube ich allerdings, selbst ohne diese Relativierungen, dass der durchschnittliche Athener ein weitaus besseres Exemplar der Gattung Mensch darstellte als der durchschnittliche Engländer – versäumt man aber zu sagen, wie wenig man den Letzteren schätzt, ergibt sich ein falscher Eindruck von der Wertschätzung des Ersteren. Was Du über die Philosophen sagst, stimmt nicht ganz, denn Plato verurteilte ja doch diese »Barbarismen«.*

Ich bedaure sehr, dass ich nichts *über Palmerston*[*] *in dieses Pamphlet aufgenommen habe – ich bin fast versucht, einen eigenen Artikel für die Westminster Review zu schreiben, um es wiedergutzumachen. Deinem Vorschlag folgend schrieb ich einen Artikel über Russells Gemeinheit bei der Jews Bill & habe ihn Crowe geschickt, von dem ich noch keine Antwort bekommen habe – es gab bislang noch keine passende Gelegenheit für dessen Veröffentlichung – diese Gelegenheit wird sich ergeben, wenn die Sache wieder im Parlament verhandelt werden wird, aber ich fürchte, dass der Artikel, selbst wenn er als »von einem Korrespondenten« stammend deklariert wird, zu starker Tobak für die Daily News ist, heißt es doch darin ohne Umschweife, dass Ungläubige sich durchaus für das Parlament eignen. Auch mir selbst gefällt der Artikel. Ich habe sorgfältig jegliche Respektlosigkeiten gegenüber Russell persönlich oder mir bekannte Eigentümlichkeiten vermieden, woran mein Stil erkannt werden kann.*

Falls ich Fleming[65] *wieder treffe oder aus einem ähnlichen Grunde wieder angegriffen werde, werde ich so darauf reagieren, wie Du es empfiehlst – das Zusammentreffen mit F. war wohl zufällig, da es gerade am Eingang zu Somerset House stattfand, wo er Assistant Secretary of the Poor Law Board*[**] *ist, & gerade zu der Zeit, zu der er gewöhnlich herauskommt. Seitdem bleibe ich auf der gegenüberliegenden Seite.*

J. S. M. an H. T.: 24./Mittwoch/21. März [1849][66]**/***Das Paket mit der* Politischen Ökonomie *traf am Montag ein, tausend Dank dafür. Ich habe alle Deine Vorschläge buchstabengetreu befolgt. Der Satz, den Du in toto ablehntest, ist natürlich ganz gestrichen worden.*[67] *Ich möchte jedoch erklären, was ich damit*

---

* Henry John Temple, 3. Viscount Palmerston (1784–1865), britischer Politiker, war Premierminister von 1855–1858 und von 1859–1865.

** Kommission zur Umsetzung des Armenrechts.

sagen wollte – ich dachte nicht an eine mysteriöse Veränderung der menschlichen Natur – sondern hauptsächlich daran – dass heutzutage die besten Menschen notwendigerweise so sehr von einem Mitgefühl mit den Massen abgeschnitten sind, dass ich glaube, es muss ihnen schwerfallen zu beurteilen, wie sie von einer so gewaltigen Veränderung all ihrer Lebensumstände betroffen werden würden, die dadurch verursacht wäre, dass sie es mit Massen zu tun haben, mit denen sie sympathisieren könnten – oder dass sie wissen, inwieweit das Gemeinschaftsgefühl dann diesen großen Anteil an Einsamkeit & Individualität, ohne den sie jetzt nicht auskommen können, ersetzt. Ich wollte noch etwas sagen, nämlich, da in Zukunft die augenfälligeren & gröberen Hindernisse für und Einwände gegen das kommunistische System fortfallen oder erheblich reduziert sein werden, werden dann die weniger augenfälligen und groben eine Bedeutung gewinnen & eine Aufmerksamkeit verlangen, die ihnen jetzt praktisch nicht zuteilwerden, & dass wir, ohne es versucht zu haben, kaum sagen können, was das Ergebnis dieser Erfahrung sein wird. Ich will damit nicht sagen, dass Du *diese Dinge nicht erkennen & beurteilen kannst – aber wenn Du & vielleicht Shelley & ein oder zwei andere einer Generation das können, bin ich doch überzeugt, dass dies sowohl große Genialität als auch viel Erfahrung erfordert, & ich denke, es ist nur fair, den üblichen Lesern zu sagen, dass das gegenwärtige Menschengeschlecht (um als Kollektiv von ihm zu sprechen) dazu nicht in der Lage ist. Ich bin überzeugt, dass Du die Schwierigkeit, die Menschen selbstlos zu machen, gewaltig unterschätzt. Auch wenn man einräumt, dass in »zehn Jahren« die Kinder der Gemeinschaft durch Unterricht »vollkommen« gemacht werden können, so scheint mir doch, dass es vollkommene Menschen geben muss, um sie zu unterrichten. Du sagst, »wenn es auf Seiten der klügeren Menschen den Wunsch gäbe, sie zu vervollkommnen, wäre es leicht[«] – aber wie schafft man diesen Wunsch auf Seiten der klügeren Menschen? Wenn wir morgen absolute Macht besäßen, könnten wir zwar viel tun, die Menschen durch gute Gesetze zu bessern, & ihnen sogar eine viel bessere Ausbildung geben, als sie jemals hatten, doch ich denke gleichwohl, dass all unsere Pläne an der Unmöglichkeit scheitern würden, die geeigneten Instrumente zu finden, wollten wir in unserer Zeit irgendetwas von dem bewirken, wonach wir streben. Damit die Menschen wirklich etwas taugen, ist es so notwendig, ihnen nicht nur gute Absichten zu geben & Pflichtgefühl, sondern ihnen die Augen zu öffnen – um zu verhindern, dass Selbstgefälligkeit, Eitelkeit, Reizbarkeit & der Katalog von Lastern ihre moralischen Urteile verfälschen, da die der klügsten Menschen heute fast immer*

verfälscht sind. Aber wir werden alle diese Fragen gemeinsam aufwerfen, & sie erfordern, dass man recht ausführlich auf sie eingeht, jedenfalls in dem neuen Buch, und ich bin sehr froh, dass Du Dich mit ebenso viel Interesse darauf freust wie ich auch. – Was Neuigkeiten betrifft – hast Du in der Times von Mrs. Bullers Tod gelesen? Ich vermute, es war genau der Tag, als ich Dir das letzte Mal schrieb. Ich weiß nichts über die Art oder die Ursache ihres Todes, & nichts, was ich davor gehört hatte, gab mir Anlass, damit zu rechnen. Dieses Kapitel ist also nun vollständig geschlossen.[68] *Ich habe neulich den Laden von Charles Fox aufgesucht, um mich nach der Art von Mr. Fox' Krankheit zu erkundigen, & C. F. sagte, er habe ständig Schmerzen in der linken Körperseite, die entweder von einer Herzerkrankung herrühren oder nur Nervenschmerzen sind, die aber durch öffentliches Reden oder irgendwelche anderen Aufregungen erheblich verschlimmert werden, & deshalb spricht er so selten im Unterhaus. Es handelt sich also wahrscheinlich nur um Nervenschmerzen & ist nicht gefährlich, aber es zeigt, dass er bei schlechter Gesundheit ist. Gestern sind Briefe von George gekommen, die vor drei Wochen abgeschickt wurden: Er berichtet, dass es ihm weder schlechter noch besser geht, er meint, er huste etwa sechs oder sieben Mal in der Stunde alle 24 Stunden lang. Er schreibt immer noch, als wäre er keineswegs niedergedrückter Stimmung – eine Formulierung, die er benutzt, lautet, um ihn glücklich zu machen, bedürfe es nicht mehr, als auf die Berge steigen zu können & bessere Zukunftsaussichten zu haben – ich glaube, er meint bessere* avenir* *für den Fall, dass er schließlich wieder gesund wird – aber er scheint überzeugt, dass seine Krankheit selten geheilt oder aufgehalten wird. Ich werde ihm schreiben, um ihn aufzumuntern, denn ich bin überzeugt, dass sie oft aufgehalten wird, wenn auch selten jemals geheilt, & ich verzweifle in seinem Fall noch nicht.*

Crowes Antwort lautete: »Ich bin überglücklich, den Artikel drucken zu können. Die Jews Bill ist bis nach Ostern verschoben worden, aber wenn Sie es mir erlauben, werde ich ihn sofort einfügen.« Es gibt anscheinend nichts Schöneres, als Leuten von Art der D[aily] N[ews] Tritte zu verpassen. Ich antwortete, indem ich ihm sagte, wenn er meine, der Artikel sei jetzt ebenso nützlich wie etwa zu der Zeit, wenn über die Jews Bill verhandelt wird, solle er ihn auf alle Fälle jetzt drucken. Er ist aber noch nicht veröffentlicht worden. Mit dem Druck der zweiten Auflage (der pol. Ök.) geht es in jeder Hinsicht zufriedenstellend voran. Vorigen Sonntag fuhr ich mit der Bahn nach Watford & lief zu Fuß von dort

---

* Zukunft(saussichten).

nach London, eigentlich noch weiter, denn da der direkte Weg über Stanmore ging, bog ich vor Stanford nach Harrow ab und verlängerte so den Weg um 3 oder 4 Meilen. Ich muss wohl 20 Meilen gelaufen sein & fast die ganze Strecke ohne Unterbrechungen, mit gelegentlicher kurzer Rast auf einem Zaunübertritt. Ich muss jedoch gestehen, dass mir die Meilen zwischen Harrow & London überaus lang wurden, aber ich empfand am nächsten Tage und danach keinerlei Unbehaglichkeit wegen meines Fußmarsches. Die Lähmung stellt jetzt keinerlei Hindernis mehr dar – das einzige Hindernis ist eine allgemeine Schwäche im Vergleich zu meiner Verfassung, als ich noch vollkommen gesund war. Mein Sehvermögen bleibt unverändert. Ich freue mich über die Maßen auf den Samstag, weil dann immer ein Brief kommt. Adieu mit allen guten Wünschen.

Der letzte erhalten gebliebene von Mills Briefen aus dieser Serie ist ebenfalls verstümmelt. Fast die ganze erste Hälfte des Bogens ist absichtlich weggeschnitten worden, so dass auf der zweiten Seite[69] nur der Anfang von seiner Antwort auf Mrs. Taylors Kommentare zur Diskussion über die Bevölkerung in dem Kapitel »Abhilfe für niedrigen Arbeitslohn« gegen Ende des ersten Bandes der *Politischen Ökonomie* übrig blieb.*

J. S. M. an H. T., London, 31. März 1849: *Die Änderung, die ich an dem Satz der* Politischen Ökonomie *vorgenommen habe, bestand darin, anstatt »ihre Trunksucht zu plakatieren« zu sagen »ihre enorm großen Familien zu plakatieren« – das liest sich nicht so gut, aber ich denke, so geht es, vor allem weil der vorangehende Satz die Wörter »diese Art von Hemmungslosigkeit« enthält – aber Deine beiden Sätze sind so gut, dass ich sie, da dieser Bogen noch nicht gedruckt ist, in das Buch aufnehmen muss & werde.*[70] *– Amüsierst Du Dich nicht über Peel** mit seiner Irland-Politik? Vor zwei Jahren verspottet er den Brachland-Plan,*[71] *den die kleinmütigen Minister, kleinmütig, weil talentlos, auf ein einziges sarkastisches Wort von ihm hin aufgeben, & jetzt hat er enfanté*** ein Pro-*

* Vgl. Buch II, Kapitel 12 und 13 der *Grundsätze der politischen Ökonomie*.

** Robert Peel (1788–1850), britischer Politiker, war als Innenminister maßgeblich an der Etablierung einer modernen Polizei in London beteiligt. Noch heute werden Polizisten in Großbritannien umgangssprachlich »Bobbies« oder »Peelers« genannt. Von 1834–1835 und 1841–1846 war Peel Premierminister. Die Aufhebung der agrarprotektionistischen Korngesetze 1846 als Reaktion auf die Hungerkrise in Irland war unpopulär in seiner Partei und führte zum Sturz seiner Regierung.

*** In Entstehung.

jekt, das diesen Plan enthält & weitaus mehr als vorgeschlagen worden war – & die Times unterstützt ihn, & Irland preist ihn. Ich bin sehr froh, dass er das getan hat – ich könnte mir vorstellen, dass es funktioniert, wie nichts zuvor noch funktionierte, um den Aberglauben hinsichtlich des Eigentums zu überwinden – & es ist das einzige Ereignis in England, das einen Schritt vorwärts verspricht – etwas, was man durchaus begrüßen kann, wenn es in Europa mit der Sache des Volkes so schlecht steht – nicht, dass ich dadurch etwa entmutigt würde – der Fortschritt der rechten Art scheint mir nun gesichert, da der Sozialismus unauslöschlich *geworden ist. Ich wünschte jedoch von Herzen, dass Proudhon tot wäre – es gibt wenige Männer, deren Denken, als Ganzes gesehen, einen solchen Widerwillen bei mir erregt, & all der von ihm ausgeübte Einfluss scheint mir schädlich zu sein außer als ein starkes* Dissolvens*, was so weit ja gut ist, aber alles, wodurch er das Aufgelöste ersetzen würde, scheint mir das Schlimmstmögliche in der Praxis & meist auch im Prinzip zu sein. Ich habe ein weiteres Buch von Considérant gelesen, das vor kurzem erschienen ist.*[72] *Er geht beim Fourierismus in die Details mit vielen langen Auszügen aus Fourier selbst. Es war vielleicht notwendig, ins* Detail *zu gehen, um die Sache realisierbar aussehen zu lassen, aber viele der Details* sind *& alle* scheinen *einem passablement ridicules*[*]*. Was das System & die allgemeine Denkweise der Fourieristen betrifft, so liegt dem ein Problem zugrunde, das gelöst werden muss, bevor man den nächsten Schritt machen kann. Auch wenn man die Allmacht der Erziehung einräumt, ist nicht eben der Dreh- & Angelpunkt dieser Erziehung ein moralisches* Empfinden *– ein Pflicht*gefühl *oder Gewissen oder Prinzip oder mit welchem Namen man das auch bezeichnen will – ein Gefühl, dass man das tun & wünschen* sollte*, was dem größten Wohl aller Beteiligten dient. Nun lassen aber Fourier & alle seine Anhänger das vollkommen aus & verlassen sich gänzlich auf eine Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die einen jeden ohne das Einimpfen von Pflicht oder von »Sollen« und einzig durch das spontane Wirken der Leidenschaften überaus besorgt um das Wohl des Ganzen macht. Niemand soll jemals gezwungen werden, etwas zu tun, sondern sie handeln ganz nach Belieben, aber es wird vorausgesetzt, dass sie in einem Phalansterium*[**]* immer nur das Beste*

---

* Recht lächerlich.

** Bezeichnung für Charles Fouriers sozialrevolutionäres Genossenschaftsmodell. Die einer Arbeiterkooperative gleichkommende kommunale und wirtschaftliche Körperschaft sollte analog zur Mannschaftsstärke einer Phalanx in der antiken Kriegsführung aus 1620 Personen bestehen.

wollen. Das führt natürlich zu den freiesten Ideen von persönlichen Beziehungen aller Art, aber kann das ansonsten eine Grundlage für das Zusammenleben & gemeinsame Handeln der Menschen sein? Owen *beschränkt sich aufs Allgemeine & sagt nur, dass Erziehung jeden vollkommen machen kann, aber die Fourieristen versuchen zu zeigen, wie, & klammern dabei, wie es mir scheint, einen der unentbehrlichsten Bestandteile aus.*

Was für ein Absturz[73]*, sich von diesen Spekulationen dem verkniffenen methodistischen England zuzuwenden. Es lohnt sich, die Artikel in den Zeitungen über Froude & Sterling*[74] *zu lesen, um eine angemessene Vorstellung davon zu haben, was England ist. Das Zeitungsgerede über das Thema mit dem unwiderstehlichen Reiz des Persönlichen dauert immer noch an, & ich habe in dieser Woche in Schaufenstern die Leitartikel zweier Wochenzeitungen gelesen, der Church & State Gazette & des English Churchman, die damit fortfahren. Sie haben das brillante Windei des »Sterling Club« entdeckt.*[75] *Ich erinnere mich an die Gründung des besagten Klubs durch Sterling selber, viele Jahre vor seinem Tod – bald nachdem er begonnen hatte, auf Dauer außerhalb von London zu wohnen – obwohl er ein Klub genannt wurde, gab es weder Mitgliedsbeiträge noch Statuten, sondern er bestand aus der Übereinkunft von etwa 12 oder 20 Bekannten von Sterling, von denen die meisten ortsansässige Universitätsangehörige waren, dass es einen Tag im Monat geben sollte, an dem, wenn irgendeiner von ihnen in einem bestimmten Haus am Lincoln's Inn Fields essen wollte, er die Gelegenheit hätte, einige von den anderen dort anzutreffen. Ich ließ mich als Mitglied eintragen & ging wohl etwa dreimal mit Sterling selbst & auf seine Bitte dorthin, um den Abend in seiner Gesellschaft zu verbringen – das letzte Mal geschah das, glaube ich, im Jahre 1838. Vor ein paar Wochen wurde ich an die Existenz dieser Sache erinnert, als ich eine gedruckte Mitgliederliste erhielt, worauf ich mit vielen anderen als Ehrenmitglied eingetragen war – die Zahl der Mitglieder ist erheblich gewachsen, besteht (zu mehr als der Hälfte) aus Geistlichen, einschließlich zweier Bischöfe, Thirlwall*[*] *und Wilberforce*[**]*, & ich vermute,*

---

* Connop Thirlwall (1797–1875), britischer Bischof und Historiker, war unter anderem bekannt für seine mehrbändige *Geschichte Griechenlands* (erschienen 1835–1847). Als Bischof war er wegen seiner liberalen Einstellungen und der entsprechenden Kritik an der Kirche nicht immer wohlgelitten. John Stuart Mill bezeichnete Thirlwall einmal als den besten Redner, den er kenne.

** Samuel Wilberforce (1805–1873), Bischof von Oxford und Sohn von William Wilberforce, einem der führenden Abolitionisten seiner Zeit, war Autor und Herausgeber zahlreicher Werke und außerdem ein bedeutender öffentlicher Redner.

der Klub ist nun so organisiert, dass sie regelmäßige Mitgliedsbeiträge verlangen, da sie zum Freemason's umgezogen sind & begonnen haben, vor jedem Essen Rundbriefe zu verschicken. Eine dieser Listen fiel der Zeitung »Record« in die Hände, & nachdem sie diese mit Hares Life of Sterling in Zusammenhang gebracht hatte, beschuldigt sie nun Hare, Maurice, Trench, jene Bischöfe & zahllose andere, eine Gesellschaft gegründet zu haben, um einen Ungläubigen zu ehren & seiner zu gedenken – & sich zu diesem Zwecke mit Personen zusammenzutun, die unter dem dringenden Verdacht stehen, selber nicht besser als Ungläubige zu sein, wie etwa mit Carlyle & mir. Es ist sehr amüsant, dass diese Leute, die sich solche Mühe geben, ihre Orthodoxie zu behüten, nichts dadurch gewinnen, als umso heftiger attackiert zu werden. Es zeigt jedoch, was ich nicht vermutet hatte, dass es einigen Mut von einem kirchlichen Würdenträger verlangt, über einen Häretiker selbst in der zurückhaltenden Art zu schreiben, wie Hare das getan hat.*[76]

Gestern kam Nichol[77] *mich besuchen – den ich seit 1840 nicht mehr gesehen hatte – er ist für einige Tage oder wahrscheinlich Wochen in London & ist dabei, ein Buch über Amerika, das er bereist hat, zu veröffentlichen. Da er gerne wandert, werde ich morgen mit ihm eine Wanderung auf dem Lande unternehmen – bei meinen Sonntagswanderungen war ich sonst allein. Ich hielt ihn immer für einen Menschen, aus dem man etwas machen könnte, wenn man ihn nur oft genug sieht – ich werde jetzt vielleicht feststellen können, ob ich damit recht hatte, aber sein Buch wird es ohnehin zeigen. Für ihn spricht zumindest, und das ist die große Auszeichnung heutzutage, dass er entschieden* zukunfts*orientiert ist – keineswegs konservativ gesinnt, sondern willens, sehr destruktiv zu sein, & nun adieu mit allen bestmöglichen Wünschen.*

Am Montag werde ich sicher wieder hören.

In einem Brief ihres Mannes, den Mrs. Taylor gegen Ende März erhielt, scheint er ihr ein ungünstigeres Bild seines Gesundheitszustandes gegeben zu haben, was ihr einigen Kummer bereitete, aber offensichtlich ließ der Brief nicht erahnen, wie ernst sein Zustand tatsächlich war.

---

* Julius Charles Hare (1795–1855), britischer Schriftsteller und Geistlicher, war in seinem Denken und seinen überwiegend theologischen Schriften von der deutschen Literatur beeinflusst. Als Kind hatte er einige Zeit in Weimar verbracht und dort Goethe und Schiller getroffen.

H. T. an John Taylor, Pau, 30. März 1849:[78] *Würde ich nur meine eigene Neigung zurate ziehen, wäre ich bei Erhalt Deines Briefes sofort nach England zurückgekommen in der Hoffnung, Dir von Nutzen sein zu können – der Grund, warum ich das nicht tun kann, besteht darin, dass Mr. Mill und ich vereinbart haben, dass wir uns am 20. April treffen, wenn er wegen seines Gesundheitszustandes, der den ganzen Winter hindurch sehr labil war, drei Wochen Urlaub haben wird. In den letzten zwei Monaten war er fast unfähig, zu lesen oder zu schreiben, & Clark sowohl wie der Augenarzt Alexander sagen, dass eine völlige Veränderung & die Unterbrechung all seiner Arbeiten absolut notwendig sind, um sein Sehvermögen zu retten – er hatte Pusteln & lästige Auftragungen sonder Zahl, aber ohne irgendeine Wirkung, und ist tatsächlich fast halb blind. Es heißt, dass seine Augen durch mildes Wetter geheilt werden können und wenn er darauf verzichtet, sie zu benutzen, da all die schlimmen Symptome seiner extremen Schwäche zugeschrieben werden. Ich werde deshalb mit ihm bis nach Paris zurückfahren & werde so früh wie möglich nach Hause fahren in der Hoffnung, Dir von Nutzen sein zu können. Es ging mir in letzter Zeit nicht besonders gut, meine Magenprobleme haben sich wieder bemerkbar gemacht, aber ich erhole mich wieder davon, & das Reisen wird sicher gut für meine Gesundheit sein. Ich fühle mich verpflichtet, alles in meinen Kräften Stehende für seine Gesundheit zu tun, & es ist bedauerlich, dass er wegen des Führungswechsels am 11. April unabkömmlich ist, so dass er London vorher nicht verlassen kann. Er sagt nicht einmal seiner eigenen Familie,* wohin *er im Urlaub fährt, da ich allen Klatsch so sehr hasse. Deshalb erwähne auch ich es nicht, außer Dir gegenüber. Ich störe Dich mit all diesen Details, weil ich möchte, dass Du weißt, dass mich nichts als das Gefühl, das Richtige zu tun, davon abhält, sofort zurückzukehren.*

Mill schloss sich Mrs. Taylor und ihrer Tochter wahrscheinlich in Bagnères an, wo die Reisegruppe jedoch nicht lange geblieben sein kann, da sie nach einem Ausflug nach Cauterets in den Hochpyrenäen bereits am 29. April[79] in Toulouse auf dem Heimweg waren, aber sie scheinen zwei weitere Wochen damit verbracht zu haben, nach Norden zu fahren über Montauban, Limoges und Châteauroux nach Orléans und Paris.

Siebtes Kapitel

John Taylors Krankheit und Tod

(1849)

Entweder um zu vermeiden, zusammen zu reisen, wobei die Wahrscheinlichkeit groß war, dass sie Bekannte treffen würden, oder einfach nur, weil Mrs. Taylor einen windstilleren Tag für die Kanalüberquerung abwarten wollte, kehrte Mill einen oder zwei Tage früher als sie von Paris nach London zurück mit einer Botschaft an Mr. Taylor, dass es seiner Frau gut gehe und sie bald eintreffen würde. Als Mrs. Taylor endlich am 14. Mai eintraf, musste sie feststellen, dass ihr Mann weitaus schwerer erkrankt war, als sie erwartet hatte – tatsächlich starb er, wie der Arzt sie bald wissen ließ, an Krebs.

In den zwei Monaten bis zu seinem Tode widmete sie dann all ihre Kraft der Pflege des Kranken. Eine lange Reihe hastig geschriebener Mitteilungen an Mill bieten einen kontinuierlichen Bericht von ihrem Schwanken zwischen Hoffnungen und Ängsten. Eine Zeitlang weigerte sie sich, das kaum verhüllte Verdikt der Ärzte zu akzeptieren und sich ins Unvermeidliche zu fügen. Ein Großteil ihrer Schreiben an Mill in den ersten Wochen beschäftigt sich mit der Frage, welche anderen Ärzte konsultiert werden sollten, und mit Büchern über die Krankheit, die sie liest, um herauszufinden, ob es eine Möglichkeit der Heilung gibt. Niemand, der all diese Schreiben[1] liest, vermag an der Aufrichtigkeit ihres Leids oder der Ausschließlichkeit ihrer Hingabe an die unablässige Pflege ihres sterbenden Mannes in diesen letzten Wochen zu zweifeln, als sie Mill kaum sieht. Alle folgenden Auszüge stammen aus diesen Schreiben an Mill, deren genaue Daten meist ungewiss sind.

H. T. an J. S. M., 28. (?) Mai 1849:[2] *Es ist außergewöhnlich, welch harte Arbeit sowohl ich wie auch L[ily] hinter uns haben & immer noch jeden Tag auf uns nehmen, aber ich habe fast ganz die Übersicht verloren über die Tage & weiß nicht mehr, wann der Anfang oder das Ende der Woche ist – die ganze Zeit verging mit der Linderung der Schmerzen durch Worte des Mitgefühls oder mit dem Versuch, durch Gespräche von den Schmerzen abzulenken, oder mit der aktiven Beteiligung an all den nicht enden wollenden fürsorglichen Tätigkeiten. Er ist sehr geduldig & standhaft & hält durch mit aller Kraft & viel Mut – aber*

warum *soll er all diese Qualen erdulden müssen! Wem nützt das alles – er hat niemals einer Kreatur hier auf Erden ein Leid angetan. Wenn sie sein Leben wollen, warum können sie es ihm nicht einfach nehmen – was für eine sinnlose Folter das alles ist! & er bedauert es so sehr, & er leidet darunter, mir so viel Arbeit zu machen – er meint, ich sei das höchste Gut für ihn, & der Gedanke, dass kein Dienstbote für ihn tun könnte, was ich für ihn tue, ermöglicht es mir weiterzumachen. Er sagte vor 2 Tagen »also wenn ich* wirklich *je wieder gesund werde, dann verdanke ich das einzig und allein Dir«. Wie entsetzlich ist der Gedanke, dass seine Chancen so gering sind – ach, ich habe das Gefühl, dass er neben Dir das einzige Lebewesen auf dieser elenden Welt ist, das mir wichtig ist. Er ist so durch und durch treu, direkt, ehrlich, stark, & das mit all den Bekundungen* freundlicher *Gefühle, wie ich nun stets feststellen kann. Welch einen Kontrast stellt ein solcher Mensch dar zu den faden sentimentalen Egoisten Sterling, Carlyle etc., die mit dem aufgeblasenen Dünkel ihrer angemaßten Superiorität alle Kraft und Bescheidenheit verschwinden lassen.*

Anfang Juni:[3] *Du sagst, dass ich Dir »zu einer unüblichen Zeit« geschrieben hätte, »wenn ein Wechsel des Denkobjekts eher eine Erleichterung bedeuten kann als eine Belastung«!* unübliche Zeit! *Du weißt offenbar überhaupt nicht, was Wörter wie* Freundschaft *oder* Sorge *bedeuten, wenn Du solche jämmerlichen, engherzigen Ausdrücke benutzen kannst. Dieser Satz scheint aus der Feder einer der Miss Taylors zu stammen. Es ist das kindische Denken & Fühlen irgendeines völlig kopflosen & herzlosen Geplappers einer altjüngferlichen Anstandsdame.*

Was die »unübliche Zeit« betrifft, so sagte *ich Dir bereits, dass es keinen Augenblick gibt, in dem ich nicht Dinge zu erledigen hätte, wenn ich nicht am Bett des Kranken selbst stehe oder dem Kranken beistehe – & was den »Wechsel des Denkobjekts eine Erleichterung« betrifft! Gütiger Gott, hieltest Du es etwa für eine Erleichterung, an jemand anderen, irgendeinen Bekannten oder was auch immer zu denken, während* ich *sterbe? Wenn dem so ist – aber ich werde dazu nichts mehr sagen – nur dass ich es nach einer solchen Gefühlsweise Deinerseits für ein Sakrileg hielte, mit einem Bericht darüber zu beginnen, was ich fühle & leide in dieser höchst schrecklichen & höchst traurigen & höchst mitleiderregenden Situation – mein Herz wird gequält von Empörung & Gram.*

6. Juli:[4] *Diese Krankheit scheint die Übel der Schwindsucht mit denen akuten Leidens zu verbinden – all die Qualen der Entkräftung durch langsames Dahin-*

siechen mit ihren schrecklichen hiesigen Ausprägungen. So schrecklich & fürchterlich ist diese Krankheit, dass man manchmal froh darüber sein muss, dass er weiterhin keine Schmerzen hat – nur diejenigen, die ihn mit der innigen Anteilnahme wahrer Liebe & wahren Erbarmens leiden gesehen haben, können den unendlich großen Unterschied zwischen der Freiheit von Schmerz & der Freiheit von Leiden ganz einschätzen. Ich bin sicher, dass fast jeder Schmerz weniger schwer (wenn auch vielleicht nicht weniger hart) zu ertragen ist als dieser, den er, armer, armer Lieber, so treffend Zoll um Zoll sterben nennt.

Doch er ist jetzt für Stunden relativ guter Dinge, & er selber und diejenigen, die die ärztlichen Diagnosen nicht hören, scheinen sich einzubilden, dass es ihm vielleicht besser gehen wird – aber sie sagen, obwohl es ein wunderbar leichter Fall dieser Art ist, dass andere so sehr viel mehr leiden als er (aber es ist ja auch so, dass meiner Meinung nach niemand jemals so gut gepflegt wurde), das Ergebnis doch dasselbe sein wird. Was mich betrifft, so habe ich mich nach zwei Tagen, in denen ich mich krank & gerädert fühlte, wieder erholt. Ich fühle mich nun nur noch selten müde.

Die Gewissheit, wirklich von größtem Nutzen und ganz unentbehrlich für ihn (oder jeden anderen) zu sein, verleiht mir sehr viel Kraft und Schwung – so dass ich sicher bin, dass meine Gesundheit nicht leiden wird – falls nicht die Krankheit tatsächlich ansteckend ist, was ich nicht glaube – wenn sie es wäre, würden wir drei, die alles für ihn tun, uns sicher anstecken. Erwähne jedoch diesen Gedanken niemals ihnen gegenüber.

Seine Schwestern, die ihn besuchen kommen, & andere sagen, niemand würde glauben, dass sein Zimmer das eines Kranken ist, es macht einen so frischen und heiteren Eindruck – & diese Frische & Heiterkeit haben, da bin ich mir sicher, viel zu tun mit seiner Behaglichkeit & seinem Komfort & damit, dass er fast überhaupt nicht unter einer nervösen Depression leidet. Einen Monat lang waren tags oder nachts weder Fenster noch Tür geschlossen, & der Anblick & Duft frischer Blumen & kristallklaren Eis(?)wassers & allerlei hübsch aussehende Dinge bringen ihn dazu, ein Gefühl der Freude zu empfinden, & täuschen über die Niedergeschlagenheit hinweg.

So haben sich all diese ununterbrochene Aufmerksamkeit & Bemühung, ihn bei guter Laune zu halten, & auch die lange Zeit, die vergangen ist, seit ich die furchtbare Wahrheit erfuhr, verbunden, um den tiefen Kummer & die Empörung, die ich empfinde, unter die Oberfläche sinken zu lassen – aber ich habe Dir so viel zu sagen, was niemand außer Dir verstehen kann.

Was für ein Betrug das Leben ist & was für Narren die Menschen sind, die darauf versessen zu sein scheinen, in die Hände der böswilligen Dämonen zu spielen! Einen Trost & Hoffnung bietet die Tatsache, dass das Schlimmste, das sie erleiden, ihren eigenen schlechten Eigenschaften geschuldet ist – aber die Guten leiden mit den Schlechten.

Vielleicht kannst Du Georges Brief für H[aji] Deinem Schreiben an mich beilegen. Sag mir, wie es Dir geht. Schone Dich um der Welt willen.

Es geht mir nicht aus dem Kopf, dass Du die ganze Zeit über den römischen Heroismus *geschwiegen hast – der nie seinesgleichen hatte – & die vollkommene Niederträchtigkeit der Franzosen. Ich wollte unbedingt selber schreiben – der einzige Mensch, der das ebenso stark empfindet wie ich, ist Landor, & er scheint halb verrückt zu sein.*

9. Juli:[5] *Könntest Du mir irgendwelche Zeitschriften, die Du hast, für ihn schicken – das heißt, falls Du welche hast.*

Für den Juli hat er die New Monthly Review & die Quarterly Review –

Vor allem möchte ich die Edinburgh Review so früh wie *möglich.*

Komm nicht wieder zu Besuch.

Du hast keine Ahnung, was für einen Fehler Du machst, wenn Du erklärst, dass die Krankheit nicht ansteckender sein könne als ein Schädelbruch – Wer dies sah & beobachtete & so denkt, muss bereits einen Schädelbruch erlitten haben. Ich zweifle kaum daran, dass diese Krankheit ebenso oft ansteckend ist wie Typhus oder die Pest – Sie scheint der letzteren sehr zu ähneln – wahrscheinlich sind sie unter bestimmten Umständen alle ansteckend – & für prädisponierende wie prädisponierte Personen. Ich kann diese Meinung jedoch jetzt nicht begründen.

Ich habe so sehr viel zu sagen, was warten muss.

Unter was für einem ehernen Despotismus wir leben, & wer kann sich darüber wundern, dass die Menschen schlecht sind, solange sie sich die Regierung dieser Welt zum Vorbild nehmen. Es freut mich zu hören, dass die ängstlichen Oberschichten die Römer für edel halten – falls sie das wirklich tun –, aber Grote malt seine edlen Bekanntschaften immer couleur de rose[*]*.*

Dass sie die Vorgänge in Frankreich ablehnen, daran zweifle ich nicht.

---

* Rosig.

Tocqueville[*] ist ein bemerkenswertes Exemplar der Klasse, zu der solche Leute wie die Sterlings, Romillys[**], Carlyles, Austins gehören – die Klasse der Vornehmtuerei – moralisch schwach, geistig beschränkt, ängstlich, unendlich eingebildet & klatschsüchtig. Es gibt sehr wenige Menschen in diesem Lande, die für uns etwas anderes als mehr oder weniger ehrbare Marionetten sein können.

So beginnen allmählich, als sie sich abfindet mit dem unvermeidlichen Ende der Leiden ihres Mannes, andere Themen in ihren Gedanken und Briefen aufzutauchen. Das erste nicht um diese Leiden kreisende Thema, worüber offenbar noch im Mai diskutiert wird, war eine an Mill gerichtete Bitte um Geld von G. J. Holyoake; dies Geld sollte ihm bei dem Versuch behilflich sein, einen akademischen Titel zu erhalten. Mrs. Taylor riet, ihm das Geld »zu geben, aber nicht ohne ihm eine angemessene Lektion über diese eitle und sinnlose Affektiertheit zu erteilen«,[6] und Mills Entwurf einer Antwort an Holyoake wird von ihr ausführlich kommentiert.

H. T. an J. S. M., Mai (?) 1849:[7] *Wenn Du ihm sagst, dass Du den Geldbetrag, wie von ihm erbeten, zeichnen wirst, dann halte ich es für Deine Pflicht, ihm auch Deine Meinung darüber zu sagen, was für eine sehr unaufrichtige und* unmoralische *Art von Schreiben das [sein Schreiben an Mill] ist. Ich glaube, Du kannst unmöglich dem Humbug zustimmen (selbst in ehrliche Worte übersetzt ist es immer noch Humbug), dass zuzuhören, wenn Menschen in London oder an einer anderen Universität Vorlesungen halten, ein Mittel zur Förderung des Wissens sei, um »gelehrt« zu sein, wie er es so großsprecherisch und vulgär nennt, dem das Lesen niemals gleichkommen könne. Dass Vorlesungen und Vorlesende, wie sie gegenwärtig existieren, Mittel der Förderung sind, die allem Lesen überlegen seien. Dann dieses scheinheilige Gewäsch über »die Missachtung strenger Unbestechlichkeit« – entweder sind die Worte sinnlos & deshalb*

---

* Alexis de Tocqueville (1805–1859), französischer Politiker und Philosoph, ist der Nachwelt vor allem durch sein Hauptwerk *Über die Demokratie in Amerika* bekannt. In seiner politischen Karriere wurde der Adlige nach der Februarrevolution 1848 in die verfassunggebende Versammlung gewählt und amtierte im Jahr darauf für wenige Monate als Außenminister.

** John Romilly (1802–1874), Politiker der Whig-Partei und Richter, war von 1832–1835 und von 1846–1847 Mitglied im Parlament, danach Aufstieg zum Kronanwalt in der Regierung von Russell. Später war er als »Master of the Rolls« zweithöchster Richter im Land.

heuchlerische Prahlereien, oder der Mensch begeht »Missachtung etc.« durch seinen Brief.

Das Ganze läuft in der Sprache eines ehrlichen Mannes auf Folgendes hinaus: Ich möchte einen Titel oder irgendeine andere akademische Auszeichnung, um zu versuchen, es in der Welt zu etwas zu bringen. Sind Sie bereit, mir mit ein wenig Geld auszuhelfen? Um mehr geht es nicht – wohingegen sein Schreiben wie alles an ihm ein Wust prahlerischer, eingebildeter, vulgärer Unaufrichtigkeit ist, & ich möchte, dass er begreift oder fühlt, dass Du Dich von ihm nicht hereinlegen lässt. Und zwar einzig deshalb, weil es mir unmoralisch erscheint, dass die Unehrlichkeit sich bei wahrhaftigen & intelligenten Menschen für erfolgreicher halten darf als die Ehrlichkeit.

Bald fand sich ein wichtigeres Thema. Captain Anthony Sterling, der Bruder von Mills vor kurzem verstorbenen Freund John Sterling, bereitete zu der Zeit die Veröffentlichung einer Sammlung von Briefen seines Bruders vor. Diese Briefsammlung ist nie erschienen, sollte aber später Thomas Carlyle für sein *Life of John Sterling* von Nutzen sein. Captain Sterling hatte offenbar Mill um Erlaubnis gebeten, einige von dessen Briefen an Sterling in die Sammlung aufzunehmen sowie einige Abschnitte über Mill selber, vielleicht die weiter oben in der Korrespondenz zwischen Sterling und Carlyle zitierten.

Juni:[8] *Ich hatte neulich nichts mehr über diese Briefe gesagt, da ich Dein Schreiben von vor zwei Wochen so verstand, dass alles entschieden worden sei und dass Du vorhattest, jede Erwähnung Deiner selbst in diesen Briefen wegzulassen & auch die an Dich adressierten Briefe zurückzuziehen. Ich nahm an, dass dies geschehen & dass die Angelegenheit damit erledigt war. Ich bin ganz sicher, dass dies sowohl der Gerechtigkeit wie auch der Ehre halber geschehen sollte, und was die Schwierigkeiten betrifft, die Dir das bereitet, scheint mir das nicht wichtig zu sein, wenn Deine Gewohnheiten genau die von Durchschnittsmenschen wären, was aber nicht der Fall ist. Dass Du in einer Geschmacksfrage & einer, die gänzlich Dich selbst betrifft, Deine Meinung ändern solltest, ist gewiss nicht so schrecklich merkwürdig.*

Ein weiteres Schreiben bezieht sich auf den Brief, der an Captain Sterling geschickt werden soll.

30. Juni:[9] *Ich glaube, dass die Worte, die ich mit dem Bleistift durchgestrichen habe, besser weggelassen werden sollten – oder könnten sie mit geringfügigen Änderungen ans Ende gesetzt werden?*

Der Grund*, den ich Captain S. gegenüber angeben würde, falls nach einem Grund gefragt wird, ist der, dass die Art, wie Du in diesen Briefen erwähnt wirst, dazu angetan ist, einen falschen Eindruck von Dir zu vermitteln. Das ist die einfache Wahrheit. Die Worte, die ich am Ende hinzugefügt habe, sind nicht ganz passend, aber Du wirst sie passend formulieren. Es ist, wenn möglich, ebenso wünschenswert, dass diese Passagen ausgelassen werden wie Deine eigenen Briefe. Deshalb sollte etwas von der Art (wie die Worte, die ich hinzugefügt habe) gesagt werden.*

7.–8. (?) Juli:[10] *Ich hatte nur ein paar Augenblicke Zeit, um mir diese Auszüge aus S.s Briefen anzusehen. Ich kann absolut nicht verstehen, & ich meine das ganz* ernst *und keineswegs ironisch, wie Du jemals die Veröffentlichung einer solchen Ansammlung von Verkennungen Deiner Person mit Zufriedenheit oder sogar Indifferenz ins Auge fassen konntest. Ich weiß, dass Du Dir sehr schmeichelst, nicht eitel zu sein, aber in meinem Fall würden die Wahrheitsliebe sowie die Eitelkeit es als unvereinbar mit mir erscheinen lassen, selbst der Welt eine Beurteilung meiner Person vorzulegen, die von einem mir* offensichtlich *Unterlegenen vorgenommen wurde, der das mit allem nur vorstellbaren Gestus des Urteilens von oben herab tut. Eine weitere Sache, die mich tief verletzt, auch wenn sie mich nicht überrascht, ist Deine vollkommene Verrücktheit, selber Brief und Siegel zu geben auf die soi-disant* anerkennende Erwähnung Deines Namens & Deines Charakters seitens eines Mannes, von dem Du weißt, dass er schwach und töricht genug ist, um mit seinem Briefpartner in der* Beurteilung *Deiner Beziehung mit irgendeiner unbekannten Frau unter unbekannten Umständen übereinzustimmen. Natürlich lagen die alten Popanz-Wörter »verheiratete Frau« dieser Einmütigkeit von Furcht & Bedauern zugrunde, womit diese Männer Dich ehrten (oder blamierten selon moi**). Heutzutage würde ich meinen, dass wir mit unseren Überzeugungen Menschen gründlich verachten müssen, die diese kindische Moral & Denkweise nicht überwunden haben. Dass Du einwilligen konntest, diese Dinge veröffentlichen zu lassen, verletzt mich mehr, als alles*

---

* Angeblich.

** Meines Erachtens.

andere es könnte. Das hat meine Gedanken und meine Gefühle selbst mitten in diesen aufreibenden Tagen & Nächten in Verwirrung gebracht. Aber wenn Du Dich dazu verpflichtet hast, dann müssen einige davon stehen bleiben.

In dem wahrscheinlich nächsten Schreiben wird ein anderes Thema aufgegriffen.

10. Juli:[11] *Die beiligende Abhandlung mit dem Zeichen A I schrieb ich an einem Sonntag vor einigen Wochen, schickte sie aber nicht ab, da ich das Gefühl hatte, dass der ganze Umfang des von mir Gemeinten darin nicht angemessen zum Ausdruck kommt. Ein anderer Fall, den ich beilegen werde, bietet jedoch eine so großartige Gelegenheit für einen Artikel zum Thema in den Daily News – gegen die Legalisierung der* Körperstrafe *ÜBERALL – öffentlich oder privat – dass ich denke, dass er geschrieben werden SOLLTE.*

Achte auf diesen Fall – wie es bei dieser Straftat keinen Vorwurf *der Brutalität oder Gewalttätigkeit gab, weswegen sie durch eine brutale Erniedrigung hätte bestraft werden sollen (Du solltest darauf achten, in dem Bericht die Wörter Mann* mittleren Alters *abzuschreiben, denn auch wenn es zu* unserer *Einschätzung nichts beiträgt, so stärkt es doch den Fall gegen die Richter in der Öffentlichkeit gewaltig). Dann musst Du die Polizeirichter im Allgemeinen & Secker im Besonderen so schwer wie möglich treffen – alles* Übrige *an der Sache wirst Du sofort ebenso entschieden & klar sehen wie ich. Wie die brutalsten gewaltsamen Angriffe gegen eine Person nur zu* Gefängnisstrafen *verurteilt werden – wie man niemals erlebt, dass auf einen Fall dieser Art mit Gewalt gegen eine Person, das heißt mit Körperstrafe, reagiert wird – wie schlecht & abstoßend die Körperstrafe auch immer ist – wenn sie verhängt wird, sollte das nur bei Gewalt gegen eine Person geschehen.*

Briefbeilage A: Sonntagabend

Mein Auge fiel gerade eben auf den Examiner, wie er aufgeschlagen dalag mit einem Bericht über den Prozess gegen den jungen Mann, der auf die Königin Victoria geschossen hatte.

Es wird dort berichtet, dass die neuerdings wieder eingeführte barbarische & erniedrigende Prügelstrafe, woran sich die Zeitungen, vor allem der Examiner, seit der Straftat gegen die Königin mit ekelhafter, kriecherischer Genugtuung weideten, auf besonderen Wunsch der Königin nicht angewendet werden soll – ob

dem nun so ist oder nicht, wäre das nicht eine ausgezeichnete Gelegenheit, diesen Bericht so zu behandeln, als wäre er wahr – um die Königin dafür zu beglückwünschen, dass sie eine ihrer so unwürdige & abstoßende Huldigung wie die Wiedereinführung einer brutalen Erniedrigung als Strafe für Vergehen gegen sie ablehnt. Es wäre auch darauf hinzuweisen, dass es sich nicht um ein schändliches oder brutales Vergehen handelt, sondern um ein böses & schwerwiegendes, wofür die Prügelstrafe sich ebenso wenig eignet wie etwa für einen Mord. Zu bewundern wäre auch die unkönigliche *Großmut, ein solches Kapitalverbrechen so zu bestrafen, als wäre es nur an einem ihrer geringsten Untertanen begangen worden.*

Die zweite Beilage zu dem Schreiben, wahrscheinlich ein Zeitungsausschnitt, ist nicht erhalten geblieben und war von Mill wahrscheinlich dazu benutzt worden, den unbetitelten und unsignierten Artikel zu schreiben, der vier Tage später in den *Daily News* vom 14. Juli erschien und als Mills Artikel dadurch bestätigt wird, dass er ihn in die Handliste seiner Publikationen aufnahm.[12]

Da dies das beste uns vorliegende Beispiel für die Art ist, wie Mill eine knappe Anregung von Mrs. Taylor zu einem Artikel ausarbeitete, den er als »ein gemeinsames Werk, wozu ich sehr wenig beigetragen habe« beschreibt, verdient dieser Artikel, dass darauf ein wenig ausführlicher eingegangen wird. Der Richter hatte einen Mann zu einer Geldbuße und einer dreimonatigen Gefängnisstrafe verurteilt, weil dieser die goldene Uhr eines anderen gesetzwidrig verpfändet hatte, und hatte hinzugefügt, dass der Verurteilte, sollte er es verabsäumen, die Geldbuße und den geschätzten Wert der Uhr »innerhalb von drei Tagen nach Ablauf seines Gefängnisaufenthaltes« zu bezahlen, »auf dem Gelände des Gefängnisses einmal ausgepeitscht werden sollte«. Mill nimmt dies tatsächlich zum Anlass für einen heftigen Angriff auf die Polizeirichter im Allgemeinen und Mr. Secker im Besonderen, aber während er im Allgemeinen Mrs. Taylors Anregungen ziemlich genau folgt, schreibt er die Hauptschuld der Gesetzeslage zu.

Nachdem er sich darüber beklagt, dass

»wir bei all unserem Reden über reformerische Besserungsverfahren zu der demoralisierendsten, der brutalisierendsten, weil erniedrigendsten aller Strafen, der Bastonade, zurückkehren«,

fährt er mit einigen Kommentaren zu dem vorliegenden Fall fort und schreibt dann:

»Wenn eine brutale Strafe jemals angebracht sein kann, dann im Fall einer brutalen Straftat … Aber wer hätte jemals von Körperstrafe für Körperverletzung gehört? Eine ein- oder zweimonatige Gefängnisstrafe ist schon alles, wovon man auch in den schrecklichsten Fällen hört; geht es hingegen um Eigentumsdelikte – wenn sich an Pounds, Schillingen und Pence vergriffen wird –, sind jahrelange Gefängnisstrafen mit Zwangsarbeit (von der Deportation ganz zu schweigen) fast noch die geringste Strafe. Und das liegt nicht in erster Linie an den Polizeirichtern. Es handelt sich dabei vor allem um ein Verbrechen der Gesetzgeber und der höheren Gerichte. … Da Menschen aus den oberen und mittleren Schichten unter der Gewalt gegen Personen nicht zu leiden haben, wohl aber unter dem Diebstahl ihrer Uhren, wird die Prügelstrafe wieder eingeführt, nicht für diejenigen, die sich Schläge haben zuschulden kommen lassen, sondern für Männer mittleren Alters, die Uhren verpfänden. Muss das hingenommen werden?

Vor einigen Wochen wurde im Fall des jungen Mannes, der auf die Königin geschossen hatte, die Prügelstrafe nicht angewendet, wie es heißt, auf besonderen Wunsch der Königin selber. Diese Nachsicht war wenig schmeichelhaft für die gesetzgeberische Weisheit, die vor kurzem diese Strafe als dieser besonderen Straftat ganz besonders angemessen beschlossen hatte: Aber niemand kann überrascht gewesen sein angesichts eines von der Königin gegebenen Beispiels für gesunden Menschenverstand, guten Geschmack und Gerechtigkeitsgefühl.

Das Verbrechen Hamiltons war kein schändliches oder brutales, wenn auch böse und schwerwiegend, und hätte eigentlich eine strengere Bestrafung verdient und erfordert, als es erhielt. Die Ablehnung einer so abstoßenden Huldigung wie die Wiedereinführung einer brutalisierenden Erniedrigung als Strafe für Vergehen gegen sie selber erteilte Gesetzgebern und Richtern eine angemessene Lektion; und es war keine königliche, sondern eine höchst unkönigliche Großmut, ein solches Kapitalverbrechen nur so zu bestrafen, als wäre es an einem ihrer geringsten Untertanen begangen worden. Wenn Ihre Majestät doch nur in dieser weitreichenden und entscheidend wichtigen Frage der Bekämpfung von Gewalt gegen Personen für das beste und zuverlässigste Mittel einträte – das Verbot der Körperstrafe, häuslicher wie justizieller, für jedes Alter. Wir sind zutiefst davon

überzeugt, dass ein solcher Gesetzgebungsakt von größerem und dauerhafterem Vorteil für die moralische und soziale Verfassung des ganzen Volkes sein würde, als es die andernfalls notwendigen fünfzig Jahre gesetzgeberischer Bemühungen wären.«

Wenige Tage später wurden alle anderen Belange wieder hintangestellt, da sich das Leben ihres Mannes seinem Ende näherte.

16. Juli:[13] *Montag. Ich wollte unbedingt über viele Dinge schreiben, kann aber nicht einen Augenblick Zeit dafür finden.*

Gestern & heute scheint diese sehr, sehr traurige Tragödie auf die mitleiderregendste und doch geduldigste & gefassteste Weise dem Ende zuzugehen.

Ach, der Ärmste, was für ein Gespött war das Leben für ihn! Das in diesem erbitterten Kampf endete, bei dem der Tod Zoll um Zoll gewinnt!

Die Traurigkeit & der Schrecken der täglichen Taten der Natur übertreffen millionenfach all die Bemühungen der Dichter! Es gibt nichts auf Erden, was ich nicht für ihn tun würde, & es gibt nichts auf Erden, was getan werden kann.

Schreib nicht.

18. Juli:[14] *Mittwoch. Ich kann Dir jetzt nicht viel schreiben, nicht wegen der Trauer & des Schmerzes, denn die waren schon seit Wochen ebenso groß – sondern weil ich merke, dass ich körperlich ganz erschöpft & schwach bin nach zwei Nächten & einem Tag höchst angstvollen und traurigen Wachens, was damit endete, dass er heute Morgen um 3 Uhr sanft seinen letzten Atemzug tat ohne einen Seufzer oder Schmerzen. Ich kann mich erst nach Ablauf der nächsten Woche – einer sehr quälenden für mich – dazu äußern – Gefühle müssen in der Schwebe bleiben, während die vielen absolut notwendigen praktischen Einzelheiten von mir angeordnet & erledigt werden müssen, die ich zuvor noch nie etwas Derartiges erlebt hatte &* absolut *niemand außer den drei Kindern habe, mit dem ich mich beraten könnte – es ist eine äußerst anstrengende Zeit.*

Ich weiß nicht, wo *er begraben werden soll – da er keine persönliche Beziehung zu einem Ort hatte – ich dachte entweder an Kensal Green oder Hampstead als nicht allzu weit entfernt? Sage mir, was Du denkst! Schreibe mir in einem beiliegenden Brief an die Adresse von Herbert in der Cross Street.*

Hier gibt es eine Person, die die leibhaftige médisance[*] ist, & gerade jetzt möchte ich auch nicht einen Hauch davon erleben – schreib also für einige Tage nur so an mich.

19. Juli:[15] *Donnerstag. Ich möchte Deine Meinung hören, die richtig & die beste ist – darüber, ob Du am nächsten Mittwoch zum Begräbnis kommen sollst. Ich zweifle nicht, dass Deine erste Reaktion auf diese Frage wie auch meine die ist,* ja natürlich *zu sagen – Ich habe zwei Gründe für all das, was ich gegenwärtig getan sehen will – was man für das ihm gegenüber Respektvollste hält, & was er selber gewollt hätte. Aber Letzteres ist* in diesem Fall*, glaube ich, so ziemlich in Ersterem enthalten, was der Grund ist, warum ich mir überhaupt über Ersteres Gedanken mache. Ich möchte, dass alles getan wird, was ehrenvoll & achtungsvoll ihm gegenüber ist, da es das letzte Zeichen der Zuneigung ist, die ich für ihn empfand & empfinde & der aufrichtigen & hohen Achtung für ihn, die er auch während seiner Krankheit so sehr verstärkte – & in alldem, das weiß ich, wirst Du gewiss mit mir mitfühlen. Meine* erste *Reaktion auf die Frage, ob Du kommen sollst, war das Gefühl »besser nicht«, basierend auf der Art von Distanz, die in letzter Zeit bestand. Nach reiflicher Überlegung scheint es mir jetzt aber so, dass Dein Kommen in erster Linie für ein Zeichen des Respekts gehalten wird? So ist es doch, oder? Und dass deshalb Dein Nichterscheinen einen* manque[**] *daran darstellen wird. Andererseits hat die Öffentlichkeit zum Teil & auch* seine *Öffentlichkeit (von Arthur, wenn nicht auf anderen Wegen) gehört oder werden sicher von der Widmung hören – von unserem vertrauten Umgang – auf Seiten seiner Verwandtschaft, und meines Wissens auch auf Seiten meiner, scheint es keine médisance zu geben. (Die Liebenswürdigkeit & Aufmerksamkeit all seiner Verwandten mir gegenüber ist ja ebenso unverkennbar wie das Fehlen derselben bei meinen.)*

Also müssen alle, die über das Thema Bescheid wissen oder etwas darüber hören wollen, von vertrautem Umgang erfahren. Wird deshalb Deine Abwesenheit *nicht viel auffälliger sein als Dein Kommen? Andererseits trifft nichts mehr auf gewöhnliche Leute zu als »aus den Augen, aus dem Sinn«, & es wird niemandem einfallen, daran zu denken, da es meist Verwandte oder Arbeitskollegen sind, die kommen werden. Ich nehme an, Herbert hat eine Art Vogel-Strauß-*

---

* Üble Nachrede.

** Mangel.

Instinkt, wie ihn moralisch ängstliche Menschen haben, immer nicht zu handeln – *während mein Instinkt immer ist, zu* handeln.

Sag mir in einem hierher adressierten Schreiben, was Du darüber denkst oder fühlst.

Mein erster Impuls war dagegen – mein jetziger ist dafür *–, aber die Gründe dafür und dagegen wiegen etwa gleich viel, so dass eine Meinung Deinerseits das Zünglein an der Waage wäre.*

Schreibe bald – ich werde auch wieder schreiben – bald – ich habe mich für Kensal Green entschieden. Kannst Du mir sagen, ob es eine Wahlmöglichkeit *gibt hinsichtlich des Platzes dort? Ich meine, hinsichtlich des Anblicks, ich weiß, dass wir* wählen *können.*

Kennst Du Gilbert Elliot? Den Geistlichen? Ist er nicht Pfründeninhaber irgendwo hier in der Nähe? Ich glaube, in Kensal Green muss man seinen eigenen Geistlichen finden? Kennst Du Dich da aus? Und wäre es passend, ihn zu fragen?

Ausnahmslos jede Einzelheit hier muss ich selber anordnen, da außer den drei Kindern niemand hier ist. Herbert hat es übernommen, mit den Leuten zu reden. [Er (?)] ist heute zur Arbeit gegangen. Ich hielt es für sehr unschön & unpassend, die Anzeigen in den Zeitungen so früh aufzugeben, aber Herbert bestand so sehr darauf, weil er so viele Nachfragen beantworten musste, dass ich nachgegeben habe – was ich bereue. Sage mir, ob es Dir wie unziemliche Hast vorkam*?*

Es gibt noch einen weiteren Brief, worin es hauptsächlich um die Frage geht, ob Mill zur Beerdigung gehen sollte, alles in allem war sie eher dagegen, und es ist nicht bekannt, ob er nun hinging oder nicht. Der Brief schließt mit den Worten:

22. Juli:[16] *Über Gefühle & Gedanken ist bei weitem zu viel zu sagen, als dass es in einem Schreiben Platz fände – ich muss Dich bald sehen – mir fällt ein, dass ich ja nach Walton fahren könnte, um den nächsten Sonntag dort zu verbringen, & in diesem Fall könntest Du am Sonntag kommen. Da dort außer der alten Mrs. Delarne niemand ist, geht es nicht, dass außer mir & Lily dort jemand übernachtet, da sie zu alt ist, um etwas machen zu können – aber schon ein Tag wäre viel nach einer so langen Zeit.*

Bald darauf erlitt Mrs. Taylor einen weiteren schweren gesundheitlichen Zusammenbruch. Als John Taylors Testament, das er weniger als fünf Monate vor seinem Tode gemacht hatte, geöffnet wurde, stellte sich heraus, dass er seiner Frau den Nießbrauch an seinem gesamten Eigentum vermacht hatte.

Achtes Kapitel

Heirat und Bruch mit Mills Familie

(1851)

Obwohl zwischen John Taylors Tod und Mills Heirat mit Harriet Taylor nahezu zwei Jahre liegen, sind die einzigen wichtigen Dokumente aus diesem Zeitraum zwei Briefe von Mill. Der erste von ihnen kann nur annäherungsweise datiert werden.

J. S. M. an H. T., um 1850:[1] *Dank, liebster liebster Engel, für das Schreiben – was es enthielt, war eine wirklich wichtige Ergänzung des Briefs, & ich habe es fast genau in Deinen Worten eingefügt, die, wie es Deine aus dem Stegreif formulierten Worte fast immer sind, hundertmal besser waren als alles, was ich durch Fleiß hätte erreichen können. Was für einen perfekten Redner Du abgeben würdest, & was für Veränderungen könnten von einem solchen Redner in der Welt bewirkt werden, mit den Möglichkeiten, wie sie Tausende von männlichen Schwachköpfen haben. Aber Du bist für mich & würdest für einen jeden, der Dich kennt, das Muster eines großen Geistes sein – denn Du besitzt alle Fähigkeiten in gleicher Vollkommenheit – Du kannst sowohl denken als auch andere mit Deinen Gedanken überzeugen – & kannst sowohl beurteilen, was getan werden sollte, & als es auch tun. Was mich betrifft, so konnte mich nur die Arbeitsteilung zu einem nützlichen Menschen machen – gäbe es nicht andere mit den geistigen Fähigkeiten, über die ich nicht verfüge, wie könnten die, über die ich verfüge, von Nutzen sein? – ich tauge nur dazu, ein Rädchen in der Maschine zu sein, nicht die sich selbst bewegende Maschine selber – zu einem wahrhaft majestätischen Geist wie dem Deinen kann ich nur aufblicken & ihn bewundern – aber während Du mich lieben kannst, wie Du es so süß & schön in jener Stunde gestern bewiesen hast, habe ich alles, was mir teuer ist oder was ich verlange – & erhoffe nichts, außer Dich nicht zu enttäuschen – & so glücklich zu sein, dass ich manch Gutes tun kann (die Du mir nur Gutes tust), bevor ich sterbe. Das ist ein ernsteres Schreiben geworden, als ich zunächst zu schreiben vorhatte – denn die Wirkung jener lieben kleinen Stunde hat mich seitdem stets bei guter Laune gehalten – dank meiner einzigen Quelle des Guten.*

Der zweite Brief bringt das Thema zur Sprache, das während der nächsten Monate der Anlass für den Artikel *Über Frauenemanzipation*[*] werden sollte. Da die »Women's Rights Convention« in Worcester, Massachusetts, worauf der Brief sich bezieht, am 23. und 24. Oktober 1850 stattfand und in der europäischen Ausgabe der *New York Tribune* darüber berichtet wurde, kann er nicht zu einem viel späteren Zeitpunkt geschrieben worden sein.

J. S. M. an H. T., Oktober/November 1850:[2] *Du musst mir sagen, meine liebste Liebe, was Dich niedergeschlagen machte. Ich wurde aufgemuntert durch etwas, von dem ich annehme, dass es auch Dich aufmuntern wird – Du weißt, dass vor einiger Zeit eine Tagung der Frauen in Ohio stattfand, um Gleichberechtigung zu fordern – (& eine weitere wird im Mai stattfinden);*[3] *nun wurde gerade eine Tagung zu dem gleichen Zweck in Massachusetts abgehalten – überwiegend von Frauen, aber mit einer großen Zahl von Männern, einschließlich der wichtigsten Sklaverei-Abolitionisten*[**]*: Garrison, Wendell Phillips, des Negers Douglas*[4] *etc. Die New York Tribune enthält einen langen Bericht darüber – die meisten Sprecher sind Frauen – & ich kann mich an keine öffentliche Versammlung oder Agitationsveranstaltung erinnern, in der der gesunde Menschenverstand in gleicher Weise dem Unsinn entgegengetreten wäre – während der vorherrschende Ton der Reden fast so ist, als redeten wir beide selber – freimütig wie Amerika, nicht verängstigt & senil wie England – nicht das geringste Anzeichen von Kompromiss – das Prinzip als Ganzes geltend machend & die Folgen daraus als Ganzes einfordernd, ohne eines der kleinen weiblichen Zugeständnisse & Vorbehalte – die Sache wird offenbar nicht im Sande verlaufen, sondern voranschreiten, bis sie Erfolg hat, & ich glaube jetzt wirklich, dass wir gute Aussichten haben zu erleben, wie in dieser wichtigsten aller praktischen Fragen etwas wirklich Entscheidendes erreicht werden wird – das zu erleben wird wirklich sein, als blickte man vom Berg Nebo*[***] *hinunter auf das Gelobte Land – wie sehr hatte ich daran gezweifelt, dass wir es je erblicken würden.*

Die Tage erscheinen mir immer kurz, wie sie vergehen, die Zeit, die mir lang erscheint, die Zeit, deren Länge mich oft ungeduldig macht, ist die Zeit bis zum Frühling – die Zeit, bis wir ein Heim haben, bis wir ein gemeinsames Leben

---

* Vgl. den Text *Über Frauenemanzipation* in diesem Band.

** Befürworter der Abschaffung der Sklaverei.

*** Berg und biblischer Ort im heutigen Jordanien, von dem aus Moses, wie im Alten Testament berichtet wird, auf das Gelobte Land geblickt haben soll.

führen anstatt dieses unbefriedigenden, dieses deprimierenden Kommens und Gehens, wenn alle unangenehmen Dinge so viel größere Macht haben, als ihnen gebührt, & die Glücksstimmung nicht die Zeit hat, einzudringen und einen auszufüllen, wie ich es selbst aus meiner wenn auch nur ganz unvollkommenen Erfahrung gut kenne & die es dann immer wird –

Der Artikel, der im darauffolgenden Winter daraus entstand und schließlich in der *Westminster Review* vom Juli 1851 erschien, gilt im Allgemeinen als ein Werk Mrs. Taylors. Aber während das immerhin zutreffen mag, soweit es den Hauptinhalt im Allgemeinen betrifft, lässt einen Mills Einleitung zum Nachdruck des Artikels im zweiten Band der *Dissertations and Discussions* zweifeln, inwieweit das auf das tatsächliche Verfassen des Artikels zutrifft.[5] Er beschreibt ihn nur, im Unterschied zu den anderen »gemeinsamen Werken« dieser Zeit, als »ihren Artikel in einem besonderen Sinne, mein Anteil daran beträgt wenig mehr als der eines Redakteurs und Amanuensis*«. Der Artikel muss praktisch fertig vorgelegen haben, als Mill ihn dem Herausgeber der *Westminster Review* anbot:**

J. S. M. an W. E. Hickson:[6] *India House/3. März 1851/Lieber Hickson – Wenn Sie Interesse an einem Artikel über die Frauenemanzipation haben à propos*** *der Tagung in Massachusetts, die ich Ihnen gegenüber erwähnte, als ich Sie das letzte Mal sah, so habe ich einen Artikel fast fertig, der in einer Woche beendet und Ihnen zugeschickt werden kann, was, wie ich annehme, rechtzeitig für Ihre April-Nummer wäre.*

Ihr sehr ergebener
J. S. Mill

Hickson muss dies umso mehr als eine eindeutige Erklärung vorgekommen sein, dass Mill selber der Verfasser war, als sie ein Jahr zuvor über die Möglichkeit eben eines solchen Artikels korrespondiert hatten. Es scheint höchst unwahrscheinlich, dass Mill eine so eindeutige Formulierung gewählt hätte,

---

* Schreibgehilfe, Sekretär.

** Der Text *Über Frauenemanzipation*, der hier als *Artikel in der Westminster Review* erwähnt wird, ist nach heutigem Forschungsstand eindeutig von Harriet Taylor. Das erwähnte Vorwort Mills findet sich in einer Neuübersetzung ebenfalls in diesem Band.

*** Betreffend.

wenn er damals nicht selber damit übereingestimmt hätte. Hickson scheint zuerst geantwortet zu haben, dass wahrscheinlich kein Platz für den Artikel in der nächsten Ausgabe sei, und als er einige Tage später um das Manuskript bat, hatte Mill nicht genug Fortschritte beim Schreiben gemacht, und der Artikel musste für die Juli-Ausgabe zurückgestellt werden.

Mill legte also direkt nach der Arbeit an diesem Artikel das feierliche Versprechen* schriftlich nieder, niemals auf irgendwelche Rechte Anspruch erheben zu wollen, die das Eherecht ihm zuerkennen würde, welches Versprechen bereits in Elliots Ausgabe des Briefwechsels veröffentlicht wurde:[7]

»Da ich im Begriffe bin, falls mir das Glück zuteilwird, ihre Einwilligung zu erhalten, eine eheliche Beziehung mit der einzigen mir jemals bekannten Frau einzugehen, mit der ich in diesen Stand der Ehe treten würde, & da das Wesen der ehelichen Beziehung, wie es vom Gesetz bestimmt ist, insgesamt so beschaffen ist, dass sowohl sie wie auch ich dieses Gesetz vollkommen & aus Gewissensgründen ablehnen, und zwar neben anderen Gründen deshalb, weil es einem der Vertragspartner die gesetzliche Macht & Verfügungsgewalt über die Person, das Eigentum & die Handlungsfreiheit des anderen Partners verleiht, unabhängig von ihrem eigenen Wünschen und Wollen, und da ich nicht über die Mittel verfüge, auf gesetzlichem Wege auf diese verhassten Rechte zu verzichten (was ich ganz gewiss tun würde, wenn eine dementsprechende Verpflichtung meinerseits rechtlich bindend für mich eingegangen werden könnte), halte ich es für meine Pflicht, einen förmlichen Protest zu Protokoll zu geben gegen das bestehende Eherecht, soweit es solche Rechte verleiht, und ein feierliches Versprechen, in keinem Fall und unter keinen Umständen je davon Gebrauch zu machen. Und im Falle einer Ehe zwischen Mrs. Taylor und mir erkläre ich es für meinen Willen und Vorsatz & die Bedingung für die eheliche Bindung zwischen uns, dass sie in jeder Hinsicht dieselbe absolute Handlungsfreiheit & das freie Verfügungsrecht über sich selbst und all das, was sie besitzt oder zu irgendeiner Zeit besitzen mag, behält, so als ob diese Heirat nicht stattgefunden hätte; und ich bestreite & verwerfe jeglichen Anspruch darauf, irgendwelche Rechte *vermöge dieser Heirat erworben zu haben.*

6. März 1851 *J. S. Mill«*

---

* Die Erklärung John Stuart Mills wird auch als eigenständiger Text unter dem Titel *Stellungnahme zur Eheschließung* rezipiert.

Etwa zur selben Zeit scheint Mill seine Familie von der beabsichtigten Heirat in Kenntnis gesetzt zu haben. Damals müssen seine Mutter und seine zwei unverheirateten Schwestern Clara und Harriet, mit denen er bis dahin in Kensington zusammengewohnt hatte, das Vergehen begangen haben, das nie verziehen werden sollte: Sie hatten nicht sogleich einen Besuch bei der Dame gemacht, die sie bis dahin nicht kennenlernen durften und die zu erwähnen sie wahrscheinlich nicht einmal gewagt hätten. Sehr bald danach scheint Mrs. Taylor mit ihrem jüngeren Sohn und ihrer Tochter London mit dem Ziel Melcombe Regis verlassen zu haben, wohin Mill sie entweder begleitete oder ihr bald folgte, um die letzten Vorbereitungen für die Hochzeit zu treffen. Nach London zurückgekehrt, bestätigte er in wenigen, aber freundlichen Worten den Empfang der Glückwünsche seiner verheirateten Schwestern Willie und Jane.[8] »Niemand war je mehr zu beglückwünschen als ich«, schrieb er an Letztere, und beiden erklärte er, dass er und seine Frau im Sommer versuchen würden, ein passendes Haus ein wenig außerhalb Londons zu finden, und dass sie nicht damit rechneten, sich vor dem Herbst häuslich niederlassen zu können. Aber in einem Brief an seinen Bruder George in Madeira erwähnte er die bevorstehende Heirat nicht, obwohl er dem Kranken Neuigkeiten über die politischen Entwicklungen in England zukommen ließ.[9]

Wenige Tage später kehrte er für einen zweiwöchigen Urlaub in der Osterzeit nach Dorsetshire zurück, und am Ostermontag, dem 21. April, wurde die Trauung im Standesamt von Melcombe Regis vollzogen, wobei offenbar nur Algernon und Helen Taylor anwesend waren, die als Trauzeugen unterschrieben. Eine merkwürdige briefartige Mitteilung etwas späteren Datums von Mill an seine Frau, die sich auf einen Zwischenfall bei der Trauung bezieht, sei hier eingefügt.

J. S. M. an H. M., 13. Juli 1852: *Meine liebste Frau/Obwohl ich überzeugt bin, dass es aus praktischen Gründen unnötig ist, wird es mich zufriedenstellen, die Erklärung für einen nebensächlichen Zwischenfall schriftlich festzuhalten, der mit der Registrierung unserer Heirat beim Obersten Standesamt in Weymouth am 21. April 1851 in Zusammenhang steht. Unsere Trauung durch den Standesbeamten Mr. Richards verlief vollkommen vorschriftsgemäß und wurde als solche von Mr. Richards und dem leitenden Standesbeamten Mr. Dodson bestätigt, in deren beider Anwesenheit sowie der der beiden Trauzeugen wir das Personenstandsregister unterschrieben. Aber ich war mir nicht bewusst, dass ich*

mit vollem Namen unterschreiben musste, und dachte, dass die ordnungsgemäße Unterschrift wie bei den meisten Rechtsdokumenten die übliche der unterzeichnenden Person sei; und da meine übliche Unterschrift nun einmal J. S. Mill ist, unterschrieb ich zunächst so; aber nachdem mir der Standesbeamte gesagt hatte, dass ich mit vollem Namen unterschreiben müsste, tat ich das Einzige, was mir einfiel und was, wie ich glaube, der Standesbeamte vorschlug, nämlich die fehlenden Buchstaben meines Namens einzutragen. Da es nicht genug Platz dafür gab, waren sie nicht nur sehr klein und eng zusammengeschrieben, sondern auch nicht in einer Linie mit den Anfangsbuchstaben und dem Familiennamen, und folglich sieht die Unterschrift merkwürdig aus. Der Grund dafür muss jedem, der es sieht, sogleich einleuchten, da J. S. Mill eindeutig zuerst geschrieben und das Übrige später eingetragen wurde. Es ist fast überflüssig zu sagen, dass dies nicht zu Deiner Information festgestellt wird – weißt Du es doch ebenso gut wie ich, sondern damit eine Erklärung existiert über die Art, wie die Unterschrift schließlich diese ungewöhnliche Form annahm. Das kann unmöglich die Rechtmäßigkeit unserer Ehe beeinträchtigen, die – und daran habe ich nicht den geringsten Zweifel – ebenso vorschriftsgemäß und rechtsgültig ist, wie eine Ehe nur sein kann; aber solange es möglich ist, dass bei uns oder irgendjemand anderem auch nur für einen Augenblick ein Zweifel aufkommt, kann ich keine Ruhe finden, und deshalb bitte ich Dich auch noch zu diesem Zeitpunkt, obwohl ich weiß, wie unangenehm das für Dich sein muss, dass wir uns noch einmal trauen lassen und dieses Mal in der Kirche, so dass danach nie mehr auch nur der geringste Zweifel in dieser Frage aufkommen kann. Die Prozedur ist zweifellos lästig, aber ich habe lange und sorgenvoll darüber nachgedacht, und ich bin zu dem Entschluss gekommen, dass es besser ist, so verdrießlich die Sache auch ist, sich diesem Verdruss zu unterziehen, statt die Angelegenheit[10] *auf sich beruhen zu lassen. Deshalb hoffe ich, dass Du meinem innigen Wunsch nachkommen wirst – und je eher das geschieht, desto besser.*

Dein
J. S. Mill
13. Juli 1852
Mrs. J. S. Mill,/Blackheath Park

Eine zweite Trauung, wie Mill sie vorgeschlagen hatte, fand anscheinend nicht statt, und man kann nur hoffen, dass Mrs. Mill ihn auslachte und von seinen Befürchtungen abbrachte.

Mill war eine Woche nach der Hochzeit wieder in London und sehr bald damit beschäftigt, die Druckfahnen des Artikels über die Frauenemanzipation zu lesen, der wahrscheinlich während des Aufenthalts in Melcombe Regis fertiggestellt worden war.

Seine Heirat führte zu dem schmerzlichsten Ereignis in Mills Leben, dem vollkommenen Bruch mit seiner Mutter und ihren anderen Kindern. Der wahre Grund dafür ist unklar, und es scheint für seine Verwandten fast ebenso unverständlich gewesen zu sein wie für uns. Zweiundzwanzig Jahre später konnte seine Schwester Harriet immer noch nicht mehr sagen, als dass ihr Bruder »bis zu der Zeit seiner Heirat alles für sie gewesen war. … Es war ein furchtbarer Schlag, ihn auf einmal und für immer zu verlieren, noch dazu ohne ein Wort der Erklärung – nur offensichtlich im Zorn.«[11] Was einem Bericht über das Geschehene am nächsten kommt, findet sich in einem Brief, worin seine jüngste Schwester einige Monate nach seiner Heirat versuchte, Mill wegen seines Verhaltens seiner Mutter und den zwei unverheirateten Schwestern in London gegenüber Vorhaltungen zu machen. Mary Colman war damals eine junge Frau von einunddreißig Jahren und lebte seit ihrer Heirat vier Jahre zuvor mit ihrer wachsenden Familie auf dem Lande. Ihr Ehemann, Charles Colman, scheint der calvinistischen Sekte der Brüderbewegung angehört zu haben und Mary selber zumindest eine fromme Christin gewesen zu sein.[12]

Mary E. Colman an J. S. M.:[13] *18. Juli 1851/Mein lieber John/Ich habe in den letzten sechs Monaten über die seltsame Veränderung nachgedacht, die in Deinem Charakter stattgefunden zu haben scheint, die in Deinem Verhalten gegenüber Deiner Familie stattgefunden hat, und obwohl ich mich bemühte, Dir gegenüber ein Gefühl der Gleichgültigkeit zu empfinden, spürte ich, dass ich Dich selbst jetzt noch zu sehr liebe für eine solche Gleichgültigkeit, und ich hoffe, dass ein würdigeres Gefühl sich meiner bemächtigte, als ich beschloss, Dir offen und ehrlich zu schreiben und Dir Vorhaltungen zu machen wegen Deines gegenwärtigen Verhaltens. Unter diesen Umständen konnte ich nicht umhin, mich der Briefe zu erinnern, die Du mir unmittelbar vor meiner Hochzeit geschickt hast, Briefe, die mir zuerst bewusst machten, dass ich als Individuum kein Gegenstand des Interesses für Dich war, dass Du mir gegenüber keine Zuneigung empfandest. –*

Glaub mir, ich hege keinen Groll wegen des heftigen Schmerzes, den diese mir von Dir selbst aufgezwungene Überzeugung verursachte; ich grolle Dir nicht im

Geringsten – ich dachte, dass ich vielleicht vermessen war, dass die wohlwollenden Worte, die Du mir gegenüber zu äußern pflegtest, das gleichbleibende Wohlwollen, das Du mir gegenüber bewiesen hattest, ich hatte kein Recht anzunehmen, dass all dies der Liebe zu mir selber entsprang, statt vielmehr dem Prinzip, *anderen nicht ohne Not Leid zuzufügen. Ich* war *manchmal erstaunt, wie Du Dich (vielleicht in geringerem Maße) anderen gegenüber wohlwollend verhieltest, von denen ich Dich in einer Weise hatte sprechen hören, die mich erkennen ließ, dass Du sie nicht respektiertest; ich war mir jedoch sicher, dass dies demselben Prinzip entsprang. Auch wenn ich keinen Groll Dir gegenüber empfand, empfand ich doch weniger Achtung, und so hatte ich nicht länger das Gefühl, dass Du unfehlbar bist. Ich hatte das Gefühl, dass die* Art, *wie Du mir das sagtest, unnötig grausam war. Und wie sehr ich Dich auch in anderer Hinsicht enttäuscht haben mochte, verdiente doch die Liebe, die ich für Dich empfand, das nicht, selbst wenn ich der Schmutz unter Deinen Füßen gewesen wäre –*

Nachdem ich mich ein wenig von der tiefen »*Qual*« *(denn ich* werde *Dir die Wahrheit sagen), die Deine Briefe bewirkten, erholt hatte, Briefe, die Du wahrscheinlich schon vergessen hast, aber die wieder zu lesen ich bislang noch nicht den Mut hatte, beschloss ich, Dich oder irgendein anderes menschliches Wesen nie wieder so sehr zu lieben, dass es mir solchen Kummer bereiten kann – Aber nun, da ich sehe, wie Du anderen gegenüber in einer Weise handelst, die Deiner nicht würdig ist, versuche ich es so zu empfinden, als bedeutete Deine Selbsterniedrigung mir nichts als vergeblich (?), und eine innere Stimme drängt mich zu versuchen, Dir zumindest den einzigen Dienst zu erweisen, der vielleicht je in meiner Macht steht, nämlich Dir die ganze Wahrheit zu sagen.*

Als Clara letzten Dezember dieses Haus verließ, war sie froh darüber, dass bei ihrer Rückkehr in ein Heim, das ihr aus Dir bekannten Gründen unangenehm war, wenigstens Deine Gesellschaft, Deine Freundlichkeit sie für alles Übrige entschädigen würden. Wie groß war deshalb meine Überraschung, als ich erfuhr, dass Du Dich anfangs benahmst, als ob sie Dich irgendwie beleidigt hätte, dass schließlich, nachdem Du Deine geplante Heirat angekündigt hattest, Dein Verhalten noch seltsamer wurde, dass Clara sogar sehr darunter gelitten hat: Dies hat sie selbst gesagt, und dass dies wahr ist, wird niemand bezweifeln, der weiß, wie Du es tust, wie zurückhaltend und klaglos geduldig sie von Natur aus ist.

Dass Du kein Interesse an ihnen oder ihren Sorgen zeigtest, das waren Handlungen durch Unterlassen, aber es fehlten auch nicht Beweise Deiner Lieblosig-

keit als positives Tun. Dass schließlich Deine Anwesenheit, die immer Glück mit sich brachte, äußerst quälend geworden war –

Ich frage nun Dich selber, ob ein solches Verhalten Deiner würdig ist – Ob es gut wäre, wenn alle Brüder so handelten. Und schließlich frage ich Dich, wie Du Clara gegenüber so handeln konntest, die Dich nicht Deines Ansehens wegen hochschätzte oder irgendwelcher anderer Vorteile wegen, die Du ihr verschaffen konntest, sondern um Deiner selbst willen, gänzlich selbstlos. Ich sage es Dir jetzt, und eines Tages wirst Du es vielleicht selber wissen, dass Du eine sehr kostbare Perle weggeworfen hast. Und wozu? Was tat sie, was hat irgendjemand getan, was wirfst Du ihnen vor? Ich kann nichts feststellen, außer dass meine Mutter an dem Tag, nachdem Du Deine Verlobung bekannt gemacht hattest, keinen Besuch bei Deiner Frau machte, wobei die Frage der Schicklichkeit dieses Schrittes noch erst entschieden werden muss. Jedenfalls weißt Du doch sehr wohl, dass meine Mutter alles unternommen hätte, wenn Du ihr gegenüber nur einen entsprechenden Wunsch geäußert hättest. Aber selbst einmal angenommen, ihr Benehmen wäre schlecht gewesen, was ich nicht glauben kann, wäre das keine Rechtfertigung für das Deine.

Vor Deiner Heirat hoffte ich, dass Beklommenheit und der Umstand, ganz in Anspruch genommen zu sein von einer sehr starken Bindung, dafür verantwortlich waren, dass Du ihre Gefühle zu vergessen oder Dich ihnen gegenüber vollkommen gleichgültig zu verhalten schienst, obwohl doch selbst Du gewusst haben musst, welche Leere Deine bloße Abwesenheit hervorrufen würde.

Aber seit Deiner Heirat – Wie äußerst grausam, sich zu weigern, [?] im India House zu sehen, die, auch wenn sie Fehler hätte, Dich genug liebte, um unter einer solchen Abweisung zu leiden. Dann die Farce Deines Höflichkeitsbesuchs in Kensington und Deine offensichtliche Angst, dass jemand aus Deiner Familie auch nur die geringste Zuneigung zu Dir zeigen sollte. Es war gut für Clara, dass sie, geschwächt durch ihre Überfahrt von Frankreich, außerstande war, Dich zu sehen, ohne in Anwesenheit Deiner Frau Gefühle zu zeigen. Selbst ich, entschlossen, wie ich war, mein Verhalten Deiner Frau gegenüber nicht von Deinem Verhalten beeinflussen zu lassen, und gewappnet, wie ich glaubte, empfand es als schwierig, das Gefühl zu ertragen, das Deine Kälte in mir erweckte.

Und als Clara, entschlossen, dass Dein Verhalten sie nicht zu einem schlechten Benehmen Deiner Frau gegenüber veranlassen sollte, sie besuchte, wie Du ihr da die Tür gewiesen hast; und die arme kleine Clara King[14]*, die zu sehen Deine Frau den ausdrücklichen Wunsch geäußert hatte, und die zu ihr ging,*

gespannt, Haji und Lilla zu treffen, über die ihr Onkel George ihr geschrieben hatte. Schließlich Dein letzter Brief, welch unnötige Beleidigung und wie unwürdig eines auch nur halbwegs vernünftigen Menschen; zunächst einmal wusstest Du ja, dass Deine Schwestern keine Lügen über Deine Frau verbreiten würden, und wenn meine Mutter jemals einen Irrtum beging, dann geschah das, als sie sich so freundlich über einen Menschen äußerte, von dem sie persönlich nichts wusste; und was die bösartige Klatschgeschichte betrifft, der Du Glauben schenkst, hätte ich gedacht, dass gerade Du, der bereits so sehr unter solchen Dingen gelitten hat, der Letzte sein sollte, ihnen Gehör zu schenken.

Glaube nicht, dass ich dieses Verhalten von Dir dem Einfluss Deiner Frau zuschreibe. Ich denke nur Gutes über sie, ich habe nicht gelogen, als ich Dir sagte, ich wünschte, sie kennenzulernen, ich hatte das schon lange gewollt, noch bevor ich an sie als Deine künftige Frau dachte – Warum warst Du mir gegenüber nicht offen, warum sagtest Du mir nicht, als Du meinen Brief beantwortet hast, dass Du nicht wolltest, dass sie Deine Schwestern kennenlernt, Du hättest Dir und Deiner Familie viel Leid erspart.

Noch etwas, bevor ich diesen Brief beende, der vielleicht der letzte ist, den Du von mir erhältst; hinsichtlich der bedauernswerten Entfremdung, die nun schon seit einigen Jahren zwischen Dir und George besteht und die verstärkt wurde durch einige Vorkommnisse, die sich ereigneten, als ich Dich das letzte Mal vor nun schon mehr als einem Jahr in Kensington sah, erinnerst Du Dich vielleicht, dass ich *die Einzige war, die Dir sagte, dass die Art, wie Du ihn beurteilst, ungerecht sei, ich kannte George besser als Du, und ich sagte Dir, dass Du Dich irrst. Ich hatte George seit seiner Kindheit gekannt und in Augenblicken, wo er rückhaltlos sich zeigte, und obwohl wir nie darüber sprachen, war ich überzeugt – hättest Du nicht selber Deinen Einfluss auf ihn zerstört, indem Du irgendwann einmal zu erkennen gabst, dass Du Dich seiner schämtest und nichts von ihm hieltest, ihn nicht liebtest –, dass Du ihn in jede Richtung hättest führen können, so groß war seine* Achtung *vor Dir als Mensch. Aber Du musst ihm zu verstehen gegeben haben, dass Du befürchtetest, er würde* Dich *blamieren. Von dieser Art von Dominanz wandte er sich ab; hättest Du ihm als Mensch großherzig vertraut und wie er es verdiente, hättest Du nie Anlass gehabt zu sagen, er »war immer schon charakterlos«. Ich hätte Dir das sagen sollen, hätte ich damals Gelegenheit gehabt, mit Dir allein zu sein – ich sage es Dir jetzt, denn es ist vielleicht meine letzte Gelegenheit dazu.*

Und nun lebe wohl. Ich habe gebetet, dass dieser Brief Dein Herz anrühren möge, denn wir unterscheiden uns, »wie Du bemerktest«, in unseren Meinungen oder besser gesagt Überzeugungen, aber dieser Unterschied ließ mich Dich nicht weniger lieben, und indem ich mich jeden Tag bemühe, christlicher zu werden, habe ich das Gefühl, dass ich Dich aufrichtiger lieben werde.

Ich beende eine schmerzliche Aufgabe mit einer letzten Bitte, der dringenden Bitte, an das einzige Gefühl appellierend, das Dir geblieben zu sein scheint, »Deiner Liebe zu Deiner Frau«, dies Schreiben nicht von Dir zu weisen, weil es von dem Mitglied einer Familie kommt, die Dir nun offensichtlich verhasst ist, sondern es ohne Ärger durchzulesen, zu beurteilen, welchen Beweggründen es entsprungen ist, und Dich selber zu fragen, ob der Kurs, den Du gegenwärtig einschlägst, Deinem Glücke förderlich sein kann.

Deine Dich stets liebende Schwester

Mary Elizabeth Colman

PS. Falls dies jeden Umgang zwischen uns beenden sollte, was ich für möglich halte, wird das für mich schmerzlich sein, aber wenigstens wird der Stachel des Gedankens entfernt sein, dass ich vor der Pflicht zur Ehrlichkeit Dir gegenüber zurückgeschreckt bin.

Mills Antwort auf diesen und ein weiterer Brief Marys sind nicht erhalten geblieben. Wir können uns jedoch eine ungefähre Vorstellung von deren Ton machen, wenn wir die vernichtenden Antwortschreiben lesen, die Mrs. Mill und Mill selbst an seinen jüngsten Bruder George in Madeira richteten. Der Brief des Letzteren, der diese schroffen Antworten zur Folge hatte, scheint durchaus harmlos, jedoch fehlt uns der Brief an Haji, der ihm beigelegt war und der offenbar das Hauptärgernis darstellte.

George Grote Mill an H. M.:[15] *Funchal, 20. Mai 1851/Sehr verehrte, gnädige Frau,/Obwohl ich nur aus zweiter Hand von Ihrer jüngst erfolgten Heirat mit meinem Bruder erfahren habe, und außer der nackten Tatsache nichts Genaues weiß, werde ich ein solches Ereignis nicht mit Schweigen übergehen. Mein Bruder schickte mir mit Post vom 9. April einen Brief, aber nicht ein Wort schrieb er damals, hatte er zuvor geschrieben oder hat er seitdem geschrieben über das, wovon er angenommen haben muss, dass es für mich nicht von Interesse sei oder dass ich es zu erfahren unwürdig sei – ich kann zu keinem anderen Schluss kommen. Ich weiß deshalb nicht, wie sich Ihre Ehe auf Ihre Lebensweise auswir-*

ken wird, wenn überhaupt. Es würde mir große Freude bereiten zu erfahren, dass J. von der Fessel befreit ist, die ihn *an die City bindet &* Sie *an die Umgebung von London. Fünfundzwanzig Jahre Arbeit im India House, glauben Sie mir, ist fast mehr, als ein jeder ohne weiteres zu ertragen in der Lage ist. Ich befürchte, dass seine Großzügigkeit in Geldangelegenheiten es ihm erschwert, sein Amt aufzugeben, aber mit seiner Leistungsfähigkeit & seinem fundierten Ruf könnte er durch Schreiben für die Presse viel leichter genug Geld verdienen & mit viel größerem Nutzen für andere als durch seine gegenwärtige Beschäftigung. Ich glaube, dass seine bereits veröffentlichten Werke ihm ein Einkommen verschafft hätten, hätte er es seinen Verlegern finanziell nicht so leicht gemacht.*

Ich weiß nicht, wie es mit Ihrer Gesundheit steht, seit ich Sie das letzte Mal persönlich getroffen habe, & obwohl ich damals dachte, dass es Ihnen viel besser zu gehen schien als zu der Zeit, wo ich Sie das letzte Mal gesehen hatte, klagten Sie doch darüber: Bitte teilen Sie mir gelegentlich einmal etwas darüber mit. Wenn Sie auch nur einen Teil des Interesses an mir nehmen, das ich so ganz an Ihnen allen nehme, werden Sie mich darüber nicht vollständig im Unklaren lassen.

Meine Gesundheit ist unverändert recht gut. Ich betreibe weiter meinen Seidenhandel, auch wenn er sich nur langsam auf einen profitablen Abschluss hin bewegt. Bis dahin bemühe ich mich, durch Schreiben ein wenig Geld zu verdienen. Ein langer Artikel von mir ist in der letzten Nummer des British Quarterly erschienen (über Vulkane und Erdbeben), aber es steht nichts Originelles darin.

Glauben Sie mir/liebe Mrs. Taylor (ich kann den alten Namen nicht vergessen)

Herzlich Ihr

Geo G. Mill

Da ich Ihre gegenwärtige Adresse nicht kenne, schicke ich diesen Brief in die Cross St.[16] *Ich schreibe an Haji./Herzliche Grüße an Lily.*

H. M. an George Grote Mill, Richmond, 5. Juli 1851:[17] *Ich beantworte Ihren Brief, nicht weil Sie es verdienten – das tun Sie sicher nicht –, sondern weil ich der Meinung bin, obwohl es mir an Erfahrung fehlt, wie man am besten eine Beleidigung einsteckt oder darauf reagiert, dass dabei, wie bei allen anderen Dingen, Aufrichtigkeit und Offenheit der beste Grundsatz sind, und was mich betrifft, entsprechen sie meiner Natur am meisten – auch ist es am besten, wenn*

jeder für sich selbst spricht. Ihre Briefe an mich & an Haji müssen als ein Brief betrachtet werden, da sie dasselbe Thema haben & zusammen an uns abgeschickt wurden. Meiner Meinung nach beweisen sie einen Mangel an Wahrheitsliebe, Bescheidenheit & Gerechtigkeitsgefühl, von guter Erziehung oder Gutherzigkeit ganz zu schweigen, die Sie als sehr unnötige Eigenschaften zu betrachten scheinen.

Mangel an Gerechtigkeitsgefühl beweisen Sie dadurch, dass Sie behaupten, eine Person habe wahrscheinlich ohne Rücksicht auf ihre Prinzipien gehandelt, Prinzipien, von denen Sie sagen, dass Sie sie nie [?]. Mangel an Bescheidenheit dadurch, dass Sie über eine Ihnen bislang unbekannte Person urteilen – Mangel an jeglicher Wahrheitsliebe dadurch, dass Sie eine Zuneigung [?] zu einer Person behaupten, wie Sie es tun, die Sie in demselben Schreiben bei ihrem Namen zu nennen versäumen, und stattdessen eine unfreundliche Benennung benutzen, nachdem Sie sie jahrelang in einer gelinde gesagt freundlicheren Weise angeredet haben. Mangel an Wahrheitsliebe zeigt sich eigentlich überall in Ihren Briefen, da diese überquellen von Entrüstung & Feindseligkeit wegen eines Umstandes, der Sie in keiner Weise etwas angeht, wofür alles, was Sie sagen, der Beweis ist & der, wenn etwas zuträfe an der von Ihnen behaupteten Hochachtung, ein Grund zur Genugtuung für Sie sein sollte. Was den Mangel an guter Erziehung betrifft, die das Ergebnis von Wohlwollen ist, so scheint das eine Familienkrankheit zu sein.

Die einzige geringfügige Befriedigung, die Ihr Brief zu verschaffen vermag, ist die Feststellung, dass Menschen, die auf Wohlwollen verzichtet haben, auch vom gesunden Menschenverstand verlassen werden – Ihr Wunsch, einen Streit [?] mit Ihrem Bruder & mir vom Zaun zu brechen, weil wir von einem Recht Gebrauch machten, das uns alle Menschen, welcher Meinung sie ansonsten auch sein mögen, gewähren, ist ebenso unsinnig wie ungerechtfertigt und falsch.

Harriet Mill

Dieser Brief wurde möglicherweise niemals abgeschickt, stattdessen aber der folgende von Mill.

J. S. M. an George Grote Mill, India House, 4. August 1851:[18] *Ich habe es schon seit langem aufgegeben, mich über jedweden Mangel an gesundem Menschenverstand oder guten Manieren in Deinen Hervorbringungen zu wundern – Du scheinst zu gedankenlos oder zu ignorant für beides zu sein –, aber auf einen*

solchen Mangel an Wohlwollen zusammen mit solch arroganter Anmaßung, wie sie in Deinen Briefen an meine Frau & Haji zum Ausdruck kommen, war ich nicht vorbereitet. Am besten interpretiert man sie so, dass Du wirklich nicht weißt, was Unverschämtheit & Anmaßung sind: Sonst würdest Du solche Briefe nicht schreiben & anscheinend auch noch erwarten, dass Du von denen, an die & über die sie geschrieben wurden, weiterhin ebenso gern gemocht wirst wie zuvor. Du warst wahrhaftig »überrascht« über unsere Heirat & »weißt nicht genug über die Umstände«, um Dir »eine Meinung darüber bilden zu können«. Wer hat Dich gebeten, Dir eine Meinung zu bilden? Eine Meinung worüber? Holen die Menschen, wenn sie heiraten wollen, gewöhnlich die Meinung eines Bruders ein, der zwanzig Jahre jünger ist als sie? Oder in meinem Alter, von irgendeinem Bruder oder überhaupt irgendjemand? Aber obwohl Du Dir keine »Meinung« bildest, maßt Du Dir an, Haji betreffs seiner Mutter zu katechisieren & sie vor Deinem Richterstuhl zur Rechenschaft zu ziehen in Sachen Übereinstimmung ihres Verhaltens & ihrer Prinzipien – auch wenn Du zugleich, wie Du selber sagst, absolut keine Ahnung hattest, was ihre Prinzipien sind. Die Vermutung, dass sie gegen ihre Prinzipien gehandelt haben könnte seitens eines Menschen, der eingestandenermaßen nicht weiß, was ihre Prinzipien sind, ist eine grundlose Unverschämtheit. Einem jeden, der sie kennt, müsste man nicht erst erklären, dass sie in diesem wie in allen anderen Fällen ihren Prinzipien gemäß gehandelt hat. Welche imaginären Prinzipien sollten das denn sein, die Menschen von einer Heirat abhalten, die einander die meisten Jahre ihres Lebens gekannt haben, in denen ihr & Mr. Taylors Haus mehr ein Zuhause für mich war als jedes andere, und die in ihren Meinungen vollkommen übereinstimmen?

Du erklärst, Du fühltest Dich zutiefst beleidigt, weil Du von unserer geplanten Heirat »nur aus zweiter Hand« erfahren hast. Die Menschen erfahren im Allgemeinen von Heiraten aus »zweiter Hand«, glaube ich. Wenn Du damit sagen willst, dass ich Dir davon nichts geschrieben habe, so weiß ich keinen Grund, warum Du erwartetest, dass ich das hätte tun sollen. Ich habe Deine Mutter & Schwestern informiert, von denen ich wusste, dass sie Dich informieren würden, & ich erzählte ihnen davon nicht aufgrund irgendeines Rechts ihrerseits, informiert zu werden, denn meine Beziehungen zu jeder von ihnen waren immer zu kühl & distanziert, um ihnen auch nur das kleinste Recht oder den geringsten Grund zu geben, mehr von mir zu erwarten als die üblichen Formen der Höflichkeit – & als ich es ihnen erzählte, wurden mir dafür nicht die üblichen Formen der Höflichkeit erwiesen. Der Vortrag über meinen Charakter,

womit Du Haji beehrst, zeigt, dass Du durchaus weißt, dass ich nie die Angewohnheit hatte, mit ihnen über meine Angelegenheiten zu sprechen – & ganz gewiss waren die Gefühle, die Du mir in den letzten zwei oder drei Jahren entgegengebracht hast, nicht so freundlich, um mir einen Grund zu geben, eine Ausnahme zu machen. Was das »Geheimnis« betrifft, dessen Du mich mit meinem Vater als Gewährsmann bezichtigst – wenn wir anfangen wollten, die Sprüche meines Vaters herumzuerzählen, dann könnte ich viele davon über seine ganze Familie mit Ausnahme der jüngeren zitieren, womit verglichen dies hier sehr harmlos ist. Es konnte überhaupt nur als halb im Scherz gesagt werden – & jeder hat das Recht, geheimnisvoll zu sein, wenn ihm das gefällt. Aber ich war nicht geheimnisvoll, denn es gab nie etwas, woraus ich ein Geheimnis hätte machen können. Es war nicht meine Art, unaufgefordert über meine Freunde zu reden oder auch irgendein anderes Thema.

J. S. M.

Es scheint, dass ein ähnlicher Brief von Algernon Taylor George Mill heimgesucht hat, und ein Teil seiner Antwort darauf erhellt ein wenig mehr, welche Formulierungen so viel Ärgernis erregt hatten.

George Grote Mill an Algernon Taylor; Funchal, 27. September 1851:[19] *Da ich annahm, Deine Mutter würde generell anderen eher von einer Heirat abraten als sie dazu ermuntern, war ich natürlich zunächst überrascht, festzustellen, dass sie in ihrem eigenen Fall so bewusst ein Beispiel für die Ehe gibt, wobei mir überdies bei dieser Ehe weniger zu gewinnen schien als in fast jeder anderen, die ich mir vorstellen konnte. Ich hatte gewiss genug Interesse an beiden Partnern, um den Fall selber lösen zu wollen, & nahm (irrtümlicherweise, wie es nun scheint) an, dass ich Dir gegenüber meine Ansichten äußern könnte, ohne Anstoß zu erregen; aber Du hast Dich auf ein Podest gestellt & lehnst jeden vertraulichen Umgang ab; damit ist die Sache für mich erledigt. Da es in Deinem Brief hauptsächlich um Deine Mutter geht, muss ich anmerken, dass Du wissen solltest, dass ich ganz außerstande bin, ihr gegenüber unverschämt zu sein, ein Vorwurf, den Du meiner Meinung nach ihr überlassen solltest, wenn sie irgendwelche Unverschämtheit in meinen Briefen an sie findet.*

Hiermit endete diese ins Einzelne gehende Korrespondenz vermutlich, und es gab wahrscheinlich nur noch wenige Kontakte zwischen J. S. Mill oder seiner

Frau und dem jungen George Mill, bis dieser dann drei Jahre später seinem Leben ein Ende setzte, kurz bevor er zwangsläufig an der Schwindsucht gestorben wäre. Aber seine Schwestern Clara und Harriet in London und Mary Colman setzten auf Drängen der Mutter ihre Bemühungen um eine Versöhnung fort.

Clara Esther Mill an J. S. M.:[20] *4 Westbourne Park Villa/3. März [1852]/Lieber John/Ich bedauere es, von meiner Mutter zu hören, dass Du meinst, ich hätte es mir an Höflichkeit gegenüber Mrs. Mill fehlen lassen, was ganz gewiss nicht meine Absicht war, auch glaube ich keineswegs, dass es sich so verhielt, obwohl unverkennbar ist, dass Du durchaus den Eindruck hattest, dies sei bei der Familie seit Deiner Heirat der Fall – irrigerweise jedoch, wie ich glaube. Ich bin gänzlich außerstande, mir vorzustellen, worin meine Unhöflichkeit bestanden haben soll. Ich (und ich allein unter den Menschen in diesem Haus) habe Deine Korrespondenz mit Mary & George gelesen, worin Du sehr deutlich Deine Ansichten von uns allen zum Ausdruck bringst und dass es einige unter uns gibt, wobei ich zu den Übrigen gehöre, die Du ebenso sehr schätzt wie mein Vater. Ich kann deshalb nicht die Bekannte einer Person sein, die »nur die üblichen Formen der Höflichkeit von Dir verdient«, die Du Dir für Deine Frau wünschst, vor allem da Du das nicht aufgrund des Verwandtschaftsverhältnisses tust. Wie soll ich das also verstehen? Du bist, um mich Georges Worte zu bedienen, »ein bedeutender und guter Mensch«, und Du siehst weiter als ich. Ich maße mir deshalb auch nicht an, über Dich zu urteilen, ich kann Dich nur nicht verstehen, aber unter solchen Umständen persönlichen Umgang mit Dir zu pflegen kann nur schmerzlich sein, und obgleich ich keineswegs gelten lasse, dass ich Deine Verachtung verdiene, kann ich mir nicht vorstellen, dass meine Bekanntschaft irgend wichtig für Deine Frau sein könnte. Wir bemühten uns nicht, uns vor ihrer Heirat kennenzulernen, und hätten das auch sonst nie getan – aus welchem Grund sollten wir nun damit beginnen?*

Möglicherweise ist das jedoch gar nicht der Grund für Dein Missfallen – und es fällt auch nicht weiter ins Gewicht, uns ist es nicht gelungen, einander in der scheinbaren Vertrautheit von 40 Jahren zu verstehen, es handelt sich also um einen hoffnungslosen Fall, und mit Bedauern, aber auch mit aller Entschiedenheit möchte ich diesen Anschein nicht mehr aufrechterhalten.

C. E. Mill

Nachdem er eine Antwort darauf aufgesetzt hatte,[21] scheint Mill sich darauf beschränkt zu haben, dieses Schreiben und ein ähnliches seiner Schwester Harriet in einem kurzen Brief an seine Mutter zu beantworten.

J. S. M. an Mrs. James Mill, India House, 5. März 1852:[22] *Meine liebe Mutter/ Ich erhielt gestern zwei äußerst törichte Schreiben von Clara & Harriet voller vager Anschuldigungen. Sie behaupten, dass ich mich, als Du am Montag einen kurzen Besuch im India House machtest, »bei Dir über ihre Unhöflichkeit meiner Frau gegenüber beklagt habe«. Ich habe nichts dergleichen getan. Ein weiterer Vorwurf lautet, dass ich in einem Schreiben an Dich vom letzten Sommer eine Klatschgeschichte weitererzählt hätte – das ist nicht wahr. George Fletcher hatte mich ein oder zwei Tage bevor ich diesen Brief an Dich schrieb, im I. H. aufgesucht & sich nach dem Befinden meiner Frau erkundigt und gesagt, es tue ihm leid, gehört zu haben, dass es ihr nicht gut gehe. Ich fragte ihn, wo er das gehört habe; er sagte, das sei ihm in Kensington mitgeteilt worden, & das erwähnte ich in meinem Schreiben an Dich; niemand anderes hatte damit irgendetwas zu tun. Das war kein »Klatsch«.*

Ich hoffe, dass Deine Fahrt zum I. H. Deine Gesundheit nicht in Mitleidenschaft zog.

Herzlich Dein

J. S. M.

Neuntes Kapitel

Krankheit

(1851–1854)

Mill und seine Frau gründeten wahrscheinlich erst nach ihrer Rückkehr von einem Urlaub im September 1851 in Frankreich und Belgien einen eigenen Hausstand. Blackheath Park, wo sie ein Haus erworben hatten, war damals noch ein ländlicher Bezirk am Stadtrand von London, und das Haus selber blickte auf »eine weite offene Weiden- und Wiesenlandschaft, die in der Ferne von der blauen Silhouette ferner Hügel begrenzt war«.[1] Von London aus war der Ort nur mit dem Zug erreichbar, und obwohl Mill die tägliche Fahrt mit der Eisenbahn in die City unternahm, waren sie so doch praktisch vom gesellschaftlichen Leben der Metropole isoliert. Die Versuche einiger alter Freunde wie Lord Ashburtons,[2] die Heirat der beiden zum Anlass zu nehmen, sie wieder für das Gesellschaftsleben zu gewinnen, erwiesen sich als vergeblich, während andere anscheinend auch noch die üblichen Höflichkeitsbesuche bewusst unterließen.[3] Ihre einzigen Gäste, meist über das Wochenende, scheinen einige wenige alte Freunde wie etwa W. J. Fox und seine Tochter gewesen zu sein oder gelegentlich ein ausländischer Gelehrter. Selbst recht enge Freunde aus jener Zeit wie der Philosoph Alexander Bain wurden offenbar nie nach Blackheath Park eingeladen, solange Mrs. Mill noch lebte, und Mill selber pflegte nie gesellschaftlichen Umgang, außer sechs oder sieben Mal im Jahr bei den Sitzungen des Political Economy Club, wo er häufig die Diskussion eröffnete.[4] Die anderen Mitglieder des Haushaltes waren Mrs. Mills zwei jüngere Kinder, Algernon und Helen Taylor. Ihr älterer Sohn, Herbert, der das Geschäft seines Vaters übernommen hatte, blieb in der Stadt und scheint bald danach geheiratet zu haben.

Eine Passage in einem Brief Helen Taylors an ihre Mutter, der einige Jahre später zu Beginn ihrer ersten länger dauernden Abwesenheit geschrieben wurde, gewährt uns einen flüchtigen Blick auf den alltäglichen Tagesablauf in Blackheath Park.

Helen Taylor an H. M., Newcastle, 23. November 1856:[5] *Ich stelle mir gegen neun Uhr gern vor, dass Du mit ihm redest. Um drei fühle ich mich sehr unglücklich, weil Du beim Essen bist und ich nicht da bin, um Dir zu helfen. Um fünf werde ich ungeduldig, weil er nicht hereingekommen ist, aber um sechs ist es erfreulich, daran zu denken, dass er Tee macht und Du meinen Brief bekommen hast [den er nach Hause gebracht hat].*

Einer anderen Erinnerung, von Algernon Taylor, die Mill in einer wenig bekannten Rolle zeigt, soll hier ebenfalls ein Platz eingeräumt werden:

»Mr. Mill, der hin und wieder Klavier zu spielen pflegte, aber nur, wenn meine Mutter ihn darum bat; und dann setzte er sich sofort an das Instrument und spielte Musik, die er völlig eigenständig komponiert hatte, der Eingebung des Augenblicks folgend: Musik ganz eigener Art, der es vielleicht an jener Perfektion mangelte, die mehr Übung hätte hervorbringen können, aber reich an Gefühl, Elan und Suggestivkraft: Der Vortragende wählte als Thema etwa die eigenartige Erhabenheit von Wolken und Sturm, das bewegende Pathos einer Totenklage, den kühnen Angriff auf dem Schlachtfeld oder den triumphierenden, fröhlichen Rhythmus von Marschmusik. Wenn er geendet hatte, fragte meine Mutter vielleicht, welche Ideen ihm vorgeschwebt hatten und das Thema seiner Improvisation gewesen waren – denn eine Improvisation war es, und noch dazu eine überraschend eigenwillige.«[6]

Das ruhige und zurückgezogene Leben, das Mill und seine Frau zu führen gehofft hatten, blieb jedoch nicht lange ungestört. Wahrscheinlich waren schon die ersten beiden Jahre, worüber uns praktisch keine Dokumente vorliegen, von Krankheit verdüstert. Aber diese Jahre waren gleichwohl noch eine Zeit recht normaler Aktivität. Von der sehr geringen Zahl von Veröffentlichungen, die Mill für diesen Zeitabschnitt aufgelistet hat, wird von einem Artikel im *Morning Chronicle* vom 28. August 1851 über die Schutzbedürftigkeit von Frauen und Kindern gegenüber gewalttätigen Ehemännern und Vätern gesagt, dass er »wie alle meine Zeitungsartikel zu ähnlichen Themen und die meisten meiner Artikel zu allen Themen ein gemeinsam mit meiner Frau verfasstes Werk war«;[7] und Bezug nehmend auf das 1853 als Privatdruck erschienene kleine Pamphlet[8] zum selben Thema heißt es in derselben Liste: »Daran war ich hauptsächlich als Amanuensis meiner Frau beteiligt.« Von

Mills einziger bedeutender Veröffentlichung aus diesen Jahren, dem Artikel »*Whewell über Moralphilosophie*«*, den er für die *Westminster Review* schrieb, mit seinem vehementen Angriff auf Whewells intuitionistische Ethik, können wir zumindest mit Gewissheit sagen, dass er Mrs. Mills volle Zustimmung fand. In den siebeneinhalb Jahren zwischen ihrer Ehe und Mrs. Mills Tod erschien einzig ein anderer umfangreicherer Artikel, der über »Grotes Geschichte Griechenlands«**, worauf wir gleich zu sprechen kommen. Das meiste von dem, was er damals schrieb, erschien erst zu einem späteren Zeitpunkt.

Die erste wichtige Aufgabe, der sich die Mills zuwendeten, nachdem sie ihr Leben in Blackheath Park aufgenommen hatten, war die gründliche Überarbeitung der *Politischen Ökonomie* für die dritte Auflage, die im Frühjahr 1852 erschien. Es ist die umfangreichste Überarbeitung, die das Buch erlebte, und lässt eine erheblich verstärkte Tendenz zum Sozialismus erkennen. Aber da sie zu der Zeit zusammenlebten, haben wir keine Dokumente, die uns zeigen könnten, welche Rolle Mrs. Mill bei der Bewältigung dieser Aufgabe spielte. 1853 verschlechterte sich nicht nur Mrs. Mills Gesundheitszustand, der schon so lange labil gewesen war, erheblich, auch bei Mill selber zeigten sich zunehmend Zeichen ernsthafter Erkrankung. Gegen Ende August brachte er seine Frau nach Sidmouth in Devonshire, wo sie einige Zeit verbrachte, während Mill zu seiner Arbeit im India House zurückkehrte. Von den fünf erhalten gebliebenen Briefen, die Mill ihr nach Sidmouth schrieb,[9] soll einer hier ungekürzt abgedruckt werden.

J. S. M. an H. M.: India House/29. August, 1853/*Das ist das erste Mal seit unserer Heirat, meine geliebte Frau, dass wir getrennt wurden, & es gefällt mir überhaupt nicht – Deine Briefe aber sind die größte Freude, & sobald ich einen zu Ende gelesen habe, beginne ich schon, daran zu denken, wann ich wohl den nächsten erhalten werde. Nach ihren Briefen besteht das größte Vergnügen für mich darin, ihr zu schreiben. Ich habe seit Freitag [dem 26. August] jeden Tag geschrieben, außer an dem Tag, als es keine Post gab – ich bin froh, dass der Grund, warum Du den Brief vom Samstag nicht bekommen hast, der von mir vermutete war und dass Du ihn schließlich doch noch bekommen hast. Diesmal habe ich Dir absolut nichts zu erzählen außer meinen Gedanken, & die gelten ausschließ-*

* Vgl. Mills Essay *Über Whewells Moralphilosophie* in Band III dieser Ausgabe.

** Vgl. *Grotes Geschichte Griechenlands* in Band IV dieser Ausgabe.

lich Dir. Was meine Beschäftigungen betrifft, lese ich, nachdem ich nach Hause gekommen bin, so lange ich kann in dem dicken Buch[10] *– gestern Abend bin ich gar darüber eingeschlafen, aber ich werde es zu Ende lesen, denn ich will immer zu den neuesten Induktionen auf jedem wissenschaftlichen Gebiet gelangen, & dies ist gerade zurzeit ein Gebiet, auf dem besonders rasch Fortschritte gemacht werden & das in so engem Zusammenhang mit der Frage von Denken & Fühlen steht, dass es immer die Möglichkeit gibt, dass ich auf etwas stoße, das von praktischem Nutzen ist. Ich neige sehr dazu, mir das Essay über »Natur«*[11] *wieder vorzunehmen & es so gründlich umzuschreiben, wie ich es bei der Rezension von Grote*[12] *getan habe – das ist genau das, was er braucht – das ist meine übliche Art zu arbeiten, & ich glaube nicht, dass ich jemals etwas Gutes zustande gebracht habe, das nicht auf diese Weise entstanden ist. Ich bedaure fast die Zusage an Lewis*[13] *über Indien, da ich meine, dass die Zeit mit der weiteren Arbeit an einigen unserer Essays sinnvoller genutzt werden könnte. Wir müssen das Beste, was wir zu sagen haben, zu Ende bringen, & nicht nur das, sondern es auch veröffentlichen, solange wir noch leben. Ich sehe niemanden, der ein lebender Verwahrungsort unserer Gedanken sein könnte oder der von dieser schwachen Generation, die nun aufwächst, auch nur fähig sein wird, Deine Ideen gründlich zu begreifen & sich anzueignen, von einer Neuentwicklung dieser Ideen ganz zu schweigen – wir müssen sie also schriftlich festhalten & zum Druck bringen, & dann können sie warten, bis es wieder Denker gibt. Aber ich werde mich niemals zufriedengeben, solange Du nicht erlaubst, dass unser*[14] *bestes Buch, das kommende Buch, unser* beider *Namen auf der Titelseite trägt. So sollte es bei allem sein, was ich veröffentliche, denn die bessere Hälfte davon stammt ganz von Dir, aber das Buch, das unsere besten Gedanken enthalten wird, wenn es nur einen Verfassernamen hat, dann sollte es der Deine sein. Ich möchte, dass jeder weiß, dass ich der Dumont*[*] *bin & Du der schaffende Geist, der Bentham, gepriesen sei sie!*

Ich hoffe, das Wetter ist bei Dir gleichermaßen besser geworden wie hier – aber es scheint noch nicht beständig zu sein – mit allen liebevollen Gedanken und Wünschen

J. S. Mill

---

* Gemeint ist Pierre Étienne Louis Dumont (1759–1829), der die Herausgabe einiger wichtiger Werke Benthams verantwortete. Nach eigenem Bericht konnte Dumont bei der Edition der Texte zwar auf Benthams Ideengerüst zurückgreifen, musste die Textgestalt vor der Veröffentlichung jedoch oftmals zugunsten einer besseren Lesbarkeit entscheidend verändern.

Indem er diesen Brief mit vollem Namen unterschrieb, wich Mill ausnahmsweise einmal von seiner – und der seiner Frau – fast unveränderlichen Gewohnheit ab, wiesen doch ihre Briefe aneinander im Allgemeinen weder die übliche Briefanrede noch eine Unterschrift auf.

Da Mrs. Mills Gesundheit sich offenbar in Sidmouth nicht gebessert hatte und Mills Zustand sich verschlechterte, wurden sie bald danach von ihrem Arzt ins Ausland geschickt. Mill erhielt eine Beurlaubung für die letzten drei Monate des Jahres, die sie in Nizza verbrachten. Obwohl sie selber sich lange der Einsicht verschlossen, befanden sie sich beide offensichtlich in einem fortgeschrittenen Stadium der Schwindsucht, und das scheint Mills Freunden im India House klar genug gewesen zu sein, um sie an der Möglichkeit eines Wiedersehens mit ihm zweifeln zu lassen. In Nizza erlitt Mrs. Mill eine schwere Hämorrhagie*, an der sie fast gestorben wäre, und auch Mills Symptome verschlimmerten sich weiter, aber er versuchte immer noch, sich einzureden, dass es nicht die tödliche »Familienkrankheit« war, wie er sie in der *Autobiographie* nennt, woran sein Vater und zwei seiner Brüder gestorben waren.[15] Am Ende dieses Jahres kehrte er sogar nach London und zu seiner Arbeit im India House zurück, nachdem er Mrs. Mill nach Hyères gebracht hatte, wo sie bis zum Frühlingsanfang bleiben sollte. Bis auf zwei sind alle achtunddreißig sorgfältig nummerierten Briefe, die Mill ihr in dieser Zeit schrieb, erhalten geblieben. Sie geben ein detailliertes Bild des fortschreitenden Verfalls seiner Gesundheit während der nächsten Monate. Von Mrs. Mills mit Bleistift geschriebenen Antwortschreiben an ihn besitzen wir nur eines, da Mill alle anderen auf ihre Bitten hin verbrannte.

Für die Rückkehr nach London mitten im Winter brauchte Mill fast zehn Tage, was eine ziemliche Strapaze für den Kranken gewesen sein muss. Zuerst ging es mit der Postkutsche nach Marseille, dann mit der Bahn nach Avignon und von dort wieder mit Postkutschen nach Lyon und Chalon und schließlich mit der Eisenbahn nach Paris und Boulogne. Ihm widerfuhr das zusätzliche Ungemach, auf der letzten Etappe seiner Reise vierundzwanzig Stunden lang im Zug eingeschneit zu sein. Der erste Brief aus London, am Tag seiner Ankunft geschrieben, berichtet von seiner Rückkehr nach Hause und ins India House.

---

* Blutung.

J. S. Mill an H. M., India House, 6. Januar 1854: *[Ellice] sowie Hill, Thornton & andere stellten die erwartbaren Fragen nach Deiner Gesundheit & auf eine Weise, die ihre Anteilnahme zeigte – einzig Peacock*[16] *stellte nicht eine einzige Frage nach Deiner Gesundheit & kaum eine nach meiner, sondern wendete sich India-House-Themen zu & einem Besuch von James bei ihm.*[17] *Grote & Prescott*[18] *besuchten mich heute zusammen; sie sagten, sie wollten sich erkundigen, ob ich schon zurück sei, & waren sehr warmherzig, besonders Grote, in ihren Bekundungen des Mitgefühls & der Anteilnahme hinsichtlich Deiner Krankheit. Es ist merkwürdig, wenn man sieht, wie bruchstückhaft Neuigkeiten verbreitet werden – Grote hatte gehört, dass Du lebensgefährlich erkrankt seist, von meiner Krankheit aber überhaupt nichts, & dass es sich bei Deiner Krankheit um ein Fieber handle, wusste aber nichts von dem Platzen eines Blutgefäßes. Grote ist höchst erfreut über den Artikel in der* Edinburgh Review *– à propos*[*] *ich fand hier einen Brief von Mrs. Grote, worin sie mich wegen des Artikels beglückwünschte und den ich, obwohl er der Ehre kaum wert ist, Dir geschickt zu werden, dennoch beilegen werde. Der Unverschämtheit, mir überhaupt zu schreiben & in dieser Art zu schreiben, kommt nur die maßlose Eingebildetheit des Briefes selber gleich. Grote erwähnte ihn und sagte, dass Mrs. Grote mir nach der Lektüre des Artikels geschrieben habe – ich antwortete nur, dass ich bei meiner Ankunft ein Schreiben von ihr vorgefunden hätte.*

Zwei Tage später begann Mill mit dem »Experiment«, in einem kleinen Buch »jeden Tag mindestens einen Gedanken« festzuhalten, »der es wert ist, niedergeschrieben zu werden«. Diese Aufzeichnungen, die er während des gesamten Zeitraums der Abwesenheit seiner Frau fortsetzte, sind ungekürzt im Druck erschienen.[19] Da aber manche von ihnen aus der Kenntnis der Umstände, unter denen sie geschrieben wurden, neue Bedeutung und Prägnanz gewinnen, sind hier einige Passagen aus seinem »Tagebuch« zusammen mit den Auszügen aus den Briefen wiedergegeben.

J. S. M.s Tagebuch, 9. Januar 1854: *Welch ein Gefühl der Geborgenheit verleiht doch das Bewusstsein, geliebt zu werden, was noch dadurch verstärkt wird, dass man der einen nahe ist, von der man am meisten geliebt wird und wünscht, geliebt zu werden. Ich erlebe gegenwärtig beides, denn ich habe das Gefühl, als*

* Übrigens.

ob ich von keiner wirklich gefährlichen Krankheit befallen werden könnte, solange ich nur sie habe, die für mich sorgt; und doch habe ich das Gefühl, wenn ich von ihr gehe, als hätte ich mich von einem Talisman getrennt und wäre den Angriffen des Feindes eher ausgesetzt als in der Zeit, in der ich bei ihr war.

J. S. M. an H. M., India House, 9. Januar 1854: *Die Briefe aus Kensington lege ich bei, da es am besten ist, wenn Du alles liest, was von dieser Seite kommt – & zusammen damit ein Schreiben, das ich gerade von meiner Mutter erhielt. Ich bin die Edinburgh Review vom Oktober durchgegangen – der Artikel über Grote liest sich meiner Ansicht nach schwächer und oberflächlicher, als ich ihn in Erinnerung hatte. Es gibt einen weiteren Artikel über die Parlamentsreform von Greg*[20]*, der beweist, dass er unseren Brief*[21] *an Lord Monteagle*[*] *gelesen hatte (den Brief, worüber Marshall*[**] *schreibt), denn er hat fast jede Idee in dem Brief nahezu wortwörtlich übernommen & erklärte auch zum Thema geheime Wahl, dass seines Wissens manche, für die geheime Wahlen einst ein sine qua non*[***] *waren, nun meinen, dass sie einen »Schritt rückwärts« bedeuteten, genau die Formulierung des Briefes. Er fährt dann fort, die geheime Wahl mit Argumenten zu kritisieren, von denen einige denen in unserem unveröffentlichten Aufsatz*[22] *so sehr ähneln (sogar einschließlich der Veranschaulichungen), dass man meinen könnte, er habe das auch gelesen, wenn es nur überhaupt möglich gewesen wäre. Obwohl auch einige schlechte Argumente darunter sind, verringert das doch mein Bedauern, dass unser Aufsatz nicht veröffentlicht wurde. Es tut gut zu wissen, dass diese Briefe, die für einen scheinbar unbedeutenden Zweck (?) zu schreiben wir uns so viel Mühe gegeben haben, sich so oft als nützlicher erweisen, als wir dachten. Nun zur Frage, eine Rezension Comtes zu schreiben:*[23] *die Gründe* pro *sind offensichtlich. Diejenigen* contra *sind 1. Ich möchte nichts mit dem Namen oder irgendeiner Publikation von H. Martineau zu tun haben. 2tens die* Westminster Review*, die mir zwar alles andere erlauben wird, kann mir doch nicht erlauben, freimütig über Comtes Atheismus zu sprechen, & ich*

---

* Thomas Spring Rice (1790–1866), Politiker der Whig-Partei, war längere Zeit Mitglied des Parlaments und verschiedener Regierungen, unter anderem als Finanz- und Wirtschaftsminister (1835–1839) in der Regierung Melbourne. 1839 wurde ihm die Peer-Würde verliehen und er war fortan auch als 1. Baron Monteagle of Brandon bekannt.

** James Garth Marshall (1802–1873), Textilhersteller und Mitglied des Parlaments von 1847–1852, Schwiegersohn von Lord Monteagle.

*** Unabdingbarer Bestandteil.

vermag nicht zu sehen, wie es möglich sein soll, ihm gerecht zu werden, wo es doch so viel Kritikables bei ihm gibt, ohne ihm in dieser Hinsicht Lob zu spenden. 3ens, da Chapman der Herausgeber ist, möchte & erwartet er zweifellos einen insgesamt lobenderen Artikel, als ich zu schreiben bereit bin. Du, Liebste, wirst mir sagen, was Dein mustergültiges Urteilsvermögen & Dein Gefühl entscheiden.

J. S. Mill an H. M., Blackheath Park, 16. Januar 1854: *Was Mrs. Grotes Brief betrifft, hat mein Liebling wohl recht. Es war mir nicht entgangen, dass es darin diese Abbitte gab, & ich wäre sehr viel ungehaltener gewesen, wenn es sie nicht gegeben hätte. Aber was für mein Gefühl gleichsam unverschämt war, obwohl unverschämt nicht genau das treffende Wort ist, war eben, dass sie sich einbildete, nach allem, was sie im Hinblick auf uns gesagt und getan hatte, eine verspätete Art von Anerkennung Deiner Person & Schmeichelei mir gegenüber würden genügen, eine Art Beziehung zwischen uns & ihr herzustellen. Es erschiene mir déplacé*[*]*, den Brief zu beantworten, vor allem, so lange nachdem er geschrieben worden war, aber dass sie diese Abbitte geleistet hat, könnte mich andrerseits dazu bewegen, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, zumindest wenn er sie erwähnt. Das ist ungefähr alles, was ihre guten Absichten verdienen. Ich werde, Liebes, zu Grote sagen, was sie wünscht, & die beste Gelegenheit dazu wird sich ergeben, wenn er mir zum ersten Mal einen Brief in dieser Form schreibt. Ich rede ihn nicht und habe ihn jahrelang nicht mit* Mr. *angeredet – er muss schwer von Begriff sein, dass er den Hinweis nicht verstanden hat. Ich mache mit der Arbeit im India House weiter, aber die Arbeitsrückstände werden mich viel Zeit kosten – ich habe gestern (Sonntag) den ganzen Tag zu Hause daran gearbeitet & konnte eine ganze Menge erledigen. Die Sonntage unterscheiden sich leider nicht so sehr von den anderen Tagen, wie es der Fall ist, wenn sie hier ist – doch mehr, als wenn ich ganz bei ihr bin. Abends lese ich wie angekündigt Sismondis* Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter, *die ich zuletzt 1838 gelesen habe, bevor ich nach Italien reiste. Dass ich seitdem selber viele der Orte gesehen habe, macht die Lektüre sehr interessant.*

India House 17. *Heute Morgen sah ich die schönste Morgendämmerung & Sonnenaufgang & hatte das Gefühl, als schaute ich direkt dorthin, wo sie ist, &*

---

* Unangebracht.

dass die Sonne direkt von ihr käme. Und jetzt ist ihr Freitagsbrief da, der in einem noch wörtlicheren Sinne von ihr kommt. Ich bin so froh, dass der Husten besser geworden ist. Wie lieb sie über die Schlüssel schreibt, mach Dir keine Gedanken deswegen*, Liebling. Ich habe seitdem ein Paar Flanellhosen gekauft. Ich bin froh, dass ihr das Schreiben an Sykes[*] gefällt. Was Chapmans Anfrage betrifft, so sprach* dafür *mein dringender Wunsch, Buße zu tun für das übertriebene Lob, das ich Comte zuteilwerden ließ, & all denen, die mich kennen, bekannt zu geben, was ich von seiner negativen Seite halte. Der Grund, warum der Einwand, den Du so entschieden vertrittst & den ich teile, wie mein darauffolgender Brief gezeigt haben wird, die Sache für mich nicht endgültig entschied, bestand darin, dass Chapman keine Rezension dieses einzelnen Buches wollte, sondern eine von* Comtes *Denken insgesamt, & ich hätte mich H. M.s Anteil in einem Satz entledigen können, vielleicht sogar ohne ihren Namen zu erwähnen. Ich hätte sicher Comtes Buch zusammen mit ihrem an den Anfang stellen & alle Verweise auf* jenes *Bezug nehmen lassen sollen. Aber malgré cela[**] missfiel mir diese Verbindung, & jetzt missfällt sie mir noch mehr, & ich werde Chapman sofort schreiben, um abzulehnen – und die Verspätung auf meine lange Abwesenheit zurückführen, damit er nicht denkt, ich hätte gezögert.*

J. S. M.s Tagebuch, 19. Januar 1854: *Ich bereue es sehr, dass ich bei der Erfüllung meiner heiligen Pflicht gezaudert habe, alles von meinen Vorhaben schriftlich festzuhalten, was die Zerstörung des Irrtums und der Vorurteile und die Entwicklung von Gerechtigkeitsgefühl und treffender Erkenntnisse zu fördern vermag, so dass es nicht mit mir sterben kann. Noch mehr bereue ich, dass ich als Interpret der Weisheit eines Menschen so wenig getan habe, dessen Geist in dem Maße tiefgründiger ist als der meine, wie ihr Herz edler gesinnt ist. Sollte ich je meine Gesundheit wiedererlangen, wird dies wiedergutgemacht werden; und selbst wenn ich nicht wieder gesund werde, kann doch, so hoffe ich, etwas in dieser Hinsicht getan werden, vorausgesetzt, mir wird eine ausreichend lange Frist gewährt.*

---

* William Henry Sykes (1790–1872), britischer Politiker und Naturkundler, war Direktor und 1856/1857 Präsident der Ostindischen Kompanie sowie seit 1857 Parlamentsabgeordneter für Aberdeen.

** Trotz alledem.

J. S. M. an H. M., India House, 20. Januar 1854: *Ich schreibe jeden Abend in das kleine Buch. Ich habe das Essay über »Natur«[*] gelesen, als ich den ersten Teil davon umschrieb, bevor wir abreisten, & ich glaube, er ist sehr viel besser geworden & insgesamt durchaus passabel. Ich glaube, ich könnte ihn gleich gut zu Ende schreiben.*

J. S. M. an H. M., 23. Januar 1854: *Auch ich habe in letzter Zeit sehr oft an die Lebensbeschreibung gedacht & bin sehr darauf bedacht, dass wir sie so früh wie möglich fertigstellen. Was davon bereits existiert, ist absolut zur Veröffentlichung geeignet. Was das Schreiben selbst betrifft, so könnte sie morgen gedruckt werden – & sie enthält eine ausführliche Ausarbeitung, soweit überhaupt ausgearbeitet werden kann, was Du bist, soweit ich fähig bin, Dich zu beschreiben & was ich Dir schulde – aber abgesehen davon ist sie, solange sie nicht von Dir überarbeitet wurde, nicht viel besser als ungeschrieben; sie enthält nichts über unser Privatleben, außer zu zeigen, dass viele Jahre lang eine vertraute Freundschaft zwischen uns bestand, & Du allein kannst entscheiden, was darüber hinaus zu sagen notwendig oder wünschenswert wäre, um unseren Feinden in Zukunft den Mund zu stopfen. Tatsache ist, dass etwa so viel geschrieben wurde, wie ich ohne Deine Hilfe schreiben* kann*, & wir müssen das gemeinsam durchgehen & den Rest bei der ersten sich bietenden Gelegenheit hinzufügen – ich habe nicht vergessen, dass sie gesagt hat, ich solle die Lebensbeschreibung mit nach Paris bringen.*

Unterdessen verschlechterte sich Mills Gesundheit ständig, obwohl ihm sein Arzt noch eine Zeitlang versicherte, dass »keine organische Krankheit« vorliege.

J. S. M. an H. M., 29. Januar 1854: *Starke Gefühle haben bei mir (und ich müsste unfähig zu Gefühlen sein, wenn es nicht so wäre) Gedanken über die Kürze und Ungewissheit des Lebens ausgelöst & darüber, wie falsch es ist, dass wir so viel von dem Besten, was wir zu sagen haben, ungeschrieben ließen & in der Macht des Zufalls – & ich bin entschlossen, die Zeit, die uns noch bleibt, besser zu nützen. Zwei gut genutzte Jahre würden es uns ermöglichen, glaube ich, das meiste davon druckfertig zu machen – wenn auch nicht in die öffentlich-*

---

* Vgl. Band V dieser Ausgabe.

keitswirksamste Form zu bringen, so doch die Gedanken zu konzentrieren – zu einer Art geistigen Pemmikans, wovon sich Denker, falls es denn nach uns noch welche geben sollte, ernähren & es dann für andere verdünnen können. Die Logik & Politische Ökonomie können vielleicht ihre Lebenskraft lange genug bewahren, um diese anderen Dinge über Wasser zu halten, bis es wieder Leute gibt, die fähig sind, den Gedankenfaden aufzunehmen & ihn weiterzuspinnen. Ich stelle mir einen umfangreichen oder zwei kleine postume Essaybände vor, beginnend mit der Lebensbeschreibung, & es liegt mir sehr am Herzen, sie bis Weihnachten 1855 in druckfertigem Zustand quelconque** zu haben, falls wir so lange leben sollten; jedoch sollten sie nicht zu diesem Zeitpunkt veröffentlicht werden, wenn wir noch am Leben sind, um sie verbessern & erweitern zu können. Das Erste, was getan werden muss & womit ich in dieser Hinsicht sofort beginnen kann, ist die Fertigstellung der Abhandlung über die Natur, & das beabsichtige ich noch heute in Angriff zu nehmen, nachdem ich diesen Brief beendet habe – da es der erste Sonntag ist, an dem ich es nicht für das Beste hielt, mich mit der Arbeit vom India House zu beschäftigen. Diese Abhandlung, ich meine den umgeschriebenen Teil, schien mir beim Durchlesen viel von dem zu enthalten, was wir sagen wollen, und es ist gut genug formuliert für den Band, wenn auch nicht so gut, wie wir es tun werden, wenn wir Zeit haben. Ich hoffe, in zwei oder drei Wochen in der Lage zu sein, sie gleich gut zu Ende zu schreiben & dann mit etwas anderem zu beginnen – aber bei allen anderen Themen auf unserer Liste wird es mir sehr viel schwerer fallen, mit ihnen auch nur anzufangen, ohne dass Du mich dazu drängst. Das alles hängt jedoch gänzlich davon ab, dass Dein Gesundheitszustand sich weiterhin bessert, denn das sind keine Dinge, die in einem Zustand wirklicher Sorge getan werden können. Bei schlechter körperlicher Gesundheit könnten sie es vielleicht.*

In einem späteren Teil desselben Briefes, geschrieben am folgenden Tag, wendet sich Mill wieder diesem Thema zu:

Es ist ein glücklicher Zufall, dass ich ihre treffende Anmerkung zum Essay über Natur gerade dann erhielt, als ich dieses wieder aufgenommen hatte. Ich werde diese drei schönen Sätze über »Unordnung« wortwörtlich in das Essay aufneh-

---

* Proviant.

** Egal wie.

men. Ich kam gestern gut voran, allerdings mit Unterbrechungen (immer wenn ich müde wurde, las ich ein wenig im Sismondi), & ich bin sehr zufrieden damit. Ich denke, wir sollten diese Essays nicht zu lang werden lassen, auch wenn die jeweiligen Themen unerschöpflich sind. Wir brauchen als Erstes eine kurz gefasste Argumentation, & wenn wir noch leben, werden wir sie ausbauen & eine längere Abhandlung hinzufügen, tant mieux: Ist doch beides nötig.*

Die »drei schönen Sätze« über Unordnung sind wahrscheinlich die folgenden, die sich auch in der postumen Ausgabe der Essays finden:

»Selbst die Liebe zur ›Ordnung‹, die aus dem Wesen der Natur zu folgen scheint, steht in Wirklichkeit im Widerspruch dazu. Alles, was die Menschen als ›Unordnung‹ und deren Folgen zu missbilligen gewöhnt sind, entspricht vielmehr genau dem Wesen der Natur. Anarchie und die Terrorherrschaft werden an Ungerechtigkeit, Zerstörungskraft und Tödlichkeit von einem Orkan und einer Seuche übertroffen.«

J. S. M. an H. M., 7. Februar 1854: *Ich beendete das »Natur«-Essay am Sonntag, wie ich erwartet hatte. Ich bin ziemlich ratlos, was ich als Nächstes in Angriff nehmen soll – ich werde einfach die von uns aufgestellte Liste der Themen in der wirren Reihenfolge abschreiben, wie wir sie notiert haben. Charakterunterschiede (Nation, Rasse, Alter, Geschlecht, Veranlagung). Liebe. Erziehung des Geschmacks. Religion de l'Avenir**, Plato. Verleumdung. Grundlagen der Moral. Nutzen der Religion. Sozialismus. Freiheit. Die Lehre, dass Kausalität Wille ist. Denen habe ich aus Deinem Brief noch Familie & Konventionell (?) hinzugefügt. Es wird an die zwei Jahre dauern, bis all das bearbeitet ist. Das Erste davon ist vielleicht das Thema, das ich am besten allein behandeln könnte, zumindest von den ebenso wichtigen.*

Tagebuch, 8. Februar 1854: *Ich würde nicht, auch um den Preis des höchsten Ansehens als Denker, der Einzige meiner Generation sein wollen, der die Wahrheiten zu erkennen vermag, denen ich die größte Bedeutung für die Verbesserung des Menschengeschlechts zumessen würde. Noch wollte ich für alles, was*

---

* Umso besser.

** Religion der Zukunft.

das Leben zu gewähren vermag, ohne einen Freund sein, von dem ich mindestens ebenso viel lernen wie ich ihn lehren könnte. Selbst die rein geistigen Bedürfnisse meines Naturells reichen schon aus, mich hoffen zu lassen, dass ich niemals die Gefährtin überleben werde, die der tiefgründigste und weitblickendste und klarsichtigste Denker ist, den ich je kennengelernt habe, wie auch der vollkommenste in der praktischen Lebensweisheit. Ich wünsche mir nicht, ihr so sehr ebenbürtig zu sein, dass ich nicht länger ihr Schüler bin, aber ich wäre mit Freuden begabter, als ich es bin, um ihre bewundernswerten Gedanken gründlich erfassen und angemessen wiedergeben zu können.

J. S. M. an H. M., 10. Februar 1854: *Du wirst überrascht sein, wenn ich Dir sage, dass ich heute Morgen schon wieder zu Clark[24] gegangen bin, & ich fürchte, Du wirst denken, dass ich wegen meiner Beschwerden nervös bin, aber das Gegenteil ist der Fall, denn ich war nie so sehr das Gegenteil von ängstlich, was meine Gesundheit betrifft, & ich glaube, was auch geschehen mag, ich würde dem ganz gefasst ins Auge sehen. Aber der Grund, warum ich heute zu ihm ging, war einer, von dem ich annehme, dass er Dich wünschen ließe, dass ich gehe – nämlich das eindeutige & unverkennbare Auftreten von Blut in der Expektoration*[*]*. Nachdem ich es ihm geschildert hatte, hielt Clark es jedoch keineswegs für bedeutsam, sondern glaubt, dass es sehr wahrscheinlich nicht aus der Lunge kommt, & selbst wenn es aus der Lunge käme, glaubt er, dass es von einem lokalen & sehr begrenzten Blutandrang herrührt, nicht von einem allgemeinen Stauungszustand. Wie froh ich war, von etwas zu hören, was die Bedeutung von Blutungen bei einer Brusterkrankung vermindert. Ich wusste vorher schon, dass sie keineswegs ein sicheres Zeichen für Schwindsucht sind, da sie oft mit Bronchitis einhergehen – was der eigentliche Terminus technicus für meinen Husten ist, obwohl das dafür zu umfassend & furchterregend klingt. Ich bin durchaus überzeugt, da Clark dieser Ansicht ist, dass ich zurzeit nicht schwindsüchtig bin, auch wenn es wahrscheinlich ist, dass der Husten dazu führt – denn er scheint gegen all die üblichen Heilmittel resistent zu sein. Das Gute daran ist, dass keine meiner Beschwerden jemals Heilmitteln gewichen zu sein scheint, sondern sie, nachdem sie mich endlos lange gequält haben, von selbst verschwinden oder abklingen – wie es vielleicht auch jetzt geschehen wird, wenn alles bei meiner Liebsten gut geht. Würde ich an Vorahnungen glauben, wäre ich in diesem Punkt*

* Auswurf.

ganz beruhigt, denn es kommt mir so vollkommen natürlich vor, dass ich, solange mein Liebling lebt, leben werde, um ihr Gesellschaft zu leisten. Ich habe noch nicht mit einem anderen Essay begonnen, habe jedoch alles durchgelesen, was von der Lebensbeschreibung vorliegt – ich finde, es bedarf der Überarbeitung, die ich vornehmen werde –, aber ich weiß nicht genau, was mit einigen der Abschnitte geschehen soll, die wir im Anfangsteil, den wir zusammen gelesen haben, als änderungsbedürftig markierten. Es handelte sich meist um Abschnitte, in denen ich, wie Du meintest, allzu wahrheitsgemäß über meine Fehler geschrieben hatte. Ich will gewiss nicht mehr über sie sagen, als Redlichkeit erfordert, aber die Schwierigkeit besteht darin zu entscheiden, wie viel das ist. Natürlich verpflichtet man sich nicht, wenn man eine Lebensbeschreibung verfasst, sei es die des eigenen, sei es die eines anderen Lebens, alles zu erzählen – & es wird richtig sein, in diese *etwas aufzunehmen, was alle daran hindern wird, vermuten oder vorgeben zu können, dass wir uns vorgenommen haben, nichts zurückzuhalten. Doch es va sans dire*[*]*, dass sie insgesamt eine faire Darstellung sein sollte. Da die Formulierungen, wenn man sie sich jetzt anschaut, sehr holprig zu sein scheinen, was mich bei einem ersten Entwurf nicht überrascht, wo es im Wesentlichen darum ging, irgendwie alles zu sagen, sauf*[**] *die Themen allgemeiner Art wegzulassen, meine ich doch, dass viel gutes Material einen Platz in der Lebensbeschreibung gefunden hat, das wir nirgendwo anders untergebracht haben & das sie in dieser Hinsicht (abgesehen von ihrem Hauptanliegen) so wertvoll machen wird wie die besten Arbeiten, die wir veröffentlicht haben. Was aber insbesondere* unser *Leben betrifft, liegt noch nichts schriftlich vor außer den Beschreibungen von Dir & Deiner Wirkung auf mich, die in jedem Fall ein bleibendes Denkmal dessen sind, was ich von Dir weiß & (soweit das überhaupt durch Äußerungen allgemeinen Inhalts gezeigt werden kann) was ich Dir* geistig *verdanke. Und obwohl das den geringsten Teil dessen ausmacht, was Du mir bedeutest, ist es doch das Wichtigste, was erinnert werden sollte, da die Leute eher bereit sind, über alles Übrige Vermutungen anzustellen. Aber wir müssen uns überlegen, und das können wir nur zusammen tun, wie viel von unserer Geschichte zu erzählen ratsam ist, um den Darstellungen unserer Feinde die Stirn zu bieten, wenn wir nicht mehr am Leben sind und etwas ergänzen können. Wenn die Lebensbeschreibung erst in 100 Jahren veröffentlicht werden würde, dann würde*

---

* Versteht sich von selbst.

** Ausgenommen.

ich sagen, erzähle alles, einfach & rückhaltlos. Unter den gegebenen Umständen aber müssen wir Sorge tragen, dem Feind keine Waffen in die Hände zu legen.

Mrs. Mills Antwort darauf ist der einzige ihrer Briefe aus dieser Zeit, der erhalten geblieben ist.

H. M. an J. S. M., Hyères, 14. und 15. Februar 1854:[25] *Ich halte Dich überhaupt nicht für nervös wegen Deiner Gesundheit, Lieber, und ich würde nie auf den Gedanken kommen, dass Du es damit übertreibst. Ich habe niemals Einwände gegen etwas, was Du tust, außer wenn ich denke, dass es dazu beiträgt, eine Beschwerde zu verschlimmern. Ich finde (da kannst Du sicher sein), dass Du ganz recht hattest, wegen dieser Blutung zu C. zu gehen, aber ich bin überzeugt, dass die Angewohnheit, sich am Morgen die Expektoration anzuschauen, selber größtenteils der Grund dafür ist, dass es überhaupt zu einer Expektoration kommt. Ich bin sicher, dass Du Dir das abgewöhnen könntest, wie ich das getan habe, wenn Du Dich ebenso sehr, wie ich es seit Oktober tue, bemühen würdest, jede Expektoration zu vermeiden. Ich bin weitaus besorgter über Deine als über meine Gesundheit, und das umso mehr, als ich nicht glaube, dass ein Leben auf dem Kontinent Dir zusagen würde. Du würdest bald die Anregung und den Reiz des täglichen Umgangs mit anderen Menschen vermissen, woran Du gewöhnt bist. Doch Du allein bist Richter in dieser Sache, und es ist wenigstens zurzeit nicht sehr wahrscheinlich, dass Du darüber eine Entscheidung treffen musst. Ich hoffe, Du hast Dich nicht wieder erkältet – hier verdunkelte sich am Montag nach einem kalten Ostwind vorigen Freitag und Samstag der helle Himmel plötzlich, und ein Schneesturm, der heftiger war als die uns aus England bekannten, bedeckte innerhalb etwa einer Stunde die ganze Stadt und das Umland mit tiefem Schnee. In der letzten Nacht herrschte starker Frost, und sie machen sich Sorgen wegen der Olivenbäume. Heute hat die Sonne den Schnee geschmolzen, wenn auch nicht an schattigen Orten, und es ist weiterhin sehr kalt. Mir geht es wegen der Kälte keineswegs schlechter, allerdings dauert sie auch noch nicht sehr lange. Es heißt hier, dass der März ein kalter, windiger Monat ist. Nachdem es mir vorige Woche einige Tage lang schlecht ging, fühle ich mich jetzt wieder ein bisschen besser, wie es mir immer ergeht nach einer außergewöhnlich schlechten Woche.*

Wegen der Essays, Lieber, wäre nicht Religion, der Nutzen der Religion,[26] *eines der Themen, worüber Du am meisten zu sagen hättest – es müsste die nahezu*

universale Verbreitung irgendeiner Form von Religion (Aberglauben) durch die Gefühle der Furcht, der Hoffnung und der Rätselhaftigkeit etc. erklärt werden, und es gälte dabei, alle Religion genannten Lehren und Theorien und Machtmittel umzustürzen, um zu zeigen, dass Religion und Poesie dasselbe Bedürfnis befriedigen, die Sehnsucht nach Höherem, die Tröstung der Leidenden, die Hoffnung auf den Himmel für die Selbstsüchtigen, die Liebe zu Gott für die Weichherzigen und Dankbaren – dass all das ersetzt werden muss durch eine Moral, deren Macht auf dem Mitgefühl und der Menschlichkeit beruht und deren Lohn auf dem Beifall derer, die wir achten.[*]

Siehst Du, was für ein langatmiger Satz, den Du zehnmal so gut mit der Hälfte der Wörter formulieren könntest. Ich bin mir sicher, Lieber, dass die Lebensbeschreibung erst zur Hälfte geschrieben ist und dass diese Hälfte unzulänglich ist. Sollte es darin nicht einen Überblick über unsere Beziehung geben von deren Beginn im Jahre 1830 an – ich meine, in etwa einem Dutzend Zeilen verfasst – um so anderen und differierenden Versionen unserer beider Leben in Kensington und Walton vorzubeugen – unsere sommerlichen Ausflüge etc. Dies sollte in seiner unverfälschten Wahrheit und Einfachheit geschehen – starke Zuneigung, Vertrautheit der Freundschaft, und keine Unschicklichkeit. Das scheint mir jenen Elenden ein erbauliches Bild zu gewähren, die sich Freundschaft nicht anders als sexuell vorstellen können – oder nicht glauben können, dass Schicklichkeit und Rücksichtnahme auf die Gefühle anderer die Sinnlichkeit zu überwinden vermögen. Aber das ist natürlich nicht der Grund für mich, weshalb ich das geschrieben sehen will. Es geht darum, dass jeder Ort, wo es um uns selber geht, von uns selbst in Besitz genommen werden sollte.

Ich dachte genauso wie Du über den Schund im Ex[aminer] über die Russell-Briefe[27] *– sie war eine der liebenswertesten Frauen, nur ziemlich verwöhnt, verhärtet durch den Puritanismus, die über die Maßen in ihren Mann verliebt war (auch wenn sie ihn nicht sehr bewunderte).*

Könntest Du prüfen, Lieber, bevor Du Sharpers bezahlst, ob die zugestellte Rechnung mit einem Datum versehen ist? Er hat nie eine Rechnung geschickt, aber ich denke, dass es genügt, wenn die zugestellte Rechnung auf Weihnachten 1853 datiert ist. Könntest Du Haji an seinem Geburtstag (21) sagen, dass ich Dich bat, ihm für mich alles Gute zum Geburtstag zu wünschen. Es wird bald nötig sein, im Garten die Pflanzen einzusetzen, aber darüber schreibe ich Dir

---

* Vgl. Band V dieser Ausgabe.

das nächste Mal. Ich bin sehr froh, dass Kate weiterhin zufrieden ist und sich gut benimmt.
Adieu mit aller Liebe an meinen Gütigsten und Liebsten.

Bevor er diesen Brief erhielt, schrieb Mill im Zusammenhang mit einem geplanten Treffen in Paris noch einmal über die *Autobiographie*.

J. S. M. an H. M., 13. Februar 1854: *Ich habe nicht vergessen, dass ich die Biographie mitbringen soll. Sie* wird *in dem Anhang erwähnt, und es steht Dir absolut frei, sie zu veröffentlichen oder nicht. Aber wenn wir in diesem Sommer nicht zusammen sein können, ist es doppelt wichtig, so viel von der Lebensbeschreibung geschrieben zu haben, wie vor unserem Treffen geschrieben werden kann – könntest Du deshalb, meine Liebe, mir in einem Deiner reizendsten Briefe Deine Grundidee davon verschaffen, was wir hinsichtlich unserer privaten Angelegenheiten sagen oder durchblicken lassen sollten. So wie der Text jetzt ist, zeigt er vertraute Freundschaft & starke Bindung, die zur Ehe führten, als Du wieder frei und ungebunden warst, & lässt außer Acht, dass es empörende Verdächtigungen uns gegenüber gab.*

Acht Tage später hatte Mrs. Mills Brief zu dem Thema ihn schließlich erreicht.

J. S. M. an H. M., 20. Februar 1854: *Dein Plan eines Essays über Religion ist großartig, aber er verlangt, von Dir ausgeführt zu werden – ich kann es versuchen, aber mit ein paar Abschnitten schon hätte ich ausgeschöpft, was ich zu dem Thema zu sagen habe. Was sollte es nützen, wenn ich Dich überleben würde! Ohne Dein Drängen könnte ich nichts schreiben, wofür am Leben zu bleiben sich lohnte. Was die Lebensbeschreibung betrifft – die ich umgeschrieben & korrigiert habe –, der Großteil des bereits Geschriebenen besteht im Wesentlichen aus der Geschichte meines Denkens* bis zu *der Zeit, wo Dein Einfluss auf es begann – & ich kann mir nicht vorstellen, dass es in diesem Teil viel Anstößiges geben kann, auch wenn er Charakterbilder der meisten Menschen enthält, mit denen ich eng befreundet war – falls das in meinem Fall überhaupt von irgendjemand gesagt werden kann. Ich bin durchaus einverstanden mit der Art von résumé* unserer Beziehung, die Du vorschlägst – aber wenn es sich, wie Du*

* Zusammenfassung.

sagst, dabei um ein Dutzend oder auch drei oder vier Dutzend Zeilen handeln soll, könntest nicht Du, meine Liebe, es selber, Liebling, ins Reine schreiben & es mir in einem Deiner wundervollen Briefe schicken. Das ist eines der vielen Dinge, bei dem der fond* *viel besser von Dir gelegt werden würde, & wir können es später ergänzen, wenn wir einen Grund dafür sehen. Ich habe Dir heute den Examiner geschickt, es tut mir leid wegen der Fettflecken, & ich schäme mich dafür. Das Kapitel der* Politischen Ökonomie *werde ich Dir mit der Post schicken, die diesen Brief befördert … Ich werde Haji morgen Deine Geburtstagsglückwünsche ausrichten. Vorletzten Sonntag ergriff ich die Gelegenheit, mit ihm zu reden, um ihm zu sagen, dass Du der tiefgründigste Denker & der vollendetste logische Geist bist, den ich je kennengelernt habe – er ging darauf nicht ein, äußerte aber spontan den starken Wunsch, dass Du hier wärest.*

Zwei der von Mill in seinem »kleinen Buch« vorgenommenen Eintragungen sollen hier einen Platz finden.

Tagebuch, 16. Februar 1854: *Niebuhr erklärte, er schreibe nur für Savigny;*** *und so schreibe ich nur für sie, wenn ich nicht gänzlich* dank *ihrer schreibe. Aber in meinem Fall wie in seinem ist das, was einzig für einen Leser geschrieben wurde, der der fähigste Geist ist, aller Wahrscheinlichkeit nach für die vielen von Nutzen, seien sie nun Leser oder nicht, deren Gewinn der Gegenstand des Schreibens ist, wenn auch nicht das Hauptmotiv dafür.*

Tagebuch, 20. Februar 1854: *Jedes Mal, wenn ich auf eine meiner Arbeiten zurückblicke, die zwei oder drei Jahre zurückliegen, kommen sie mir wie die Arbeiten eines Fremden vor, den ich vor langer Zeit getroffen und kennengelernt habe. Ich würde mir wünschen, dass meine in der Zwischenzeit erworbene Fähigkeit, Besseres hervorzubringen, Schritt gehalten hätte mit der stetigen Erhöhung meines Gesichtspunktes und der Veränderung meiner Haltung all den großen Fragen des Denkens gegenüber. Die Erklärung dafür besteht aber darin, dass ich die Erweiterung meiner Ideen und Gefühle* ihrem *Einfluss verdanke und dass sie nicht vermochte, mir in gleichem Maße Schaffenskraft zu verleihen.*

---

* Grund, Boden.

** Gemeint sind der Historiker Barthold Georg Niebuhr (1776–1831) und der Rechtshistoriker Friedrich Carl von Savigny (1779–1861).

In den Briefen aus diesen Wochen tauchen wiederholt verschiedene Probleme auf, die sich daraus ergaben, dass Mill seine Arbeit im India House wahrscheinlich würde aufgeben müssen, um in den Ruhestand zu treten, und dass er möglicherweise dauerhaft auf dem Kontinent würde leben müssen. Er hoffte, sollte seine Gesundheit das nötig machen, mit zwei Dritteln seines Gehalts in den Ruhestand treten zu können, neigte aber eher dazu, den Versuch zu wagen, noch etwa ein weiteres Jahr auszuhalten, und zwar mit Hilfe einer sechsmonatigen Beurlaubung im folgenden Winter auf der Grundlage eines ärztlichen Attests, die, wie er glaubte, bereitwillig gewährt werden würde angesichts der Tatsache, dass er gerade sämtliche Rückstände abgearbeitet hatte und so »in zwei Monaten die Arbeit von 5½ erledigt hatte«.[28] In demselben Zusammenhang erklärte er seiner Frau ihr gemeinsames Einkommen aus Geldanlagen: »Wir haben die £ 500 noch nicht erreicht, die Du erwähnst, aber wir haben die £ 400 überschritten«.[29] Derselbe Gedanke hatte ihn offensichtlich beschäftigt, als er kurze Zeit davor erkennen ließ, wie sehr ihn die kontinuierlichen befriedigenden Einnahmen aus dem Verkauf seiner Bücher erfreuten.

J. S. M. an H. M., 29. Januar 1854: *Von der* Logik *wurden 260 Exemplare im Jahr 1853 verkauft – 1852 waren es nur 206. Dieser kontinuierliche Umsatz ergibt sich meiner Ansicht nach aus einer stetigen jährlichen Nachfrage der Hochschulen & anderer Bildungsanstalten. Es ist merkwürdig, dass von den Essays der* Politischen Ökonomie *jedes Jahr zwischen 20 und 50 Exemplare verkauft werden und jährlich drei oder vier Pounds einbringen. Das ist ermutigend, denn wenn sich das gut verkauft, würde sich wohl alles, was unter unserem Namen erscheint, gut verkaufen. P[arker] brachte einen Scheck über £ 102.2.5, was zusammen mit den £ 250 & £ 25, die Lewis für den Grote-Artikel geschickt hat, kein schlechtes Einkommen ist von einem Jahr Schreiben, dessen Ziel ja keineswegs im Gelderwerb bestand.*

Aber von Woche zu Woche beschleichen ihn immer häufiger Zweifel, ob sie lange genug leben werden, um auch nur einen ihrer Pläne verwirklichen zu können.

J. S. M. an H. M., 24. Februar 1854: *Insgesamt hoffe ich das Beste für uns beide & kann nichts im Befinden beider erkennen, was diese Hoffnung enttäuschen würde. Ich hoffe, dass wir leben werden, um zusammen »alles, was wir schrift-*

lich hinterlassen wollen« zu schreiben, und für das meiste davon ist Dein Weiterleben ebenso unverzichtbar wie das meine, denn selbst wenn das Wrack, das ich dann sein werde, mit uneingeschränkten Fähigkeiten arbeiten könnte, wären meine Fähigkeiten doch auch im besten Falle den bedeutendsten Fragen nicht gewachsen, & ich habe mit ihnen beinahe schon das Beste geleistet, wozu sie ausreichen. Glaube nicht, Liebling, dass ich das jemals als Ausrede für mich benützen würde, nicht mein Bestes zu geben – sollte ich Dich überleben, & wenn etwas, was uns sehr wichtig ist, noch nicht schriftlich festgehalten worden wäre, könntest Du Dich darauf verlassen, dass ich das alles in Angriff nehmen & mein Bestes geben würde, um es so zu machen, wie Du es haben wolltest, denn dann *wäre meine einzige Lebensregel, was ich glaubte, dass Du willst, so wie meine jetzige die ist, was Du mir sagst, dass Du willst. Aber ich* bin unfähig*, über etwas anderes als die Randgebiete der großen Fragen von Gefühl & Leben zu schreiben, wenn Du mich nicht ermunterst und vor Fehlern bewahrst. Wir müssen also tun, was uns möglich ist, solange wir noch am Leben sind – die Lebensbeschreibung steht dabei an erster Stelle – die, abgesehen von den persönlichen Angelegenheiten, die sie richtigstellen wird, wenn wir sie so schreiben, wie es unsere Absicht ist, schon jetzt eine freimütige Proklamation unserer Ansichten zu Religion, Natur & vielem anderen darstellt.*

Abgesehen von dem vorgeschlagenen Essay über Religion, woran Mill Anfang März zu arbeiten begann, sind die in den Briefen der folgenden Wochen erörterten Hauptthemen die Pläne für eine Parlamentsreform, die Reform des Staatsdienstes und die Umarbeitungen in einem Kapitel der *Politischen Ökonomie*.

J. S. M. an H. M., 3. März 1854: *Der Gesetzesentwurf für die Prüfungen zum Staatsdienst ist, so fürchte ich, zu gut, um verabschiedet zu werden. Das Gutachten, worin er vorgeschlagen wird, von Trevelyan & Northcote* (zweifellos von Trevelyan verfasst), ist im Chronicle veröffentlicht worden – es ist so direkt, kompromisslos & treffend, ohne Vorbehalte, als hätten wir es geschrieben. Aber selbst der Chronicle kritisiert den Entwurf. Beanstandet wird vor allem, dass er Men-*

* Der »Northcote-Trevelyan Report« mit dem Originaltitel *The Organisation of the Permanent Civil Service* ist ein Gutachten über die Reform der britischen Verwaltung, das die Politiker Stafford H. Northcote (1812–1887) und Charles E. Trevelyan (1807–1886) erstellten.

schen von niedriger Geburt in die Ämter bringen wird! Da man natürlich von den Söhnen der Leute von Stand nicht erwarten kann, so schlau zu sein wie die von niedriger Geburt. Dass sich die Times in letzter Zeit nicht zu dem Thema geäußert hat, lässt auch nichts Gutes ahnen. Ich würde gerne wissen, wer die Artikel zur Unterstützung des Entwurfs in der Times geschrieben hat – möglicherweise Trevelyan selbst. Es war jemand, der die moralischen & gesellschaftlichen Endwirkungen einer solchen Veränderung zu erkennen vermochte. Wie treffend Du Menschen beurteilst – wie wahr ist, was Du immer sagst: dass diese Regierung dem Volk voraus *ist.*

J. S. M. an H. M., 9. März 1854: *Das andere Schreiben ist von Trevelyan*[30] *und eine Bitte, worauf ich reagieren sollte, aber es wird schwierig sein, & unmöglich ohne Dich, die druckfertige Stellungnahme zu schreiben, um die er mich bittet. Aber man sollte ihm helfen, denn dieses Projekt ist das Bedeutsamste, was bislang im Hinblick auf* wirkliche *Reformen vorgeschlagen worden ist, & sein Gutachten ist, wie ich schon sagte, fast so gut, als hätten wir es geschrieben. Mir wäre es lieber, ich könnte schon die Beantwortung seines Schreibens hinausschieben, bis ich Dir einen Entwurf schicken kann & ihn zurückbekomme, aber ich fürchte, das geht nicht.*

J. S. M. an H. M., 14. März 1854: *Ich muss wohl nicht erst ausdrücklich sagen, wie sehr ich mit allem übereinstimme, was Du über den Gesetzesentwurf zur Reform des Staatsdienstes sagst, & wie sehr ich das geringe Verständnis verachte, das ihm entgegengebracht wird, von wirklicher Anfeindung ganz zu schweigen. Ich zolle den Ministern höchste Anerkennung dafür, freilich nur, wenn sie den ganzen Entwurf wirklich verabschieden, denn da ihre Gesetzesvorlage noch nicht eingebracht wurde (sie ist nicht, wie Du anscheinend denkst, Teil des Reformgesetzes), wissen wir noch nicht, wie weit sie tatsächlich gehen werden; aber auch noch das Geringste, was sie konsequenterweise mit ihren Reden erreichen können, wird eine Minderung der Macht des Amtsmissbrauchs bedeuten, wie sie kaum ein Politiker, der jemals lebte, jemals dem Rechtsbewusstsein opferte, ohne dass die Öffentlichkeit das verlangt hätte – es zeigt sie als sehr bemerkenswerte Männer in Anbetracht ihrer Klasse & ihres Landes. Natürlich werden sie von all denjenigen, die ihr Amt missbrauchen, bekämpft, besonders den Zeitungsredakteuren, die jetzt alle nach neuen Stellen Ausschau halten. Doch teile ich Deine Bedenken, dass sie nicht wissen können, was sie an Großem vollbringen, so sehr,*

dass ich mich wirklich scheue, alles zu sagen, was ich darüber denke, bis sie sich verbindlich festgelegt haben, damit es nicht mehr Schaden anrichtet, als es Gutes tut. So lautete meine Antwort an Trevelyan. »Ich habe nicht bis jetzt gewartet, um mich mit dem Gutachten vertraut zu machen, das Sie mir freundlicherweise zukommen ließen, & den Plan, den Staatsdienst für den Wettbewerb zu öffnen, als eine der größten jemals von einer Regierung vorgeschlagenen Verbesserungen in den öffentlichen Angelegenheiten freudig zu begrüßen (?). Sollte die Prüfung so gestaltet werden, dass sie einen wirklichen Test geistiger Überlegenheit bedeutet, dürfte es schwierig sein, die Wirkung zu begrenzen, die sie auf eine wesentliche Verbesserung nicht nur des öffentlichen Dienstes, sondern auch der Gesellschaft selbst ausüben wird. Ich würde mich sehr freuen, diese Ansicht in einer Weise zum Ausdruck zu bringen, von der Sie glauben, dass sie auch nur im Geringsten helfen kann, ein so vortreffliches Projekt voranzubringen, aber da die erfolgreiche Realisierung dieses Entwurfs hauptsächlich von Einzelheiten abhängig sein wird, auf die Ihr Gutachten vernünftigerweise nicht eingeht, wäre es mir unmöglich, ohne einige Zeit zur Überlegung etwas zu schreiben, das als Anregung möglicherweise von Nutzen sein könnte.

Ich bedaure es, Ihnen sagen zu müssen, dass Sie sich mit Ihrer Annahme irren, dass irgendetwas, was auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit Ihren Vorschlägen hat, im India House existiert. Es wird aber im Indian Civil Service durch das Gesetz vom vorigen Jahr existieren.«

Trevelyans Antwort: »Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen, indem Sie Ihre entschiedene Zustimmung zu unserem Plan einer Reform des englischen Staatsdienstes zum Ausdruck brachten; & da es allgemein bekannt ist, dass Sie sich Ihre Meinungen nicht leichthin bilden, möchte ich Sie nicht damit behelligen, gegenwärtig auf die Einzelheiten der Sache einzugehen. Wenn Sie in den fortgeschritteneren Stadien Verbesserungen vorschlagen können, hoffen wir, wieder von Ihnen zu hören.« Das macht den Eindruck, als ob er eher Unterstützung als Kritik wünschte, aber es ist insofern nützlich, als es uns einen Verbindungsweg öffnet, worüber wir, ohne aufdringlich zu wirken, später als Stellungnahme zu dem Gesetz formulieren können, was uns richtig erscheint, & sicher sein können, dass es von der Regierung gelesen wird. Sie haben mich bereits als Befürworter des Entwurfs zitiert.«

Zum Glück bat Trevelyan erst Anfang Mai, einige Zeit nach Mrs. Mills Rückkehr nach England, darum, Mills zuerst geschriebenen Brief durch einen an-

deren, umfangreicheren zu ersetzen, und zweifellos wurde die auf den 22. Mai datierte *Abhandlung über die Neuordnung des Staatsdienstes* mit ihrer Hilfe geschrieben.[31]

Die Beschäftigung mit dem Kapitel »Von der wahrscheinlichen Zukunft der arbeitenden Klassen«* wurde durch die Bitte von F. J. Furnival** verursacht, »einem aus dem Kingsley-Kreis«,[32] es neu herauszugeben: »Ich hatte damit gerechnet, dass die Christlichen Sozialisten zur Verbreitung des Kapitels, so wie es in der 3.en Auflage ist, beitragen wollten, da es gegen ihre einäugige Kritik und Anprangerung für den Wettbewerb eintritt.«[33] Mrs. Mill billigte den Plan, und Mill unternahm nicht nur die Revision des Kapitels, sondern auch die Übersetzung aller französischsprachigen Abschnitte darin. Druckbögen des Kapitels gingen an Mrs. Mill, damit sie diese kommentieren konnte.

J. S. M. an H. M., 6. März 1854: *Ich bin mit Dir ganz einer Meinung, dass es unangebracht wäre, so etwas wie praktische Ratschläge hinzuzufügen oder überhaupt irgendetwas, was das Kapitel wesentlich verändert. Die Arbeiter sollten einsehen, dass es nicht* für *sie geschrieben wurde – jeder Versuch, die beiden Grundtendenzen zu vermischen, würde sicher scheitern & ist nicht die Art, wie wir die Sache behandeln sollten, selbst wenn wir reichlich Zeit hätten & zusammen wären. – Heute Morgen kam ein Vorschlag von Chapman für die Neuauflage des Artikels* Über die Frauenemanzipation *oder, wie er ihn vulgärerweise nennt, den Artikel über die Frau. Wie* vulgär *alle seine Schreiben sind. Ich bin jedoch froh, dass er* Dich *um Erlaubnis bittet. Ich hoffe, dass die »Freundin« nicht H. Martineau ist. Vielleicht Mrs. Gaskell*** *? Du wirst mir mitteilen, was ich sagen soll.*

Als Mrs. Mills Kommentare eintrafen, schrieb ihr Mill: »Ich glaube, ich stimme mit all Deinen Anmerkungen überein & habe sie fast alle übernommen«

---

* Vgl. *Grundsätze der politischen Ökonomie*, Buch IV, Kapitel 7.

** Frederick James Furnivall (1825–1910), britischer Philologe, war Mitbegründer und Herausgeber des legendären *Oxford English Dictionary*. Außerdem gründete er eine Reihe teils sehr erfolgreicher literarischer und philologischer Gesellschaften. Ebenso war Furnivall Mitbegründer des »Working Men's College«, einer der ersten Einrichtungen für die Erwachsenenbildung.

*** Elizabeth Cleghorn Gaskell (1810–1865), britische Schriftstellerin, die sich in ihren Werken hauptsächlich mit der Industrialisierung und der leidvollen Situation des Proletariats auseinandersetzte und darüber hinaus auch die Rolle der Frauen thematisierte.

und übertrug in den Brief alle Ergänzungen, die er zu dem Kapitel gemacht hatte.[34] Eine »salvatorische Klausel« zur Akkordarbeit, die Mrs. Mill vorschlägt, wurde unverzüglich eingefügt, bevor das Kapitel an Furnival geschickt wurde.[35]

Anfang März begann Mill, sich wegen der fortschreitenden Verschlechterung seines Gesundheitszustandes ernsthaft Sorgen zu machen, vor allem als ein neues Symptom, Nachtschweiß, auftrat. Aber sein Arzt, Sir James Clark, beruhigte ihn zunächst noch, und Mill verließ ihn mit dem Eindruck, dass seine Lunge nicht einmal gefährdet war.

J. S. M. an H. M., 11. März 1854: *Da das eines der wichtigen Anzeichen für Schwindsucht ist (wenn auch für andere Krankheiten), empfahl es sich, herauszufinden, was es bedeutete. Clark meinte, das komme hauptsächlich von dem plötzlichen Wetterwechsel, & sagte, dass fast jeder über Nachtschweiß klage, unter anderen auch die Queen. Er kann sagen, was er will, für mich ist klar, dass kein Wetter solche Wirkungen auf mich ausüben könnte, wenn es nicht eine starke Prädisposition meinerseits dafür gäbe.*

Nur ein paar Tage später musste der Arzt jedoch einräumen, »dass eine organische Krankheit der Lunge vorliege & dass er das immer schon gewusst habe«.[36] Mill versuchte zuerst, seiner Frau diese Nachricht, die ihm ein ziemlich sicheres Todesurteil zu sein schien, so lange vorzuenthalten, bis er sie ihr mündlich mitteilen konnte. Sein Gefühlszustand während der nächsten Wochen zeigt sich am besten an seinen Eintragungen in das »kleine Buch«.

Tagebuch, 16. März 1854: *Es ist Teil der Ironie des Lebens, und ein Teil, der niemals weniger bewegend wird, weil er so trivial ist, dass die Felder, Hügel und Bäume, die Häuser, ja selbst die Räume und Möbel an dem Tag, nachdem wir oder die, die wir am meisten lieben, gestorben sind, ganz genauso aussehen werden wie zuvor.*

17. März: *Wenn wir sehen und fühlen, dass die Menschen zutiefst Anteil nehmen können an dem, was ihrem Land oder der Menschheit lange nach ihrem Tode widerfahren wird, und an dem, was sie selber tun können, solange sie noch am Leben sind, um jene ferne Ansicht zu beeinflussen, die nie zu erblicken sie bestimmt sind, dann können wir nicht daran zweifeln, dass diese und vergleich-*

bare Gefühle, wenn sie auf dieselbe Weise und im selben Maße wie die Religion gehegt würden, selber eine Religion werden würden.

25. März: *Die einzige Veränderung, die ich infolge der Nahsicht des wahrscheinlichen Todes an mir feststelle, besteht darin, dass sie mich unwillkürlich konservativ macht. Ich fühle dadurch nicht, woran ich gewohnt bin – oh, etwas Besseres zu erreichen! –, sondern, o, dass wir fortfahren könnten, wie wir es bisher taten. O könnte doch denen, die ich liebe, der Schock einer großen Veränderung erspart bleiben! Und dieses Gefühl begleitet mich in die Politik und alle anderen menschlichen Angelegenheiten, wenn meine Vernunft nicht eifrig dagegen ankämpft und es unterdrückt.*

31. März: *Abgesehen von körperlichem Schmerz und dem Kummer über den Kummer derer, die uns lieben, ist das Widerwärtigste am Sterben dessen unerträglicher Ennui*. Es dürfte keine langsamen Tode geben.*

3. April: *Die tröstende und aufheiternde Wirkung der hellen und sonnigen Seiten der Natur ist nie auffallender als bei nachlassender Gesundheit. Ich betrachte es als einen außerordentlichen Glücksfall, den ganzen Sommer vor sich zu haben, um darin zu sterben.*

4. April: *Vielleicht würde nicht einmal der glücklichste Mensch das Privileg der Unsterblichkeit annehmen, würde es ihm angeboten. Worum er stattdessen bitten würde, wäre das Privileg, nicht eher zu sterben, als er es wollte.*

12. April: *Verlässt man für immer einen Ort, wo man wie in einem Zuhause sich aufhielt, erscheinen all die Ereignisse und Umstände, selbst diejenigen, die uns negativ tangierten, wie alte Freunde, vor deren Verlust man zurückschreckt. So verhält es sich auch, wenn man sich vom Leben verabschiedet: Noch dessen lästige und verdrießliche Teile kommen einem erfreulich und freundlich vor, und man denkt, wie angenehm es wäre, bei ihnen zu bleiben.*

Da das Wiedersehen mit Mrs. Mill sich länger als erwartet verzögerte und sie sich aufgrund der unvollständigen Berichte zu ängstigen begann, musste Mill

* Verdruss.

es ihr schließlich mitteilen und informierte sie zur gleichen Zeit darüber, dass er sich in die Obhut eines anderen Arztes, Ramadge,[37] begeben hatte, dessen Buch über eine neue Behandlung der Schwindsucht ihn zuversichtlich gestimmt hatte, und dass es ihm bereits ein wenig besser gehe.[38] Schon zwei Tage später erhält er die Antwort seiner Frau aus Paris.

J. S. M. an H. M., 10. April 1854: *Du wirst bald, Liebling, ich weiß es, wieder beruhigt sein, denn was gibt es in einer Welt wie dieser, das uns zustoßen kann und es wert wäre, sich darüber Sorgen zu machen, wenn man darauf vorbereitet ist? Mit Ausnahme großer physischer Schmerzen, aber da gibt es in diesem Fall nichts zu befürchten. Ich bin manchmal überrascht über meine vollkommene Gelassenheit, wenn ich bedenke, wie viel Grund ich habe, leben zu wollen – aber ich bin bester Laune, & selbst was ich in der Woche geschrieben habe, nachdem Clark mir seine Diagnose mitgeteilt hatte, bevor ich Ramadge aufsuchte, ist mit ebenso viel Elan geschrieben, & das Schreiben bereitete mir ebenso viel Freude wie bei jedem anderen Text von mir.*

Tatsächlich hatte er ihr nur einige Tage zuvor geschrieben:

»Ich möchte, dass mein Engel mir sagt, welches Essay ich als nächstes schreiben soll. Ich habe alles in meinen Kräften Stehende für das Thema getan, das sie mir zuletzt gestellt hatte.«[39]

Etwa zur selben Zeit erfuhr Mill, dass seine Mutter schwer erkrankt war. Er hatte sie offensichtlich seit seiner Rückkehr nicht gesehen, hatte aber schon frühzeitig einige Schreiben mit ihr gewechselt, und nun hörte er, dass es ihr schlechter ging.

J. S. M. an H. M., 3. April 1854: *Meine arme Mutter, fürchte ich, befindet sich in einem schlechten Zustand – gesundheitlich, meine ich. In ihrem üblichen Brief über den Erhalt ihrer Pension sagte sie: »Ich bin nun schon fast drei Monate lang leidend – ich war nur zweimal außer Haus« etc. »Ich hatte und habe immer noch große Schmerzen. Ich nahm an, die Schmerzen im Rücken seien Rheumatismus, aber das stimmt nicht – sie rühren vom Magen her, der mir heftige Schmerzen bereitet ebenso wie der Rücken. Mr. Quain hat mich während dieser Zeit behandelt, und er und Sir James Clark hatten eine ärztliche Beratung, und*

ich nehme ein, was sie verschreiben – mehr kann ich nicht tun.« Und wiederum als Antwort auf meine Antwort: »Mir geht es unverändert schlecht, aber ich leide nicht an Rheumatismus, sondern an der Leber. Ich fand es seltsam, dass mein Magen so sehr von dem Rheumatismus in Mitleidenschaft gezogen werden sollte. Sir J. Clark kommt Ende der Woche hierher, um eine weitere ärztliche Beratung zu haben. Ich kann nicht viel schreiben, da ich so schwach bin.«[40] *Sie scheint sehr krank zu sein, fürchte ich – es sieht ganz nach einer organischen Krankheit aus. Mrs. King, sagt sie, geht es ein wenig besser, & sie kommt wahrscheinlich nach England.*[41] *Ich erzählte ihr, was Du mir à propos Mrs. Kings Krankheit gesagt hattest. Sie schrieb: »Ich hoffe, Mrs. Mill geht es weiterhin gut.«*

In dem letzten Brief an seine Frau vor deren Rückkehr sind die Neuigkeiten über seine Mutter noch besorgniserregender.

J. S. M. an H. M., 11. April 1854: *Ich bekam leider, Liebling, zwei Schreiben von Clara & Mary,*[42] *und beide teilten mir mit, dass meine Mutter sehr krank ist – die eine schreibt, dass Clark & der andere Arzt, Quain, ihre Krankheit Lebervergrößerung nennen, der andere Lebertumor, & sie halten es für etwas sehr Ernstes, obwohl keine unmittelbare Gefahr drohe. Ich brauche Dir die Schreiben nicht zu schicken, da Du sie sehr bald selber lesen kannst.*

Es war abgemacht worden, dass Mill seine Frau in Paris treffen sollte, wo sie ungefähr am ersten April angekommen war und einige Tage blieb, um auf besseres Wetter für die Kanalüberquerung zu warten und ihrer Tochter die Gelegenheit zu geben, die *semaine sainte** zu erleben. Zunächst schien ungewiss, ob Mrs. Mill sich stark genug fühlte, die Reise nach England fortsetzen zu können, aber schließlich stellte sich heraus, dass Mill nicht in der Lage war, nach Paris zu kommen, um sie dort abzuholen, da er zusätzlich zu seiner Krankheit noch ein schlimmes Geschwür bekommen hatte, und gegen Mitte April trafen die beiden Damen wieder mit ihm in Blackheath Park zusammen.

Während der folgenden sechs Wochen verschlechterte sich Mills Gesundheit weiterhin, so dass, wie er ein wenig später schrieb,[43] »der große und rasche körperliche Verfall« ihn fürchten ließ, er werde bald »unfähig zu jeder

* Kar- oder Osterwoche.

körperlichen Anstrengung« sein. Seine Ärzte drängten ihn zu verreisen, aber er zögerte das bis Anfang Juni hinaus, als er endlich, mit nur geringer Hoffnung auf Genesung, zu einer Reise in die Bretagne aufbrach. Aber vor seiner Abreise musste er sich von seiner Mutter verabschieden, die unverkennbar im Sterben lag. Nachdem er in einem sehr formellen Brief von seiner Schwester Harriet[44] auf das bevorstehende Ende hingewiesen worden war, besuchte er seine Mutter und schrieb ihr einige Tage später noch einmal. Dieser Brief war offenbar eher für seine Schwestern bestimmt, um ihnen etliche Informationen zukommen zu lassen, als für seine Mutter, von der er wissen musste, dass sie nicht länger in der Lage war, ihn zu lesen.

J. S. M. an Mrs. James Mill:[45] *Blackheath Park, 9. Juni 1854/Meine liebe Mutter – Ich hoffe, dass es Dir besser geht als bei meinem Besuch vorige Woche & dass Du weiterhin keine Schmerzen hast. Ich schreibe, um Dir mitzuteilen, dass ich sogleich auf den Kontinent fahren werde auf dringenden Rat von Clark, der mich schon seit längerer Zeit dazu drängt, & auch wenn ich erwarte, in einigen Wochen zurück zu sein, werde ich wahrscheinlich bald danach wieder wegfahren. Ich möchte Dich nochmals daran erinnern, falls es noch nicht geschehen sein sollte, wie sehr zu wünschen wäre, dass jemand mit festem Wohnsitz in England zu Deinem Testamentsvollstrecker ernannt wird, entweder statt meiner, was ich vorziehen würde, oder zusammen mit mir.*

Meine Frau schickt Dir ihre besten Wünsche & bedauert es, dass ihre schwache Gesundheit es schwierig für sie macht, Dich zu besuchen, wie sie es sonst getan hätte. Dein Dich, liebe Mutter,

stets liebender

J. S. M.

Mrs. James Mill starb sechs Tage später am 15. Juni. Die in einem Brief seines Schwagers Charles Colman übermittelte Nachricht erreichte Mill jedoch erst am 26. in der Bretagne. Er war an dem Tag abgereist, an dem er seiner Mutter geschrieben hatte, und kam erst nach etwas mehr als sechs Wochen zurück. Wiederum ist nur einer der sechzehn Briefe, die er während dieser Reise an seine Frau schrieb, erhalten geblieben.[46] Er ermöglicht uns, seine Stimmungen und Aktivitäten von Tag zu Tag zu verfolgen. Nachdem er drei Tage in St. Helier auf der Insel Jersey verbracht hatte, machte er die Überfahrt nach Saint-Malo, wo er einen Tag lang durch Regen aufgehalten wurde und ein

Essay über Gerechtigkeit[47] zu schreiben begann, zu dem ihm der Gedanke auf dem Schiff gekommen war. Aber sobald das Wetter besser wurde, brach er zu seiner Reise entlang der bretonischen Küste auf, verbrachte alle Tage im Freien, reiste nur kurze Strecken mit verschiedenen Beförderungsmitteln und überwand stattdessen zu Fuß erstaunliche und in dem Maße, wie seine Kräfte zunahmen, rasch immer größer werdende Entfernungen. Die ganze Zeit betrachtete er die verschiedenen Städte auch unter dem Aspekt ihrer Eignung als ständiger Wohnsitz und berichtete seiner Frau von den Lebensmittelpreisen und ähnlichen Dingen. In Morlaix fand er einen Gefährten für einige Ausflüge, der wie er nach einer Therapie für die Schwindsucht suchte.

J. S. M. an H. M., Brest, 24. Juni 1854: *Ich ging dorthin [von Morlaix ins Landesinnere der Bretagne], wie ich es angekündigt hatte, und zwar mit einem Engländer, der anscheinend Rechtsanwalt ist & Pope heißt. Er erwies sich als liebenswürdig im Umgang, da er, auch wenn er keine besonderen Begabungen zu haben scheint, besser informiert ist als der typische Engländer – weiß zum Beispiel eine ganze Menge über französische Geschichte, besonders die der Revolution – & scheint entweder bereits alle unsere Ansichten zu teilen oder durchaus bereit zu sein, sich ihnen anzuschließen. Ich stellte ihn im Fall der Religion auf die Probe und stellte fest, dass er da ganz auf unserer Linie lag – im Fall der Politik, wo er etwas mehr als ein* Radical *war – im Fall der Gleichberechtigung der Frau, woran er selber nicht so ganz zu denken gewagt hatte, sich die Idee aber umgehend zu eigen machte – & er schien offen gegenüber allen vernünftigen Formen des Sozialismus – er stutzte ein bisschen im Fall der Einschränkung des Erbrechts, was mich freute, da es zeigte, dass es sich bei den Übereinstimmungen in den anderen Fällen nicht nur darum handelte, einer vorgegebenen Meinung zu folgen. Es lohnte sich also, mit ihm zu reden, & ich glaube, dass er zahlreiche Ideen von mir übernahm. … Daraus [den französischen Zeitungen] entnahm ich, dass es eine Debatte über die geheime Wahl gegeben hatte & dass Palmerston* die *Rede dagegen gehalten hatte, aber das war alles. Ich rechne damit, dass unsere Ansicht zu dieser Frage Teil des Essay-Bandes wird, aber mir ist es wichtiger, erst mit anderen Dingen weiterzukommen, da das bereits Geschriebene (wenn getrennt von der geplanten politischen Broschüre[48]) schlimmstenfalls genügen wird, enthält es doch das Wesentliche von dem, was wir zu sagen haben & vielleicht dazu dienen kann, den Band zu lancieren, da unsere Ansicht zur geheimen Wahl den politisch mächtigen Klassen gefallen würde,*

und da sie von einem Radical *stammt, würde sie sicher auch von ihren Skribenten zitiert werden, auch wenn diese die meisten unserer anderen Ansichten verabscheuen.*

Sechs Tage später lässt ihn die Reaktion seiner Frau auf den letzten Absatz zu dem Thema zurückkehren.

J. S. M. an H. M., Lorient, 30. Juni 1854: *Ich hätte gern einen ausführlichen Bericht über Palmerstons Rede gelesen – was der Spectator darüber brachte, macht Deine hohe Meinung davon in keiner Weise verständlich, da der Spectator nur die Gemeinplätze enthielt, die ich schon seit ewiger Zeit kenne – wogegen die Reden* für *die geheime Wahl selbst noch unter den Gemeinplätzen rangierten. Die geheime Wahl ist zur Sache inferiorer Menschen herabgesunken, der Brights etc. Als sich mein Vater damit beschäftigte oder selbst Grote, konnte man solchen Unsinn nicht hören wie den, dass das Wahlrecht ein* Recht *sei etc. etc. Aber Palmerstons Bemerkung, dass ein Mensch, der für seine Meinungen nicht etwas zu opfern bereit ist, nicht dazu taugt, stimmberechtigt zu sein, scheint mir demselben Irrtum zu unterliegen. Nicht um seiner selbst willen soll er stimmberechtigt sein.* Wir *sind es, die einen Schaden erleiden, weil diejenigen, die mit uns abstimmen würden, sich davor fürchten. Dass das Wahlrecht ein Treuhandverhältnis darstellt, wurde immer schon von den Gegnern der geheimen Wahl bei den Whigs wie den Tories vorgebracht, & dem stimmten auch die Anhänger der* Radicals *zu. Ich habe nun schon seit Jahren kein einziges neues Argument zur geheimen Wahl mehr gehört – abgesehen von einem oder zwei von Dir. Ich teile Deinen Wunsch nicht, einen Artikel für die Edinburgh Review zu schreiben. Es wird genug Leute geben, die all das sagen werden, was gegen die geheime Wahl gesagt werden muss – von uns wird dabei nur die Autorität eines alten* Radicals *gebraucht, & das werden wir beitragen durch das, was bereits, so wie es ist, geschrieben & druckfertig vorliegt. Aber ich empfinde es nun so stark als notwendig, die wenige Zeit, derer wir sicher sein können, der Arbeit an Dingen zu widmen, die niemand anders schreiben kann als wir selber, dass ich mich nicht durch etwas anderes ablenken lassen will. Mit dem Essay über Gerechtigkeit komme ich nicht so gut voran. Ich schrieb ein Gutteil davon in Quimper, aber es ist zu metaphysisch & nicht, was am dringendsten gebraucht wird – aber ich muss es jetzt auf diese Weise zu Ende bringen & dann umwandeln.*

In der Zeitspanne zwischen diesen beiden Briefen hatte ihn die Nachricht vom Tod seiner Mutter erreicht.

J. S. M. an H. M., Quimper, 26. Juni 1854: *Es ist tröstlich, dass meine arme Mutter nicht unter Schmerzen leiden musste – & da es so sein sollte, bin ich froh, dass ich nicht in England war, als es geschah, da das, was ich hätte tun & durchmachen müssen, schmerzlich & strapaziös gewesen wäre & niemandem etwas genützt hätte. Es ist in jeder Hinsicht von Vorteil, dass ein anderer Testamentsvollstrecker ernannt worden ist. Es gibt im Zusammenhang mit diesem Thema eine Sache, worüber ich schon wiederholt mit Dir hatte sprechen wollen, aber ich vergaß es jedes Mal. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, wurde das von ihrer Mutter ererbte Eigentum meiner Mutter nicht ausschließlich ihr vermacht, sondern zu gleichen Teilen ihren Kindern letztwillig vererbt. Falls dem so ist, wird mir ein Siebentel davon, das sich auf etwa £ 400 bis £ 500 beläuft, zufallen, & ich denke nicht, dass wir das annehmen sollten – was meinst Du? In Anbetracht ihres Verhaltens handelt es sich dabei mehr als um alles andere um eine Frage des Stolzes – aber die Sache lässt mir keine Ruhe.*

J. S. M. an H. M., Nantes, 4. Juli 1854: *Was die Erbschaft meiner Mutter betrifft, ist natürlich meine Einstellung dazu, da die Deine das genaue Gegenteil darstellt, falsch, & ich gebe sie ganz auf, aber es handelte sich dabei nicht um die Selbstgefälligkeit, »unter der Annahme zu handeln, ein vermögender Mann zu sein« – es handelte sich um etwas völlig anderes – um meinen Wunsch, dass sie nicht die Möglichkeit haben sollten zu sagen, dass ich ihren Unterhalt geschmälert hätte. Die Sache ist jedoch damit beendet, & ich muss nichts mehr darüber sagen.*

Von Nantes aus fuhr Mill für zwei Wochen in die Vendée, wiederum in Begleitung seines neuen Bekannten, Mr. Pope, und vom südlichsten Punkt seiner Reise berichtete er von der anhaltenden Verbesserung seines Gesundheitszustandes.

J. S. M. an H. M., Rochefort, 16. Juli 1854: *Du kannst der Tatsache, dass ich es so gemächlich angehen lasse, entnehmen, dass die Reise mir weiterhin guttut, ja es scheint mir immer besser zu gehen – ich habe mich in La Rochelle wiegen lassen & hatte etwa zwei weitere Pfund zugenommen, so dass es seit Saint-Malo*

fast sechs Pfund sind – das zeigt, wie viel ich zuvor abgenommen haben muss, diese sechs Pfund sieht man mir überhaupt nicht an – ich habe mehr noch an Kraft gewonnen; gestern war ich in La Rochelle von acht Uhr morgens bis um neun Uhr abends buchstäblich *im Freien, die einzigen Ausnahmen waren Frühstück & Abendessen – & die ganze Zeit zu Fuß unterwegs, außer dass ich gelegentlich auf einer Bank saß.*

Bei seiner Rückkehr nach Nantes fand er einen weiteren Brief seines Schwagers vor, dem ein Brief seiner Mutter beigelegt war, der nach ihrem Tod gefunden worden war, mit der Bitte um Anweisungen hinsichtlich des Verkaufs ihres Hausrats, von dem sie geschrieben hatte, dass er Mill gehöre. Er schrieb beide Briefe für seine Frau ungekürzt ab und fügte folgende Anmerkung hinzu:

J. S. M. an H. M., Nantes, 19. Juli 1854: *Natürlich können wir nur sagen, dass der Hausrat meiner Mutter gehörte & entsprechend damit umgegangen werden muss – aber ich kann den Brief nicht ohne Rücksprache schreiben, so dass Du, falls Du nicht meinst, die Sache könne bis zu meiner Rückkehr warten (da ich in wenig mehr als einer Woche wieder zu Hause sein werde), vielleicht, Liebling, mir nach Rouen schreiben wirst, was Deiner Meinung nach gesagt werden sollte & wie, sowohl hinsichtlich des Hausrats wie auch des Tafelsilbers.*

Die erbetenen Anweisungen erreichten Mill umgehend, und in seinem letzten Brief (Rouen, 24. Juli), antwortet er, dass er »den Brief an Colman genau ihrem Entwurf entsprechend« schreiben werde, »der mir völlig richtig zu sein scheint«, und der folgende Brief wird dementsprechend abgeschickt:

J. S. M. an Charles Colman, Rouen, 24. Juli 1854:[49] *Lieber Colman, infolge einer Änderung meiner Reiseroute kam ich später in Nantes an, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte. Was den Hausrat meiner Mutter betrifft, so habe ich ihn immer als ihr gehörend betrachtet & habe ihr das oft gesagt. Ich meine, dass er oder sein Erlös zu gleichen Teilen unter all ihren Töchtern verteilt werden sollte. Das Tafelsilber meiner Mutter sollte ebenfalls auf dieselbe Weise zu gleichen Teilen verteilt werden. Ich bin*

mit freundlichen Grüßen
Ihr J. S. Mill

Zehntes Kapitel

Italien und Sizilien

(1854–1855)

Mills Vermutung, dass er problemlos ein ärztliches Attest erhalten könne, wonach er im Winter 1854/1855 für sechs Monate in den Süden fahren solle, erwies sich als nur allzu wahr. Gegen Mitte November schickte ihn sein Arzt keinen Widerspruch duldend für acht Monate ins Ausland. Aber es sollten nicht die gemeinsamen Ferien werden, auf die er und seine Frau sich gefreut hatten. Offenbar fehlten Mrs. Mill die Kräfte für eine lange Reise[1], und nachdem er sie nach Torquay an der Südküste Englands gebracht hatte, verließ er am 8. Dezember Blackheath Park, um eine ausgedehnte Reise durch Frankreich, Italien und Griechenland anzutreten. Während seiner Abwesenheit schrieb er ihr fast täglich, obwohl er seine Briefe oft nur einmal in der Woche zur Post geben konnte, und folglich sind manche davon sehr umfangreich. Alle 49 Briefe, die er auf dieser Reise schrieb, sind erhalten geblieben,[2] und wollte man sie ungekürzt veröffentlichen, würde das einen ziemlich dicken Band ergeben. Aufgrund ihrer eingehenden Beschreibung der von ihm besuchten Orte verdienten diese Briefe, insbesondere die aus Sizilien und Griechenland, es vielleicht, in vollem Umfang gedruckt zu werden, im Rahmen des vorliegenden Berichts müssen wir uns jedoch auf wenige Auszüge beschränken, die einen genaueren Blick auf Mills geistige und emotionale Befindlichkeit erlauben.

Die Reise begann wenig verheißungsvoll. Eine schreckliche Kanalüberquerung, bei der Mill, der stets unter Seekrankheit litt, wirklich krank war, brachte ihn in einem Zustand nach Boulogne, dass er kaum fähig war, »die Stufen hinaufzuwanken«, und brachte seine Verdauung weiter aus dem Gleichgewicht, worunter er während der gesamten Reise ebenso sehr, wenn nicht noch mehr litt als unter den Symptomen seiner Lungenkrankheit. Nach einer in Paris verbrachten Nacht begann er seine Reise mit vielen Umwegen *via* Bordeaux und das Tal der Garonne quer durch ganz Südfrankreich nach Marseille.

Orléans, 9. Dezember 1854: *Gestern in der Eisenbahn befürchtete ich, in diesen halbverrückten Zustand zu geraten, der mich immer dazu bringt zu sagen, dass eine Gefängnishaft mich umbringen würde – & der mir klarmacht, dass ich, würde ich es mir erlauben, diesem Gedanken nachzuhängen, in den Zustand geraten könnte, die Unmöglichkeit, zum Mond zu fliegen, nicht ertragen zu können – es ist ein Aspekt der Natur des Menschen, den ich noch nie beschrieben fand, den ich aber schon lange aus Erfahrung kenne – diesmal war der Anlass dazu, dass ich nicht in der Lage war, zu Dir zu kommen – als ich mir überlegte, dass ich mehr als sechs Monate lang irgendwo sein würde, wo ich unmöglich in weniger als vielen Tagen zu Dir gelangen kann, hatte ich das Gefühl, dass ich auf der Stelle umkehren & zu Dir zurückkehren* muss. *Es wird ein hohes Maß an Selbstdisziplin erfordern, dieses Gefühl von mir fernzuhalten.*

Auf dem Weg nach Bordeaux machte er in Libourne halt, und nach zwei Tagen in Bordeaux begann er seine Reise mit der Postkutsche etappenweise langsam das Tal der Garonne aufwärts nach Toulouse, Carcassonne, Narbonne und weiter nach Béziers und Montpellier. Hier legte er eine Pause für fünf Tage ein und ließ Erinnerungen an »die sechs glücklichsten Monate seiner Jugend« wieder aufleben, die er hier vierunddreißig Jahre zuvor als vierzehnjähriger Junge mit Sir Samuel Bentham und dessen Familie verbracht hatte.[3] Er setzte die Reise über Nîmes nach Avignon fort, wo er während der beiden Weihnachtsfeiertage blieb und wo er sich zum ersten Mal und seit langem das einzige Mal vollkommen gesund fühlte – wie es ja dann Jahre später, nachdem das traurige Ereignis des Todes seiner Frau ihn dort dazu veranlasste, die Stadt zu seinem festen Wohnsitz zu machen, das Klima von Avignon war, das seine Gesundheit wiederherstellte, worum er sich so lange vergebens bemüht hatte. Nach einer weiteren schrecklichen Seereise von Marseille nach Genua hatte er zum ersten Mal wirklich das Gefühl, in einem fremden Land zu sein.

Genua, 30. Dezember 1854: *Ich scheine hier meiner Lieben viel ferner zu sein als in Frankreich – jeder Ort in Frankreich, so weit entfernt er auch sei, mutet uns gleichermaßen heimatlich an. Ich komme nicht gut zurecht mit den Italienern hier, nicht nur wegen meines schlechten Italienisch, sondern auch wegen des ihren, denn es ist eine grässliche Mundart, die fast ebenso unitalienisch ist*

wie das Venezianische, aber ohne dessen Sanftheit. Adieu, Liebling – liebe mich immer – tausend innigste Grüße.

In einem anderen Brief, mit dem er am selben Abend angefangen hatte, den er aber an den folgenden zwei Tagen fortsetzte, begann er mit seinen ausführlicheren Beschreibungen des Landes, die mit Reflexionen allgemeinerer Art einhergehen. Er setzte seine Reise dann in einer zusammen mit mehreren Italienern gemieteten *voiture*[*] nach Sestri und La Spezia fort, wobei er seiner Gewohnheit gemäß große Teile der Strecke zu Fuß ging.

Sestri, 31. Dezember 1854: *Es wird sehr geklagt über die Not der Menschen hier – mein Reisegefährte sagte, dass alle Ernten mit Ausnahme der Oliven ausgefallen seien – nicht nur die Weintrauben, sondern das ganze Getreide – & dass die propriétaires[**] verhungern. A propos las ich von einer schlimmen & sich unter den Seidenraupen rasch ausbreitenden Krankheit, die über deren Eier verbreitet wird – es scheint, als gebe es eine Verschwörung der Naturmächte, um dem Fleiß der Menschen entgegenzuwirken – trifft es erst einmal die lebensnotwendigen Güter, könnte die Menschheit verhungern. Die Kartoffelkrankheit war ein Beispiel dafür, & da handelte es sich nur um ein einziges Knollengewächs: was, wenn es das Getreide treffen sollte? Ich glaube, das wäre ein Zeichen für den universellen & simultanen Selbstmord der gesamten Menschheit, wie er bei Novalis angedeutet ist. Wie viele vernünftige Dinge werden nicht getan faute de s'entendre![***] Lass uns bis dahin aus dem Menschenleben, das wir noch haben, das uns Mögliche machen, was ich nicht gerade dadurch tue, dass ich fern von Dir bin. Ich glaube, ich würde dem Ganzen einen höheren Wert beimessen, wenn ich etwas schreiben würde – aber ich kann mich nicht entscheiden, was ich schreiben soll. Einzig etwas Großes wird den Umständen genügen.*

La Spezia, 1. Januar 1855: *Alles erdenkliche Gute, was das neue Jahr dem einzigen lebenden Menschen bringen kann, der es wert ist zu leben, und möge sie die glücklichsten & zahlreichsten neuen Jahre erleben, die die unerbittlichen Mächte einem jeden von uns armen Lebewesen zugestehen.*

---

* Kutsche.

** Besitzer.

*** Aufgrund von Missverständnissen.

In La Spezia blieb er einen Tag und erkundigte sich wie überall, ob dieser Ort sich dafür eignete, ständiger Wohnsitz zu sein, aber bessere Nachrichten von seiner Frau, der das Klima von Torquay zu der Zeit zuzusagen schien, ließ ihn wieder daran zweifeln, ob er im Ausland leben wollte.

Spezia, 2. Januar: *Was mir an England unangenehm ist, sind die Engländer: In jeder anderen Hinsicht würde ich lieber in England leben und bisweilen den Winter im Ausland verbringen, statt ausschließlich anderswo zu leben. Die Schönheit hier, so groß sie auch sein mag, wirkt sich so auf mich aus, dass ich die Schönheit der ländlichen Gegenden Englands höher schätze als je zuvor – in England herrscht auf dem Lande eine solche Fülle der Schönheit im* Einzelnen*, falls es dort schön* ist*, & hier herrscht ein solcher Mangel daran & generell auf dem Kontinent, & ich bin überzeugt, dass eine einwöchige Sommerreise durch Dartmoor mir ebenso viel Freude bereiten würde wie eine Woche durch die Provinz Spezia.*

In Pisa unterbrach er seine Reise für sechs Tage, weil sein Befinden sich zeitweilig ernsthaft verschlechterte, aber am 9. begab er sich mit dem Zug nach Siena und begann dort am folgenden Tage eine lange Reise mit der Postkutsche nach Rom, wo er endlich am 14. ankam. Auf ein Schreiben, das dem während der Reise geschriebenen Brief beigelegt war, der bei seiner Ankunft zur Post gebracht wurde, folgt ein erster langer Brief.

Rom, 15. Januar: *Ich habe die Lektüre der Times an dem altbekannten Ort, Monaldini, nachgeholt – es gibt jetzt auch noch einen anderen Ort dieser Art, Piali, auch auf der Piazza di Spagna, der anscheinend häufiger besucht wird, vor allem von den Engländern. Das Einzige, was mir auffiel, war der Brief der Queen*[4] *– gab es jemals ein solches chef d'œuvre*[*] *der Schwäche – Oh, diese grandes dames, wie jede Spur noch der Idee von Tatkraft sie verlassen hat. Jedes Wort stammte offensichtlich von ihr selber – dem großen Baby! & es ist nicht nur die Schwäche, sondern auch das* décousir[**]*, die Inkohärenz der Wortverbindungen – Sätze sind es ja nicht. Kein Wunder, dass sich solche Leute von der Times eingeschüchtert fühlen, die im Vergleich mit ihnen wie eine rohe Kraft*

---

* Meisterwerk.

** Zusammenhanglosigkeit.

erscheint. – Wem anders begegnete ich hier, im selben Gasthaus, als Lucas[5] *– keine schlechte rencontre*[*] *hier in Rom. Ich hinterließ meine Visitenkarte für ihn & werde ihn sicher morgen treffen. Au reste*[**] *ist den Benutzerlisten der Bibliotheken nach zu urteilen sonst niemand hier, den ich kenne. Hayward*[6] *scheint im Herbst hier gewesen zu sein, hat die Stadt aber sicher schon verlassen. Eine Lady Duff Gordon ist noch da, aber ich vermute & hoffe, dass es die* Mutter *des Baronets ist.*[7] *Und da sind ein paar Leute, die ich gerade getroffen habe – Lady Langdale*[***] *– einige von den Lyalls*[****] *– & andere, die ich vergessen habe. Wenn das in Neapel so ist wie hier in Rom, bestehen wenige Aussichten, einen Begleiter zu finden. Ich fand die Adresse von Dr. Deakin & werde ihn morgen aufsuchen. Mir geht es heute erheblich besser, aber ich halte es für das Beste, jemanden wegen meines Magens & meiner Kräfte zurate zu ziehen – mir liegt sehr daran, letztere wiederzuerlangen, da es mir gegenwärtig nicht möglich ist, die langen Wanderungen zu machen, die mir immer so gut taten. Ich wagte nicht, Chinin einzunehmen, solange ich einen verdorbenen Magen hatte, und das ist er immer noch ein wenig. Ich sehe allenthalben sehr viele englische Geistliche und ebenso viele andere Engländer. Am Donnerstag soll es im Petersdom ein schönes Konzert geben, was ich mir auf alle Fälle anhören werde. – Es gibt hier so viel zu tun & zu sehen, dass mein aufkommender schwacher Wille zum Schreiben erstickt wurde. Als ich auf dem Weg hierher darüber nachsann, kam ich auf eine Idee zurück, worüber wir schon geredet hatten, & dachte, dass das Beste, was jetzt geschrieben & veröffentlicht werden sollte, ein Buch über die Freiheit wäre.*[8] *So viele Dinge könnten darin aufgenommen werden, & nichts scheint nötiger zu sein – und es ist umso nötiger, als die Haltung der Freiheit gegenüber immer mehr zum Negativen tendiert & fast alle Projekte der Sozialreformer heutzutage wirklich* liberticide[*****] *sind – Comtes ganz besonders. Hätte ich doch nur die*

---

* Begegnung.

** Im Übrigen.

*** Vermutlich ist hier Jane Elizabeth Harley gemeint, die Frau beziehungsweise zu diesem Zeitpunkt bereits Witwe von Henry Bickersteth, dem 1. Baron Langdale, der sich einen Namen als »Master oft the Rolls« (zweithöchstes Richteramt in England) und als Rechtsreformer machte.

**** Familie Lyall: Die Brüder George, John, Haseldine und William machten Karriere in Politik, Armee und Kirche; Alfred Lyall (1796–1865) dagegen war Herausgeber, Autor und Kirchenmann. In einem seiner Bücher (*Agonistes, or Philosophical Strictures*, 1856) griff er insbesondere John Stuart Mill an.

***** Freiheitsvernichtend.

Abhandlung über die Freiheit mitgenommen, die ich für unseren Essayband geschrieben hatte – vielleicht wird meine Liebste sie durchlesen & mir sagen, ob sie als Grundlage für einen Teil des fraglichen Bandes in Frage kommt. Wenn sie das auch so sieht, werde ich versuchen, diese Abhandlung im Jahre 1856 zu schreiben & zu veröffentlichen, falls meine Gesundheit das, wie ich hoffe, zulässt.

Die meisten seiner Briefe aus Rom sind voller Berichte seiner Besichtigungen von Sehenswürdigkeiten. Anscheinend fühlte er sich zunächst vor allem von den Skulpturen angezogen.

Rom, 16. Januar: *Ich ging heute mit dem Katalog in der Hand durch die [Vatikanischen] Museen, & da ich nun das Ganze kennengelernt habe, werde ich oft wieder dorthin gehen, um das zu sehen, was mir am besten gefällt. Sie verschafften mir so viel Genuss, wie ich erwartet hatte, & mehr. Der viel gerühmte Meleager lässt mich völlig kalt – ich hätte niemals vermutet, dass er antik ist. Der Apollo ist schön, aber es gibt da einen Merkur (der früher fälschlicherweise für einen Antinous gehalten wurde), den ich schöner finde, & einen gigantischen sitzenden Jupiter, der großartig ist. Die Ariadne, falls sie das ist, ist außergewöhnlich schön, & das sind auch viele andere Statuen. Ich kann schon verstehen, warum der Laokoon zu Recht berühmt ist, aber er ist nicht von der Art, die mir zusagt. Ich schaue mir mit sehr großem Interesse die wirklich echten Statuen und Büsten der römischen Kaiser & bedeutender Griechen an – obwohl ich, wie Du weißt, nicht nur kein Physiognomist bin, sondern auch völlig unfähig, einer zu werden. Aber die Freude, die Gemälde & Statuen mir gewähren, nimmt mit jeder Begegnung zu, & ich eigne mir eindeutige Vorlieben & starke Abneigungen an, was* in meinem Fall*, glaube ich, ein Zeichen des Fortschritts ist.*

Rom, 22. Januar: *Die Gemäldegalerie im Kapitol und die der Villa Borghese sind etwa von gleichem Rang. Am besten gefiel mir ein Fra Bartolommeo & einige venezianische Porträts. Die antiken Skulpturen dort und die im Vatikan sind von der Zahl her absolut gleichrangig; der sterbende Gallier ist vielleicht besser als alle anderen. Es gibt einige Reliefs mit Szenen, worin Marcus Aurelius dargestellt ist, die ich ganz wundervoll finde & die äußerst reizvoll für mich sind, der ich diesen Menschen über die Maßen bewundere. Das Kapitol steckt auch voller Kuriosa: die Bronzelöwin des Romulus, die zum Zeitpunkt von Cäsars Tod vom Blitz getroffen wurde, die Fragmente eines höchst merkwürdigen Plans*

des alten Rom, der leider nur in vielen kleinen Bruchstücken ausgegraben wurde: die echten Fasti Consulares, die ebenfalls nur bruchstückhaft erhalten sind, aber in großen Bruchstücken, die aus der Zeit von Konsulaten vor dem Dezemvirat stammen. All das wird von Niebuhr & den kritischsten Sachverständigen für echt gehalten, die das Beweismaterial gründlich untersuchten. Das interessiert mich alles viel mehr als die Reste von Gebäuden aus römischer Zeit, die bis auf zwei oder drei Ausnahmen sehr hässlich sind & einander alle sehr gleichen. Lucas sagt, dass die Angelegenheit, derentwegen er in Rom ist, an einem entscheidenden Punkt angelangt ist: Er kam hierher, um den Papst dazu zu bewegen, das Interdikt aufzuheben, womit er vor kurzem Priester belegte, um sie davon abzuhalten, sich in die Politik einzumischen: Wenn er keinen Erfolg hat, beabsichtigen er & andere, die Politik vorläufig aufzugeben. Cullen, der Erzbischof, ist der Leiter der gegnerischen Partei, & er & Cullen** sollen auf Wunsch des Papstes diese Woche zusammenkommen und versuchen, die Sache gütlich beizulegen: wenn nicht, wird sich der Papst zwischen den beiden entscheiden müssen. Ich vermute, dass das Interdikt, so absurd es aus katholischer Perspektive ist, von Louis Napoleon in die Wege geleitet wurde, um es England zu ersparen, während dieses Krieges durch Irland in Verlegenheit gebracht zu werden. Lucas bestreitet das, vielmehr gehe es um Cullens Whig-Tendenzen, & es ist seltsam, dass Cullen bei der Besetzung des erzbischöflichen Stuhls einerseits von MacHale*** unterstützt wurde, während andererseits, falls Lucas recht hat, Lord Clarendon**** die gewichtigsten Briefe zu seiner Unterstützung schrieb, und zwar mit der Begründung, dass dieser ein absolut zuverlässiger Mann sei:* drei *Leute, die Lucas kennt, haben ihm zufolge einen Brief in dem Sinne von Lord Clarendon an den Bruder von More O'Ferrall***** gesehen. Das zeigt jedenfalls Cullens geschickte Doppelzüngigkeit.*

---

* Liste der römischen Konsuln.

** Gemeint sind Paul Kardinal Cullen (1803–1873) und Frederic Lucas (1812–1885), die in Rom über die Frage der Abspaltung der katholischen Kirche Irlands stritten.

*** John MacHale (1791–1891), römisch-katholischer Erzbischof von Tuam und irischer Nationalist, war ein entschiedener Verfechter der Katholikenemanzipation.

**** George W. F. Villiers (1800–1870), auch Lord Clarendon, 4. Earl of Clarendon, Diplomat und Politiker, war in der Zeit von 1853–1858, in welche der Krimkrieg fiel, und später für kürzere Zeit in der Regierung von Russell und der von Gladstone Außenminister.

***** Vermutlich ist der irische Politiker Richard More O'Ferrall (1797–1880) gemeint, der 1851 seinen Sitz im Parlament wegen Streitigkeiten in religiösen Fragen aufgegeben hatte.

Rom, 24. Januar: *Lucas war gerade hier. Sein Treffen mit Cullen fand heute statt, er zeigte sich Lucas gegenüber sehr feindselig – keinerlei Aussichten auf eine gütliche Beilegung – er beabsichtigt, hierzubleiben & es auszufechten – kann aber gegenwärtig nichts tun und glaubt deshalb, dass er nach Neapel fahren kann – in diesem Fall gedenkt Mr. Kyan*[9] *ebenfalls zu fahren. Wir werden also eine Dreiergruppe sein. Lucas ohne Kyan wäre mir lieber gewesen, aber er ist nicht unangenehm oder sehr störend. Wir werden sehen. Unterdessen gehen sie morgen mit mir noch einige Gemälde anschauen.*

Mills Gesundheit, womit es in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Rom gar nicht gut stand – er hatte seit dem kurzzeitigen Höhepunkt seines Wohlbefindens in Avignon fast fünfzehn Pfund verloren –, besserte sich gegen Ende Januar genug, um ihn an eine Weiterreise denken zu lassen, und schließlich erklärte er sich einverstanden, am 29. nach Neapel aufzubrechen. Während der letzten drei Tage unternahm er einen weiteren Rundgang durch die Kunstgalerien und Kirchen.

Rom, 26. Januar: *Kein Brief heute – und ich fürchte fast, dass sie meinen nicht rechtzeitig erhielt, um mir am 16. zu schreiben, in welchem Fall ich fürchte, nicht von ihr zu hören, bevor ich in Neapel eintreffe. Das wird am 31. sein, die Plätze für Montag waren schon besetzt, zwei banquettes & ein coupé*[*] *waren das Beste, was wir erreichen konnten. Ich besuchte heute (ein regnerischer Tag) zusammen mit Lucas & Kyne die Galleria Doria Pamphilij, und allein den Palazzo Colonna & den Palazzo Braschi. Die Doria enttäuschte mich – es ist eine sehr umfangreiche Sammlung & würde als Nationalgalerie für ein zweitrangiges Königreich genügen, aber die meisten Bilder kamen mir drittrangig vor. Dort ist jedoch ein langer Gang voller Porträts von Tizian, Giorgione & Rubens – und darin auch ein schöner Francesco Francia & (Francia sehr ähnlich) ein Giovanni Bellini – diese beiden & Perugino besitzen eine vollkommene Familienähnlichkeit – ein Leonardo, obwohl als Porträt Johannas II. von Neapel ausgegeben, ähnelt weitgehend seinem einen, immer wiederkehrenden Gesicht – & schließlich die Maria Magdalena Tizians, ein herrliches Bild, vollkommen zufriedenstellend & erfreulich in der Ausführung (abgesehen von der Bildidee), aber als eine Magdalena lächerlich. Ich habe in Rom viele Tizians gesehen, & sie*

---

* Sitzplatzkategorien.

verstärken all meinen früheren Eindruck von ihm – er gehört zu den erdgebundenen Erdenschweren. In den beiden anderen Palästen hingen einige schöne Bilder, meist Porträts der venezianischen Maler – im Braschi die sogenannte La Bella Tizians, die mir nicht gefällt, & was als ein chef d'œuvre Correggios gilt, von dem sich hier wenige gute Exemplare finden, die mir jedoch auch nicht gefallen, auch wenn ich zu sehen vermag, dass ihre starke Seite wohl die Farbgebung ist. Viele Gaspard Poussins in allen drei Galerien, bitterkalt, & mehrere ambitiöse Salvator Rosas, die meiner Ansicht nach recht dürftig sind: ein Heiliger Johannes & sein berühmter Belisarius, der mir schwächer zu sein scheint als selbst noch die dürftigsten der Bologneser Maler. Es ist offensichtlich, dass der Höhepunkt der Malerei in den drei Generationen erreicht wurde, von denen die Raffaels die letzte ist, und auch Tizian gehört dazu, obwohl er fast 60 Jahre länger lebte als Raffael und man ihn deshalb einer späteren Zeit zuordnen möchte. Die Verehrung der noch früheren Maler ist ein Snobismus, der nicht von Dauer sein wird, nicht einmal, hoffe ich, in Deutschland: die Geringschätzung der Bologneser Eklektiker, die ein Jahrhundert danach auftreten, hat zwar eine gewisse Berechtigung, ist aber stark übertrieben. Besonders Guido Reni hat durch das, was ich von ihm in Rom sah, bei mir erheblich an Ansehen gewonnen, & das gilt selbst noch für Domenichino, dessen schönste Bilder hier sind: der mich jedoch, soweit es sich um eine Sache des persönlichen Geschmacks handelt, völlig kalt lässt. Aber ich fange an, Ruskins** Urteil über Gaspard & Salvator recht zu geben, vielleicht sogar über Claude Lorrain, und die moderne englische Landschaftsmalerei für besser zu halten als ihre. Hielte ich meine Eindrücke nicht jeden Tag schriftlich fest, würde ich sie überhaupt nicht schriftlich festhalten, denn beim Anblick so vieler Gemälde verdrängt eine Erinnerung die andere – aber sie hinterlassen einen höchst angenehmen Gesamteindruck. Ich war nie zuvor so in Bilder* versunken *& werde es wahrscheinlich in dem Maße nie wieder sein, denn man kann das wohl kaum an einem anderen Ort als Rom, & selbst in Rom gäbe es, wenn sie da wäre, so viel mehr andere geistige Aktivitäten, dass die Atmosphäre eine andere wäre. Selbst die Jahreszeit & das schlechte Wetter tragen dazu bei, mich zu denjenigen Freuden der Stadt zu drängen, die in*

---

* Meisterwerk.

** John Ruskin (1819–1900), führender Kunstkritiker des viktorianischen England, der sich auch mit sozialen und politischen Problemen seiner Zeit beschäftigte, besonders der Lage der Arbeiter in der Industrialisierung. In diesem Zusammenhang setzte er sich für Reformen zur Verbesserung ihrer sozialen Situation ein.

geschlossenen Räumen zu finden sind. Es kann gut sein, dass meine Liebste über meine Anmaßung lächelt, meine Ansichten über Gemälde zu äußern, da aber alles, was ich darüber sage, der Ausdruck aufrichtiger Gefühle ist, die sie in mir auslösen oder die sie nicht in mir auszulösen vermögen, ist, was ich sage, zwar oberflächlich, aber ungekünstelt, & ich äußere nur meine bescheidene Meinung, wozu sie auch gut sein mag – sie stammt nicht aus Büchern oder von anderen Leuten – & ich schreibe es ihr, weil es ihr zeigt, dass ich hier wirkliche Freuden genieße & in dieser Hinsicht & in manch anderer wirklich das Beste aus meinem Aufenthalt in Rom gemacht habe.

Rom, 28. Januar: *Wenn ich meine Rechnung hier bezahlt habe, wird mich meine Reise bis jetzt (unter Abzug der Kosten für Deakin, Medikamente & all dessen, was nicht eigentlich als Reisekosten & Lebensunterhalt veranschlagt werden kann) fast genau £ 50 gekostet haben. Das heißt für einen Zeitraum von etwa siebeneinhalb Wochen, aber die zurückgelegte Entfernung ist beträchtlich. Ich werde diesen Brief bei meiner Abfahrt zur Post geben (morgen früh um sieben), denn die Postkutschen fahren genau aus dem Innenhof des Postamts ab.*

Nach einer in Terracina verbrachten Nacht kamen Mill und seine beiden Gefährten Lucas und Kyne am 30. Januar in Neapel an. Zehn Tage lang diente Mill, der Neapel von seinem Besuch mit Mrs. Taylor vor sechzehn Jahren kannte, hauptsächlich als Cicerone* für seine Freunde, wobei sie sich jedoch mit Ausnahme eines Besuchs von Paestum wegen des schlechten Wetters auf die Stadt selber beschränken mussten.

Neapel, 9. Februar 1855: *Die Zeitungen bringen die Nachricht von den erneuten tiefen Spaltungen in der Regierung & deren Rücktritt*[10] *– ein wirkliches Unglück, denn die nächste wird wohl kaum so gut sein. Es war meiner Meinung nach töricht von ihnen, eine Untersuchung abzulehnen. Wenn solche Anschuldigungen erhoben & geglaubt werden, mögen die Beweise auch noch so unzureichend sein,* müssen *sie untersucht werden. Und alle praktischen Angelegenheiten, die von den oberen Ständen Englands verwaltet werden, werden immer so extrem schlecht verwaltet, dass man wohl glauben möchte, dass es schlecht darum steht, auch wenn es keinen Deut glaubwürdiger wird, weil die Times & ihr*

* Reiseleiter.

Korrespondent das behaupten. Es sieht der Times sehr ähnlich, jetzt nach Lord Grey als Kriegsminister zu rufen, nach all ihren Angriffen gegen ihn wegen Unfähigkeit & Arroganz, als er noch im Amt war und danach. Ich werde ernsthaft über das Buch über die Freiheit nachdenken, da mein Liebling mit dem Thema einverstanden ist. Lucas & seine Freunde fuhren heute früh ab, er war sehr zufrieden mit seinem Besuch & sagte wiederholt, dass er selten drei Wochen so genossen habe wie die seit unserem Treffen in Rom. Für einen Engländer ist er wirklich kenntnisreich – für jedes historische Faktum oder lateinische Zitat, das ich hervorkramte, fand er ein ebenso gutes. Und er ist willensstark & energisch, wodurch er sich heutzutage bereits von fast jedem unterscheidet – er redet klug über Politik, worüber er & ich im Allgemeinen einer Meinung sind.*[11] *Natürlich kann ein bekennender Katholik nicht über vieles andere mit mir einer Meinung sein, & ich hätte viel kontroverser mit ihm geredet, wäre da nicht in letzter Zeit sein Freund Kyne gewesen, dessen Priesteramt uns beiden Zurückhaltung auferlegte. … Nichts kann schöner sein als dieser Ort. Du kannst Dir gewiss vorstellen, wie ich mich an der Schönheit erfreue, auch wenn ich sie* nicht *betrachte – jetzt in diesem Schlafzimmer bei Kerzenlicht bin ich hellwach, indem ich die Schönheit empfinde, inmitten derer ich lebe – während ich sie betrachte, scheine ich nur Honig zu sammeln, den ich die ganze Zeit danach auskoste (?). Ob wohl irgendetwas in Sizilien oder Griechenland schöner ist?*

In den drei Wochen, die Mill in und um Neapel herum verbrachte, besserte sich allmählich seine Gesundheit, und seine Kräfte nahmen zu, und er konnte wieder seine gewohnten langen Wanderungen und Klettertouren genießen.

Sorrent, 12. Februar: *Ich bin hier, Liebling, & in demselben Gasthaus, La Sirena, das so hübsch aussieht, wie es nur irgend möglich ist; ich glaube nur, dass wir nicht – wie ich jetzt – im Erdgeschoss untergebracht waren. Ich habe übrigens erst heute festgestellt, als ich die Nummer des Hauses in Mrs. Starks Reiseführer fand, dass mein Gasthaus in Neapel, das Hôtel des Etrangers, eben die casa Bruzzi ist, wo wir untergekommen waren, obwohl es damals nicht Hôtel* genannt *wurde.*

---

* Henry George Grey (1802–1894), 3. Earl Grey, britischer Politiker, war von 1835 bis 1839 Kriegsminister. Als Kolonialminister (1846–1852) setzte er die Idee durch, dass die Kolonien zu ihrem eigenen Nutzen regiert werden sollten.

Sorrent, 13. Februar: *Heute war ich von halb zehn bis fünf draußen. Ich bin wieder im Vollbesitz meiner Kräfte. Wie angenehm, mich wieder einmal nach einer 3½-stündigen Wanderung, zum guten Teil Klettern, am Fuß eines sehr steilen & ziemlich hohen Berges zu befinden und nicht das Gefühl zu haben, dass ich den lieber doch nicht besteigen würde. Ich tat es, & als ich am Gipfel angekommen war, war ich keineswegs erschöpft – & kaum erschöpft, als ich drei Stunden später ins Gasthaus zurückkam. Der fragliche Berg war die Punta della Campanelle oder Vorgebirge der Minerva, die das äußerste Ende der Halbinsel von Sorrent einnimmt.*

Neapel, 17. Februar: *Heute sind Zeitungen neu eingetroffen, zum ersten Mal seit fast einer Woche: sie berichten über die neue Regierung. Palmerston wird sich nun entweder einen Namen machen oder sein Ansehen ruinieren – was von ihm erwartet wird, & er wird sich nach Kräften bemühen, dass man sich seiner als des William Pitt dieses Krieges erinnert; ich war froh, auch Lord Russell dabei zu sehen, selbst zu dieser späten Stunde, der seine Hoffnung zum Ausdruck brachte, dass Lord Raglan* die »dreiste Presse« ignorieren werde – schade, dass er das erst jetzt sagt, wo er die Dreistigkeit der Times ihm gegenüber in ihrer krassesten Form erlebt. Ich erfahre aus einer beiläufigen Erwähnung, dass die Zeitungssteuer abgeschafft werden soll – auch, dass die Regierung dabei ist, ein Gesetz über beschränkte Haftung bei Personengesellschaften einzubringen. Meine Liebste weiß, dass ich nicht dazu neige, zu schreien »Das ist mein Werk«, aber ich glaube wirklich, dass meine Stellungnahme*[12] *dafür verantwortlich ist – denn obwohl viele andere auf derselben Seite stehen, wäre dem Konzept der beschränkten Haftung doch ohne mich eine große Übermacht der Autorität der politischen Ökonomie entgegengestanden – außerdem fand ich die Einwände einzig in dieser Stellungnahme überzeugend widerlegt. Wir verfügen über Macht, die wir in den wenigen Lebensjahren, die uns noch bleiben, nutzen müssen. Je mehr ich über den Plan eines Buches über die Freiheit nachdenke, desto wahrscheinlicher scheint es mir, dass es gelesen werden & Aufsehen erregen wird. Der Titel selber schon mit irgendeinem bekannten Namen darüber würde für den Verkauf einer Auflage sorgen. Wir müssen von dem, was wir nicht ungesagt lassen wollen, so viel wie möglich da hineinpacken. – Ich las hier mangels eines anderen Buches*

* Fitzroy James Henry Somerset (1788–1855), 1. Baron Raglan, Diplomat und Militär, war im Krimkrieg Oberbefehlshaber der britischen Armee. Ihm wurden schwere Fehler in der Kriegsführung vorgeworfen.

Macaulays Essays. Er ist ein recht sonderbares Exemplar eines talentierten Mannes, der auch nicht eine der Ideen oder Prägungen aufweist, die für dieses Jahrhundert typisch sind & womit die Geschichte sie gleichsetzen wird – außer seltsamerweise beim rein Literarischen. Als Dichter gehört er der neuen Schule an, & der beste Abschnitt, auf den ich in dem Buch gestoßen bin, ist eine wunderbare (für ihn) bewundernde Würdigung Shelleys. Was aber die Politik betrifft, die Ethik, Philosophie, selbst Geschichte, worüber er oberflächlich sehr viel weiß – findet sich bei ihm kein einziger Gedanke entweder deutscher oder französischer Herkunft, & das sagt schon alles. Wie alle verhätschelten Kinder ist er geistig ein Zwerg – aufgeplustert & unterentwickelt, ausgewachsen, breit & klein, ohne einen Keim des Prinzips weiteren Wachstums in seinem ganzen Wesen. Gleichwohl glaube ich, dass seine Gedanken in die richtige Richtung gehen (soweit er welche hat, wie mein Vater zu sagen pflegte), & ich bin ihm nun wohlgesinnter, als ich es zuweilen war, & das umso mehr, als Lucas mir erzählte, dass er herzkrank ist & sein Arzt ihm sagte, dass er jedes Mal, wenn er im Unterhaus spricht, Gefahr läuft, tot umzufallen.

Mills Lebensgeister belebten sich weiter, nachdem er Palermo erreicht hatte. Die gefürchtete Überfahrt von Neapel an einem ungewöhnlich schönen und ruhigen Tag brachte er ohne die Nachwirkungen der früheren Seefahrten hinter sich, und nach ein paar Tagen in Palermo fühlte er sich so gesund und tatkräftig wie schon lange nicht mehr. Tatsächlich wären die großen Leistungen, die er beim Wandern vollbrachte, auch für einen vollkommen gesunden Mann bemerkenswert gewesen, und etwas später (5. März) sagt er selber:

»es ist merkwürdig, dass ich, wenn ich zu müde oder schwach bin, etwas anderes zu tun, auf Berge steigen kann: das heißt, solange sie steil genug sind, denn ein langer steiler Anstieg ist sehr ermüdend für mich.«

Der erste lange Brief aus Sizilien enthält die ausführliche Beschreibung einer Tour auf den Monte Pelegrino, von der Mill sich außergewöhnlich begeistert zeigte.

Palermo, 24. Februar: *Die Aussicht den ganzen Weg bergauf war sehr schön gewesen, vom Gipfel aus aber war es wohl eine der herrlichsten Aussichten auf der Welt. Die gesamte Nordküste Siziliens (ganz Berge und Bucht), so weit das*

Auge reicht, die kleinen runden Liparischen Inseln über das Meer verstreut, die größere Insel Ustica weiter im Westen, die erlesen schöne Vega von Palermo & die Stadt selber lagen ausgebreitet da wie in einem aus der Vogelperspektive gemalten Panorama, umschlossen von dem Amphitheater der Berge. Bevor ich den Gipfel erreicht hatte, bot sich mir der erste Blick auf den Ätna, den ich in einem weißen, kuppelähnlichen Objekt zu erkennen glaubte, der durch & über die weißen Wolken ragte – & als ich den Gipfel erreichte, bestätigten die Soldaten mir das. Der Tag war der vollkommenste Sommertag – der Wind leicht & von Osten kommend, gerade ausreichend, um die Sonnenhitze zu mildern – die Soldaten nannten ihn scirocco di levante, wohl um ihn von dem wirklichen afrikanischen scirocco[*] zu unterscheiden – Goodwin[13] nennt ihn den vento Greco[**]. Nachdem ich die Aussicht eine Zeitlang genossen hatte, begann ich mit dem Abstieg. Um 12 Uhr war ich auf dem Gipfel, & es dauerte anderthalb Stunden, um am Fuß des Berges anzukommen. Ich hätte ganz sicher nie zuvor in meinem Leben diesen Berg kraftvoller & munterer erst besteigen & dann hinabsteigen können. Ich fühle mich in der Lage, selbst den Ätna zu erklimmen, wenn jetzt die Jahreszeit dafür wäre. Als ich wieder zum Gasthaus kam, war ich nicht einmal erschöpft, mit Ausnahme allerdings meiner Arme wegen des Gewichts der Pflanzen, die ich trug, zur Erbauung & unter den Apostrophen des Publikums – dessen Fragen und Bemerkungen überall zu hören waren – die schmeichelhafteste davon war eine, die ich zufällig hörte, als eine Frau einen Überraschungsschrei ausstieß (das einfache Volk hier redet nur, indem es schreit), als eine andere ihr heimlich sagte, dass die Pflanzen für meine bella[***] seien & ich ein galanterra[****] sei. Ich wünschte sehr, sie wären für meine bella gewesen, & kein Tag vergeht, ohne dass ich mir wünsche, ihr Blumen nach Hause mitzubringen.

Ein wenig weiter oben in demselben Brief berichtet er, wie mangels einer Bibliothek oder eines Lesesaals

»ich auf meine eigenen Bücher angewiesen bin, & ich habe begonnen, Goethes Italienische Reise zu lesen, die ich früher in Italien bei mir hatte & las – sie ge-

---

* Heißer, Staub mitführender Wind.

** Griechischer Wind.

*** Schöne.

**** Kavalier.

fällt mir jetzt viel besser – er erzählt von seinen Eindrücken auf eine so lebendige Weise, & sie kommen mir alle wie zutreffende Eindrücke vor – auch er ging nach Italien als ein Anfänger auf dem Gebiet der Kunst, & mir erscheinen viele seiner Gefühle anfangs den meinen ganz ähnlich zu sein. Ich vergaß jedoch, meine deutschen Bücher mitzubringen, ein Deutschwörterbuch mitzubringen, aber ich komme auch so ziemlich gut zurecht. Ich habe auch den Theokrit dabei, ein passendes Buch für Sizilien.«

Palermo, 24. Februar: *Diese Reisebeschreibung Goethes löst bei mir ein komisches Gefühl aus. Ich hatte keine Ahnung, dass er so jung*[14] *war & unfertig im Bereich der Kunst, als er nach Italien reiste. Aber was mich dabei und bei ihm am meisten erstaunte, sind seine lebenslangen Bemühungen, einen Griechen aus sich zu machen. Er arbeitete mit ganzer Kraft daran & schien gute Aussichten auf Erfolg zu haben – all seine Geschmacks- und Beurteilungskriterien waren griechisch – sein Abgott war das Ebenmaß: Alles, was an äußeren materiellen Objekten oder auch an Charakteren groß & unvollkommen war (*exorbitant*, wie Balzac von einem visage d'artiste*[*] *sagt), ließ ihn zurückschaudern – er zeigte eine Art verächtlicher Abneigung gegen den nordischen Kirchenbau, aber mich amüsierte (& mich erstaunte auch) seine charakteristischste Eigenart – dass selbst das Griechische, wenn es das Griechische von Palmyra ist, für ihn in einer zu gigantischen Größenordnung existiert: Er braucht etwas Kleines & Vollkommenes & ist entzückt, dass ein griechischer Tempel, den er in Assisi sah, von dieser Art war & nicht von der anderen* monströsen. *Er beurteilte den Charakter von Menschen auf dieselbe Weise. Trotz alledem gelang es ihm nie, Ebenmaß in eines seiner eigenen Werke zu bringen, mit Ausnahme seiner sehr kurzen – was beweist, dass es für einen Modernen auch beim besten Willen völlig unmöglich ist, sich in die Dimensionen eines Alten zu zwängen. Jeder moderne Denker hat einen so viel weiteren Horizont, & auf der Oberfläche der menschlichen Natur ist durch das wiederholte Pflügen, dem es unterzogen wurde, so viel tieferes Erdreich angehäuft & das aus dieser Erde hervorgegangene umfangreiche Wachstum, dass jeder begabte Schriftsteller oder Künstler sich unwillkürlich als gleich entpuppt – kurzum, die Modernen haben weitaus mehr Stoff zu ordnen, als es sich die Alten auch nur hätten träumen können, & das Geheimnis, das alles in Einklang zu bringen, ist noch nicht entdeckt worden – es ist um ein*

* Künstlergesicht.

oder zwei Jahrhunderte zu früh, die Gestaltung entweder ebenmäßiger künstlerischer Arbeiten oder ebenmäßiger Charaktere zu versuchen. Wir müssen alle Schmiede oder Balletttänzer sein mit guten kräftigen Armen oder Beinen, die uns helfen, das zu tun, was wir tun müssen, und um mit ihnen gelegentlich kämpfen zu können – wir können nicht jetzt schon Apollos oder Venusse sein.

Am folgenden Tage fährt Mill mit demselben Brief fort und beginnt, Pläne für die Arbeit zu schmieden, die er sich nach seiner Rückkehr vornehmen will.

Palermo, 25. Februar: *Ich habe darüber nachgedacht, Liebling, dass ich nach meiner Rückkehr gerne eine Auswahl aus meinen Rezensionen etc. neu auflegen würde. Es scheint wünschenswert, das zu unseren Lebzeiten zu tun, denn wir können wohl kaum verhindern, dass andere Leute das tun werden, wenn wir tot sind, & wenn jemand das täte, würden sie einen Haufen Unsinn veröffentlichen, mit dem man nichts zu tun haben wollte: wenn* wir *es aber tun, können wir weglassen, was wir nicht neu veröffentlichen wollen, & niemand käme auf den Gedanken, neu aufzulegen, was der Verfasser bewusst verworfen hat. Dann sind die Aussichten, dass sich die Bücher wegen des Namens gut verkaufen, optimal – der Auswahlband würde wahrscheinlich viel rezensiert werden, denn jeder glaubt, er könne eine Sammlung vermischter Schriften rezensieren, aber nur wenige glauben das bei Abhandlungen über die Logik oder die Politische Ökonomie – vor allem aber ist es keineswegs wünschenswert, fast gleichzeitig mit zwei Büchern vor die Öffentlichkeit zu treten, wenn es also jetzt nicht gemacht wird, kann es erst einige Zeit nach dem Buch über die Freiheit wieder gemacht werden – dann aber, hoffe ich, wird ein Band mit viel besseren Essays fertig sein oder etwas ebenso Gutes. Ich hoffe eigentlich, in den nächsten Jahren fast jedes Jahr ein Buch zu veröffentlichen, falls ich so lange lebe – & ich wäre mit dieser Neuauflage, wenn sie denn überhaupt vorgenommen werden soll, gerne in den paar Monaten nach meiner Rückkehr fertig geworden; denn dann werden die Arbeitsrückstände im India House mich daran hindern, mich angemessen auf das neue Buch zu konzentrieren. Würde meine Liebste bitte darüber nachdenken & mir ihr Urteil & auch ihre Gefühle dazu mitteilen.*

Nach zehn Tagen in Palermo brach Mill im März mit einem Maultiertreiber und zwei Maultieren zu einer Rundreise um Sizilien auf, von der er erwartet:

»eine vierzehntägige Reise, wie ich sie wegen ihrer Schönheit & Bedeutung für mich nie zuvor in meinem Leben erlebte, & so viel Freude, wie mir ohne sie möglich ist (1. März). [Er stellt fest, dass sein] Maultiertreiber und er politisch weitgehend übereinstimmen, (aber in seinem Fall) geht es hauptsächlich um die Besteuerung, deren Exzesse ganz sicher einer der wichtigsten Missstände dieser Regierung sind (2. März).«*

Aber auf einem Maultier zu reiten erwies sich zunächst als sehr viel anstrengender, als er erwartet hatte, und ließ es sogar als zweifelhaft erscheinen, ob er seinen Plan ausführen könnte, auf diese Weise ganz West- und Südsizilien zu umrunden. Er besichtigte die Ruinen von Segesta und Selinus und passte sich langsam der neuen Beförderungsart an, indem er lange Strecken des Weges zu Fuß ging und die übrige Zeit auf dem Packmaulesel saß – auf seinem Gepäck statt im Sattel. Aber nachdem er gut eine Woche so gereist war, gewöhnte er sich an die Unbequemlichkeiten und hatte neues Vertrauen, wenn auch ungerechtfertigtes, wie sich herausstellen sollte, in seinen Gesundheitszustand gefasst.

Sciacca, 11. März: *Da wir heute 35 sizilianische, etwa 40 englische, Meilen vor uns hatten, schlug der Reiseführer vernünftigerweise vor, um sieben aufzubrechen [von Castelvetrano]: Aber nachdem ich aufgestanden & fertig war, regnete es ununterbrochen, & der Himmel war nur eine dichte Wolkendecke, was eine Weiterreise heute auszuschließen schien. Aber nachdem ich gefrühstückt & die Idyllen des Theokrit gelesen hatte & einen Canto des Purgatoriums von Dante (das Inferno wie auch den Tasso habe ich schon vor langer Zeit zu Ende gelesen), schien es aufzuklaren, es hörte auf zu regnen, & wir brachen um halb zehn auf, nachdem die Maultiere eine zusätzliche Fütterung erhalten hatten, damit sie die ganze Strecke ohne Unterbrechung zurücklegen konnten: & sie kamen hier um halb sieben an, und waren allem Anschein nach nicht erschöpft. Natürlich musste ich einen beträchtlichen Teil des Weges auf dem Maultier reiten, aber ich bin sicher weitaus mehr als die Hälfte zu Fuß gegangen & unter allen erdenklichen Schwierigkeiten. Ich wusste vorher nicht, was ein Land ohne Landstraßen ist. Ich dachte, es gäbe Maultierpfade wie die in Nizza und Sorrent: Aber das sind* gebaute *Straßen, ganz so, wie es Mautstraßen sind, & für die Art von Ver-*

* Gemeint ist seine Frau.

kehr, für die sie angelegt sind, so gut geeignet, wie der Boden es erlaubt. Nicht mehr als fünf Meilen von den vierzig heute waren gebaute Landstraße, & das war dort, wo der Lehmboden so schwer war, dass er völlig unpassierbar gewesen wäre ohne die Pflasterung der Straßenmitte. Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass man bei einer so langen Tagesreise nichts anderes tun kann, als sich patschend seinen Weg nicht gerade durch dick & dünn zu bahnen, aber durch dünn, und meine Kräfte zu sparen, um dem Dick aus dem Wege zu gehen, soweit das möglich war. Wenn Du bedenkst, dass ich über lange Strecken auf dem Maultier reiten musste mit meinen Füßen in der besagten Position, wirst Du einsehen, dass diese Art zu reisen Wahnsinn gewesen wäre, wenn ich auch nur im Geringsten an einer Lungenkrankheit leiden würde. Die Lungenerkrankung ist offensichtlich schon seit langem überwunden worden, & nun gilt es, auf meine Verdauung & meinen allgemeinen Gesundheitszustand zu achten, & die Wanderung heute mit all ihren Schwierigkeiten war keineswegs zu viel für mich. Ich bin immer vom Maultier gestiegen, wenn ich anfing, kalte Füße zu bekommen.

Das schlechte Wetter verfolgte ihn auf seiner Reise noch drei weitere Tage, bis er Agrigent erreichte. Mit dieser Art zu reisen und bei schönem Wetter gelangte er nach einer guten Woche recht bequem – abgesehen von ernsthaften Magenverstimmungen und gelegentlichen Kämpfen mit Flöhen in den Gasthäusern – nach Syrakus und an das Ende seiner Maultierritte.

Syrakus, 21. März: *Ich hatte Glück, mich der Stadt an einem strahlenden Nachmittag zu nähern, der den Eindruck erweckte, ein wunderschöner Julitag zu sein. Unsere Ankunft erfolgte von der Seite des größeren Hafens, der windstill & spiegelglatt war, & auf der anderen Seite leuchteten die weißen Gebäude der Stadt hell im Sonnenlicht. Du weißt ja, dass die Stadt heute auf die Insel begrenzt ist, die zur Zeit von Syrakus' Größe nur einer der fünf weiträumigen Stadtteile war: Aber auch jetzt noch ist sie & sieht sie aus wie eine der größten Städte Siziliens. Ich glaube nicht, dass es eine andere Stadt gibt, nicht einmal Athen, für die ich ein so starkes Gefühl empfinde wie Syrakus: Sie ist die einzige antike Stadt, deren Örtlichkeit ich studiert habe & kenne & verstehe: so war mir nichts neu oder unbekannt. Ich kann den größeren Hafen nicht ansehen – von meinem Fenster im Albergo del Sole schaue ich direkt darauf –, ohne an die vielen verzweifelten Blicke zu denken, die von der Kriegsflotte des Nikias & Demos-*

thenes auf die umliegenden Gestade (die mir so vertraut vorkommen, als hätte ich sie mein Leben lang gekannt) geworfen wurden. Dieses Ereignis entschied auf höchst unheilvolle Weise über das Schicksal der Welt. Wenn die Athener erfolgreich gewesen wären, hätten sie ihrer Vorherrschaft zur See alle griechischen Städte Siziliens und Italiens hinzugefügt, Griechenland hätte sich ihnen bald beugen müssen, & das Imperium, das sie in der einzigen Weise geschaffen hätten, die ganz Griechenland hätte vereinigen können, wäre vielleicht zu stark für die Römer und Karthager gewesen. Selbst wenn sie keinen Erfolg gehabt hätten & sicher entkommen wären, hätte Athen nie von den Peloponnesiern besiegt werden können, sondern wäre mächtig genug geblieben, Makedonien daran zu hindern, aus der Bedeutungslosigkeit herauszutreten, oder jedenfalls ein unüberwindbares Hindernis für Philipp & Alexander darzustellen. Vielleicht wäre die Welt jetzt um tausend Jahre weiter fortgeschritten, wenn die Freiheit so an dem einzigen Ort bewahrt worden wäre, an dem sie damals machtvoll war oder sein konnte. Das beschäftigte meine Gedanken und Gefühle, als ich mich der Stadt näherte, bis ich Tränen des Bedauerns & des Mitgefühls hätte vergießen können … O die Herrlichkeit des abendlichen Blicks aus meinem Fenster, direkt hinunter auf den größeren Hafen, wo Boote, offenbar Vergnügungsboote, fuhren – das sanfteste Licht auf der Ebene & dem Hochland, & zur Rechten der Ätna, der fast überall in Sizilien sichtbar ist. Als ich auf meine Erkundigungen hin erfuhr, dass es eine Kutsche (die Post) nach Catania in zehn Stunden gab & dass sie mein reduziertes Gepäck befördern würde, beschloss ich, damit zu fahren & noch lange genug in meiner komfortablen Unterkunft zu bleiben, um mich nach Herzenslust an dem Ort zu erfreuen. Also trennte ich mich mit großem Wohlwollen meinerseits & offenbar auch seinerseits von meinem Maultiertreiber. Falls ich den Ätna umrunde, wird er mir sehr fehlen, aber es wäre zu kostspielig, ihn bis dann zu behalten. Die letzten sechs Tage, der Schönwetterteil dieser Maultierreise, waren wundervoll, aber ich bedaure es nicht, ihn dagegen auszutauschen, mit der Postkutsche von Ort zu Ort zu fahren & von den Orten aus, an denen ich einen Aufenthalt einlegen werde, Wanderungen zu unternehmen.

Nach drei weiteren Tagen in Syrakus, die Mill sehr genoss und worüber er sehr ausführlich berichtete, reiste er am 25. nach Catania weiter, wo er ein wenig erschöpft und mit einer neuerlichen Magenverstimmung ankam. Obwohl er nicht zuließ, dass diese Magenverstimmung seine Besichtigungen und Exkursionen in den folgenden drei Tagen ernsthaft beeinträchtigte, schmä-

lerte sie doch ein wenig sein Vergnügen daran. Aber seine anhaltende Schwäche dämpfte keineswegs seine Begeisterung angesichts der Schönheit der zweitägigen Reise nach Messina, wo er nach einem Besuch Taorminas am 30. ankam. Er stellte fest, dass ein Dampfer nach Korfu am 1. abfahren sollte, und beschloss, das Risiko einer langen Seefahrt einzugehen, aber die verspätete Ankunft des Dampfers hielt ihn drei weitere Tage in Messina fest.

Messina, 1. April: *Ich verbrachte den Rest des Tages damit, meine umfangreiche Pflanzensammlung zu ordnen & Dante zu lesen & den Reiseführer für Griechenland. Nichts kann besser gegen die Seekrankheit helfen, als meinen Kopf mit aufregenden Vorhaben zu füllen. Ich denke, ich werde in Griechenland das Gegenteil dessen tun, was ich in Italien getan habe, das heißt, ich werde alle sich mir bietenden Gelegenheiten ergreifen & sogar Gelegenheiten suchen, mit den Gebildeten unter den Einheimischen Gespräche zu führen. Ich bin neugierig auf die Denkweise und die Ansichten der führenden Persönlichkeiten in Griechenland & denke, dass ich fast gar nichts über sie weiß. Meine Einführungsschreiben von Finlay*[15] *& Wyse*[16] *werden mir die Gelegenheit dazu verschaffen, & da ich schon in der ersten Aprilwoche fahre, werde ich über ausreichend Zeit verfügen. Ich muss die Bücher, die ich bei mir habe, ménager*[*]*, damit sie vorhalten. Ich behalte den Sophokles für Griechenland; den Theokrit & die zwei sizilianischen Bukoliker, Bion von Smyrna & Moschus habe ich zu Ende gelesen, & mir gefallen die beiden Letzteren viel besser als der Erstgenannte, den ich für erheblich überschätzt halte & für einen sehr viel schlechteren Dichter als seinen Nachahmer Vergil.*

Messina, 2. April: *Messina wäre für uns in mancher Hinsicht der beste Ort in Sizilien, um dort zu leben: Ich finde die Stadt noch schöner als Palermo; & es gibt mehr Leben in diesem Ort, mehr Ausländer kommen hierher, & er ist eigentlich England & Frankreich viel näher wegen der englischen und französischen Dampfer nach Malta & in die Levante, die Palermo nicht anlaufen: Es ist deshalb merkwürdig, dass Postsendungen Messina nur einmal in der Woche verlassen, & ich vermute, dass es in der Zwischenzeit die Möglichkeit gibt, seine Post* via *dies oder das zu schicken. Oates sagt, dass er den Galignani*[**] *hier bekommt,*

---

* Einteilen, aufsparen.

** *Galignani's Messenger*, englischsprachige Tageszeitung aus Paris.

manchmal sehr schnell, durch die französischen Dampfer. Aber ich glaube nicht, dass es uns gefallen würde, an einem Ort zu leben, der so stagniert wie Sizilien, wo man mit den Nachrichten einen Monat in Rückstand gerät, wenn man nicht seine eigene Zeitung erhält, & wo man niemanden trifft, der auch nur das Geringste über Europa weiß.

Elftes Kapitel

Griechenland

(1855)

Nachdem er achtundvierzig Stunden ohne zu essen und auf dem Rücken liegend in seiner Kabine verbracht hatte, kam Mill in recht guter Verfassung am 6. April in Korfu an – am Karfreitag des Jahres 1855 sowohl nach dem westlichen wie nach dem griechisch-orthodoxen Kalender. Die Ionischen Inseln waren damals noch britische Besitzungen, und Mill fand bald angenehme Gesellschaft und erkundete mit einem irischen Botaniker und einem jungen Mann aus Oxford acht Tage lang Korfu, das er für »ganz entschieden das schönste & angenehmste Stückchen unseres Planeten« hält, »das ich jemals gesehen habe, & ich erwarte keineswegs, in Griechenland etwas Besseres anzutreffen«.[1] Er begann bald, den dortigen High Commissioner um sein Amt zu beneiden, als ein unerwartetes Angebot seitens des Colonial Secretary Bowen fast die perfekte Lösung für seine Suche nach einem neuen Wohnort zu bieten schien.

Korfu, 8. April 1855: *Ich frühstückte mit ihm [Bowen] in seinen sehr hübschen Räumen & ergriff die Gelegenheit, ihn zu fragen, ob sich der Ort dafür eigne, sich hier niederzulassen, und erklärte ihm den Grund, warum ich mich dafür interessiere – dass entweder die Gesundheit meiner Frau oder meine eigene oder beider es höchstwahrscheinlich wünschenswert für mich machen werde, meinen Wohnsitz an einem Ort mit südlichem Klima zu nehmen. Er ermutigte mich sehr nachdrücklich – er sagte, er habe sich oft gewundert, warum so wenige Engländer sich hier niederlassen, und dass das nur daran liegen könne, dass die Vorzüge dieses Ortes unbekannt seien. Er sagte, die Engländer hier teilten im Allgemeinen die Ansicht, dass man hier mit £ 600 im Jahr ebenso gut leben könne wie mit £ 1200 in England, ruhige und sparsame Menschen aber kämen noch viel besser zurecht: Sein Vorgänger als Colonial Secretary habe ihm gesagt, nie mehr als £ 500 ausgegeben zu haben, obwohl er mehrere Kinder hatte & sich eine Kutsche & zwei oder drei Pferde hielt. Er fragte mich, ob ich gern als* Resi-

dent* *Vertreter der britischen Regierung auf einer der Inseln wäre – die Arbeit nehme für eine tatkräftige Person nicht mehr als zwei Stunden am Tag in Anspruch, da er nicht regieren, sondern nur die Verordnungen der einheimischen Regierung überprüfen müsse, die ihm alle schriftlich zur Genehmigung vorgelegt werden müssten – dass das Gehalt £ 500 betrage & ein Haus oder vielmehr* zwei *Häuser, in der Stadt & auf dem Land, da die Ernennung nicht durch das Colonial Office erfolgt, sondern durch den Lord High Commissioner für die Ionischen Inseln, der stets darauf bedacht ist, bessere Leute zu finden als die Offiziere, die zufällig die Truppen kommandieren und die er im Allgemeinen in Ermangelung eines Besseren ernennen muss & deren Inkompetenz & Unbesonnenheit ihn zuweilen fast zum Wahnsinn treiben – dass die Stelle entweder in Kefalonia oder Zakynthos innerhalb eines Jahres frei wird; dass sie keine Repräsentationspflichten haben, außer einmal im Jahr am Geburtstag der Queen einen Ball für die wichtigsten Leute der Insel zu geben & etwa zweimal im Jahr ein Festessen für die Mitglieder der einheimischen Regierung. Das ist verlockend, jetzt, wo ich sehe, um wie viel zumindest Korfu angenehmer ist als die meisten anderen Orte, die für uns in Frage*[2] *kämen: Wenn Ward geblieben wäre, wäre die Stelle wohl mühelos für mich zu haben. Der Neue*[3] *ist der Sohn eines Direktors vom East India House, aber dass ich diesen kannte, da er in Verruf geraten starb, dürfte mich dem Sohn wohl kaum empfehlen. Bowen stellte mich in der Garnisonsbibliothek vor, dem einzigen Ort, wo man englische Zeitungen & Zeitschriften finden kann – dort erfuhr ich zum ersten Mal von Humes Tod:*[4] *wenn alle so viel Gutes im Verhältnis zu ihren Talenten tun würden wie er, was für eine Welt könnte das sein! Auch dass Lewis Finanzminister ist & Vernon Smith im India Board:*[5] *Letzteres wird mir dort erheblichen Einfluss verschaffen.*

Gegen Ende seines Aufenthalts in Korfu und nach einer langen und sorgenvollen Unterbrechung hörte Mill endlich wieder von seiner Frau. Ihre Gesundheit war offenbar durch den strengen Winter erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden.

Korfu, 14. April: *Dem Himmel sei Dank, dass es vorbei ist – die Krankheit & auch der Winter, & obwohl Du in Deinem letzten Brief nicht schreibst, wie es Dir geht, sind doch die Handschrift & der Umstand, dass er mit Tinte geschrieben*

* Statthalter.

wurde, ermutigend. Was die Gefahren des Reisens in Griechenland betrifft, wird mein Schatz meinem letzten Brief entnommen haben, dass ich durchaus darauf achte & keine ernsthaften Risiken eingehen werde. Ich werde mich an Wyse orientieren, der die Zustände im Lande kennen müsste. Du kannst ruhig sagen, dass das savoir faire eines anderen »zusätzlich zu« meinem erforderlich sei – ich musste lachen, als ich das las, als ob ich überhaupt über ein savoir faire verfügte. …*

Bowen kam später auf das Thema der Residentschaft zurück, sagte, dass die Stelle auf Zakynthos dieses Jahr vakant wird, dass sie Wodehouse[6] *angeboten wird & falls er sie annimmt, wird die in Kefalonia vakant & dass er fast sicher sei, dass Sir J. Young niemanden hat, dem er sie geben will, & er wünschte anscheinend sehr, dass ich ernsthaft darüber nachdenke. Ich sagte ihm, dass ich mich noch nicht entschlossen hätte, das India House zu verlassen, aber sehr wahrscheinlich dazu gezwungen wäre, & dass diese frei werdende Stelle einen starken zusätzlichen Anreiz dafür bedeute. Wie nun eine Diniererei zur nächsten führte, fand ich mich gestern wiederum zum Diner bei Sir J. Young ein: Die einzigen anderen Anwesenden waren der Regent von Korfu (ein Graf Soundso) & Oberst Butler.*[7] *Ich – wie auch der Gouverneur – erfuhren vom Regenten viel über die Statistik der Inseln, & ich führte einige Gespräche mit Sir J. Y. über die Steuern. Ich war froh, ihn so oft getroffen zu haben, falls wir ernsthaft daran denken sollten, hierher zu ziehen – ich glaube nicht, dass es einen schöneren Ort auf der Welt gibt & nur wenige angenehmere – zur Last fallen würde uns hier, dass wir (mit der Residentschaft) nicht das vollkommen ruhige Leben führen könnten, allein mit uns selbst & unseren eigenen Gedanken, das wir jedem anderen vorziehen, aber wenn wir leidlich gesund sind, gäbe es nicht mehr an gesellschaftlichem Umgang, als erträglich wäre, & andernfalls würde unser Fernbleiben entschuldigt. Heute Morgen hätte ich nach Athen abreisen sollen, aber der Dampfer ist nicht eingetroffen, & ich kann nicht sagen, wann wir fortkommen … Ich brenne darauf, endlich nach Griechenland zu kommen, nachdem ich diese Insel gründlich erkundet habe & so, dass ich sie nie wieder vergessen werde: & sie erschien mir immer bezaubernder. Es sagen jedoch alle, dass das Klima hier extrem unbeständig ist, viel Regen, viel Kälte & drei Monate lang starke Hitze. … Bowen teilte mir mit, dass Reeve*[8] *Herausgeber der Edinburgh Review ist! Sie liegt nun endgültig darnieder. Wer wäre denn bereit, seine Artikel von*

---

* Praktisches Erfahrungswissen.

Reeve beurteilen & kürzen & zerlegen zu lassen? Für uns bedeutet das wiederum die vollständige Ausschließung.

Die Residentschaft wird in den folgenden Briefen Mills nicht mehr erwähnt, aber einem Brief, den Mrs. Mill etwa zu dieser Zeit an ihren Bruder in Australien schrieb, lässt sich entnehmen, dass er das Angebot wahrscheinlich auf ihren Wunsch hin ablehnte.

Mrs. Mill an Arthur Hardy, etwa April 1855:[9] *Mr. Mill wurde eine sehr schöne Stelle im Staatsdienst auf einer der griechischen Inseln angeboten, wobei davon ausgegangen wurde, dass das Klima sowohl seiner wie meiner Gesundheit zuträglich sein würde, aber so verlockend das Angebot ist, ich glaube nicht, dass wir es annehmen werden, uns graut vor der Hitze dort, die im Sommer sehr stark sein soll.*

Nachdem er Korfu am Morgen des 15. April verlassen hatte und zunächst auf seinem Dampfer langsam an den Ionischen Inseln vorbei- und den Golf von Korinth hochgefahren war, erreichte Mill nach einer Kutschfahrt über den Isthmus am Abend des 17. Athen.

Athen, 19. April: *Ich habe die zwei bislang hier verbrachten Tage gut zu nutzen gewusst: Gestern sah ich fast alle Altertümer & fuhr heute nach Eleusis. Ich habe schon ein Gefühl für den Ort bekommen – was die Landschaft betrifft, bleibt er bislang eher hinter meinen Erwartungen zurück, weit unter Korfu & dem Golf von Korinth, die Berge sind zwar eigentlich schön, aber ausgedörrt & kahl & ähneln sehr denen in Südfrankreich, während ich die eigentümliche Schönheit dieses Ortes, die leuchtende & reine Atmosphäre, nicht erleben durfte – die beiden Tage hier waren zwar sonnig, aber äußerst diesig, so dass ich die Berge nicht halb so gut sah wie an dem regnerischen Tag meiner Ankunft hier. Wyse sagt, dass Lord Carlisle auch kein Glück hatte & erst vor seiner Abreise einige wenige Tage mit herrlichem Wetter erlebte. Gleichwohl war der Blick von der Akropolis großartig. Die Tempel übertrafen meine Erwartung, statt hinter ihr zurückzubleiben, auch wenn ich nicht gedacht hätte, dass so viel vom Parthenon zerstört worden ist. Von seiner Schönheit vermögen Stiche jedoch keine angemessene Vorstellung zu vermitteln, ganz unabhängig davon, was alle Gebäude hier dem über alle Maßen schönen pentelischen Marmor verdanken, aus dem sie gebaut*

sind. Der Tempel des Theseus war mir seit meiner Kindheit durch einen Druck vertraut: Ich wurde nie müde, ihn zu betrachten. Das Innere ist nun ein Museum für die Skulpturen, die gelegentlich ausgegraben werden, & ich war in keiner Weise vorbereitet auf ihre außergewöhnliche Schönheit; dort ist auch eine Statue, die dem Merkur oder Antinous in den Vatikanischen Museen sehr ähnlich &, wie ich meine, ebenbürtig ist, & daneben eine Reihe von Gruppen Trauernder, bei denen Anmut & Würde der Haltung & der Ausdruck verhaltener Trauer in den Gesichtern & Gesten so weit entwickelt sind, wie es meines Erachtens der Kunst Sterblicher überhaupt möglich ist.

20. April: *Die Akropolis mit ihren vier Tempeln (obwohl die Propyläen[*] eigentlich kein Tempel sind) verbindet sich herrlich mit den umliegenden Hügeln – & von den fernen Bergen sind Pentelikus & die Insel Ägina [?] die schönsten, mit Ausnahme der Gebirgsgruppe am Isthmus, die prachtvoll ist. Welches Licht es auf die griechische Geschichte wirft, wenn man weiß, dass Akrokorinth als ein großes Objekt von allen diesen Höhen aus sichtbar ist – viel größer & näher erscheinend als die Knockholt Beeches[**] bei uns in der Heimat. Ich glaube, dass diese Gegend der Morea absolut himmlisch sein muss. Der Golf oder die enge Wasserstraße zwischen Salamis & dem Festland, wo die Schlacht stattfand, liegt genau unter unseren Füßen, aber ich kann mir die Geschichte des Ortes* nicht *vergegenwärtigen, während ich ihn betrachte – alle alentours[***] sind so anders. Ich werde das auf unserer Zufahrtsstraße im lieben Blackheath besser können.*

Am folgenden vollkommen wolkenlosen, aber dennoch etwas diesigen Tag bestieg Mill den Pentelikus und wurde mit einer perfekten Aussicht belohnt.

21. April: *Ich habe nie eine Kombination von Landschaften gesehen, die so vollkommen schön & so großartig war – & der Sonnenuntergang & das Abendlicht auf den zahllosen Bergen vor uns auf unserem Rückweg waren von erlesener Schönheit. Der Dunst beeinträchtigt die Schönheit des Abendlichts nicht, wenn die Sonne so tief steht. Die mehr als irdische Schönheit dieses Landes nimmt allen Kummer oder Gefühle wegen der historischen Erinnerungen von mir, die ich*

---

* Torbau am Zugang zum heiligen Bezirk der Akropolis.

** Angeblich höchster, aus weiter Ferne sichtbarer Punkt in Kent.

*** Umgebungen.

in Syrakus so stark empfunden hatte. Die *werde ich haben, wenn ich wieder über griechische Geschichte lese, nachdem ich mit den Örtlichkeiten vertraut geworden bin. Ich war überhaupt nicht ermüdet, mit Ausnahme der Hand, die die Pflanzen trug, denn die Last, die Perry*[10] *& ich einbrachten, war sehr schmerzhaft für Körper & Geist. Ich empfand noch nie so sehr den embarras des richesses*[*]*. Die Pflanzen mit lückenhaften Büchern zu bestimmen nimmt mehrere von den 24 Stunden des Tages in Anspruch: Es ist jetzt nach 12, & ich habe erst etwa ein Drittel bestimmt, der Rest muss bis morgen im Wasser bleiben & in der Blechkiste – um bei Tageslicht bestimmt zu werden –, und ich war auch nicht in der Lage, auch nur eine einzige Veröffentlichung zu ändern. Ich bin hier in der Jahreszeit der Blumen sowie aller anderen Schönheit. Es stimmt durchaus, dass nichts, nicht einmal die Schweiz, von vergleichbarer Schönheit ist wie dies Land hier – aber wie in allen anderen Fällen wird andere, geringere Schönheit deshalb mehr, nicht weniger erfreulich sein. Wenn mein Liebling in seiner Schönheit das doch nur sehen könnte! Selbst Sizilien rückt ziemlich in den Hintergrund. Und es ist erst zwei Wochen her, dass ich dachte, nichts könne schöner sein als Messina!*

Nach zehn Tagen in Athen brach Mill mit drei Begleitern zur ersten seiner längeren Exkursionen nach Nauplia, Argos und Korinth auf; er hatte jedoch kaum Zeit, sie zu beschreiben, da er nach nur einer Nacht in Athen am 2. Mai zu einer viel längeren Exkursion in den Norden Griechenlands aufbrach. Mit einem Begleiter, einem jungen Engländer, den er in Athen getroffen hatte, und einem Führer reiste Mill dreizehn Tage durch Attika, Euböa und Mittelgriechenland und füllte mit seinen ausführlichen täglichen Berichten einen Brief von 22 eng geschriebenen Seiten, den er nach seiner Rückkehr in Athen zur Post brachte.

Tatoi (das antike Dekeleia), 2. Mai: *Ich bin bis hierher gelangt, mein Engel, und schreibe Dir nun in einem schönen Zimmer eines sehr hübschen maison de campagne*[**] *in der wohl schönsten Lage in Attika, das jemandem gehört, der während des griechischen Unabhängigkeitskrieges eine Zeitlang Kriegsminister war. Es steht an einem Abhang des Parnes-Gebirges, auf der dem Pentelikus*

---

* Qual des Überflusses.

** Landhaus.

zugewandten Seite, unweit des Ortes, den die Lakedämonier im späteren Teil des Peloponnesischen Krieges befestigten, um militärisch von Attika Besitz zu ergreifen. Wo es keine Gasthäuser gibt, werden die Reisenden natürlich in Privathäusern bewirtet – der Besitzer dieses Hauses ist zurzeit nicht da. Wir bilden eine richtige Karawane mit unseren vier Pferden & zwei Maultieren, drei für uns selbst und den Führer, drei für Gepäck & Utensilien, Betten, Proviant etc., auch drei Maultiertreibern & einem Koch: Das alles bestreiten wir mit den 25 Francs pro Tag, die wir jeder zahlen, worin auch die Entlohnung für den Führer enthalten ist … Die Reise beginnt vielversprechend. Ich schreibe dies, während ich auf das Abendessen warte, an einem Tisch, der so ordentlich gedeckt ist wie zu Hause, & ich zweifle nicht, dass wir so gut & so angenehm zu Abend essen werden wie in dem Hotel in Athen. Unser Führer George Macropoulos versteht offensichtlich etwas von diesem Teil seines Geschäfts, auch wenn er die Berge nicht aus der Entfernung erkennen kann & uns auf die absurdeste Weise in die Irre führt. Ich habe bislang sehr zu meiner Überraschung entdeckt, dass die Griechen ein bemerkenswert dummes Volk sind – das dümmste, das ich kenne, ohne selbst die Engländer davon auszunehmen. Ich berücksichtige durchaus den Umstand, dass sie & wir in Sprachen kommunizieren, die für beide Seiten Fremdsprachen sind & die sie sehr unvollkommen beherrschen – aber ihnen fehlt die Klugheit der Franzosen, Italiener & sogar der Deutschen, herauszufinden, was man meint, & sie können anscheinend niemals herausbekommen, was man will. Sie tun unweigerlich das Gegenteil von dem, was man ihnen sagt, da sie zu eingebildet sind, einem zu sagen, dass sie einen nicht verstehen. … Mein Reisebegleiter Dawson hat angenehme Umgangsformen & scheint wissbegierig, ist aber ziemlich ungebildet & lässt sogar viele Hs *aus*[*] *– was man von seiner äußeren Erscheinung her oder dem Klang seiner Stimme oder der Art, wie er sich auszudrücken pflegt, nicht erwarten würde.*

Am folgenden Tage stieg die Gruppe, nachdem sie das Parnass-Gebirge durchquert hatte, das Tanagra-Tal hinab und reiste entlang der Küste an der Meerenge von Euripus weiter, bis sie diese Meerenge schließlich auf der Brücke in Chalkida überquerte, um nach Euböa zu gelangen. In Chalkida verbrachten sie eine Nacht in dem Haus eines ortsansässigen Kaufmanns. Sie setzten ihre

---

* Diese Auslassung von Hs bei der Aussprache ist charakteristisch für das Englisch der Unterschichten.

Reise in nördliche Richtung durch die Berge im Innern der Insel fort und machten dann in Achmet Aga halt.

Achmet Aga, 4. Mai: *ein Dorf, das ganz von einem Engländer namens Noel* gebaut *wurde, dem man zum Dank neulich sein Haus buchstäblich leer geräumt hat von allem, was fortzutragen sich lohnte, & das ganze Dorf wurde von einer Räuberbande geplündert. In seinem Haus sind wir ganz unerwartet untergebracht, denn der Führer sagte uns, er habe einen* Deutschen *namens* Emile *um Gastfreundschaft gebeten. Das ist genau die Art von Ignoranz & grober Ungenauigkeit dieser Führer (dieser Mann gilt als einer der Besten, & ich habe es schon mit zwei anderen probiert).*

Als sie ihren Weg weiter nach Norden in Gesellschaft ihres Gastgebers der vorigen Nacht fortsetzten, wuchs Mills Freude an der Schönheit der Landschaft ständig. Von »einem Dorf im Norden Euböas, wo wir sehr bequem untergebracht sind« schrieb er am

5. Mai: *Eine Beschreibung versuchen zu wollen ist sinnlos. Welche Rosinen man sich auch aus irgendeinem anderen südlichen Land herauspicken mag, in Griechenland findet man sie überall, & hier finden wir das zusammen mit vielem vor, was in den nördlichen Ländern am schönsten ist. Wir blicken oft auf der östlichen Seite der Insel auf das Ägäische Meer, Skyros ist anscheinend recht nahe – ein langer Bergrücken: & endlich kamen hinter dem Golf von Volos* der Othrys & der Pelion in Sicht & die Inseln Peparethos, Skiathos & andere gegenüber der Einfahrt zum Golf (an einem klareren Tag hätten wir auch den Ossa & den Olymp sehen können), was die himmlischste Aussicht darstellte, die ich je erblickte. Gegen Mittag kamen wir zu einem großen, reichen Dorf, dessen Bewohner sich zur fête** ihres Schutzheiligen St. Georg versammelt hatten, & wir sahen sie auf höchst barbarische Art zu echter türkischer Musik tanzen, eine Trommel wurde wie mit dem Hammer eines Schmieds geschlagen, & eine Art Flöte hörte sich wie ein Dudelsack an. Eine allgemeine persönliche Reinlichkeit war zu bemerken & viele schöne Gewänder – es ist ein sonderbares Volk, wie Südseeinsulaner kommen sie mir vor. Noel zeigte uns mehrere der Hütten seiner*

* Heute Pagasäischer oder Pagasitischer Golf genannt.

** Festtag.

Bauern – ein großer Raum mit einem Lehmfußboden, das Feuer in der Mitte & ein Loch im Dach darüber für den Rauch – ein Ende des Raums ist manchmal abgetrennt für all die Tiere, Kühe, Ochsen & so weiter. In der Mitte eines dieser Räume stand die paysanne, eine adrette, noch gut aussehende Frau, recht fein angezogen für die fête, was den seltsamsten Kontrast bildete zu all dem, was sie umgab. Beim Tanz konnte nichts die höfliche Aufmerksamkeit übertreffen, die uns von allen Seiten zuteilwurde. Es ist unmöglich, solche ausnahmslos gut gelaunten & höflichen Menschen nicht zu mögen, aber es sind fast Wilde. Sie verstehen sich immer und sprechen von sich als Orientalen, nicht als Europäern.*

Am folgenden Tage erreichten sie über »Yerochori« (Xirochorion) die Wasserstraße, die Euböa von dem damals nördlichsten Streifen des griechischen Festlands trennt, und nach langen Verhandlungen in Oreos gelang es ihnen, das einzige auf Reede liegende Schiff zu mieten, das groß genug war, um Pferde über den Golf von Zeitun zu transportieren. Ungünstige Winde verlängerten eine Überquerung, die normalerweise nicht mehr als drei Stunden dauerte, auf zwanzig Stunden, einschließlich einer ganzen Nacht, die Mill, ohne Schaden für seine Gesundheit, auf Deck verbrachte, und sie landeten endlich in

Stylida (Stylis), 7. Mai: *Unser Führer wollte, dass wir auf der Südseite in Molos an Land gingen, ganz in der Nähe der Thermopylen**, & gar nicht erst nach Lamia gingen, & wodurch wir einen ganzen Tag gewonnen hätten, aber da der gefährliche Teil der Reise, falls es den überhaupt gibt, hier beginnt & man uns gesagt hatte, dass in Molos nur die Nationalgarde sei, in die wir kein Vertrauen hatten, beschlossen wir (wie der Eparchos[11] uns geraten hatte), in Stylida zu landen, dem Hafen von Lamia auf der Nordseite. Dort machten wir den Zivil- und Militärbehörden unsere Aufwartung, legten unseren amtlichen Befehl vor & sollen morgen eine Wache von sechs regulären Soldaten & berittenen Gendarmen bekommen. Darauf haben wir einen Rechtsanspruch: was wir ihnen geben, ist ein Bakschisch*** – ein viel benutztes Wort hier –, und so werden sie uns etwa einen Dollar pro Tag kosten.*

---

* Bauersfrau.

** Strategisch bedeutsame Engstelle zwischen Meer und Gebirge.

*** Im Orient kleinerer Geldbetrag als Gabe oder Trinkgeld für eine Gefälligkeit.

Topolia, 9. Mai: *Wir brachen von Stylida mit unseren sechs Wachen auf, die jedoch keine regulären Soldaten waren: Aber sie begleiteten uns nur bis Lamia, drei Wegstunden entfernt, über das Ende der Bucht hinaus. Hier gab uns der Kommandant zwei Unteroffiziere & acht einfache Soldaten, denen der Kommandant des folgenden Standorts aus freien Stücken noch zwei weitere hinzufügte; wir sind also gut geschützt. Ihre Zahl hat keinen Einfluss auf das, was wir bezahlen. Einige von ihnen gehen vor uns & einige hinter uns, & zu Beginn schickten sie auch nach rechts & links Vorposten aus, hörten aber damit auf, als der Pfad eng wurde. Am Ende des Golfs ist eine ausgedehnte Ebene, & der Teil in der Nähe von Lamia ist landwirtschaftlich besser bestellt als irgendein anderer Teil Griechenlands, den ich kenne. Es gibt jedoch sehr viel Sumpfgebiet um das Ende der Bucht herum, wie beim Comer See. Nachdem wir diese Stelle durchquert hatten, kamen wir zum Thermopylen-Pass, zwischen dem Oeta & dem Golf; zuerst überquerten wir den Spercheios, einen ziemlich breiten Fluss, den ersten wirklichen Fluss, den ich in Griechenland sah. Aber Leonidas würde den Ort nicht wiedererkennen, denn in den inzwischen vergangenen 2350 Jahren hat der Spercheios so viel Erdreich herabgeschwemmt, dass er den engen Pass in eine breite, teilweise sumpfige, teilweise mit Gestrüpp bewachsene Ebene verwandelte, durch die der Fluss sich in einer rasch abfallenden Richtung schlängelt & sich schließlich in den Golf ergießt. Die Seite des Oeta ragt sehr steil auf, ist aber mit Gehölz bedeckt. Der Ort des antiken Passes lässt sich anhand einiger heißer schwefelhaltiger Quellen ausmachen, die heute wie damals aus dem Fuß des Berges hervorsprudeln, & auch anhand eines Grabhügels, der als Grabstätte für die Gefallenen errichtet wurde.*

Nachdem sie eine Nacht in dem Dorf Mendenitsa verbracht hatten, überquerten sie die Bergkette Richtung Süden. Die Eintragung für denselben Tag wird dann fortgesetzt:

Wir befanden uns nun ganz in einer Schweizer Landschaft. Als wir die Passhöhe erreicht hatten, blickten wir plötzlich hinab auf das weite Tal von Phokis, länger und breiter als das Wallis & von Böotien bis nach Thessalien reichend – es liegt zwischen der Gebirgskette des Parnass & der des Oeta, die erstgenannte erstreckte sich nun vor uns, & die Gipfelgruppe, die unter dem Namen Parnass näher bekannt ist, lag genau gegenüber. Die meisten Gipfel waren jedoch wolkenverhangen, & es begann bald zu regnen, & es regnete mit Unterbrechungen

den ganzen übrigen Tag. Das Tal ist zu dieser Jahreszeit sehr grün – nur die Talmitte wird landwirtschaftlich genutzt, obwohl es offensichtlich insgesamt sehr fruchtbar ist – der Rest besteht aus Brachland oder schönen Eichen- & Platanen-Wäldern: mehrere schöne Flüsse fließen Richtung Böotien hindurch, & ich vermute, dass sie sich alle weiter unten vereinigen. Aber ein oder zwei Dörfer mit ein paar Häusern, gerade noch sichtbar in den Bergnischen, das ist alles, was geblieben ist von den zwanzig Städten von Phokis. Die Leute reden davon, dass sie nach Griechenland kommen, um die Ruinen zu besichtigen, aber das ganze Land ist eine große Ruine.

Von Topolia aus gelangten sie in einer sehr kurzen, nur vier Stunden dauernden Reise nach Delphi.

Delphi, 10. Mai: *Delphi ist einer der wenigen Orte in Griechenland, von denen die Ansichten in Wordsworths Greece*[12] *einen vorteilhafteren Eindruck verschaffen, als ihn die Wirklichkeit bietet: Er ist jedoch schön, vor dem Hintergrund einer sehr steil abfallenden Kluft des Parnass & blickt hinunter in ein weites Tal mit einer engen Schlucht im Talgrund, die rasch von rechts nach links ansteigt. Der Ort muss sehr beeindruckend gewesen sein, als er noch eine schöne Stadt mit einem prachtvollen Tempel war: Er scheint damals auf künstlichem Fundament gebaut worden zu sein, das von einer massiven Mauer den Berghang entlang gestützt wurde, von der noch viel vortreffliches Mauerwerk erhalten ist. Die kastalische Quelle*[*] *ist Humbug. Das einzige Stück Boden, das annähernd eben war und sich in der Nähe der Stadt befand, wurde ebenfalls durch eine Mauer abgestützt & bildete das Stadion oder die Rennbahn für die Delphischen Spiele, die wichtigsten & gefeiertsten in Griechenland nach den Olympischen.*

Nach einer teilweisen Besteigung des Parnass vollendete die Reisegruppe nahezu ihre Umrundung des Berges, indem sie zu den Ebenen von Böotien und dem Kopaissee hinabstieg, wobei Mill wie üblich auf alle Orte mit Bezug zur Antike achtete, von der Stelle, wo Ödipus seinen Vater traf, bis zum Schauplatz der tragischen Geschichte der Philomele und dem Schlachtfeld von Chaironeia. Die beiden letzten Etappen dieser Tour über Livadia und Platää

---

* Wegen ihrer Bedeutung in der griechischen Mythologie berühmte Quelle am Fuß des Parnass.

wurden Mill durch eine schlimmer als übliche Magenverstimmung ziemlich vergällt. Als er am 15. Mai nach Athen zurückkehrte, wurde er durch ungünstige Nachrichten über die Gesundheit seiner Frau zusätzlich beunruhigt. Aber da ein zweiter Brief einen eher beruhigenden Bericht enthielt, beschloss er, seine ursprünglichen Pläne weiterzuverfolgen, und nach einer kurzen Ruhepause setzte er seine Reise in den Peloponnes fort.

Athen, 15. Mai: *Ich werde mir nun drei volle Ruhetage gönnen, was mir sehr gut tun wird, obwohl ich durch die Reise keineswegs erschöpft bin. Ich war an manchen Tagen eher ermüdet als an anderen, aber nicht* in zunehmendem Maße *ermüdet: Wenn ich lange zu Fuß gehen konnte, bevor ich überhaupt erst geritten bin, wurde ich eigentlich gar nicht müde – & so war es auch, wenn das Land viel Traben und Galoppieren erlaubte. Das Sitzen im Sattel mit baumelnden Füßen,* das *ermüdet mich, wenn es lange dauert: aber jetzt erhole ich mich dadurch, dass ich zu Fuß gehe, was ich in Sizilien nicht so gut konnte. Meine Verdauung ist nicht ganz so schlecht, & ich hoffe, sie allmählich wiederherstellen zu können. Jetzt gerade würde eine vollkommen regelmäßige Lebensführung, wie wir sie zu Hause haben, ihr gewiss eher zusagen als Reisen. Aber allem Anschein nach hat die Lungenkrankheit am meisten von diesem Urlaub profitiert. Ich sprach bei Wyse vor & konnte ihn sehen: Er stimmte mit allem überein, was ich über die Griechen sagte, & erzählte mir vieles, was dieselbe hirnlose Dummheit & Unfähigkeit, die Mittel den Zwecken anzupassen, im Handeln ihrer Regierung zeigt, wie ich sie bei den einfachen Leuten beobachtet hatte. Ich verstehe jetzt wirklich alles, was ich in Griechenland sehe, aber ich muss sagen, dass ich jetzt wenig oder gar nicht an den Menschen hier interessiert bin. Immerhin können sie sich verbessern, wenn sie eine gute Erziehung erhalten. Wyse meint, dass die Dummheit größtenteils Faulheit ist, aber er gibt zu, dass sie dumm sind.*

In Athen trennte sich Mill von seinem Begleiter und brach am 18. Mai allein zu seiner peloponnesischen Reise auf, die ihn in den ersten beiden Tagen bloß nach Megara beziehungsweise Korinth brachte. Erst am dritten Tag, seinem neunundvierzigsten Geburtstag, drang er in Neuland vor.

Tal des Stymphalischen Sees, 20. Mai: *An diesem Tag vor einem Jahr hätte ich nicht gedacht, dass ich jetzt noch am Leben sein würde, erst recht nicht, dass ich meinen nächsten Geburtstag in Arkadien verbringen würde & fast 14 Stunden*

davon zu Fuß gehe & reite. … Ich bin froh, dass ich das hier nicht verpasst habe, da es nicht nur ganz andersartig ist als das übrige Griechenland, sondern es hier auch schönere Berge gibt. Sie treffen auf so viele sich kreuzende Gebirgszüge, dass es mir noch nicht gelungen ist, einen Überblick zu gewinnen, aber nun scheint sich uns eine sich ost- & westwärts erstreckende hohe Bergkette in den Weg zu stellen. Wir sind in einem Dorf am Ende des Tales des Stymphalischen Sees.

In zwei weiteren langen Etappen setzte Mill seine Reise gen Süden fort, fast die gesamte Länge der Halbinsel entlang, nach Sparta. Obwohl er glaubt, dünner zu sein als jemals zuvor in seinem Leben, kam er mit den Anstrengungen gut zurecht.

Vurlia, 22. Mai: *[Lakonia] ist jedoch, auch wenn es anderswo überall bewundert würde, alles in allem der am wenigsten eindrucksvolle Teil Griechenlands, die Formen der Berge sind abgerundeter als sonst, & das Ganze ist durchweg eine Wildnis und sieht öde und dürr aus – schön nur, wenn ein Blick auf den Taygetos erhascht werden kann: Aber ich wurde schließlich doch belohnt mit dem schönsten Ausblick in Griechenland, zumindest wurde er durch das Licht der Abendsonne dazu, aber er muss zu jeder Tageszeit einer der schönsten sein. Ich befand mich gerade beim Abstieg zu diesem Dorf Vurlia hier (in der Nähe des alten Sellasia), das auch sehr hoch in den Bergen liegt auf der Ostseite des großartigen grünen Tales von Sparta. Die gegenüberliegende Begrenzung wird ganz vom Bergmassiv des Taygetos gebildet, worauf man von diesem Haus aus direkt blickt – & das so schön ist wie jeder beliebige Teil der Alpen & viel schöner als der Parnass oder irgendein anderer Berg, den ich in Griechenland sah. Der höchste Teil ähnelt etwas den Dents du Midi am Ende des Genfer Sees & leuchtet auch wie diese von Schnee bedeckt, aber von diesem höchsten Teil aus erstreckt es sich in einem zerklüfteten Höhenrücken oder einer Reihe von Gipfeln nach rechts und links, ganz ebenso lang wie das Montblanc-Massiv. Darunter glitzert der Eurotus – das Tal unmittelbar unter dem Dorf ist nicht zu sehen, aber darüber & darunter glitzert es wie ein Smaragd, und so auch die Berghänge, & der Blick Richtung Norden auf die Berge von Westarkadien im Licht des Sonnenuntergangs war prachtvoll – die Berge selber sehr schön – besonders einer wie eine enorme Kuppel mit kleineren Kuppeln rechts & links als Schultern. Ich werde dieses Tal morgen sehen – leider erlaubt die Zeit es mir nicht, dass ich die*

Nacht in Sparta verbringe & mir das Land so ansehen kann, wie ich es mir wünschen würde.

Khan von Georgitsi in Lakonien, 23. Mai: *Ich ging nach dem Frühstück nach Sparta, ein dreistündiger Fußmarsch. Das Tal verliert wie die gesamte übrige Landschaft viel durch das grelle Sonnenlicht, enttäuscht aber die von ihm geweckten Erwartungen nicht, außer dass die Berge auf der dem Taygetos gegenüberliegenden Seite verhältnismäßig fade sind. Das Ausmaß der Landschaft ist so gewaltig, dass das, was von oben wie ein großes, wenn auch unebenes Tal aussah, teilweise aus den Stützpfeilern des Taygetos besteht – einer Kette grüner Berge, die aus der großen Kette herausragen – dahinter und darüber ist eine mit Tannen bewachsene Region, & darüber dann ist die Schneeregion. Außerdem gibt es noch niedrigere Hügel entlang der Talmitte, so dass der wirklich ebene Talboden nur schmal ist – bis wir Sparta erreichen, wo diese dazwischenliegenden Hügel zu enden scheinen, & wir sehen, wie die Berge auf beiden Seiten allmählich in die langen, niedrigen Höhenrücken abfallen, die die beiden großen südlichen Vorgebirge von Malea & Matapan bilden.*

Sparta selbst, ein neues Dorf, erwies sich als verhältnismäßig enttäuschend, und der einzige Eindruck, den festzuhalten es sich lohnte, war ein Besuch bei dem dortigen etwas verwestlichten Richter. Mit der erneuten Wendung nach Norden, das Eurotas-Tal hinauf ins Landesinnere, wurde die Ungezieferplage zu einem ernsten Problem:

Konstantinos in Messenien, 25. Mai: *Ich schreibe Dir auf dem üblichen großen Heuboden, von Flöhen gequält – die in Sizilien waren nichts im Vergleich dazu, die hier sind so zahlreich, & ihr Stich ist so schmerzhaft. Die Leute bewahren leider ihre Wolldecken etc. hier auf, was für meine Leiden sorgt. Seit ich den letzten Satz begann, fing ich einen, der dabei war, in mein Nasenloch zu gelangen. Sie bewegen sich schneller vom Fußboden zu mir hoch, als ich sie fangen könnte, auch wenn ich nichts anderes zu tun hätte. Ich muss von zwei Tagen berichten. Von Lakonien nach Messenien gibt es zwei Wege: der eine durch eine Schlucht des Taygetos hoch & durch eine auffallende Kluft in dem Höhenrücken nach Kalamata: Die Engländer in Athen haben alle diese Route empfohlen, die die kürzeste, aber auch die schwierigste ist. Der Führer erklärte jedoch, dass Pferde ihn nicht begehen könnten – Maultiere müssten in Sparta gemietet wer-*

den & die Pferde den Umweg machen – was Kosten & verlorene Zeit verursachen würde, & obwohl ich den Verdacht habe, dass der Führer diese Hindernisse selbst erfunden hat, verzichtete ich auf meinen ursprünglichen Plan. (Die Flöhe greifen jetzt in Marschkolonnen an & feuern gleichzeitig auf viele meiner Körperteile.) Der andere Weg führt um die äußersten nördlichen Ausläufer des Taygetos herum, & ihn schlugen wir am 23. ein & erreichten am 24. unser Ziel.

Für den Abstecher nach Messenien auf dieser zweiten, eher umständlichen Route brauchte Mill insgesamt vier Tage, wobei die Flohplage mit jeder Nacht schlimmer wurde: Von dort reiste er weiter Richtung Norden durch Lakonien und wurde allmählich des Reisens überdrüssig; selbst seine letzte Besichtigung, die Olympias an dem Tag, bevor er den Hafen von Pyrgos erreichte, vermochte nicht, seinen schwindenden Elan neu zu beleben. Von Pyrgos aus fuhr er mit einem Schiff weiter zu der britischen Insel Zakynthos, seinem ursprünglichen Einschiffungshafen.

Zakynthos, 29. Mai: *Unser Boot war eines mit Deck, zwei Masten & vier großen Rudern; & eine Öffnung darunter, die gerade genug Raum bot, damit ich mich dort hinlegen konnte, & ich ging bei Anbruch der Nacht schlafen – & obwohl die Flöhe im Boot oder in meinen Kleidern oder in beidem die ganze Zeit überall auf meinem Körper umherrannten & mich gestochen haben, ließ mich meine Müdigkeit sehr fest schlafen, auch wenn ich mich erinnere, oft wach geworden zu sein und mich mit ihnen herumgeschlagen zu haben. Als ich schließlich heute Morgen um halb sechs aufwachte, sah es so aus, als ob wir fast angekommen wären, aber da eine fast vollkommene Windstille geherrscht hatte, hatten sie die ganze Nacht rudern müssen. Wir kamen nicht vor acht Uhr an. Obwohl das Gasthaus hier eher ärmlich ist, bedeutet es nach meinen vorigen Unterkünften vollkommenen Luxus für mich. Ich wusch mich gründlich & zog mich bequem an, dann frühstückte ich ausgiebig, was mir nicht die geringste Unannehmlichkeit bereitete, aber es ist hier so heiß, dass ich kaum nach draußen gegangen bin, außer zur Bank. Die Luft war wie üblich so diesig, dass die Küste Griechenlands nicht zu sehen war, als ich an Land ging, aber ich werde sie vielleicht von dem Burgberg aus sehen, auf den ich in der kühlen Abendluft steigen will. Die Leute hier sagen, dass der Sommer ganz plötzlich mit der Hitze begann. Der Bankier hier stellte mich im Klub vor, wo ich die neueste*

Galignani las: sowohl in England wie auf der Krim[*] ist alles so unbefriedigend wie immer.

Zakynthos, 30. Mai: *Ich stieg am Abend zur Burg hinauf & sah mir gegen 7 Uhr von dort aus den Sonnenuntergang an, so viel kürzer sind die Sommertage in diesen südlichen Breiten. Die Aussicht ist sehr schön. Das Vorgebirge von Kastro Chlemoutsi auf der Morea war sehr gut zu sehen & schien ganz nahe zu sein: die Berge hinter Missolunghi & die von Arkadien erschienen nur verschwommen in der dunstigen Ferne. Lebe wohl also, schönes Griechenland – schöner, als ich es je erwartet hätte, aber so schön du auch bist, ich möchte dich nie wiedersehen – denn ich möchte nie wieder eine so lange Reise ohne meine innig Geliebte unternehmen, & das Land wird sich dazu nicht eignen, von ihr besucht zu werden, solange wir noch leben.*[13] *Was für eine Freude, etwas zu sehen, das den Eindruck von Zivilisation erweckt.*

Am folgenden Tag ging Mill an Bord des Dampfers von Athen nach Ancona und schickte während der Fahrtunterbrechung in Korfu den langen Bericht über seine Reise auf dem Peloponnes an Mrs. Mill in Paris ab, wohin sie sich in Kürze begeben würde, wie er aus Briefen, die in Korfu auf ihn gewartet hatten, erfuhr. Von Ancona aus, wo er am 3. Juni eingetroffen war, begann er am folgenden Tage die Reise nach Paris; er erwartete nicht, sie in viel weniger als drei Wochen zu beenden, da er meinte, »das Risiko, mit der Postkutsche zu reisen, nicht eingehen zu können, i.e.[**] Tag und Nacht für mehr als nur einen Teil der Strecke«. Und obwohl er sich gezwungen sieht, schon von Beginn an von der bequemeren Art des Reisens in einer *voiture* Gebrauch zu machen, erwiesen sich seine Befürchtungen hinsichtlich der Strapazen der Reise nur allzu bald als berechtigt. In Florenz, wo Berichte über Banditen auf der direkt nach Bologna führenden Landstraße ihn veranlassten, einen Umweg zu machen, zeigten ihm erneute Lungenblutungen, wie unbegründet seine Hoffnung gewesen war, von seiner Krankheit genesen zu sein, und nötigten ihn, einen Arzt zu konsultieren. Das und die Abfahrtszeiten der Postkutschen erzwangen eine dreitägige Verzögerung, die er für Besichtigungen nutzte und für einen weiteren langen Brief an Mrs. Mill.

---

* Mill verweist hier auf den 1853 bis 1856 zwischen Russland und England sowie weiteren Allianzstaaten ausgetragenen Krimkrieg.

** Das heißt.

Florenz, 7. Juni: *Sie wird in oder nahe Paris nicht sehr lange auf mich warten müssen, & ich werde sie spätestens in vierzehn Tagen wiedersehen. Ich sehe dem mit Entzücken entgegen – aber ach, Liebling, ich hatte kürzlich einen furchtbaren Traum – ich war zu ihr zurückgekommen, & sie war zuerst reizend & liebevoll, wie es ihre Art ist, aber sehr bald äußerte sie eine tiefe Abneigung mir gegenüber und sagte, ich hätte mich sehr zum Schlechten verändert – ich habe manchmal schreckliche Angst, dass sie das denkt, nicht weil ich irgendeinen Grund dafür sähe, sondern weil ich weiß, wie sehr es mir an Selbstbewusstheit & Selbstbeobachtung fehlt & wie oft sie enttäuscht ist, wenn sie mich auch nach einer nur kurzen Abwesenheit wiedersieht – aber sie soll es nicht, sie wird es diesmal nicht sein, denke ich – gepriesen & gesegnet sei mein Liebling, sie war jederzeit ohne Unterbrechung in meinen Gedanken gegenwärtig, & ich habe jederzeit in Gedanken mit ihr geredet, wenn ich es nicht schriftlich getan habe.*

Florenz, 8. Juni: *[Ich] saß sehr lange in der Tribuna* voller Bewunderung – nicht für die Venus de'Medici, denn sie gefällt mir ganz entschieden nicht: Mir haben die Abgüsse von ihr nie gefallen, & mir gefällt das Original keinen Deut besser. Ich halte sie für die schwächste von allen Venus-Statuen. Sie ist weder die irdische Venus noch die Urania. Natürlich ist sie eine wohlgeformte Frau, aber der Kopf ist zu* zu *lächerlich klein, als sollte er die* Vorstellung *erwecken, dass kein Platz für den Verstand vorhanden ist – und man kann getrost behaupten, sie sehe nicht unanständig aus, denn ihr Gesichtsausdruck ist gänzlich Alte-Jungfer-Stil. Das sind zumindest ganz entschieden meine Eindrücke, & ich bin sicher, dass sie durchaus spontan sind. Aber es gibt dort eine Heerschar wunderschöner Statuen & Gemälde, obwohl die Statuen nicht ganz an die in den Vatikanischen Museen heranreichen. Es sind genug, um mich eine Kunstatmosphäre empfinden zu lassen – selbst unter all den römischen Kaisern, die ich wie persönliche Bekannte kennengelernt habe. Es gibt auch so viele schöne Statuen und Gemälde überall in Florenz, dass ich bald wieder das Gefühl haben könnte, ganz in Kunst versunken zu sein, das ich in Rom hatte. Es ist seltsam, dass die Florentiner so viele große Maler & Bildhauer hatten – ich nehme an, sie sind wie die Engländer, die mehr große Dichter hatten als jedes andere Land, obwohl sie ein so unpoetisches Volk sind. Ich bin überzeugt, dass die Florentiner ein höchst unkünstlerisches Volk ohne Geschmack sind. Wer anders als ein solches Volk*

* Achteckiger, zugleich ältester Ausstellungssaal der Uffizien.

ließe aus allen Kirchen massenhafte Missbildungen werden, die eindeutig ein Schandfleck sind und eine Blamage für die Stadt – wie halberbaute Häuser aus halbgebrannten Ziegeln – Dinge, worin zu leben keine Privatperson ertragen könnte – die einzigen wesentlichen Ausnahmen sind der Dom, der keine Fassade hat, & Santa Maria Novella, die nichts als eine Fassade hat. … Die Stadt selber ist erheblich lebendiger jetzt, wo die Geschäfte geöffnet sind; & manchmal vergesse ich für einen Moment, dass ich nicht in einer französischen Stadt bin. Ich fühle mich mehr in Europa als in jeder anderen italienischen Stadt. Ich glaube, ich könnte mich hier ganz wie zu Hause fühlen, wenn wir hier zu Hause wären – *aber Wilson*[14] *zufolge ist dies ein Ort, der völlig ungeeignet für Lungenkranke ist, im Winter wie auch im Sommer.*

Florenz, 9. Juni: *Was ich gestern unerledigt ließ, habe ich heute erledigt, & ich habe so ziemlich alles von Florenz selbst gesehen, jedoch nichts in der Umgebung der Stadt. Ich verbrachte den Vormittag größtenteils in der Galerie im Palazzo Pitti. … Es ist eine sehr umfangreiche Sammlung vorwiegend guter Gemälde und vieler chefs d'œuvre. Am meisten beeindruckten mich zwei Peruginos, die Murray in zehn Spalten mit Anmerkungen nicht einmal erwähnt – der eine ist eine Kreuzabnahme, die ich, schon als ich nur erst einen Druck davon gesehen hatte, für eines der bedeutendsten Bilder hielt, die jemals gemalt wurden – alles Unangenehme an dem Sujet ist verschwunden & nur ein schöner toter Körper & die schönsten Gefühlsausdrücke bei dessen zahlreichen, anmutig gruppierten Betrachtern. Der andere Perugino ist eine Anbetung des Jesuskindes durch die Jungfrau Maria & einige Kinder – eine Bagatelle im Vergleich zu dem anderen, aber sehr bewundernswert durch die Natürlichkeit & natürliche Anmut der Kinder – auch die Jungfrau Maria ist sehr schön. Es hängen dort auch viele ausgezeichnete Bilder von Fra Bartolommeo & Andrea del Sarto, Meister, die ich immer mehr bewundere.*

Zwei weitere Tagesreisen in der Postkutsche brachten Mill zum Kopfbahnhof in Mantua und dann mit der Bahn nach Verona und am folgenden Tag nach Mailand, wo er aus einigen neuen Galignanis über die Ereignisse in der Welt erfuhr.

Mailand, 12. Juni: *Ich las Lord John Russells ekelhafte Rede über die Unmöglichkeit, irgendetwas für Polen zu tun, & wie äußerst wünschenswert es wäre,*

Österreich alle seine Besitzungen zu sichern – ich verspürte den dringenden Wunsch, den Schurken zu treten – es ist eine absolute Schande für England, dass er auch nur einen Tag nach einer solchen Rede noch als liberaler (!) Minister geduldet wird. Mit unserer sentimentalen Zuneigung zu einem Despoten & unserem Katzbuckeln gegenüber dem anderen großen Feind erfreuen wir uns sicher eines exzellenten Rufs bei allen Freunden der Freiheit auf dem Kontinent!

Obwohl er weiterhin Blut spuckte und trotz der Warnung, dass die Straße über den Sankt-Gotthard-Pass für Kutschen noch nicht offen sei und der Scheitel des Passes nur mit Schlitten passiert werden könne, wählte Mill diese Route, da er auf ihr wahrscheinlich schneller an seinen Bestimmungsort gelangen würde.

Lugano, 14. Juni: *Ich war sehr aufgebracht, als ich feststellte, dass ich meine Botanisiertrommel verloren habe – die sich als äußerst nützlich erwiesen hatte, da sie eine scheinbar unmögliche Menge von Präparaten fasste & sie auch bei heißestem Wetter 24 Stunden lang frisch hielt. Sie muss heruntergefallen sein oder sich in der Postkutsche oder dem Bahnabteil aus meiner großen Manteltasche herausgewunden haben. Ich bin sehr verärgert darüber. Ich habe sonst auf dieser Reise nichts Wichtiges verloren – nichts außer einem Taschentuch, das ich auf dem Pentelikos verlor, & einem alten Hemd, das eine blanchisseuse* behalten haben muss – obwohl ich fast nie versäumte, die Sachen zu zählen & sie mit dem Wäschezettel zu vergleichen.*

Airolo, 16. Juni: *Heute regnete es noch schlimmer als in den Tagen zuvor, aber ich nahm meinen Platz nach Flüelen am Vierwaldstätter See ein & fuhr den Pass hoch bis zu der Stelle, wo die Schlittenfahrt beginnt – & ich bestürzt feststellte, dass die Schlitten, kleine Geräte, die jedes gerade einmal zwei Personen befördern konnten, vollkommen offen waren. Mehrere Reisende waren ebenso überrascht wie ich und sagten, dass die Schlitten am Simplonpass und am Mont Cenis geschlossen seien & sie nicht hierhergekommen wären, wenn sie das gewusst hätten – aber für mich kam es überhaupt nicht in Frage weiterzufahren, da ich gründlich durchnässt worden wäre & danach noch einen Tag in der Postkutsche vor mir hatte, was mich bei meiner gegenwärtigen Verfassung mit eini-*

* Weißwäscherin.

ger Sicherheit umgebracht hätte. Ich hatte keine andere Wahl, so unangenehm das auch war, als meine Reisetasche & mein Gepäck auszuladen & etwa anderthalb Stunden später mit der nächsten Postkutsche den Rückweg nach Airolo anzutreten, um hier zu warten, bis der Regen aufhört, was vielleicht morgen Vormittag geschehen wird oder auch noch lange nicht in diesen Bergen.

Zum Glück war das Wetter am folgenden Tage schön, und Mill erreichte Flüelen ohne allzu große Unannehmlichkeiten, aber müde genug, um das Gefühl zu haben, er müsse den folgenden Vormittag seiner »wirklichen Ruhepause« widmen, einem fünfstündigen Fußmarsch, bevor er seine Reise mit dem Dampfer nach Luzern fortsetzte. Von dort fuhr er am 19. nach Basel und Straßburg; er erreichte Paris und Mrs. Mill wahrscheinlich drei Tage später.

Zwölftes Kapitel

Die letzten Jahre und der Tod von Mrs. Mill

(1856–1858)

Wir besitzen keine Dokumente aus dem Winter 1855/1856, den Mill und seine Frau wieder in England verbrachten. Im Juli und Anfang August 1856 fuhren sie mit Haji und Lily in die Schweiz, reisten in der letzten Juliwoche langsam nach Genf und besuchten später Chamonix. Am Ende dieser Reise fuhr Mrs. Mill weiter nach Paris, während Mill sie in Besançon verließ, um eine einwöchige Wanderung in den Französischen Jura zu unternehmen. Zwei seiner bei dieser Wanderung geschriebenen Briefe[1] sind erhalten geblieben und bezeigen einmal mehr seine erstaunlichen Leistungen als Wanderer, die der Kranke nicht nur mit seiner gesundheitlichen Verfassung vereinbar, sondern ihr sogar zuträglich fand.

J. S. M. an H. M.: *Le Pont/am Lac de Joux [Kanton Waadt]/Mittwoch, Abend [13. August 1856] Der Ort gefällt mir sehr, & Du kannst Dir denken, dass es mir gut geht, wenn ich Dir sage, dass ich nach meiner Besteigung des Mont Tendre, einem sehr schönen Berg und einem der höchsten im Jura, die einschließlich einer Rast auf dem Gras oben am Gipfel & des Rückwegs sechs Stunden dauerte, nur eine halbe Stunde im Tal blieb, um ein Stück Brot zu essen & einen ganzen Krug Milch zu trinken, & mich dann wieder auf den Weg machte, um einen anderen Berg zu besteigen & eine Tour zu machen, die weitere fünf Stunden dauerte – & ich bin jetzt nicht müder, als angenehm ist. Der Blick auf die Alpen hier ist großartig, besonders der vom Mont Tendre – obwohl es in Richtung Bern & Savoyen sehr dunstig ist, sah ich die schneebedeckte Bergkette aus großer Entfernung, einigermaßen deutlich den Montblanc & die Dents du Midi, die näher liegenden wallisischen Berge & den ganzen Genfer See von einem Ende zum anderen: auch den Neuenburger See, den ganzen Jura & Frankreich, so glaube ich, bis nach Dijon. Die abendliche Wanderung war noch schöner: Der Teil von Vallorbe, den ich hinabging, um zur Quelle der Orbe zu gelangen (dem Ort, woher das Wasser für die beiden Seen kommen soll), ist allem ebenbürtig, was ich je gesehen*

habe – eine enge Schlucht zwischen steilen Felsabhängen, aber selber voll des üppigsten Jura-Grüns von Weiden & Wald, so hoch, dass es fast den Felsabhang verbirgt: & die Quelle mit ihrer erlesenen Klarheit & der großen Wassermasse, die unter dem Amphitheater des Felsabhangs mitten in einem Wald hervorquillt, übertrifft Vaucluse bei weitem. Ich sah mir auch in den Felsen darüber eine wirklich riesige Höhle an, wo es aber keine Stalaktiten gab. Wenn meine Liebe bei mir wäre, könnte ich mit Vergnügen die ganze Woche hier verbringen – das Gasthaus würde uns genügen – ein wenig *unterhalb des Niveaus von St. Martin, aber dafür größere Zimmer. Unter den gegebenen Umständen werde ich morgen abreisen: Für stilles Genießen muss man zu zweit sein – allein gibt es nur Regsamkeit.*

Mill scheint sich etwa eine Woche später seiner Frau in Boulogne angeschlossen zu haben und London nach weiteren zehn Tagen ungefähr am letzten Augusttag erreicht zu haben.

Im Herbst 1856 erhielt Helen Taylor endlich die Zustimmung ihrer Mutter, ihr Glück auf der Bühne zu versuchen. Ihre Theaterleidenschaft, die sich schon gezeigt hatte, als sie noch recht jung war, scheint sie nie losgelassen zu haben, aber ihre Mutter hatte sich jahrelang ihrem Wunsch widersetzt, Schauspielerin zu werden. Schließlich wurde das durch die Schauspielerin Fanny Stirling in die Wege geleitet, die eine alte Bekannte gewesen zu sein scheint und Helen Taylor vielleicht nahegelegt hatte, dass sie ihr Talent bei einer Provinztruppe erproben sollte, die nach jemandem suchte, der die tragischen Hauptrollen auf ihren Theatern in Newcastle und Sunderland spielen konnte. Das sollte streng geheim gehalten werden, und Helen Taylor nahm nicht nur den Namen »Miss Trevor« an, unter dem sie während der achtzehn Monate oder zwei Jahre ihrer Bühnenlaufbahn ausschließlich auftrat, sondern es wurden auch alle erdenklichen Vorkehrungen getroffen, um zu verhindern, dass der Grund für ihre Abwesenheit von zu Hause bekannt wurde oder die Korrespondenz mit ihrer Mutter irgendeinen Hinweis auf ihre wahre Identität bot. Gegen Ende November begleitete ihr Bruder Haji sie nach Newcastle, und aus dem ersten Brief ihrer Mutter gewinnen wir eine gewisse Vorstellung von dem langen Ringen, das dieser Entscheidung vorausgegangen sein muss.

H. M. an Helen Taylor, 24. November 1856:[2] *Ich wünsche, dass Du alle Deine künftigen Vorhaben völlig unbeeinflusst von mir verwirklichst. Ich würde lieber*

sterben, als mich nochmals Deinen Vorwürfen, ich ruinierte Dein Leben, auszusetzen. Was auch geschieht, lasse fortan Deine Art zu leben Deine eigene freie Entscheidung sein.

Helen Taylors Bühnenlaufbahn, die wir anhand einer langen Reihe von fast täglich zwischen Mutter und Tochter ausgetauschten Briefen[3] genau verfolgen können, liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches. Sie war von Anfang an voller Enttäuschungen, und es sind durchaus Zweifel erlaubt, ob diese überwiegend verstandesbetonte junge Frau sich wirklich zur Schauspielerin eignete. Die Briefe beschäftigen sich natürlich hauptsächlich mit Helen Taylors praktischen Problemen, wobei Mrs. Mill auch noch auf die kleinsten Einzelheiten ihrer Kleidung etc. eingeht. Aber sie werfen doch auch ein helles Licht auf die Beziehung der beiden bislang unzertrennlichen Frauen. Und die scheint nicht ganz einfach gewesen zu sein. Beide sind sie nervös und hypersensibel, und die Briefe schwanken zwischen den überschwänglichsten Bekundungen der Zuneigung und Klagen über missverstandene Absichten; insbesondere die Mutter zeigt sich ständig verletzt durch die scheinbare Kälte der Tochter, die hin und her schwankt zwischen der Geltendmachung ihrer neuen Unabhängigkeit und der vollständigen Abhängigkeit von den Unterweisungen ihrer Mutter.

Nach gemeinsam verbrachten Weihnachtsferien in Brighton begibt sich Helen Taylor wieder Richtung Norden an ein anderes Theater, in Doncaster, und später nach Glasgow, wo ihre Mutter ihr im Februar einen lange aufgeschobenen Besuch abstattet. Mill, der kurze Zeit erneut an Problemen mit seinem Kopf und seinem Sehvermögen gelitten hatte, konnte sich deswegen einige Tage freinehmen und Mrs. Mill bis hinauf nach Edinburgh begleiten. Aus den acht erhalten gebliebenen Briefen,[4] die Mill während ihrer vierzehntägigen Abwesenheit an seine Frau schrieb, verdienen es nur einige wenige Passagen, zitiert zu werden.

J. S. M. an H. M., 17. Februar 1857:[5] *Es war ein äußerst merkwürdiges Gefühl gestern & heute Morgen, hier zu sein & zugleich gerade erst angekommen von all jenen Orten. Vor meinem inneren Auge befand sich kaum etwas anderes als zahllose große Bahnhöfe. Samstagnacht in York schlief ich wenig & träumte viel – darunter ein langer Traum von irgendeiner Spekulation über die Natur des Tieres, der damit endete, dass ich kurz vor dem Erwachen diesen Jean Paul*

Richter'schen Satz entweder las oder schrieb: »Was berechtigt uns denn, solange die Kuh nicht mit Fleischbrühe gefüttert wird, zu erwarten, dass die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit über diesen Teil der Natur enthüllt wird – das zu beantworten überlasse ich« etc. etc. Ich hatte in derselben Nacht einen noch lustigeren Traum. Ich saß an einem gedeckten Tisch in einer Pension mit einer Frau linker Hand und einem jungen Mann mir gegenüber – der junge Mann sagte, indem er jemandes Spruch zitierte, »zwei vortreffliche & seltene Dinge sind in einer Frau zu finden, ein aufrichtiger Freund & eine aufrichtige Maria Magdalena«. Ich antwortete »das Beste wäre, beides in einer zu finden« – worauf die Frau sagte »nein, das wäre zu *selbstsüchtig« – worauf ich ausrief: »Glauben Sie etwa, wer von dem spricht, was an sich gut ist, muss dabei an sein armseliges Eigeninteresse denken? nein, ich sprach von dem, was abstrakt gut & bewundernswert ist« – wie eigenartig, dumme Pseudoworte zu träumen, & die noch dazu überhaupt nicht übereinstimmen mit den eigenen Gepflogenheiten und dem eigenen Charakter. In Übereinstimmung mit der üblichen Seltsamkeit von Träumen erkannte ich das Zitat wieder, als der Mann es vortrug, und glaubte, dass er es falsch zitiert hätte & es korrekt heißen müsste »eine* unschuldige *Maria Magdalena«, ohne mir des Widerspruchs bewusst zu werden. Ob die Lektüre dieses französischen Buches mich wohl zu dem Traum anregte? Solche lächerlichen Dinge gehören eigentlich nicht in einen Brief, aber vielleicht können sie meinen Liebling amüsieren.*

In den folgenden Briefen gibt es einige Hinweise auf seine Arbeit an einer Korrektur der *Politischen Ökonomie* für die vierte Auflage.

J. S. M. an H. M., 19. Februar 1857:[6] *Ich verbringe den Abend immer über der pol. Ökonomie und spiele nur hin & wieder ein wenig, um meine Augen und meinen Geist auszuruhen. Es wird nicht sehr viel zu ändern geben, aber hier & da ist eine Kleinigkeit doch von Bedeutung. Eine Seite bewahre ich auf, um sie zusammen mit Dir zu erörtern, sobald das möglich ist. Es geht dort um die Eigenschaften der englischen Arbeiter & der Engländer im Allgemeinen. Das ist keineswegs so, wie ich es heute schreiben würde, aber in Wirklichkeit weiß ich nicht, wie ich es schreiben soll.*[7]

Nach etwa zehn Tagen in Glasgow erkrankte Mrs. Mill ernsthaft, wahrscheinlich mit einer weiteren Lungenblutung.

J. S. M. an H. M., 24. Februar 1857:[8] *Der Schock war im ersten Moment nicht so groß, wie ich es erwartet hatte – ganz sicher, weil in* demselben *Brief stand, dass es Dir besser gehe & weil der Anblick Deiner geliebten Handschrift mich zuversichtlich stimmte – aber ich mache mir seitdem mit jeder Stunde immer mehr Sorgen. Gott sei Dank wissen wir jedoch aus Erfahrung, dass das nicht unbedingt gefährlich sein muss – aber es bedeutet doch immer eine Warnung vor der Gefahr. Es muss viel weniger schlimm gewesen sein als beim letzten Mal, sonst hättest Du mir nicht direkt danach schreiben können. Aber es wäre sehr leichtsinnig, sich auf eine Reise von weiß Gott wie vielen Tagen zu begeben, & wenn, kann das nur in sehr kurzen Wegstrecken geschehen. Dass L[ily] zur gleichen Zeit erkrankt ist, ist ein zusätzliches Missgeschick. Aber warum soll ich nicht kommen: Ich bin bereit, jederzeit zu kommen & beliebig lange Zeit zu bleiben, & ich vermag nicht einzusehen, warum Deine Anwesenheit dort inconvenable*[*] *sein soll – Du bist dort* wirklich *zu Besuch, & es geht niemanden etwas an, wen Du besuchst. Du kannst das alles am besten beurteilen, & entweder Du oder L. werden mich informieren. – Aber mein einziger Wunsch ist es, bei Dir zu sein & mein kleines bisschen beizutragen, um Dir zu helfen. Welche Wohltat und welchen Trost es für mich bedeutete & bedeutet, bei Deiner früheren Erkrankung bei Dir gewesen zu sein, lässt sich mit Worten nicht ausdrücken.*

In einem anderen Brief vom folgenden Tage, der nach Edinburgh adressiert ist, wohin sich Mrs. Mill entweder kurz vor oder nach ihrer Erkrankung begeben zu haben schien, wird ihre Rückfahrt weiter erörtert, am Abend darauf aber eilt Mill, offenbar nach Erhalt weiterer schlechter Nachrichten, nach Norden, um bei ihr zu sein.

Mill, der im Jahr zuvor Leiter des Examiner's Department im India House geworden und damit verantwortlich war für alle politischen Beziehungen der East India Company in diesem Jahr des indischen Aufstands, muss sehr beschäftigt gewesen sein, und im Frühling musste seine Frau allein nach Brighton fahren, um sich dort zu erholen. Selbst ihr jährlicher gemeinsamer Urlaub wird bis auf den September verschoben. Nur wenige Briefe[9] wurden während der viertägigen Trennungszeit geschrieben, in der Mill Wanderungen im Lake District unternehmen sollte, während Mrs. Mill und ihre Tochter ihr Glück nicht sehr erfolgreich an der Küste von Lancashire versuchten.

---

* Unerwünscht.

H. M. an J. S. M., Blackpool, 16. September 1857:[10] *Mein Liebster/Wir kamen gut bis nach Fleetwood (Gepäck & alles), aber es ist ein seltsamer Ort, oder eher ein Ort, der* sein soll, *aber noch nicht gebaut ist. Es ist wie der Anfang von Herne Bay – Straßen sind geplant, aber keine Häuser – nur ein großes, auffallendes Gasthaus, das den Namen Euston Hotel hat und zu dem verlassenen Anblick des Ortes beiträgt – es gibt keine passende Unterkunft – deshalb sind wir heute Morgen hierher gefahren (neun Meilen), & ich schreibe, während wir ein paar Minuten warten, was das hastige Schreiben erklärt. Der Ort hier ist, wie es heißt, ein kleines Brighton – eine dürftige Imitation von Brighton mit Ausnahme der Menschenmenge, so dass es mich an Deinen Bericht von Southend erinnert. Er ist also alles andere als verlockend, & da Lily große Lust hat, nach Lemington zu fahren, habe ich mich entschlossen, das zu tun & heute weiterzufahren. Ich werde den Brief an Dich von Fleetwood aus weiterbefördern lassen, hoffe aber, dass Du an das Postamt Lemington schreiben wirst, sobald Du dies Schreiben erhältst, damit ich bald weiß, wohin ich Briefe an Dich schicken kann, Lieber.*

Ich bin so froh, dass es ein so herrlicher Tag für den Helvellyn (geworden) ist, dass ich bei bester Laune bin. Mein Herz ist stets bei Dir, genieß also, Liebster, das Bergsteigen, und pass gut auf, damit Du nicht abrutschst.

Ich werde morgen wieder schreiben, Adieu jetzt
in aller Eile die Deine
H. M.

J. S. M. an H. M.: *Salutation, Ambleside/13. September [1857]/Liebste – ich hatte viel Glück, einen so schönen Tag für den Helvellyn zu haben. Ich bestieg ihn von Patterdale aus, wohin ich von hier aus mit einer Frühkutsche gefahren war, & ich bin am Abend auf dieselbe Weise hierher zurückgekehrt, wobei ich den Weg zum Pass hoch zu Fuß ging; Du siehst also, dass ich nicht erschöpft war. Die Aussicht war trotz einiger Wolken herrlich. Nur was die Pflanzen betrifft, war die Tour eine Enttäuschung, da auf diesen sonnigen Höhen alles noch verwelkter war als in den Tälern – von all den seltenen Pflanzen, die dort wachsen, konnte ich nur zwei erkennen, und die blühten nicht. Aber am Tage zuvor hatte ich zwischen Windermere & diesem Ort hier überraschend Erfolg beim Pflanzensammeln. Ich machte einen Umweg & sah Mr. Crossfields Cottages, die ich Dir beschreiben werde, sobald ich das Glück habe, wieder bei Dir zu sein; sie sind nicht das, was wir wollen; neben anderen Einwänden befinden sie sich*

auch noch in einem wirklichen Dorf oder eher Weiler. Für heute habe ich eine sehr schöne Tour geplant und werde morgen nach Broughton gehen den Duddon hinunter und nach Lancaster, & ich hoffe, bis nach Settle am Donnerstag. Ich habe gestern mit Leuten aus Fleetwood & anderen aus Blackpool gesprochen, & das sind wohl leider wirklich nur hässliche Orte – ich hoffe so sehr, dass Du Dir nicht Höllenqualen bereitet hast, um mir die Möglichkeit zu meiner Wanderung zu geben – ich habe jedoch das Gefühl, dass es mir sehr gut tun wird. Heute ist der Himmel bewölkt – aber nicht sehr bedrohlich. Gestern Abend sah alles ganz besonders schön aus. Ich schreibe Dir, sobald ich Deinen Brief bekomme.

Adieu, meine Frau, von Deinem

J. S. M.

Für den zweiten Teil seiner Wanderung hatte Mill Settle in Yorkshire als seinen Stützpunkt gewählt, und die übrigen drei Briefe haben diesen Ort als Absenderadresse.

J. S. M. an H. M., Settle, 16. September 1857: *Dieser Ort hier ist ein hübscheres Landstädtchen als alle im Lake District, & die Umgebung ist sehr hübsch, auch wenn die Berge nicht die herrlichen Formen & schöne Gruppierung aufweisen wie die des Lake Districts. Bitte Liebling, schreibe weiter hierher, da ich es für das ideale Zentrum halte für alles, was ich mir anschauen will – in einer Tageswanderung ist alles erreichbar. Ich habe Zeit, Craven von heute bis Sonntag zu erkunden, & ich werde sicher am Montag nach Manchester fahren & am Dienstag zu meinem Liebling. Ich las die letzte Times gestern in Lancaster. Die Nachrichten aus Indien scheinen mir eher schlechte als gute Nachrichten zu sein, nicht aber, glaube ich, ein böses Vorzeichen. In einer Liverpooler Zeitung las ich die Anzeige vom Tode Comtes aus einer französischen Zeitung. Es scheint, als gebe es keine Denker mehr auf der Welt.*

J. S. M. an H. M.: *Settle/Samstagmorgen [19. September 1857]/Ich habe gerade Deinen lieben Brief erhalten, Du Engel, der mich sofort aufbrechen ließe, um wieder bei Dir zu sein, wüsste ich nicht, dass es Dir viel lieber wäre, wenn ich das unterließe, weil diese Reise mir so gut tut. Auch ich war den ganzen gestrigen Tag sehr traurig, aber aus einem dem Deinen (teilweise) entgegengesetzten Grunde, nämlich vollkommener Schönheit. Es war der erste* herrliche *Tag, seit ich hier bin, & ich wanderte den ganzen Tag über den Grat der Hügel entlang,*

wobei Sonne & Himmel die nahen & fernen Aussichten vollkommen schön machten, & ich glaube, das macht einen immer wehmütig, zumindest wenn man allein ist, was bei mir heißt, ohne Dich zu sein. Ich werde jetzt den Ingleborough besteigen & mir die Höhlen anschauen, wenigstens die wichtigsten davon, denn es gibt sehr viele überall hier in der Gegend. Ich stellte mir vor, dass Leamington sehr angenehm sein würde, weil es einen zivilisierten Eindruck macht, obwohl es sehr hässlich ist – die viel besuchten Teile des Nordens von England sind im Allgemeinen abscheulich, was deren menschliche *Seite betrifft, aber dieses Settle ist ein nettes, ruhiges, wirklich hübsches, sehr kleines Landstädtchen, nicht touristisch, die Menschen hier im Ort sind höflich, & die wenigen Fremden, die man im Gästeraum antrifft, benehmen sich gut. Ich werde mich im Postamt von Manchester erkundigen, meine Liebe. Ich schaue mir bestimmt die Bilder ganz besonders an, die meinem Liebling gefielen.*

adieu bis Dienstagabend, und alles Gute von ihrem
J. S. M.

Während des Winters 1857/1858 hielt der von den Ereignissen in Indien* verursachte Arbeitsdruck die Mills in London zurück, obwohl ihr Gesundheitszustand es als ratsam hätte erscheinen lassen, den Winter im Ausland zu verbringen.[11] Im Juli 1858 können wir Mill wieder auf einer seiner Wanderungen folgen, während Mrs. Mill in Blackheath Park blieb. Er verbrachte eine Woche mit unermüdlichem Wandern im Peak District in Derbyshire, aber keiner seiner vier Briefe an seine Frau noch ihre beiden Briefe an ihn[12] sind besonders interessant. Jeweils ein Brief der beiden mag immerhin als Beispiel dienen.

H. M. an J. S. M., Blackheath, 12. Juli 1858: *Montagabend/Ich war gestern den ganzen Tag recht guter Laune, weil Du einen so schönen Tag für Deine Reise hattest, Liebster. Heute Morgen erhielt ich Deinen Bericht von Deinem Tag,*[13] *der mir zeigt, dass alles gut gegangen ist. Es freut mich zu hören, dass Matlock sich als besser erwies, als wir erwartet hatten. Heute war es sehr heiß, aber ohne hellen Sonnenschein, & heute Abend sieht es so aus, als ob es in der Nacht regnen wird, & man wünscht sich bereits mehr Regen, die Luft ist so schwül. Auf den Hügeln wird es Dir sicher nicht zu heiß. Ich* bin *so froh, dass schönes Wetter ist.*

* Sepoya-Aufstand in Indien gegen die britische Kolonialherrschaft.

Da die Leute in dem Gasthaus unangenehm sind, musst Du sofort dort ausziehen – ich hoffe, dass Du das schon getan hast, denn wenn Du Dich in dem Haus unbehaglich fühlst, würde das den möglichen gesundheitlichen Nutzen Deiner Wanderungen sehr verringern. Die Times ist noch nicht gekommen, aber ich habe den Telegraph – ich brauche Dir die Dinge nicht mitzuteilen, die auch in der Times stehen werden, da Du die ja lesen wirst – aber er enthält einen sehr langen Bericht darüber, wie Bulwers Frau[14] *festgenommen & in ein Irrenhaus gebracht wurde, was eine* höchst *schändliche Angelegenheit zu sein scheint. Sie sollte dazu führen, dass Bulwer aus seinem Ministeramt getrieben wird – ich hoffe, dass es so kommt, eine solche Verkörperung von Selbstgefälligkeit & Unredlichkeit, wie es dieser Mann ist – er konnte die Demütigung nicht ertragen, dass seine Frau ihn bei seinem Wahlkampf anklagte. Aber es ist eine Schande für Recht und Gesetz, dass ein* jeder *auf der Grundlage des Attests zweier Mediziner zum Gefangenen gemacht & verschleppt werden kann!*

Wenn Deine Reise sich als angenehmer erweisen sollte, als Du erwartet hast, & sie Dir gutzutun scheint, hoffe ich sehr, dass Du bis in die nächste Woche hinein dortbleibst. Es wird mir äußerst unangenehm sein, wenn Du aufgrund dessen, was ich sagte, früher als nötig zurückkommst – oder aus welchem Grund auch immer. Adieu, Liebster, wenn dies Schreiben verloren gehen sollte, wird es sicher keinen Lohn für den Finder geben!

J. S. M. an H. M., 15. Juli 1858: *Bakewell/Donnerstagabend/Mein Liebling! Ich erhielt gestern früh ihren so kostbaren Brief, und die Freude, die er mir bereitete, war fast die Abwesenheit von ihr wert. Was die Verlängerung meines Aufenthaltes hier betrifft, so würde das, was sie so gütig & lieb schreibt, mich veranlassen, ihrer Bitte zu folgen, verhielte es sich nicht so, dass diese Reise unsere Erwartungen oder eher Hoffnungen hinsichtlich meiner Gesundheit nicht ganz erfüllt hat. Mir fehlte es nicht an Kraft, aber meine Zunge war immer trocken und pelzig, & immer wieder empfand ich daneben stundenlang heftig die anderen Symptome meiner Verdauungsstörungen, & das trotz der größten Sorgfalt & der Befolgung Deiner Ratschläge in allen Einzelheiten. Eine solche Reise eignet sich hervorragend dazu, meine Widerstandskraft gegen Verdauungsstörungen zu stärken, taugt aber wohl nicht so sehr, mich davon zu kurieren, wenn ich bereits darunter leide. Vielleicht erweist sich das regelmäßige Leben zu Hause da als hilfreicher. Ich nehme jedoch an, dass es mir* nach *dieser Reise besser gehen wird, wie das so oft der Fall war. Da ich sie deshalb am Sonntagmorgen wiedersehen*

werde & sie dies Schreiben nicht vor Samstag erhalten wird, werde ich mir alle Beschreibungen für ein nettes Gespräch aufsparen & werde nur sagen, dass entgegen meinen Erwartungen der Ort, der für einen Aufenthalt am meisten zu uns passt, Buxton *ist, wohin ich gestern wanderte und von wo ich oben auf der Kutsche sitzend zurückfuhr. Nach reiflicher Überlegung kam ich zu dem Schluss, dass Dovetale nicht den étoffe* eines Ortes für einen mehr als eintägigen Aufenthalt hat. Ich ließ mich also heute Morgen in einer Phaeton** dorthin fahren – der Ort enttäuschte nicht, war aber schnell besichtigt, & nachdem ich hierher zurückgekehrt war, habe ich eine elf Meilen lange Wanderung unternommen, von der ich gerade zurück bin. Morgen Vormittag werde ich nach Castleton gehen & kann dann einen großen Teil des morgigen Tages & einen großen Teil des Samstags dort verbringen, da ich von dort nach Sheffield gehen werde, keine große Entfernung, & kehre mit dem Nachtzug von dort zurück und werde gegen fünf Uhr morgens in London ankommen, wo ich mich ein wenig ausruhen & frühstücken & dann zu meinem Liebling nach Hause kommen werde. Das Wetter war ausgezeichnet – an den beiden letzten Nachmittagen hat es ein bisschen geregnet, aber nicht genug, um mir zu schaden, & heute Abend wieder ein bisschen nach Einbruch der Dunkelheit mit gelegentlichen Blitzen. Ich fand am Dienstag oder heute keine Pflanzen, aber gestern war ein großartiger Tag dafür, da fand ich fünf, darunter eine Jakobsleiter.*

Adieu mit tausend Liebesgrüßen von Deinem
J. S. M.

Im Herbst 1858 konnte Mill endlich seine Stelle im India House aufgeben, die seit seiner Ernennung zum Examiner vor gut zwei Jahren seine Zeit mehr in Anspruch genommen hatte als in früheren Jahren. Er nutzte die Übertragung der Aufgaben der East India Company auf die Regierung, um im Alter von zweiundfünfzig Jahren in den Ruhestand zu treten statt mit sechzig, wozu er andernfalls das Recht gehabt hätte, und seine fünfunddreißig Dienstjahre wurden mit einer großzügigen Pension von £ 1500 belohnt – mehr, als es sein Gehalt bis zu seiner letzten Beförderung gewesen war, als es auf £ 2000 erhöht wurde. Obwohl seine Verbindung mit der East India Company erst zu Weihnachten offiziell endete, machten es doch sein Gesundheitszustand und der

* Attraktivität

** Kleine zweiachsige Kutsche.

seiner Frau dringend erforderlich, den Winter außerhalb Englands zu verbringen. Sie brachen am 11. Oktober von Blackheath Park nach Südfrankreich auf. Helen Taylor war von Aberdeen kommend noch zu Besuch bei ihnen gewesen, wahrscheinlich, um am selben Abend in einer Nebenrolle in der ersten Aufführung von Wilkie Collins' »The Red Vial« im Olympic-Theater aufzutreten (oder vielleicht nur, um Mrs. Stirling darin auftreten zu sehen), und Mrs. Mills Briefe an sie beginnen mit einem Kommentar zu der Kritik des Stücks in der *Times*, die sie noch in Folkestone erreicht hatte. Nach einer weiteren Nacht in Boulogne erreichten Mill und seine Frau am 14. Paris, wo sie zwei Tage blieben. Sie hatten vor, in geruhsamen Wegstrecken nach Montpellier zu fahren und später weiter nach Hyères, wo Mrs. Mill sich vier Jahre zuvor so gut erholt hatte, und den kommenden Frühling in Italien zu verbringen. Aber bereits in Dijon erwies sich Mrs. Mills Gesundheit den Anstrengungen der Reise mit der Eisenbahn nicht gewachsen, und eine weitere zweitägige Unterbrechung der Reise wurde notwendig. Mill selber war ganz sicher nicht die ideale Person, unter diesen Umständen für die Kranke zu sorgen.

H. M. an Helen Taylor, Dijon, 18. Oktober 1858:[15] *Es ist so, dass wir immer die letzten Sitze in dem Eisenbahnabteil bekommen, da ich nicht schnell laufen kann, & wenn er vorgeht, gelingt es ihm nie, bessere zu finden, ich sehe ihn dann immer hin und her laufen & ganz verwundert dreinschauen, und deshalb habe ich den Versuch aufgegeben, andere Sitze als die übrig gebliebenen zu bekommen.*

Als sie am folgenden Tag in Lyon ankamen, hatte Mrs. Mill eine schwere Erkältung, die sich schnell zu einer ernsthaften Lungenkongestion* entwickelte, mit hohem Fieber und einer generellen großen Schwäche. Am 21. muss Mill zum ersten Mal an ihrer Stelle an Helen Taylor schreiben, beharrt aber ihrem Wunsch folgend darauf, dass »es keinen Grund zur Beunruhigung gebe«. Zwei Tage später konnte sie in einem mit Bleistift geschriebenen Brief berichten, dass sie aufgestanden war, und nach einem einwöchigen Aufenthalt konnten sie Lyon am 26. verlassen »in der Hoffnung, dass ich allmählich über die Attacke hinwegkommen werde«. Aber selbst die zweistündige Reise nach Valence und die etwas längere Reise nach Avignon am folgenden Tage er-

* Überfüllung der Lungen mit Blut.

wiesen sich als zu viel für sie. Obwohl sie bei der Ankunft dort immer noch hoffte, »dass alles überstanden ist und ich bald fröhlichere Briefe schreiben kann«, und sofort nach Montpellier weiterreisen zu können, war das unmöglich, und dieser Brief vom 27. Oktober sollte ihr letzter sein. Am folgenden Tage schrieb Mill einen verzweifelten Brief an den Arzt in Nizza, der ihr vier Jahre zuvor das Leben gerettet hatte.

J. S. M. an Dr. Gurney in Nizza:[16] *Avignon, 28. Oktober 1858/Lieber Dr. Gurney/ Meine Frau liegt so schlimm krank hier im Hôtel de l'Europe, dass weder sie noch ich eine andere Hoffnung sehen, sie zu retten, als Sie. Es war ein ganz plötzlicher Anfall, der sich in Lyon ereignete, von unablässigem Husten, der sie am Schlafen hindert und sie durch die davon verursachte Erschöpfung an die Schwelle des Todes brachte. Ich flehe Sie an, sofort zu kommen. Ich muss nicht erwähnen, dass jegliche Ausgaben dabei für mich nicht die geringste Rolle spielen.*

Ich bin, lieber Dr. Gurney,
Ihr sehr ergebener
J. S. Mill

Einen oder zwei Tage später schickte Mill einen hastig verfassten, mit Bleistift geschriebenen Bericht an Helen Taylor, die zu dem Zeitpunkt wieder in Aberdeen war, der teilweise sehr schwer zu lesen ist.

J. S. M. an Helen Taylor, 29. oder 30. Oktober 1858:[17] *Liebe Lily, Mama hatte einen furchtbaren bronchitischen Anfall mit Kongestion & Fieber, viel schlimmer als in Lyon. Wir haben alles Mögliche getan, & heute geht es ihr zum ersten Mal etwas besser. Sie hustete ununterbrochen, was sehr schmerzhaft für sie war & sie Tag und Nacht daran hinderte, sich hinzulegen oder zu schlafen, außerdem ließ der von der Kongestion, dem Fieber & der Erschöpfung verursachte intensive nervöse Reizzustand sie fast den Verstand verlieren. Wir hatten den besten Arzt hier, aber die von ihm verordnete Medizin erweist sich als zu schwach. Sie nahm einige ihrer eigenen Arzneien ein. Am Donnerstag glaubte sie (?) nicht, dass sie wieder gesund werden würde. Sie dachte, Du würdest ihren Briefen aus Lyon entnehmen, wie krank sie ist, aber sie wollte Dich nicht beunruhigen. Heute geht es ihr zweifellos besser. Sie hustet weniger häufig, & ihre nervöse Spannung hat zum ersten Mal nachgelassen. Unterwegs trafen wir jede Vorsichtsmaßnahme. Sie wurde von den Gepäckträgern in einer Sänfte zur Eisenbahn getragen, &*

wir hatten von Valence bis hierher ein coupé ganz für uns, aber sie sagt, alle (?) Vorkommnisse bei einer solchen Reise seien völlig ungeeignet für sie. Die übermäßige Mühsal einer jeden Etappe der Reise, das Unvermögen, etwas für einen schwachen Magen Geeignetes zum Essen zu finden, der ungeheure Lärm überall, die groben Manieren der Frauen, die große Erschöpfung des Wartens in den Wartesälen für mindestens eine halbe Stunde & dann die riesige Entfernung, die sowohl zu ihnen wie von ihnen zurückzulegen ist. Dieses Gasthaus hier ist eines der besten in Frankreich, & wir scheinen die besten Zimmer zu haben, doch die Schlafzimmer & das Wohnzimmer haben rote Fliesen als Bodenbelag mit einem dünnen Teppich darüber, den sie am ersten Tag zu vermeiden versuchte, indem sie eine Fußbank benutzte, was aber nichts nützte – aber (??) weitaus mehr als all die offenkundig unheilvolle Wirkung der Luft von Südfrankreich auf sie. Sie nahm all ihre Kräfte zusammen, um Dir am Mittwoch einige Worte zu schreiben, damit Du Dir keine Sorgen machst, und hoffte, dass dazu wirklich kein Grund bestehe, aber sie fühlte sich krank, als sie das schrieb, & es ging ihr nach und nach immer schlechter, bis sie dann in der Nacht sehr krank war. Sie möchte nicht, dass Du zu ihr kommst, weil sie glaubt, sich auf dem Wege der Besserung zu befinden & es deshalb sehr schade wäre, wenn Du gegen Deine guten Engagements verstoßen würdest, von denen zu hören sie sich sehr gefreut hat. Du wirst ständig darüber unterrichtet, wie es mit ihr steht. Uns wurden all Deine Briefe, die Du nach Montp[ellier] geschickt hattest, hierher nachgeschickt, & schreibe bitte weiterhin an diese Adresse hier, denn es wird wahrscheinlich Wochen dauern, bis wir diesen Ort verlassen. Der Erhalt Deiner Briefe kann erst zu einem späteren Zeitpunkt bestätigt werden.*

Es ist ihr sehr wichtig, dass Du nichts unternimmst, um zu ihr zu kommen. Sie wäre (?) äußerst verärgert, wenn Du das tun würdest, und jetzt sagt sie in Eile Adieu, liebes Mädchen.

J. S. M.

Wahrscheinlich noch bevor dieser Brief Helen Taylor erreichte, wurde ihr am 1. November in einem Telegramm[18] mitgeteilt, dass sich der Zustand ihrer Mutter verschlechtert hatte, und obwohl sie Aberdeen am darauffolgenden Tage verließ, kamen weder sie noch Dr. Gurney rechtzeitig in Avignon an. Mrs. Mill starb im Hôtel de l'Europe am 3. November.

---

* Abteil.

Ein Auszug aus dem Brief an W. T. Thornton, in dem Mill seinen Freunden in England zum ersten Mal von dem Ereignis berichtete, wurde vor vielen Jahren von A. Bain veröffentlicht.

J. S. M. an W. T. Thornton, Avignon, November 1858:[19] *Die Hoffnungen, mit denen ich diese Reise antrat, sind auf verhängnisvolle Weise enttäuscht worden. Meine Frau, die Gefährtin all meiner Gefühle, die Inspiratorin all meiner besten Gedanken, die Ratgeberin all meiner Taten, ist von mir gegangen! Sie erkrankte an diesem Ort an einem heftigen Bronchialanfall und Lungenkongestion. Die hiesigen Ärzte konnten nichts für sie tun, und bevor der Doktor in Nizza, der ihr einmal das Leben gerettet hatte, hier eintraf, war alles zu Ende.*

Ich zweifle, ob ich jemals wieder zu etwas taugen werde, sei es im öffentlichen, sei es im privaten Bereich. Die Triebfeder meines Lebens ist gebrochen. Aber ich werde ihre Wünsche am besten dadurch erfüllen, dass ich meine Bemühungen, etwas Nützliches zu tun, nicht aufgebe. Ich bin mir Ihres Mitgefühls gewiss, aber wenn Sie wüssten, was sie war, würden Sie empfinden, wie wenig jedes Mitgefühl zu tun vermag.

J. S. M. an den Bürgermeister von Avignon, 3. November 1858:[20] *Monsieur le Maire/Aufgrund Ihres Amtes werden Sie von dem unglücklichen Ereignis erfahren haben, das für mich und meine Familie ein unlösbares Band mit der Stadt, die Sie verwalten, geschaffen hat. Wir glauben diejenige, die wir verloren haben, nicht besser ehren zu können, als eben das zu tun, soweit es uns möglich ist, was sie hätte tun wollen; und da sie sich gewiss nicht in Avignon niedergelassen hätte, ohne dass die Unglücklichen dieser Stadt davon profitiert hätten, möchten wir, dass diese in der traurigen Lage, in der wir uns befinden, ihr noch für etwas danken können. Seien Sie also so gütig, Herr Bürgermeister, zugunsten der Armenkasse die Spende von tausend Francs anzunehmen, eine Summe, die eher unseren Möglichkeiten als unseren Wünschen entspricht und die wir Sie bitten, unter dem Namen meiner geliebten Gemahlin, Mme Henriette Mill, geborene Hardy, verstorben in Avignon am 3. November 1858, eintragen zu wollen.*

Hochachtungsvoll *J. Stuart Mill.*[*]

---

* Brief im Original auf Französisch.

J. S. M. an Arthur Hardy, Blackheath, 5. Dezember 1858:[21] *Sehr geehrter Herr/ Sie werden schon vor Erhalt dieses Schreibens von dem furchtbaren & völlig unerwarteten Schlag gehört haben, von dem wir getroffen wurden. Ich war zuvor nicht in der Lage, Ihnen zu schreiben, & nun, wo ich es tue, ist Sprache so gänzlich unfähig, einen solchen Verlust zum Ausdruck zu bringen oder was dieser Verlust für uns bedeutet, dass der Versuch dazu unerträglich ist. Aber Sie werden einige der traurigen Einzelheiten wissen wollen. Wir verließen England am 12. Oktober mit der Absicht, den Winter in Hyères zu verbringen, wo sie schon einmal den Winter verbracht hatte, oder an irgendeinem anderen Ort in Südfrankreich. Zum ersten Mal konnten wir tun, was uns gefiel, da ich gerade meinen Abschied vom India House genommen hatte, & wir freuten uns auf ein glückliches halbes Jahr oder Jahr in einem milden Klima. Ihr Gesundheitszustand war anscheinend wie gewöhnlich, vielleicht sogar besser als gewöhnlich, & sie war so fähig zu reisen, wie sie es früher war, wenn sie zu viel längeren Reisen aufbrach, die ihre Gesundheit nicht beeinträchtigten, sondern ihr eher zuträglich waren. Es ging ihr weiterhin recht gut bis nach Lyon, aber als wir dort waren, hatte sie einen heftigen Fieberanfall, der den üblichen Heilmitteln wich, aber ständiges Husten nach sich zog. Wir blieben dort eine Woche, und am Ende dieser Woche fühlte sie sich ausreichend erholt, um langsam weiterreisen zu können, aber an dem auf unsere Ankunft in Avignon folgenden Tage erkrankte sie erneut – es ging ihr am nächsten Tag besser, aber diese Besserung war nicht von Dauer, und eine schwere Atemnot setzte ein. Sie hatte den besten Arzt am Orte, aber wie es bei französischen Ärzten so ist, waren ihre Heilmittel nicht ausreichend stark, & nach einigen Tagen begann ich mich zu ängstigen, und obwohl wir keine unmittelbar bevorstehende Gefahr vermuteten, schrieb ich an Dr. Gurney in Nizza, der sie behandelt hatte, als sie dort 1853 gefährlich erkrankte, und bat ihn, hierherzukommen und sie zu untersuchen. Er kam sofort, stellte aber fest, dass der Tod schon eingetreten war! Noch am Tage vor ihrem letzten glaubten wir, ihre Krankheit habe eine Wendung zum Besseren genommen. Aus den Krankheitssymptomen schließt Dr. Gurney auf exzessive & [?] Lungenkongestion als Todesursache. Sie ist auf dem Friedhof der Stadt Avignon begraben & mit ihr all unser irdisches Glück. Wir haben von nun an kein anderes Interesse mehr am Leben, als ihre Wünsche so weit zu erfüllen, wie es uns möglich ist, & stets an ihr Grab zurückzukehren. Wir haben ein kleines Haus mit Garten in der Nähe des Friedhofs gekauft, wohin wir zu Beginn des Frühlings umziehen werden, & haben vor, einen Großteil unserer Zeit dort zu ver-*

bringen, bis auch für uns die Zeit kommt, neben ihr im Grab zu ruhen. Algernon hätte Ihnen geschrieben, wenn ich das nicht getan hätte, ich wollte aber selber [??] schreiben. Ihm und Helen geht es recht gut, obwohl Helen einmal einen Zusammenbruch erlitt & plötzlich erkrankte, was sich aber glücklicherweise nur als vorübergehend herausstellte. Es hat keinen Sinn, mehr zu schreiben. Glauben Sie mir, Ihr sehr ergebener

Noch bevor Mill zwei oder drei Wochen nach dem Tod seiner Frau nach England zurückkehrte, kaufte er ein kleines Haus in Sichtweite des Friedhofs in der Vorstadt Saint-Veran von Avignon, wo seine Frau begraben war und er den größeren Teil seiner ihm noch verbleibenden Lebenszeit verbringen würde. Er widmete sich dann sogleich der Veröffentlichung desjenigen Werkes, wofür sie beide in den vorangegangenen Jahren fast all ihre Kräfte eingesetzt hatten und das seine Schlussfassung während ihres Aufenthaltes auf dem Kontinent hätte erhalten sollen und nun so erscheinen sollte, wie es zur Zeit von Harriet Mills Tod vorlag: *Über die Freiheit* wurde im Februar 1859 veröffentlicht mit der bewegenden Widmung »zur Erinnerung an die geliebte und betrauerte Frau, die die Inspiratorin und zum Teil die Verfasserin all dessen war, was in meinen Werken am besten ist«. Zugleich traf Mill Vorkehrungen für die Neuauflage einer Sammlung einiger seiner Rezensionen und blieb bis April in London, um die ersten beiden Bände von *Dissertations and Discussions* zum Druck zu befördern. Zur gleichen Zeit wurden die einige Jahre früher geschriebene Abhandlung *Gedanken zur Parlamentsreform*[*] und eine lange Rezension von Büchern über ähnliche Themen ebenfalls herausgegeben; und zwei weitere wichtige Artikel, die er wahrscheinlich geschrieben hatte, nachdem er mit Helen Taylor nach Avignon zu ihrem ersten langen Aufenthalt dort gefahren war, erschienen später im selben Jahr. Mill versuchte offenbar, sich in intensiver Arbeit zu vergraben.

In Avignon wurde über dem Grab seiner Frau mit großen Kosten ein Grabmal aus feinstem Carrara-Marmor errichtet, das die auf der nebenstehenden Seite abgedruckte Inschrift[22] trägt.

* Vgl. Band IV dieser Ausgabe.

ZUM LIEBEVOLLEN ANDENKEN
AN
HARRIET MILL
DER INNIG GELIEBTEN UND ZUTIEFST BETRAUERTEN
GATTIN VON JOHN STUART MILL
IHRE GROSSHERZIGKEIT UND HERZENSGÜTE
IHRE EDLE SEELE
IHR SCHARFER STARKER SELBSTÄNDIGER UND
UMFASSENDER VERSTAND
MACHTEN SIE ZUM RATGEBER UND BEISTAND
ZUM LEHRER DER WEISHEIT
UND VORBILD DER GÜTE
WIE SIE AUCH DIE EINZIGE IRDISCHE FREUDE WAR
FÜR JENE DIE DAS GLÜCK HATTEN IHR ANZUGEHÖREN
SO ERNSTHAFT UM DAS WOHL DER ALLGEMEINHEIT BEMÜHT
WIE SIE GROSSZÜGIG ZU ALL DENEN WAR
UND IHNEN TREU ERGEBEN
DIE UM SIE WAREN
IHR EINFLUSS MACHTE SICH
IN VIELEN DER BEDEUTENDSTEN
VERBESSERUNGEN DES ZEITALTERS BEMERKBAR
UND WIRD DAS IN KÜNFTIGEN TUN
GÄBE ES NUR EINIGE WENIGE IHR VERGLEICHBARE
HERZEN UND GEISTER
WÄRE DIESE ERDE BEREITS
DER ERHOFFTE HIMMEL GEWORDEN

EINEN UNERSETZLICHEN VERLUST
FÜR IHRE HINTERBLIEBENEN BEDEUTET
IHR TOD
IN AVIGNON
AM 3. NOVEMBER 1858

Damit darf unser Bericht wohl enden. Es kann nicht Aufgabe dieser Untersuchung sein, Nachforschungen anzustellen, inwieweit Mrs. Mills Ideen nach ihrem Tode auch weiterhin die Arbeit ihres Mannes bestimmten. Ich glaube, dass eine sorgfältige Untersuchung seiner späteren Entwicklung zeigen würde, dass er sich in gewissem Maße von den avancierteren Positionen ein wenig

zurückzog, die er unter ihrem Einfluss eingenommen hatte, und zu Auffassungen zurückkehrte, die den in seiner Jugend vertretenen ähnlicher waren. Aber das ist eine Vermutung, die hier nicht bewiesen werden kann. Es gibt jedoch noch einen weiteren Umstand, der von einiger Bedeutung ist, wenn wir Mills Beurteilung seiner Frau verstehen wollen, und der, da er in den viel gelesenen Ausgaben der *Autobiographie* nicht deutlich erkennbar wird, hier kurz erwähnt werden sollte. Nach Mrs. Mills Tod wurde ihre Tochter, Helen Taylor, Mills ständige Begleiterin und treu ergebene Mitarbeiterin. Es war bekannt, dass er seine Stieftochter sehr zu schätzen lernte und dass er ihrem Lob einige Abschnitte der *Autobiographie* gewidmet hatte, die Helen Taylor auf den dringenden Rat Alexander Bains hin in der unmittelbar nach Mills Tod veröffentlichten Fassung weggelassen hatte.[23] Wie sehr Mills Bewunderung für sie zugenommen hatte,[24] wurde jedoch erst klar, als die unterdrückten Abschnitte wieder in eine vor kurzem erschienene vollständige Ausgabe der *Autobiographie* aus dem Manuskript eingefügt wurden.[25] Der bezeichnendste dieser Abschnitte, worin Helen Taylor auf dasselbe Podest gehoben wird wie seine Frau, kann einen passenden Abschluss bilden.

»Auch war ich, obschon die Muse meiner besten Gedanken nicht mehr an meiner Seite weilte, nicht allein; sie hat mir eine Tochter hinterlassen, meine Stieftochter, die Erbin eines großen Anteils ihrer Weisheit und ihres gesamten edlen Charakters, deren stets zunehmende und reifende Talente vom Tage unseres großen Verlustes an bis heute denselben großen Zielen nachstrebten und ihren Namen bereits bekannter machten als jenen ihrer Mutter, doch sicher noch weniger bekannt, als er nach meiner Voraussage noch werden wird. Über den Wert ihrer direkten Zusammenarbeit mit mir werde ich noch etwas sagen; es wäre vergeblich, eine angemessene Vorstellung vermitteln zu wollen von ihrer großen Macht des originellen Denkens und der Vernünftigkeit in ihrem praktischen Urteil. Sicherlich ist vor mir nie jemand so glücklich gewesen, nach einem Verlust wie dem meinen einen solchen zweiten Preis aus der Lotterie des Lebens zu ziehen – eine weitere Begleiterin, Anregerin, Beraterin und Lehrerin von seltener Qualität. Wer immer, sei es jetzt oder später, meiner oder der von mir geleisteten Arbeit gedenken mag, möge nie vergessen, dass er darin nicht das Produkt eines einzigen Geistes, eines einzigen Bewusstseins vor sich hat, sondern das von dreien, wobei mein Beitrag dazu der geringste und am wenigsten originelle ist, auch wenn das Produkt meinen Namen trägt.«

2. Ursprünge von Konformität

(Über Toleranz)[1]

Ein frühes Essay von Harriet Taylor

(1832)

Übersetzung von Siegfried Kohlhammer

Vor mehr als zweihundert Jahren sagte Cecil:* »Niemand von uns beweist genug Sanftmut & Mitgefühl; niemand ist gütig genug, milde genug, duldsam und versöhnlich genug.« In diesen zwei Jahrhunderten haben wir uns in vielem weiterentwickelt und verbessert, könnte jedoch der Sprecher dieser Worte heute »Aufs neu des Mondes Dämmerlicht besuchen«**, würde er uns hinsichtlich der Toleranz nur an dem Punkte vorfinden, wo er uns verlassen hat: Seine schöne Klage trifft ganz so zu wie in den Tagen der strenggesichtigen und gefühllosen Puritaner. Unsere Schuld der Lieblosigkeit hat eher ihre Anlässe geändert als ihr Ausmaß. Die Wurzel aller Intoleranz, der Konformismus, besteht weiter; und erst wenn sie zerstört ist, werden Neid, Hass und alle Formen der Lieblosigkeit und die dazugehörigen Heucheleien ebenfalls zerstört werden. Ob es sich nun um religiöse Konformität handelt, politische Konformität, moralische Konformität oder gesellschaftliche Konformität, gleichgültig welcher Art sie ist, ihr Geist ist derselbe: Alle Arten stimmen in diesem einen Punkte, der Feindschaft gegenüber der individuellen Wesensart, überein, und die individuelle Wesensart, soweit es sie überhaupt gibt, kann sich selten offen zu erkennen geben, solange es noch bei allen wichtigen Themen einen Konformitätsstandard gibt, der von den denkfaulen Vielen verhängt und von ein [?]*** der Meinung beschützt wird, die, auch wenn sie sich einzeln aus den schwächsten Zweigen zusammensetzt, doch zusammen eine Masse bildet, der man nicht ungestraft Widerstand leisten kann.

Was die öffentliche Meinung genannt wird, ist eine Phantommacht, aber wie es oft bei Phantomen der Fall ist, übt sie mehr Macht über die Köpfe der Gedankenlosen aus als all die Argumente aus dem wirklichen Leben, die dagegen geltend gemacht werden können. Sie ist eine Vereinigung der vielen Schwachen gegen die wenigen Starken; ein Bund der Denkfaulen, um jede Bekundung geistiger Unabhängigkeit zu bestrafen. Das Heilmittel dagegen ist, alle stark genug zu machen, auf eigenen Füßen zu stehen; und wer jemals die Freuden der Selbständigkeit kannte, wird nicht in Gefahr sein, der Unterwürfigkeit wieder zu verfallen. Wenn die Menschen erst einmal den Verdacht haben, dass ihr Führer ein Phantom *ist*, wird der nächste Schritt darin bestehen, sich nicht länger führen zu lassen, und ein jeder leitet sich dann selber im

* William Cecil (1520–1598) führte über den Zeitraum von vierzig Jahren die Regierungsgeschäfte für Königin Elizabeth I.

** Shakespeare: *Hamlet*, I. Aufzug, 4. Akt.

*** [?] bezeichnet im Original fehlendes Wort.

Lichte von so viel Wissen, wie er sich durch unvoreingenommene Erfahrungen aneignen kann.

Wir waren immer schon ein vom Adel besessenes Volk, was erklären könnte, warum wir auf so eigenartige Weise ein von der Schicklichkeit besessenes Volk sind. Nicht unser eigenes Glück noch das Glück anderer scheint das Ziel unseres Lebens zu sein, solange es sich nicht zufällig als Begleiterscheinung unseres angestrengten Bemühens ergibt, einer Norm des Rechten und der Pflicht zu entsprechen, wie sie von irgendeinem der Sektoren aufgestellt wurde, in die die Gesellschaft eingeteilt ist wie ein Netz – um Gimpel zu fangen.

Wer sind die Leute, die am meisten darüber reden, dass sie ihre Pflicht tun? Immer diejenigen, die nicht um alles in der Welt eine verständliche Pflichtenlehre entwickeln könnten? Menschen, die man prinzipientreu nennt, sind oft die prinzipienlosesten Menschen auf der Welt, wenn man unter Prinzip die einzige sinnvolle Bedeutung des Wortes versteht, die Übereinstimmung des Verhaltens eines Individuums mit den Überzeugungen dieses Individuums, zu denen es aus eigener Kraft gelangt ist. Konzediert man diese Definition von Prinzip, dann müsste eigentlich Exzentrizität ein Prima-facie-Beweis* für das Vorhandensein von Prinzipien sein. So verhält es sich jedoch keineswegs, bringt doch »das ist eigenartig, deshalb ist es falsch« die Einstellung der Gesellschaft zum Ausdruck, wohingegen diejenigen, die als prinzipientreue Menschen par excellence von ihr ausgezeichnet werden, fast ausnahmslos die Sklaven irgendwelcher Dikta sind. Ihnen wurde beigebracht und sie wurden daran gewöhnt, zu denken, dass dies oder jenes richtig sei – die anderen halten dies oder jenes für richtig – also muss es richtig sein. Das ist die Logik der anständigen Menschen auf der Welt, und wenn sich herausstellen sollte, wie es oft geschieht, dass ihr Richtig unstreitig falsch ist, können sie als Entschuldigung jene guten Absichten anführen, die ein höchst rutschiges und unebenes Pflaster abgeben.

Ihnen allen würden wir sagen, denke selbständig und handle selbständig, aber ob du nun die Kraft zu dem einen oder dem anderen hast, versuche nicht, die aufrichtige Meinungsäußerung der anderen zu verhindern oder sie ihnen gar zu verübeln.

Wäre der Geist der Toleranz überall anzutreffen, wäre der Name Toleranz unbekannt. Der Name impliziert die Existenz ihres Gegenteils. Toleranz kann

---

* Beweis des ersten Anscheins.

nicht einmal zu den seltsam benannten »negativen Tugenden« gezählt werden; solange wir uns noch bewusst sein können, dass wir etwas tolerieren, muss ein Rest von *Intoleranz* geblieben sein – nicht tugendhaft zu sein lässt es doch auch zu, nicht böse zu sein: Das trifft hier nicht zu – nicht großherzig zu sein heißt hartherzig sein. Tolerieren heißt sich ungerechtfertigter Einmischung enthalten, eine Haltung, die gewiss eines Tages keinen Platz mehr in einem Tugendkatalog finden wird. Gegenwärtig wird der Geist der Toleranz jedoch leider von vielen nicht einmal verstanden, »Die Art von Gnade weiß von Zwang«*, und durch die Erziehung zu deren Gegenteil, wie sie die meisten von uns erhalten, wird sie, falls sie je erreicht wird, eine lobenswerte Fähigkeit statt eine nicht bewusste und nahezu instinktive Gegebenheit.

»Übelreden, Lügen und Verleumden«, wie es der Katechismus formuliert, wird von einem jeden für etwas Schlechtes gehalten. Doch wie viele schrecken nicht vor dem Übelreden zurück, solange sie das Lügen und Verleumden vermeiden können – und machen aus dem, was sie »Wahrheit« nennen, eine Hülle, um eine Vielzahl von Vergehen zu verbergen. »Die Wahrheit muss nicht jederzeit gesagt werden« lautet die vulgäre Maxime. Wir möchten, dass die Wahrheit, und wenn möglich die ganze Wahrheit, gewiss nichts als die Wahrheit überall gesagt und ihr gemäß gehandelt wird. Aber wir werden niemals die wichtige Tatsache aus den Augen verlieren, dass, was dem einen als Wahrheit, dem anderen als Unwahrheit gilt. Dass kein Mensch je das Denken eines anderen Menschen gänzlich verstehen konnte oder je verstehen wird. Es wäre wahrscheinlich unmöglich, zwei Menschen zu finden, die gewohnt sind, selbständig zu denken, deren Gedanken über denselben Gegenstand in ihrer sprachlichen Formulierung identisch wären. Wer wollte behaupten, dass exakt dieselbe Gedankenfolge einem anderen durch die Worte vermittelt wird, die einem selbst seine Gedanken vollkommen darzustellen scheinen? Wahrscheinlich modifizieren jederzeit zahllose Schattierungen von Mannigfaltigkeit das Begreifen eines jeden Gedankenausdrucks, und für diese Mannigfaltigkeit bieten die Mängel der Sprache kein Maß und die Unterschiede der Gliederung keinen Beweis. Was für eine Lektion in Toleranz beinhaltet für einen ehrlichen Menschen dieses Wissen! Für diesen gibt es kein lebendiges Herz und Hirn, das nicht wie der Planet ist, von dem es heißt »Kein Höhenmaß hat seinen Wert erwogen«, und indem er fühlt, »eine Be-

* Shakespeare: *Sonett 116.*

rührung der Natur macht die ganze Welt verwandt«[*], entdeckt er etwas Bewundernswertes in allen und etwas Anziehendes und Anerkennenswertes in jedem. Ziehen wir das in Erwägung, verstehen wir, dass

Alle Gedanken, alle Glaubensbekenntnisse, alle Träume sind wahr,
Alle Visionen, auch die, die wild und seltsam sind

für diejenigen, die an sie glauben, denn wir müssen schließlich zu diesem schönen Wort des Dichterphilosophen kommen,

Der Mensch ist sich selbst das Maß aller Wahrheit.[**]

Dieselbe Bedeutung hat der ebenso moralische wie tiefe Gedanke, der oft unterschiedlich formuliert wurde, wobei aber die universelle Praxis dieser Welt beweist, dass er nicht verstanden wurde: »Toute la moralité de nos actions est dans le jugement que nous en portons nous-mêmes«[***] – »gefährlich« werden wohl die blinden Gefolgsleute der Art von Gewissen sagen, die das genaue Gegenteil von Bewusstsein ist; würden die Menschen doch nur diese Art von Gewissen aufgeben, das auf Konformität beruht, sie würden dann feststellen, dass das sich an seinen Folgen erweisende Urteil eines aufgeklärten Bewusstseins die Stimme Gottes ist:

Unsere Taten sind unsere Engel, ob gut, ob böse,
Unsere schicksalhaften Schatten, die noch mit uns wandeln,[****]

und um sie zu angenehmen Begleitern zu machen, müssen wir uns nicht nur des Irrtums entledigen, sondern auch der moralischen Quellen, denen er entspringt. Da das Studium des Denkens anderer der einzige Weg ist, unser eigenes wirksam zu verbessern, ist das Bemühen, einer vollkommenen Kenntnis eines anderen Geistes und dem Einklang damit so nahe wie möglich zu kom-

---

* Shakespeare: *Troilus und Cressida*, III. Aufzug, 3. Akt.

** Die Zeilen stammen von dem Dichter Alfred Lord Tennyson (1809–1882).

*** »Die ganze Moralität unserer Handlungen beruht auf dem Urteil, welches wir uns selbst über dieselben bilden.« Jean-Jacques Rousseau: *Emil oder Über die Erziehung, Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars*.

**** Die Zeilen stammen von dem Dramatiker John Fletcher (1579–1625).

men, die Triebfeder und die Nahrung aller Vortrefflichkeit von Herz und Verstand. In diesem Zusammenhang scheint der Unterschied zwischen Natur- und Moralwissenschaft eine wichtige Rolle zu spielen: Während der Grad an Vollkommenheit, den die erstere erreicht hat, durch die fortschreitende Vollständigkeit und Genauigkeit ihrer Gesetze charakterisiert ist, befindet sich letztere in einem Zustand, in dem sie entschieden darauf drängt und es ihr am zuträglichsten ist, über alle Klassifizierungen hinauszugehen mit Ausnahme der umfassendsten und universellsten Prinzipien. Die Moralwissenschaft sollte eher eine Kunst genannt werden: Etwas zu ihrer Verbesserung beizutragen steht in der Macht eines jeden, denn ein jeder kann zumindest seine eigene wahrheitsgetreue Seite ins Buch der menschlichen Geschichte einbringen und darin einwilligen, dass keine Seite einer anderen gleicht.

Würde ein jeder nur die Schönheit und das Gute suchen, was in jedem Gegenstand zu finden ist, und gelassen vorbeigehen an Mängeln, wo sie nicht zu übersehen sind – dann würde das Böse zwar nicht aufhören zu existieren, aber es würde gewiss erheblich geschwächt werden, denn die halbe Macht des äußeren Bösen lässt sich durch innere Stärke zunichtemachen, und die halbe Schönheit äußerer Gegenstände zeigt sich durch das innere Licht. Der Geist im Zustand der Bewunderung ist wie eine reflektierende Fläche, die zwar die Lichtstrahlen empfängt und durch sie erhellt wird, aber einen erhöhten Glanz zurückgibt; die kritische Einstellung dagegen ist das teilnahmslose Medium, das nicht umhin kann, die Sonnenstrahlen [?][2], aber sie weder übermitteln noch intensivieren kann. Es ist ja tatsächlich viel einfacher, die Fehler und Defekte der Dinge wahrzunehmen als das Gute an ihnen, und zwar aus demselben Grund, warum wir Entbehrungen schneller bemerken als Freuden. Das Leiden ist ja die Ausnahme gegenüber dem umfassenderen Normalfall des Guten und tritt deshalb deutlich und anschaulich hervor. Die kritisch Gesinnten sollten sich daran erinnern, dass die Angewohnheit, auf Unzulänglichkeiten zu achten, bevor wir auf Schönheiten achten, ja schon an sich die Menge der letzteren verringert.

Wer im richtigen Geiste einen Fehler bemerkt, wird gewiss auch etwas Schönes finden. Wer das eine zu würdigen weiß, weiß auch das andere am besten zu beurteilen. Die Fähigkeit selbst zu schweren Irrtümern beweist die Fähigkeit zu einem proportionalen Guten. Denn wenn etwas ein Naturgesetz genannt werden kann, dann scheint es das folgende zu sein, dass nämlich eine Kraft jeglicher Art eine instinktive Neigung zum Guten hat.

Wir glauben, dass ein Kind in guter körperlicher Verfassung, das nie von Bösem gehört hätte, aufgrund seiner natürlichen Veranlagung nicht wissen würde, dass Böses in der geistig-seelischen oder moralischen Welt existiert. Wir würden den Kindern nur Beispiele für das Gute und Schöne vor Augen führen, und unser entschiedenstes Bemühen sollte der Verhinderung persönlicher Nachahmung gelten. Der Geist der Nachahmung in der Kindheit und der der Konkurrenz im Mannesalter sind die ergiebigsten Quellen von Selbstsucht und Leid. Sie sind Teil des Konformitätsdrucks, der eines jeden einzelnen Menschen Vorstellung von Tugend und Glück einem Vergleich aussetzt mit einer allgemein anerkannten Art, tugendhaft und glücklich zu sein. Aber das ist nicht das Credo der Gesellschaft, denn die Gesellschaft verabscheut die individuelle Wesensart. Sie fordert das Opfer von Körper, Herz und Verstand. Das ist das Resümee ihrer Kardinaltugenden: wären doch diese Tugenden auch nur annähernd so ausgestorben wie die Würdenträger, die ihre Namenspatrone sind.

In unserer Gegenwart wird das Thema Sozialmoral auf höchst beklagenswerte Weise vernachlässigt. Es ist ein Thema, das alle so sehr betrifft und doch so von Vorurteilen bedrängt wird, dass schon die Annäherung daran schwierig ist, wenn nicht gar gefährlich. Aber von wachen Sinnen wird »Donner aus der Ferne gehört«*, und wir sind der festen Überzeugung, dass es nicht vieler Jahre bedarf, bis die Erklärung der entscheidenden moralischen Paradoxa, von denen die Gesellschaft von allen Seiten eingeengt ist, von den scharfsinnigsten Köpfen der Zeit vorgetragen und von der weise gewordenen Menge ehrfurchtsvoll empfangen wird. Unterdessen tun die etwas, die auch in sehr kleinen Kreisen oder auch in sehr bescheidener Gestalt den Mut haben, das Böse, das sie erkennen, als solches zu bezeichnen.

---

* Vgl. William Blake, *Prologue to King John*.

3. Schriften über Frauenrechte

von Harriet Taylor und John Stuart Mill

(1847–1850)

Übersetzung von Florian Wolfrum

1. Frauenrechte – mit besonderer Berücksichtigung des Wahlrechts – von einer Frau – Queen Victoria gewidmet*

In den menschlichen Angelegenheiten und Ideen gehen ständig zahlreiche progressive Veränderungen vor sich, die sich aufgrund ihrer Langsamkeit der Wahrnehmung unreflektierter Menschen entziehen. Da jeder der aufeinanderfolgenden Schritte zu seiner Ausführung einer ganzen Generation oder mehrerer Generationen bedarf und dann nur ein einziger Schritt ist, verbleiben Dinge, die in Wirklichkeit sehr veränderlich sind, eine hinlängliche Zeitspanne ohne sichtbaren Fortschritt, um von der Mehrheit der Zeitgenossen fälschlich für dauernde und unbewegliche Dinge gehalten zu werden – und nur durch Betrachtung einer langen Reihe von Generationen kann man sehen, dass sie sich in Wirklichkeit immer bewegen und immer in dieselbe Richtung.

Bemerkenswert ist, dass dies gerade im Hinblick auf Privilegien und Ausschlüsse der Fall ist. In jeder Generation stellt sich der Großteil der Menschheit vor, dass alle Privilegien und alle Ausschlüsse, die zum gegebenen Zeitpunkt aufgrund von Gesetzen oder Gewohnheiten existieren, natürlich, passend und angemessen, sogar notwendig sind, außer solchen, bei denen sich der Kampf, der ihnen ein Ende bereitet, gerade zu dieser Zeit zufällig auf seinem krisenhaften Höhepunkt befindet – was selten bei mehr als einer Menge oder Klasse von ihnen zur gleichen Zeit geschieht. Doch wenn wir die gesamte Geschichte zur Betrachtung heranziehen, erkennen wir, dass ihr ganzer Verlauf darin besteht, sich von Privilegien und Ausschlüssen zu befreien. Vormals war alles Privileg und Ausschluss. Es gab keine Person oder Klasse von Personen, die nicht von einer Markierungslinie umgeben waren, die sie keinesfalls übertreten durften. Es gab keine Funktion oder Tätigkeit in der Gesellschaft, die hinreichend erwünscht war, um für schützenswert erachtet zu werden, und die

* Victoria (1819–1901) war von 1837 bis 1901 die Königin des Vereinigten Königreichs. Die Textfragmente waren Vorarbeiten für das 1851 erschienene Essay *Über Frauenemanzipation* von Harriet Taylor. Der Titel des ersten Fragments sowie zahlreiche Ergänzungen und Korrekturen zeigen Harriet Taylors Handschrift, die restlichen Titel, mit Ausnahme der ergänzten Überschrift zum 5. Abschnitt, sind in Mills Handschrift und signalisieren den gemeinschaftlichen Schaffensprozess, wie er auch für andere Werke typisch ist.

nicht strikt auf eine umschriebene Klasse oder Körperschaft von Personen beschränkt war. Einige Funktionen waren auf bestimmte Familien beschränkt, einige auf bestimmte Zünfte, Körperschaften oder Gesellschaften. Wer sich in der Vergangenheit nur ein wenig auskennt, weiß, dass Privileg und Ausschluss nicht nur in der Tat die allgemeine Regel waren, sondern dass sie allein mit den Ideen der Menschheit übereinstimmten. Wenn an irgendeine öffentliche oder private Handlung oder Beschäftigung gedacht wurde, schien es jedermann natürlich, dass es einige Personen geben sollte, denen es erlaubt wäre, die Handlung auszuführen oder der Beschäftigung nachzugehen, und andere, denen es nicht erlaubt wäre. Die Menschen haben nie daran gedacht, der Frage nachzugehen, warum es so sein sollte oder was in der Natur des jeweiligen Falles danach verlangte. Die Menschen fragen selten nach Gründen für das, was sich in Übereinstimmung mit dem ganzen Geist dessen befindet, wovon sie sich umgeben sehen, sondern nur für das, was sich mit diesem Geist nicht verträgt. Selbst körperliche Freiheit, das Recht, seine eigene Arbeit zu seinem eigenen Vorteil zu verwenden, war einst ein Privileg, und die große Mehrheit der Menschheit war von ihm ausgeschlossen. Das erscheint den Menschen unserer Zeit monströs unnatürlich, Menschen früherer Zeiten erschien es als das Natürlichste überhaupt. Nur ganz allmählich befreite man sich davon, durch viele Zwischenstadien von Sklaverei, Leibeigenschaft etc. hindurch. Wo es das nicht gab, gab es das System der Kasten, und das erscheint uns zutiefst unnatürlich, den Hindus jedoch so zutiefst natürlich, dass sie es noch immer nicht aufgegeben haben. Bei den frühen Römern hatten Väter die Macht, ihre Söhne hinzurichten oder sie in die Sklaverei zu verkaufen – dies schien ihnen vollkommen natürlich, uns dagegen äußerst unnatürlich. Land als Eigentum zu besitzen war im gesamten feudalen Europa das Privileg eines Adligen. Dies wurde nur allmählich gelockert, und in Deutschland gibt es noch immer viel Land, das nur vom Adel besessen werden kann. Bis zur Reformation war es das exklusive Privileg einer besonderen Klasse von Männern, Religion zu unterrichten, sogar die Bibel zu lesen war ein Privileg. Diejenigen, die zur Zeit der Reformation lebten und sie übernahmen, sahen diesen Fall von Privileg und Ausschluss nicht länger ein, stellten andere deshalb aber nicht in Frage. Auf dem ganzen Kontinent waren politisches Amt und militärischer Rang exklusive Privilegien eines Geburtsadels, bis die Französische Revolution diese Privilegien vernichtete. Handel und Berufe haben beinahe überall aufgehört, Privilegien zu sein. Daher ist ein Ausschluss

nach dem anderen verschwunden, bis das Privileg aufhörte, die allgemeine Regel zu sein, und seitdem immer mehr dazu neigt, die Ausnahme zu werden. Es scheint nun nicht mehr selbstverständlich, dass es einen Ausschluss geben sollte, sondern es wird zugestanden, dass Freiheit und Zugänglichkeit vorherrschen sollten, wo immer es keinen besonderen Grund gibt, sie zu begrenzen. Wer bedenkt, was für eine enorme Veränderung dies gegenüber primitiven Anschauungen und Gefühlen ist, wird es für nichts Geringeres halten als den allerwichtigsten Fortschritt, der bisher in der menschlichen Gesellschaft gemacht wurde. Es ist nichts Geringeres als der Beginn der Herrschaft des Rechts, oder wenigstens ihre erste Morgenröte. Es ist die Einführung des Grundsatzes, dass Unterschiede und Ungleichheiten in den Rechten nichts an sich Gutes sind und nicht bestehen sollten, wenn es keine besondere Berechtigung dafür gibt, die auf dem höchsten Gut der ganzen Gemeinschaft gegründet ist, Privilegierte und Ausgeschlossene zusammengenommen.

Wenn man bedenkt, wie langsam diese Veränderung stattgefunden hat und wie jungen Datums sie ist, wäre es überraschend, wenn viele Ausschlüsse nicht mehr existierten, die ganz und gar nicht die Probe bestehen würden, die auf sie anzuwenden bis vor kurzem noch niemandem eingefallen ist. Die Tatsache, dass ein bestimmter Ausschluss existiert und bisher existiert hat, berechtigt in einem solchen Fall nicht zu der Annahme, dass er existieren sollte. Wir dürfen eher vermuten, dass er ein Relikt dieses vergangenen Zustands ist, in dem Privileg und Ausschluss die allgemeine Regel waren. Dass die Anschauungen der Menschheit dem noch kein Ende gemacht haben, berechtigt nicht zu der Annahme, dass sie es nicht tun sollten oder dass sie es in Zukunft nicht tun werden.

Wir schlagen vor, zu untersuchen, inwiefern dies auf eines der bedeutendsten noch bestehenden Fälle eines Privilegs zutreffen könnte, das Privileg des Geschlechts, und zu bedenken, ob die bürgerlichen und politischen Benachteiligungen von Frauen eine bessere Grundlage in der Gerechtigkeit oder dem Interesse der Gesellschaft haben als irgendeiner der anderen Ausschlüsse, die nach und nach verschwunden sind.

Zuallererst ist zu bemerken, dass die Benachteiligungen von Frauen exakt von der Art sind, auf deren Überwindung die moderne Zeit am meisten stolz ist – Benachteiligungen von Geburt. Es ist der Stolz Englands, dass, wenn auch einige Personen durch Geburt privilegiert sind, wenigstens keine durch

sie ausgeschlossen werden – dass jeder zum Peer* aufsteigen kann oder zum Parlamentsmitglied oder zum Minister – dass der Weg zur Auszeichnung auch dem Niedrigsten nicht verschlossen ist. Aber er *ist* unumstößlich verschlossen für Frauen. Eine Frau wird ausgeschlossen geboren und kann sich durch keine Anstrengung von ihren Benachteiligungen befreien. Das macht ihren Fall zu einem absolut sonderbaren im modernen Europa. Er ähnelt dem des Negers in Amerika und ist noch schlimmer als einstmals der des Bürgerlichen in Europa, denn *er* konnte ein Adelspatent erhalten oder vielleicht kaufen. Die Ausschlüsse von Frauen sind die einzigen untilgbaren.

Eine weitere Sonderbarkeit in diesem Fall ist, dass die ausgeschlossenen Personen von derselben Rasse, demselben Blut, denselben Eltern sind wie die privilegierten und sogar gemeinsam mit ihnen aufgezogen und ausgebildet worden sind. Es gibt keine Ausreden, die sich auf ihre Zugehörigkeit zu einer anderen Gesellschaftsklasse gründen würden. Die Ausgeschlossenen haben die gleichen Vorteile der Erziehung und der sozialen Kultur wie die Zugelassenen, und sie haben die gleichen Bildungsvorteile jeder Art oder könnten sie haben.

Vor allen Dingen ist es nötig, gegen eine Denkweise über das Thema der politischen Ausschlüsse zu protestieren, die, auch wenn sie weniger verbreitet ist, als sie einmal war, immer noch sehr verbreitet ist: nämlich dass ein Verbot, ein Ausschluss, eine Benachteiligung an sich kein Übel oder Grund zur Klage sei. Dies ist die Meinung vieler ernst zu nehmender, würdevoller Menschen, die glauben, dass sie sich durch ihre Äußerung als gesund, klug und rational erweisen und über Unsinn und Sentimentalität stehen. Wo ist der Grund zur Klage, sagen sie, wenn man nicht als Wähler zugelassen ist? Was hätte man davon, wenn man ein Wähler wäre? Warum sollte man wünschen, einer zu sein? Sie verlangen immer, dass man auf einen bestimmten Verlust oder ein Leiden verweist, eine faktische Unannehmlichkeit, die einem durch das, worüber man sich beklagt, zugefügt wird. Diese Sorte von Personen sind Feinde der Freiheit jeder Art. Sie sagen zu denen, die sich beschweren: Habt ihr nicht genug Freiheit? Was wollt ihr über das hinaus, was ihr zum gegenwärtigen Zeitpunkt schon habt? Eigenartigerweise denken sie, dadurch besondere Klugheit und Nüchternheit zu zeigen. Es ist allerdings eine Lehre, die sie nicht gern auf ihre eigenen Freiheiten anwenden. Angenommen, es würde ein Ge-

* Angehöriger des britischen Hochadels und Mitglied des House of Lords.

setz erlassen, das es ihnen verbieten würde, jemals die Britischen Inseln zu verlassen, und auf ihre Beschwerde hin würde ihnen geantwortet: Ist Großbritannien nicht groß genug für euch? Sind England, Schottland und Irland nicht schöne Länder? Gibt es dort nicht Vielfalt genug für jeden vernünftigen Geschmack? Warum wollt ihr ins Ausland gehen? Euer Platz ist zu Hause. Eure Pflichten sind hier. Ihr habt keine Pflichten im Ausland zu erfüllen, ihr seid kein Matrose, Händler oder Botschafter. Bleibt zu Hause. – Würden sie da nicht sagen: »Mein guter Freund, es ist möglich, dass ich niemals den Wunsch verspüren werde, ins Ausland zu reisen, oder dass, wenn ich es wünschte, es nicht ratsam wäre; aber das gibt dir kein Recht zu sagen, ich *dürfe* nicht ins Ausland reisen. Es ist eine Ungerechtigkeit und eine unzulässige Härte, wenn mir gesagt wird, dass, wenn ich zu reisen wünschte, es mir nicht erlaubt würde. Vermutlich werde ich mein ganzes Leben in diesem Haus verbringen, aber das ist etwas ganz anderes, als darin eingesperrt zu sein.« Was nach Meinung dieser Leute (die ihre Ansichten für klug halten, weil sie beschränkt sind) vom Leben eines jeden, mit Ausnahme ihrer selbst, ohne Schaden abgetrennt werden kann, ist genau das, was den hauptsächlichen Wert des Lebens ausmacht. Sie glauben, dass man nichts verliert, solange man nicht daran gehindert wird, zu haben, was man hat, und zu tun, was man tut; jedoch besteht der Wert des Lebens nicht in dem, was man hat oder tut, sondern was man haben könnte oder tun könnte. Freiheit, Macht und Hoffnung machen den Zauber der Existenz aus. Wenn es einem äußerlich gut geht, erachten sie es für unbedeutend, die Hoffnung abzuschneiden, die Bereiche des Möglichen zu verschließen, zu sagen, dass man keine Laufbahn, nichts Aufregendes haben dürfe, dass weder der Zufall noch eigene Anstrengungen jemals aus einem mehr oder etwas anderes machen dürfen, als man gegenwärtig ist. Das ist im Wesentlichen die Auffassung von Leuten, die Gesetze für andere erlassen. Niemand erlässt derartige Gesetze für sich selbst. Wenn es sie selbst betrifft, haben alle das Gefühl, dass es genau dieses *inconnu** ist, das Unbegrenzte, von dem abgeschnitten zu werden unerträglich wäre. Sie wissen, dass es nicht die Sache ist, die sie gern tun, sondern die Macht, zu tun, was sie möchten, die für sie den Unterschied zwischen Zufriedenheit und Unzufriedenheit ausmacht. Jeder bewertet für sich selbst seine Lage je nach der Freiheit, die sie gewährt; doch dieselben Leute glauben, dass Freiheit genau das ist, was man bei anderen Menschen

* Unbekannte.

beschneiden könne, ohne ihnen unrecht zu tun. Ihr Grund zur Klage, glauben sie, ist bloß ideal; doch wenn es sie selbst betrifft, finden sie, dass diese idealen Gründe zur Klage zu den realsten überhaupt gehören.

»Die der Frau angemessene Sphäre ist das häusliche Leben.« Lässt man das Wort »angemessen« weg, das voraussetzt, was doch gerade in Frage steht, was bedeutet diese Behauptung dann? Dass keine Frau für irgendwelche anderen sozialen Funktionen qualifiziert ist als die des häuslichen Lebens? Das wäre kaum haltbar angesichts der Tatsache, dass es nicht nur zahlreiche Frauen gibt, die sich als Schriftstellerinnen hervorgetan haben, sondern auch, dass es eine große Zahl hervorragender Herrscherinnen gab – nicht nur in Europa, sondern auch im Fernen Osten, wo Frauen in Zenanas* gesperrt werden. Die Behauptung kann daher nur bedeuten, dass ein großer Teil der Menschheit sich hauptsächlich häuslichen Verrichtungen widmen muss, der Aufzucht der Kinder etc., und dass diese Art der Beschäftigung besonders passend für Frauen ist. Messen wir diesem Argument den Wert bei, den es hat: Hält man es in anderen Fällen für notwendig, einer Vielzahl von Menschen von ihrer Geburt an eine ausschließliche Beschäftigung zuzuweisen, aus Furcht, dass es nicht genug Menschen oder nicht genug qualifizierte Menschen gäbe, die sie ausfüllen könnten? Es ist notwendig, dass es Kohlenträger, Pflasterer, Pflüger, Matrosen, Schuhmacher, Schreiber und so weiter gibt, aber ist es deshalb notwendig, dass Menschen zu all diesen Dingen *geboren* sein sollten und ihnen nicht erlaubt sein sollte, diese bestimmten Beschäftigungen aufzugeben? Mehr noch, ist es notwendig, dass Menschen, weil sie Schreiber oder Schuhmacher sind, keine Gedanken oder Meinungen über das Schreiben oder Schuhmachen hinaus haben sollten? Denn diese Konsequenz hat es, ihnen das Wählen zu verweigern.

Den Tätigkeiten von Männern, für wie vereinnahmend man sie auch hält, sagt man nicht nach, dass sie sie weniger interessiert an der guten Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten machen oder weniger berechtigt, ihren Anteil an der Beeinflussung dieser Angelegenheiten durch ihre Stimmabgabe geltend zu machen. Man nimmt nicht an, dass niemand außer unbeschäftigten Menschen ein Stimmrecht haben sollte. Ein Schuhmacher, ein Tischler, ein Bauer hat das Stimmrecht. Diejenigen, die sagen, dass ein Straßenkehrer

---

* Wohnbereich von Frauen, zu dem Fremde keinen Zutritt haben (vor allem in Indien bei Muslimen und Hindus).

oder Kohlenträger *kein* Stimmrecht haben sollte, sagen dies nicht aufgrund seines Berufs, sondern aufgrund seiner Armut oder mangelnden Bildung. Dieser Ausschlussgrund sollte für ein Geschlecht ebenso weit zulässig sein wie für das andere. Wenn einer Klasse von Männern das Wahlrecht zugebilligt wird, sollte es die gleiche Klasse von Frauen auch haben.

Wenn der gewöhnliche Beruf einer Frau, ob er nur *für* sie oder *von* ihr gewählt wurde, die Verwaltung der Familie ist, dann wird sie von diesem Beruf durch die Stimmabgabe bei einer Wahl nicht mehr abgelenkt, als ihr Nachbar dadurch von seinem Laden oder seinem Amt abgelenkt wird.

Die Empfindung jedoch, die in Sätzen wie »Die der Frau angemessene Sphäre ist das Privatleben« oder »Frauen haben nichts mit Politik zu tun« zum Ausdruck kommt, ist, glaube ich, nicht so sehr eine Empfindung, die Frauen als Frauen betrifft, als eine Empfindung gegenüber jedem neuen und unerwarteten Anwärter auf politische Rechte. Besonders in England gibt es immer eine missgünstige Empfindung gegenüber allen Personen, die unerwartet eine Meinung zu politischen Fragen vorbringen, oder zu allen Fragen, die nicht ihr eigenes Spezialgebiet betreffen. Es gibt immer die Neigung zu sagen: Was geht Sie das an? Wenn Leute hören, dass ihre Verkäufer oder ihre Arbeiter sich mit Politik beschäftigen, geht mit dieser Bemerkung beinahe immer eine Empfindung der Ablehnung einher. Es scheint, als wären die Menschen darüber verärgert, mehr Personen als erwartet in der Lage zu finden, ihnen in dieser Angelegenheit die Stirn zu bieten. Männer hegen dieselbe Empfindung gegenüber ihren Söhnen, sofern die Söhne nicht bloße Echos ihrer eigenen Meinung sind; und wenn ihre Ehefrauen und Töchter dasselbe Privileg beanspruchen würden, erführen sie eine weitere unangenehme Empfindung von einer Seite, von der sie sie nicht erwartet hätten.

Die Wahrheit ist, dass jeder die Empfindung hat, dass Klassen ebenso wie Individuen, sobald sie eine eigene Meinung haben, mühevoller und schwerer zu beherrschen sind; und jeder ist sich dessen bewusst, in allen Fällen außer seinem eigenen, dass der intrinsische Wert der Meinung sehr selten einen angemessenen Gegenwert darstellt. Aber das ist nichts weiter als das, was Minister eines despotischen Monarchen gegenüber der öffentlichen Meinung überhaupt empfinden. Es ist ein genaues Bild des Bewusstseinszustands Metternichs. Bei ihm ist es weitaus folgerichtiger. Er sagt, oder würde sagen: Überlasse die Politik denen, deren Geschäft sie ist. Doch diese anderen Leute sagen: Nein, einige, deren Geschäft sie eigentlich nicht ist, können und sollten

eigenartigerweise eine Meinung darüber haben, aber andere, Arbeiter zum Beispiel und Frauen, sollten sie nicht haben. Anhänger der konstitutionellen Regierungsform und Liberale haben gegen Metternich recht, aber nur aus Gründen, die beweisen, dass sie gegen die, die sie ausschließen würden, im Unrecht sind. Metternich ist im Unrecht, denn wenn nur diejenigen, die Politik zu ihrem Geschäft machen, Meinungen hätten und ihre Stimme abgeben könnten, wäre der ganze Rest blind diesen professionellen Politikern ausgeliefert. Dieses Argument ist gut gegen jedweden Ausschluss, insbesondere jeder Klasse oder Art von Personen. Es ist ein sehr großes Übel, wenn irgendein Teil der Gemeinschaft politisch wehrlos gehalten wird. Um es in irgendeinem Fall zu rechtfertigen, muss gezeigt werden, dass noch größere Übel daraus entstehen würden, würde man die Klasse mit Meinungen und Stimmrecht ausstatten. Möglicherweise lässt sich zu Recht behaupten, dass das die Folge *wäre*, wenn man den sehr ungebildeten oder gar in manchen Fällen den sehr armen Leuten das Stimmrecht verleihen würde. Aber es ist unmöglich, zu zeigen, dass irgendwelche Übel daraus erwachsen würden, wenn man Frauen desselben sozialen Rangs, wie ihn die stimmberechtigten Männer innehaben, zuließe.

Einwand: »Man hätte unablässige häusliche Diskussionen.« Wenn Menschen nicht unterschiedlicher Meinungen über irgendeine wichtige Angelegenheit sein und weiterhin imstande sein können, ohne Streitereien zusammenzuleben, dann ist das eine Verdammung der Ehe, wie sie vollständiger nicht sein könnte: Denn wenn das so ist, können zwei Menschen überhaupt nicht zusammenleben, solange nicht einer von ihnen eine bloße Null ist, allen Willen und alle Meinung aufgibt und in die Hände des anderen legt, und die Ehe ist nur für Tyrannen und Niemande geeignet.

Doch die Behauptung ist falsch. Leben nicht verheiratete Leute in völliger Harmonie zusammen, obwohl sie verschiedene Meinungen und sogar Empfindungen hegen über Dinge, die das Zuhause viel mehr betreffen, als das die Politik für die meisten Menschen tut? Geschieht es zum Beispiel nicht oft, dass sie verschiedener Meinung bezüglich der Religion sind? Und haben sie nicht ständig verschiedene Meinungen oder Wünsche bezüglich unzähliger Privatangelegenheiten, ohne zu streiten? Menschen, deren Wohlergehen unvereinbar damit ist, dass die Person, mit der sie leben, in politischen oder religiösen Fragen anders denkt, werden, wenn sie überhaupt heiraten, meist eine Person heiraten, die entweder keine Meinungen oder dieselbe Art von

Meinungen wie sie selbst hat. Außerdem verhindert man, indem man Frauen von politischen Meinungen abschreckt, nur unabhängige, uneigennützige Meinungen. Keine politischen Meinungen zu haben bedeutet für eine Frau praktisch, die politischen Meinungen zu haben, die dem finanziellen Interesse oder der sozialen Eitelkeit der Familie dienen. Wenn ehrliche Meinungen auf beiden Seiten zur Zwietracht zwischen Verheirateten führen, wird es dann keine Zwietracht geben zwischen einem Mann, der eine Meinung und ein Gewissen in politischen Fragen hat, und einer Frau, die sieht, dass das, was sie für die Interessen der Familie hält, dem geopfert wird, was ihr eine gleichgültige Angelegenheit zu sein scheint? Abgesehen davon ist der Bürgersinn des Mannes selten stark genug, um sich lange gegen den Widerstand der Frau zu behaupten, insbesondere wenn sie ihm wirklich etwas bedeutet. Wenn Frauen und Männer nun wirklich zusammenleben und füreinander die vertrautesten Gefährten sind (was sie in den antiken Republiken nicht waren), können und werden Männer niemals patriotisch oder von Bürgersinn erfüllt sein, solange es die Frauen nicht auch sind. Menschen können nicht lange eine höhere Gestimmtheit der Empfindung aufrechterhalten als die ihrer bevorzugten Gesellschaft. Die Ehefrau ist der leibhaftige Geist des Familienegoismus, solange sie sich nicht daran gewöhnt hat, Gefühle einer größeren und großzügigeren Art zu kultivieren; wenn sie das aber getan hat, machen sie ihre (im Allgemeinen) größere Empfänglichkeit für Gefühle und ihr empfindlicheres Gewissen zur großen Anregerin dieser nobleren Empfindungen in den Männern, mit denen sie sich zu verbinden gewohnt ist.

Ein Teil der Empfindung, die viele Männer die Idee politischer Frauen *ablehnen* lässt, ist, glaube ich, die Vorstellung, dass die Politik überhaupt ein notwendiges Übel ist, eine Quelle von zänkischen und unfreundlichen Gefühlsregungen, und dass deren Wirkungsbereich so weit wie möglich begrenzt werden sollte und insbesondere das Zuhause und der gesellige Verkehr von ihnen frei und so weit wie möglich unter dem Einfluss von Gegenkräften zu denen der Politik gehalten werden sollte. Aufgrund dieser Sicht der Dinge könnte man zu der Vorstellung gelangen, die Gefahr der heutigen Zeit sei die einer zu großen politischen Ernsthaftigkeit: dass die Menschen allgemein so starke Gefühle bezüglich der Politik hegten, dass starke Vorkehrungen nötig wären, um sie im Zaum zu halten, damit sie nicht darüber streiten, sobald sie sich treffen. Wir wissen jedoch, dass es eine Tatsache ist, dass Menschen im Allgemeinen ein ziemlich lauwarmes Verhältnis zur Politik haben, ausge-

nommen, wenn ihre persönlichen Interessen oder die soziale Position ihrer Klasse auf dem Spiel stehen, und wenn das der Fall ist, haben Frauen bereits ebenso starke politische Empfindungen wie Männer. Und dieser Wunsch, die höheren Interessen der Menschheit davor zu bewahren, dass man über sie nachdenkt und bei ihnen verweilt, wenn Menschen sich privat treffen, schützt nicht wirklich vor Missstimmung und bösem Blut in der Gesellschaft, sondern führt nur dazu, dass sie bezüglich Dingen bestehen, die es nicht wert sind. Welchen Nutzen hat es, Menschen daran zu hindern, etwas gegeneinander zu haben, wenn es um Themen geht, die die Freiheit oder den Fortschritt der Menschheit betreffen, nur um sie dazu zu bringen, sich wegen läppischer persönlicher Eifersüchteleien und Kränkungen zu hassen? Aktive Geister und empfängliche Gefühle werden und müssen sich für etwas interessieren, und wenn man ihnen alle Gegenstände des Interesses außer persönlichen verweigert, reduziert man die persönlichen Interessen auf einen kleinlichen Rahmen und macht persönliche oder soziale Eitelkeiten zum ersten Beweggrund des Lebens; allerdings sind persönliche Rivalitäten eine viel fruchtbarere Quelle von Hass und Bosheit als politische Meinungsverschiedenheiten.

Was für eine eitle Idee ist es, die Menschen liebenswürdig machen zu wollen, indem man sie dazu bringt, sich um nichts außer sich selbst und die Personen in ihrer unmittelbaren Umgebung zu kümmern. Zeigt nicht alle Erfahrung, dass jeder seine Hand gegen den anderen erhebt, wenn Menschen sich nur um sich selbst und ihre Familien kümmern und nicht durch Despotismus niedergehalten werden, und dass nur insoweit sie sich um die öffentlichen Angelegenheiten oder irgendein abstraktes Prinzip kümmern, eine Grundlage für echte soziale Empfindungen irgendwelcher Art besteht? Ein Grund, warum es in England kaum soziale Empfindungen gibt, sondern jeder Mann, verschanzt in seiner Familie, eine Art von Abneigung und Widerwillen gegenüber jedem anderen empfindet, besteht darin, dass es in England kaum eine Anteilnahme an großen Ideen und den höheren Interessen der Menschheit gibt. In dem Moment, in dem man eine solche Anteilnahme entfacht, wenn sie auch nur Neger oder Gefängnisinsassen betrifft, erhebt man nicht nur den individuellen Charakter, man mildert ihn auch: weil jeder beginnt, sich in einem Element von Sympathie zu bewegen, eine gemeinsame Grundlage zu haben, und sei sie auch schmal, auf der man sympathisieren kann. Und doch will man verhindern, dass sich der teilnehmende Einfluss von Frauen auf die großen Interessen auswirkt. Anzumerken ist übrigens, dass bei-

nahe alle auf irgendeine soziale Verbesserung abzielenden populären Bewegungen, die in diesem Land erfolgreich waren, solche waren, an denen Frauen aktiv teilgenommen und sich mit den Männern innig verbrüdert haben, die sich dafür engagierten: Abschaffung der Sklaverei, Gründung von Schulen, Verbesserung von Gefängnissen. In letzterem Falle wissen wir, dass eine Frau[1] eine maßgebliche Anführerin war, und bei allen dreien verdankte man den Sieg hauptsächlich den Quäkern, unter denen Frauen in allen Punkten öffentlicher Betätigung ebenso aktiv sind wie die Männer. Vermutlich wäre nichts davon durchgesetzt worden, wenn Frauen nicht einen so starken Anteil daran genommen hätten – wenn die engagierten Männer nicht einen ständigen Ansporn in den Empfindungen der mit ihnen verbündeten Frauen gefunden hätten und eine Notwendigkeit, sich in den Augen der Frauen in jedem Fall von Versagen oder Unzulänglichkeit zu entschuldigen. Und kann irgendjemand behaupten, die Harmonie des häuslichen Lebens oder des geselligen Verkehrs sei vermindert worden, weil Frauen an diesen Themen Anteil nahmen? Man wird sagen, dass diese Fragen insbesondere die Sympathien betrafen und deshalb für Frauen geeignet waren. Aber es waren auch Themen, die das Eigeninteresse der Menschen betrafen und deshalb ebenso Quellen der Antipathie wie der Sympathie; und bei wenigen Themen gab es mehr Parteigeist und heftigeren Gegensatz politischer Empfindungen als bei der Sklaverei in Westindien und den Schulen von Bell und Lancaster*.

»Was soll es nützen, Frauen das Wahlrecht zu geben?« Bevor man diese Frage beantwortet, ist es vielleicht gut, eine andere zu stellen: Was nützt das Wählen überhaupt? Was es in irgendeinem Fall nützt, nützt es auch im Fall der Frauen. Wird das Wahlrecht verliehen, um die besonderen Interessen des Wählers zu schützen? Dann brauchen Frauen das Wahlrecht, denn der Zustand des Rechts in Bezug auf ihr Eigentum, ihre Rechte in Bezug auf Kinder, ihre Rechte bezüglich ihrer eigenen Person, zusammen mit den extremen Fehlurteilen der Gerichte in Fällen selbst der entsetzlichsten Gewalt, wenn sie von Männern gegen ihre Ehefrauen verübt wird, trägt zu einer Menge von Missständen bei, die größer ist als im Falle irgendeiner anderen Klasse oder Personengruppe. Wird das Wahlrecht verliehen, um die Intelligenz der Wähler zu fördern und ihre Empfindungen zu erweitern, indem ihre Interessen auf eine breitere Basis gestellt werden? Das wäre für Frauen ebenso förderlich

* Andrew Bell und Joseph Lancaster entwickelten konkurrierende Schulmodelle.

wie für Männer. Wird das Wahlrecht verliehen, um die soziale Stellung und das Ansehen der Wähler zu erhöhen? Und um eine beleidigende Unterscheidung zu ihrem Nachteil zu vermeiden? Diese Begründung ist im Fall von Frauen gewichtig. Und diese Begründung würde ausreichen, wenn es keine anderen geben würde. Frauen sollten das Wahlrecht haben, weil sie andernfalls den Männern nicht gleich, sondern unterlegen wären.

Dies ist so klar, dass jeder, der behauptet, es sei an sich richtig, Frauen vom Wahlrecht auszuschließen, dies nur mit der ausdrücklichen Absicht tun kann, sie als Unterlegene abzustempeln.

*****

2. Frauen (Rechte der)

Die Rechte von Frauen sind nichts anderes als die Rechte menschlicher Wesen. Der Satz ist nur in Gebrauch gekommen und notwendig geworden, weil Recht und öffentliche Meinung, die hauptsächlich von Männern gemacht werden, sich geweigert haben, Frauen die universellen Ansprüche der Menschheit zuzuerkennen. Wenn die Ansichten zu diesem Thema Fortschritte auf eine Richtigstellung hin machen sollen, werden weder »Frauenrechte« noch »Gleichheit der Frauen« gebräuchliche Begriffe sein, denn keiner von ihnen drückt vollständig das reale Ziel aus, um das es geht, nämlich die Negation aller Unterschiede zwischen Personen, die sich auf den zufälligen Umstand des Geschlechts gründen.

Die gegenwärtige rechtliche und moralische Unterwerfung der Frau ist das bedeutendste und wahrscheinlich letzte bestehende Relikt des primitiven Zustands der Gesellschaft, der Tyrannei der physischen Gewalt. Die Gesellschaft beginnt mit dem Zustand der Gesetzlosigkeit, in der jeder seine Hand gegen den anderen erhebt, jeder den, der schwächer ist als er selbst, beraubt und umbringt, wenn er damit irgendetwas gewinnen kann. Die nächste Stufe ist die, auf der Rassen und Stämme, die im Krieg besiegt worden sind, zu Sklaven gemacht werden, dem absoluten Eigentum ihrer Eroberer. Dies verwandelt sich schrittweise in Leibeigenschaft oder eine andere begrenzte Form der Abhängigkeit, und in der Abfolge der Epochen durchläuft die Menschheit verschiedene abnehmende Stufen der Unterwerfung auf der einen und des Pri-

vilegs auf der anderen Seite, bis hin zur vollständigen Demokratie, die die Avantgarde der menschlichen Gattung gerade erst erreicht. So ist die einzige willkürliche Unterscheidung zwischen menschlichen Wesen, welche die eine oder die zwei fortschrittlichsten Nationen jetzt, jedenfalls im Prinzip, nicht verwerfen, die zwischen Frauen und Männern. Und sogar diese Unterscheidung, obwohl immer noch wesentlich auf Gewaltherrschaft gegründet, hat mit jedem Schritt in der Verbesserung der Menschheit eine abgemildertere Form angenommen, ob wir nun Zeitalter mit Zeitalter, Volk mit Volk oder Klasse mit Klasse vergleichen; was auch bei allen anderen gesellschaftlichen Tyranneien in ihrem Fortschritt hin zur Auslöschung der Fall war.

Es verdient besondere Beachtung, dass auf jeder Stufe in diesem allmählichen Fortschritt die geltende Moral der Zeit (mit oder ohne Ausnahme einiger Individuen, die ihrem Zeitalter überlegen waren) stets alle bestehenden Verhältnisse abgesegnet hat. Sie hat jede bestehende ungerechte Macht oder jedes bestehende Privileg als richtig und angemessen akzeptiert und sich damit zufriedengegeben, zu einem milden und nachsichtigen Gebrauch derselben anzuhalten: Dadurch hat sie ohne Zweifel beträchtlich viel Gutes getan, doch hat sie nie unterlassen, das auszugleichen, indem sie den Leidenden eine widerstandslose und klaglose Unterwerfung unter die Macht selbst auferlegte. Die Moral empfahl freundliche Behandlung von Sklaven durch ihre Herren und gerechtes Regieren von Despoten über ihre Untertanen, aber sie hat nie gerechtfertigt oder toleriert, dass Sklaven oder Untertanen das Joch abwerfen, und wo immer sie es getan haben, geschah es durch klare Verletzung der damals bestehenden Moral. Es ist unnötig, darauf hinzuweisen, dass sich der Fall von Frauen und Männern exakt parallel verhält.

In der Lage der Frauen, wie sie die Gesellschaft jetzt geschaffen hat, gibt es zwei verschiedene Eigentümlichkeiten. Die erste ist die häusliche Unterwerfung des größeren Teils von ihnen. Von ihr sind unverheiratete Frauen ausgenommen, die sich entweder in unabhängigen oder in selbständigen finanziellen Verhältnissen befinden. Daher gibt es, wie die Gesellschaft selbst zugesteht, keine innewohnende Notwendigkeit dafür, und die Zeit kann nicht mehr fern sein, in der die Haltung irgendeines menschlichen Wesens, das aus dem Alter heraus ist, in dem andere für es sorgen und es erziehen müssen, in einem Zustand des erzwungenen Gehorsams gegenüber irgendeinem anderen menschlichen Wesen (mit Ausnahme eines bloßen Organs und Ausführers des Gesetzes) als ebenso monströser Verstoß gegen die Rechte und

die Würde der Menschheit angesehen wird, wie endlich die Sklaverei, wenn auch langsam, von einem kleinen, vergleichsweise fortgeschrittenen Teil der menschlichen Rasse empfunden wird. Praktisch variiert das Übel im Fall der Frauen (wie es auch im Fall der Sklaven war) von langsam durch fortgesetzte körperliche Folter ermordet zu werden bis zu bloß geistig niedergehalten und an allen höheren und feineren Entwicklungen des individuellen Charakters gehindert zu werden, als deren unerlässliche Voraussetzung zu allen Zeiten die persönliche Freiheit angesehen wurde.

Der andere in Frage stehende Punkt bezieht sich auf die zahllosen Benachteiligungen, die Frauen durch das Gesetz oder durch eine dem Gesetz gleichwertige Gewohnheit auferlegt werden: ihr Ausschluss von den meisten öffentlichen und einer großen Zahl von privaten Beschäftigungen und die Ausrichtung aller Kräfte der Gesellschaft auf ihre Erziehung für und Beschränkung auf eine kleine Zahl von Funktionen mit der Ausrede, dass diese ihrer Natur und ihren Fähigkeiten am angemessensten seien. Es ist unmöglich, hier im Detail auf diesen Teil des Themas einzugehen. Drei Behauptungen jedoch, die als sicher gelten können, sollen hier dargelegt werden. Erstens, dass die angebliche höhere Eignung von Frauen zu bestimmten Tätigkeiten und die von Männern zu bestimmten anderen selbst heute nicht annähernd in dem Maße existiert, wie das vorgegeben wird. Zweitens, dass, insoweit sie existiert, eine rationale Analyse des menschlichen Charakters und der Verhältnisse mehr und mehr zeigt, dass der Unterschied hauptsächlich, wenn nicht zur Gänze, der Effekt von Unterschieden in Erziehung und sozialen Verhältnissen ist oder von physischen Eigenschaften, die keinesfalls dem einen oder anderen Geschlecht eigentümlich sind. Zuletzt, selbst wenn die angeblichen Unterschiede in der Eignung existieren würden, wäre das ein Grund, warum Frauen und Männer gewöhnlich verschiedenen Tätigkeiten nachgehen, aber kein Grund, warum sie dazu gezwungen werden sollten. Es ist eine der Verirrungen der frühen und groben Gesetzgebung, zu versuchen, aus jeder angenommenen natürlichen Eignung eine zwingende Verpflichtung zu machen. Es gab einen anscheinend natürlichen Grund, warum Kinder dem Beruf ihrer Eltern folgen sollten: Sie waren oft von Kindesbeinen an damit vertraut und hatten immer besondere Möglichkeiten, darin unterwiesen zu werden; doch diese natürliche Eignung ist, als sie in ein Gesetz verwandelt wurde, zum unterdrückenden und versklavenden System der Kasten geworden. Gute Gesetze, Gesetze, die der menschlichen Freiheit die nötige Achtung erweisen,

werden Menschen weder gemäß bloßer allgemeiner Annahmen in Klassen einordnen, noch werden sie von ihnen verlangen, aufgrund irgendeiner unterstellten Eignung ihrer natürlichen oder erworbenen Gaben eine Sache zu tun und auf eine andere zu verzichten, sondern sie werden es ihnen überlassen, sich *selbst* unter dem natürlichen Einfluss dieser und all der anderen Eigentümlichkeiten ihrer Situation in Klassen einzuordnen, was sie in Freiheit ebenso gut, um nicht zu sagen viel besser, tun würden, als es von irgendwelchen unflexiblen Gesetzen, die von pedantischen Gesetzgebern oder dünkelhaften sogenannten Philosophen für sie gemacht wurden, je zu erwarten wäre.

*****

3. Das Frauenwahlrecht und seine Vorteile

Erklärung des Prinzips – völlige Gleichheit

Obwohl dies keines Beweises bedarf, [ist es] nötig, das Thema so zu betrachten, wie es gewöhnlich behandelt wird, und Einwände, die sich entweder gegen es als Prinzip oder als praktische Frage richten, kategorisch zu beantworten.

Vorherrschende Meinung ist, dass eine gewisse Veränderung nötig ist, aber keine fundamentale, nur eine graduelle – vor allen Dingen soll die Veränderung das Prinzip der Ungleichheit nicht betreffen, die Grundlage der gegenwärtigen Verhältnisse.

Der gegenwärtige Stand der Meinung ist folgendermaßen *geteilt*:

Die größte Klasse, Männer wie Frauen, bestehend aus denen, die die Dinge als selbstverständlich betrachten, weil sie so sind und immer so gewesen sind – haben eine natürliche Furcht vor irgendeiner Veränderung in den Verhältnissen, von denen, wie sie zu denken gewohnt sind, die besten Dinge im Leben abhängen. Wir wollen ihnen beweisen, dass, obwohl die besten Dinge im Leben von diesen gegebenen Verhältnissen *abhingen*, das Verhältnis unter den gegenwärtigen Bedingungen ausgedient hat und keiner der Parteien mehr ein gutes oder ausreichend erfülltes Leben entsprechend dem Geist der gegenwärtigen Zeit bietet, der mehr Entwicklung des Geistigen und weniger des Physischen erfordert statt des Gegenteils. Richtig ist, dass Bildung das

große Bedürfnis der Zeit ist, doch die Menschen haben kaum begonnen wahrzunehmen, in welchem *Sinn* von Bildung – das, was die moderne Entwicklung erfordert, sollte der Wunsch, die Macht und die Gewohnheit sein, den eigenen Verstand zu gebrauchen, statt (wie fast alle Pädagogen zu denken scheinen) den Verstand mit einer unverdauten Masse vom Verstande anderer zu *füllen*, was zur Folge hat, dass die gebildetsten Leute jetzt zu den unwissendsten gehören. Zeugnis davon legen nicht nur die (absurderweise) sogenannten gebildeten *Klassen* ab, sondern in hervorragendem Maße die akademischen, juristischen, klerikalen Berufstätigen. Der Posteninhaber, der Kleriker, der Anwalt, der Arzt, jeder hat etwas zu einem Thema zu sagen – in der Mehrzahl der Fälle ist dies etwas, was er von anderen gehört hat und deshalb von ihm tot geboren wird. Wenn er ein Mensch mit aktivem Geist ist, wird man finden, dass er interessant über sein eines Thema spricht, aber wenn die Konversation den Namen allgemein verdient, ist die tiefe Unwissenheit und Untätigkeit des Intellekts, die von den gebildeten Klassen in England dargeboten wird, das Einzige, was im Verkehr mit ihnen in der Lage ist, den Geist anzuregen.

Nachdem all die Einwände, die sowohl von Frauen als auch von Männern vorgebracht wurden, berücksichtigt worden sind, kann man vielleicht als Tatsache festhalten, dass sie alle auf der Annahme beruhen, dass es den Interessen der Männer zuwiderlaufen würde, wenn Frauen die gleichen politischen Rechte zugestanden würden. Manche denken, es stünde im Gegensatz zu ihren *realen* Interessen, andere denken, zu ihren *eigennützigen* Interessen. Wir glauben, dass sie nicht nur im Einklang mit den Interessen der Männer stünden, sondern von großem Vorteil für sie wären, vielleicht mit der Ausnahme von Interessen, wenn man sie so nennen kann, da kein Mann der heutigen Zeit es wagen würde etc. Es würde wahrscheinlich der Sorte von Bewilligung von Gefälligkeit ein Ende machen, in deren Missbilligung jetzt alle übereinstimmen –

Ein großer Teil der Empfindung, die der politischen Gleichheit von Frauen widerstrebt, ist eine Empfindung des Gegensatzes, in dem sie zu ihrer häuslichen Knechtschaft stehen würde.

Die Übel der gegenwärtigen Lage der Frauen liegen alle in der erzwungenen Abhängigkeit, der gerechte Grund zur Beschwerde liegt hier und nicht anderswo.

Einwände, die von gewöhnlichen Frauen erhoben werden } gegen die Freiheit von Frauen
Einwände, die von gewöhnlichen Männern erhoben werden }

Historische Parallele zwischen weiblichen und männlichen Herrschern

Es ist Mode unter Frauen und einer bestimmten ordinären Sorte von Männern, den Ausdruck »Frauenrechte« vorzugsweise mit einem Grinsen aufzunehmen und sich nach Kräften zu bemühen, ihn in Lächerlichkeit zu ertränken. In beiden Fällen scheint dies nicht deshalb so zu sein, weil sie ihn wirklich als bedeutungslos betrachten, denn wenn man dieselben Leute fragt, warum sie ihn so aufnehmen, werden sie ausnahmslos wütend, und diese Art der Aufnahme setzt sich fort, weil die starke angeborene Schüchternheit der Engländer sie vor allen Dingen die Lächerlichkeit fürchten lässt, und dieser Satz ebenso wie die Idee, die er einschließt, bisher immer durch Lächerlichkeit herabgesetzt wurde. Die Abneigung gewöhnlicher Frauen gegen sie hat mehr Bedeutung – sie enthält die ewige Furcht vor den Gebern der Brote und der Fische[2] –, ihre lebhafte Einbildungskraft übertreibt die Unannehmlichkeit, arbeiten zu müssen, statt für sich arbeiten zu lassen, während ihre Erziehung, die ihnen alle Begriffe von Gemeinsinn oder persönlicher Würde vorenthalten hat, weit davon entfernt, von dem Gedanken der Abhängigkeit abgestoßen zu sein, Unterwerfung zu einer Tugend *an sich* erhebt. Sie übertreiben bei weitem das Talent und die Arbeit, die für äußerliche Kleinigkeiten des Lebens erforderlich sind, ohne sich dessen bewusst zu sein, dass sie so viel Arbeit darauf verwenden und so viel Talent dabei verplempern, diese häuslichen Kleinigkeiten schlecht auszuführen, die sie zu Argumenten gegen die Emanzipation von Frauen ausdehnen, wie ausreichend sein würde, sowohl die öffentlichen wie auch die privaten Angelegenheiten eines Individuums oder einer Familie zu erledigen. Trifft es nicht zu, dass die Hälfte der Zeit der Hälfte der heute lebenden Frauen mit wertloser und schlampiger Arbeit verbracht wird, die keinem menschlichen Wesen nützt?

Einwand. Wohlerzogene Menschen üben niemals die Macht aus, die ihnen das Gesetz verleiht. Aber ihr ganzes Benehmen übernimmt die Neigung, die den beiden Charakteren durch die Verbindung gegeben ist, die das Gesetz begründet. Das ganze Talent der Frau geht dahin, zu veranlassen, zu überreden, gut zuzureden, zu schmeicheln, in Wahrheit zu verführen. Ganz gleich in

welcher Klasse im Leben, die Frau erreicht ihr Ziel, indem sie den Mann verführt. Das macht ihren Charakter ihr selbst unbewusst, unbedeutend und dürftig.

*****

4. Warum Frauen einen Anspruch auf das Wahlrecht haben

1. Weil es gerecht ist.
2. Weil Frauen viele ernste praktische Gründe zur Klage haben aufgrund der Gesetzeslage, soweit diese sie betrifft.
3. Weil die allgemeine Lage der Frauen, die eine abhängige ist, selbst einen Grund zur Klage darstellt, den ihr Ausschluss vom Wahlrecht prägt und aufrechterhält.
4. Antwort auf die Einwände.

Der Ausschluss der Frauen vom Wahlrecht wird zu einer umso größeren Beleidigung und Erniedrigung, als das Wahlrecht weithin allen Männern eröffnet wird. Wenn die einzige privilegierte Klasse die Aristokratie des Geschlechts ist, ist die Sklaverei des ausgeschlossenen Geschlechts umso deutlicher und vollständiger.

Die Ansicht, dass die Verleihung des Wahlrechts nichts hilft: ein schlichter Irrtum. Das Beste, was für Frauen und für die Vorbereitung aller anderen getan werden kann, ist, sie als Bürger anzuerkennen – als wesentliche Mitglieder der Gemeinschaft statt als bloße *Dinge*, die Mitgliedern der Gemeinschaft gehören. Eine der Beschränktheiten im modernen England ist, dass die indirekten, vom *Geist* von Institutionen hervorgebrachten Effekte nicht erkannt werden und dass daher der enorme Einfluss auf das ganze Leben einer Person, der von der Tatsache des *Bürgerrechts* herrührt, überhaupt nicht verspürt wird.

Selbst den moderatesten Reformern zufolge soll das Wahlrecht Angestellte und andere gebildete Personen einschließen, die von Arbeitgebern abhängig sind. Ihnen wird nur deshalb nicht gekündigt, wenn sie gegen ihre Arbeitge-

ber gestimmt haben, weil dies eine Frage der Ehre ist. Dasselbe sollte zwischen Verheirateten gelten.

Die Annahme, die Meinungsfreiheit einer Person müsse in der der anderen aufgehen und sie könnten bei einer Abstimmung nicht unterschiedlich wählen, ohne in Streit zu geraten, ist eine Satire auf die Ehe und ihre *reductio ad absurdum*[*]. Alle Personen, Männer und Frauen, haben in der heutigen Zeit einen Anspruch auf geistige Unabhängigkeit, und die Ehe muss sich, wie andere Institutionen, mit dieser Notwendigkeit abfinden.

Die Queen behauptet, absolut gewissenhaft zu leben und zu handeln; fragt sie ihren Ehemann nach seiner Meinung und unterwirft sich ihr in all ihren Handlungen als Königin? Ist dies nicht ein Fall von verheirateten Personen, die ihre getrennte Meinungs- und Handlungsfreiheit ausüben?

Das Prinzip, dass alle, die besteuert werden, repräsentiert sein sollten, gäbe nicht nur alleinstehenden Frauen das Stimmrecht, sondern auch verheirateten, deren Eigentum besteuert wird.

Frauen sollte entweder nicht erlaubt sein, Eigentum zu besitzen, oder sie sollten alles haben, was aus dem Besitz von Eigentum folgt.

Der Mann erwirbt die Charaktermerkmale, die derjenige besitzt, der immer geehrt wird wegen der Macht, die ihm übertragen ist, [er ist] wichtigtuerisch, herrschsüchtig, von mehr oder weniger formeller Höflichkeit je nach seiner Erziehung und mehr oder weniger angenehmem Wesen je nach seiner Laune – wobei der Unterschied im Fall eines wohlerzogenen Mannes hauptsächlich darin besteht, dass er nicht versichern muss, was niemals bestritten wird, weshalb er es nicht tut, sondern sich damit begnügt, die Position zu akzeptieren, die ihm das Gesetz zuweist und die die Frau ihm gewährt. Das ist ein wesentlicher Punkt in den Gepflogenheiten wohlerzogener Leute, dass alle Gelegenheiten, die zu einer aktiven Willenskollision führen könnten, vermieden werden, manchmal durch stillschweigenden Kompromiss, bei dem jedoch die Hauptrolle immer bei dem Stärksten bleibt, manchmal, weil der Teil, der weiß, dass er der schwächste ist, rechtzeitig einen eleganten Rückzug unternimmt. In dieser wie in anderen Beziehungen beeinflusst die gute Erziehung nicht so sehr die Substanz des Verhaltens als das Auftreten. Wenn der Mann schlecht erzogen ist, ist sein Benehmen in größerem oder geringerem Maße grob, tyrannisch und brutal, es gibt überflüssige Selbstbehauptung von

---

* Reduzierung auf das Absurde.

beleidigender Art; die Selbstbehauptung wohlerzogener Leute ist bloß stillschweigend, bis ihre Ansprüche auf irgendeinen Widerstand treffen, aber sie sind deshalb nicht weniger hartnäckig in Bezug auf alles, was ihnen das Gesetz gewährt, und sind oft nicht weniger aufgeblasen von Selbstverehrung, die durch die Verehrung verursacht ist, die sie von Abhängigen jeder Art erfahren.

*****

5. [Reform: Ziele und Mittel]

Politisch
Keine erblichen Privilegien irgendwelcher Art.

Keinen Ausschluss vom Wahlrecht, sondern eine bildungsmäßige Qualifikation (Frage was?).

Völlige Freiheit der Rede, der Presse, der öffentlichen Versammlung und Vereinigung, der Bewegung und der Industrie in all ihren Zweigen.

Kein kirchliches Establishment oder bezahlter Klerus; aber nationale Schulen und Hochschulen ohne Religion.

Gesellschaftlich
Alle Berufe sollen Männern und Frauen gleichermaßen offenstehen, ebenso alle Ausbildungsarten und -institute.

Die Ehe soll wie jede andere Partnerschaft sein, unauflöslich nach Belieben, und soll keines der individuellen Rechte einer der beiden Vertragspartner verschmelzen. Sämtlichen Interessen, die aus der Ehe entstehen, soll durch eine Sondervereinbarung Rechnung getragen werden.

Das Eigentum von Personen ohne Testament soll dem Staat gehören, der dann die Ausbildung und den Start ins Leben aller Nachkommen übernimmt, für die nicht anderweitig gesorgt ist.

Niemand soll durch Schenkung oder Erbe mehr als eine begrenzte Summe erwerben.

4. George Sand

Ein unveröffentlichter Brief
an die Zeitschrift *Voix des Femmes*

von Harriet Taylor und John Stuart Mill

(nach dem 9. April 1848)

Übersetzung von Florian Wolfrum

Ich bin eine alte Bewunderin von George Sand* und war eine der Ersten, die ihr öffentlich und privat Anerkennung zollten. Als alle anderen Leute in England sie als unmoralische und unanständige Schriftstellerin beschimpften, waren ich und mein Freundeskreis, Personen nicht ohne Einfluss, die Ersten, die sich gegen die Vorwürfe stellten, die vor 15 Jahren allgemein gegen ihre Schriften erhoben wurden. Wir erhoben Einspruch gegen alle, die sie verurteilten, damals wie heute, und die Ereignisse haben den Einspruch gerechtfertigt. Wie kann ich mein Erstaunen, meine Kränkung und meinen Kummer ausdrücken, als ich feststellte, dass Mme. G. Sand, die angesichts einer großen weltpolitischen Krise von der hochherzigen Begeisterung[1] in Paris herbeigerufen wurde, die Erwartungen enttäuscht – sie ergreift nicht nur keine Initiative, stellt keine Prinzipien auf, sondern weist auf eine Art, die nur einer furchtsamen und gewöhnlichen *Lady* würdig ist, die freundlichen Schmeicheleien zurück, die ihr in Ihrer Zeitschrift gemacht wurden.

Ihr Brief an die *Réforme*, mit dem sie gegen den Gebrauch ihres Namens in Ihrer Zeitschrift protestiert hat, ist für mich unbegreiflich wegen seiner Einfältigkeit. Ich kann ihn nur einer Furcht zuschreiben, dass ihre literarische Eitelkeit durch die Verbindung ihres etablierten Rufs mit Ihrem nichtetablierten beeinträchtigt werden könnte. Wie dem auch sein mag, die Antwort auf ihren Brief in Ihrer Zeitung ist ihr an Würde und Uneigennützigkeit ebenso überlegen, wie es ihr literarischer Ruf gegenüber Ihrem ist. Ich kann jetzt nur für mich selbst und für alle Frauen von starkem Geist und großem Herzen sagen, dass ich Ihnen für Ihr Unternehmen allen nur möglichen Erfolg wün-

---

* Amandine Aurore Lucie Baronin Dudevant (1804–1876), die unter dem Namen »George Sand« schrieb, griff in ihren Romanen und ihrer Lebensführung die herkömmlichen Betrachtungsweisen über Gesellschaft und Ehe an. In einem Artikel der kurzlebigen, sozialistisch und feministisch ausgerichteten Zeitung *Voix des Femmes* (vom 6. April) empfahl die Herausgeberin Eugénie Niboyet (1797–1883) George Sand als eine geeignete Kandidatin für die Nationalversammlung. Noch am Tag seines Erscheinens verlas Niboyet ihren Text im Rahmen eines feministischen Klubs. Daraufhin veröffentlichte *La Réforme* am 9. April 1848 einen Brief von George Sand (mit Datum vom 8. April) an den Herausgeber, in dem sie sich gegen diese ihr angetragene »Candidature« aussprach. Sie bestritt darin, die Leute, die mit dem Vorschlag zu tun hatten, zu kennen, und sagte, sie wolle nicht still bleiben, da der »Scherz« wohl dazu gedacht sei, ihre Zustimmung zu den im Brief genannten Vorschlägen einzuholen. Die *Voix des Femmes* druckte den Brief am 10. April erneut ab und berichtete nun, dass Sands Kandidatur formell am 9. April im Jakobinerklub vorgeschlagen worden sei. Insofern George Sand für die Gleichheit der Frau vor dem Recht und in der Liebe focht, interessierte sie der Kampf der Frauenzirkel für das Frauenwahlrecht kaum. Vgl. *Collected Works* XXV, S. 1094.

sche und nur hoffen kann, dass Sie das Leugnen einer Verbindung mit Ihnen durch irgendeine Frau, sei sie George Sand oder eine andere, mit dem stillen Bedauern aufnehmen, mit dem man Schwäche und Furchtsamkeit würdigt.

Eine Engländerin.

Sand gleicht unseren englischen schreibenden Frauen (ich weiß nicht, ob das auch in Frankreich der Fall ist), die immer erklären, dass sie nicht beabsichtigen, die Emanzipation der Frauen zu befürworten, obwohl sie es allein der von großzügigeren Geistern errungenen teilweisen Emanzipation von Frauen verdanken, dass sie in der Lage sind, ihren Stimmen Gehör zu verschaffen und die Position in der Gesellschaft und den literarischen Einfluss zu gewinnen, die sie durch jeden Versuch, bei dieser Sache mitzuhelfen, zu beeinträchtigen fürchten. Englische Literatinnen haben sich bis jetzt besonders durch ihre kleinen Niederträchtigkeiten hervorgetan, die durch Furchtsamkeit hervorgerufen werden.

Ich stimme Ihnen zu, wenn Sie Ihre Bewunderung für ihr ausgezeichnetes Talent, ihre schönen Geschichten und ihren vortrefflichen Stil ausdrücken, aber ich denke, Sie begehen einen schweren Irrtum, der der Sache der Frauen höchst schädlich ist, wenn Sie den Begriff Philosophin auf sie anwenden. Wenn etwas für Sands Schriften charakteristisch ist, dann das Vorhandensein von Einbildungskraft und Gefühl und das Fehlen von Denken.

Sie beabsichtigt, sie von der Höhe ihrer Überlegenheit herab zu zerschmettern, die sie als Denkerin oder als praktische Person sicherlich nicht hat.[2] In der letzten Zeit hatte ich dennoch die Befürchtung, dass sie, entgegen meinen Hoffnungen, dazu bestimmt ist, der Sache der Frauen (von der das Wohl der Gesellschaft niemals getrennt werden kann) nicht anders nützlich zu sein als auf die Art und Weise, in der es alle herausragenden Frauen sind – durch die bloße Tatsache, dass sie Frauen sind.

5. Über Frauenemanzipation

von Harriet Taylor

(1851)

Vorbemerkungen zu »Über Frauenemanzipation«*

von John Stuart Mill

(1859)

Übersetzung von Florian Wolfrum

Alle vorliegenden Abhandlungen[1] aus jüngerer Zeit waren Gemeinschaftsproduktionen von mir und einer**, deren Verlust, und sei es auch nur in intellektueller Hinsicht, niemals wiedergutgemacht oder gelindert werden kann. Doch das folgende Essay ist in einem ganz besonderen Sinne das ihre, mein Anteil daran ist kaum mehr als der eines Herausgebers und Sekretärs. Da ihre Urheberschaft damals bekannt war und ihr öffentlich zuerkannt wurde, ist die Feststellung angebracht, dass sie es niemals als vollständige Diskussion des Gegenstands betrachtet hat, von dem es handelt. So hoch ich es auch schätze, es wäre mir doch lieber, es bliebe unbekannt, als dass es mit der Vorstellung gelesen würde, es ließe sich darin auch nur das blasseste Bild eines Geistes und Herzens finden, welche in ihrer Vereinigung der seltensten und der für am widersprüchlichsten erachteten Vorzüge in keinem menschlichen Wesen, das ich gekannt oder über das ich gelesen habe, ihresgleichen hatten. Während sie das Licht, das Leben und die Zierde jeder Gesellschaft war, an der sie teilnahm, gründete ihr Charakter in tiefer Ernsthaftigkeit, die sich aus der Verbindung der stärksten und empfindsamsten Gefühle mit den höchsten Grundsätzen ergab. Alles, was Bewunderung erregt, wenn es gesondert in anderen vorgefunden wird, schien in ihr vereint: ein ebenso gesundes wie empfindliches Gewissen; eine nur durch ihren Gerechtigkeitssinn begrenzte Großzügigkeit, die oft ihre eigenen Ansprüche vergaß, nie aber die der anderen; ein Herz so groß und liebevoll, dass einem jeden, der ihr Wohlwollen

---

* Harriet Taylors Essay erschien zunächst unter dem Namen von John Stuart Mill. In seiner 1859 veröffentlichten Essaysammlung *Dissertations and Discussions*, in die er dieses Essay aufnahm, stellte Mill in eigens dazu formulierten Vorbemerkungen die Urheberschaft richtig.

** Gemeint ist Mills 1858 verstorbene Frau Harriet.

auch nur im Geringsten zu erwidern vermochte, immer zehnfach vergolten wurde; und auf geistigem Gebiet eine lebhafte und genaue Vorstellungskraft, ein verfeinertes Wahrnehmungsvermögen, eine genaue und subtile Beobachtungsgabe, an die einzig die Tiefgründigkeit ihres spekulativen Denkens und eine nahezu unfehlbare praktische Urteilskraft und Einsicht heranreichten. Das allgemeine Niveau ihrer Fähigkeiten war so erhaben, dass die höchste Poesie, Philosophie, Beredsamkeit oder Kunst neben ihr trivial erschien und nur einen kleinen Teil ihres Geistes zum Ausdruck bringen konnte. In jeder dieser Arten, sich zu äußern, hätte sie leicht den höchsten Rang einzunehmen vermocht, hätte ihre Neigung sie nicht dahin geführt, sich überwiegend darauf zu beschränken, eine Inspirationsquelle, eine Anregerin und im Verborgenen wirkende Gehilfin anderer zu sein.

Die vorliegende Abhandlung wurde geschrieben, um eine Sache zu fördern, die ihr sehr am Herzen lag, und obwohl sie sich ausschließlich an den schärfsten Verstand wendet, zielt sie auf ein breites Lesepublikum ab. Die Frage befand sich ihrer Ansicht nach in einem Stadium, in dem kein anderes Vorgehen zweckdienlich sein konnte, als so besonnen wie möglich zu argumentieren. Zugleich war es notwendig, viele der stärksten Argumente wegzulassen, da sie für eine breite Wirkung ungeeignet waren. Hätte sie lange genug gelebt, um all ihre Gedanken zu dieser großen Frage auszuarbeiten, hätte sie etwas hervorgebracht, das den vorliegenden Essay in Tiefgründigkeit so sehr übertroffen hätte, wie sie sich, hätte sie sich nicht strengste Zurückhaltung ihrer Gefühle auferlegt, durch leidenschaftliche Beredsamkeit hervorgetan hätte. Doch selbst sie hätte nichts über irgendein einzelnes Thema schreiben können, was eine angemessene Vorstellung von der Tiefe und dem Horizont ihres Geistes vermittelt hätte. Im Laufe ihres Lebens hat sie, bevor irgendjemand anderes sie wahrzunehmen schien, fortwährend jene Veränderungen der Zeiten und Verhältnisse entdeckt, die zehn oder zwölf Jahre später allgemein bemerkt wurden. Daher wage ich die Prophezeiung, dass, wenn der Fortschritt der Menschheit anhält, ihre geistige Geschichte in den kommenden Zeitaltern in der fortschreitenden Ausarbeitung ihrer Gedanken und der Verwirklichung ihrer Ideen bestehen wird.

Über Frauenemanzipation

von Harriet Taylor

(1851)

Übersetzung von Sigmund Freud

Die meisten unserer Leser durften aus diesen Blättern zum ersten Mal erfahren, dass in den Vereinigten Staaten, und zwar in ihren zivilisiertesten und aufgeklärtesten Teilen, eine planmäßige Agitation in Betreff einer neuen Frage entstanden ist – einer Frage, welche zwar für Denker nicht neu ist und für alle jene, welche die Grundsätze freier und volkstümlicher Staatseinrichtungen nicht bloß anerkannt, sondern in sich aufgenommen haben, welche aber neu und selbst unerhört ist als Gegenstand öffentlicher Versammlungen und praktischer politischer Tätigkeit. Diese Frage ist die Emanzipation der Frauen, ihre gesetzliche und tatsächliche Gleichstellung in allen politischen, bürgerlichen und sozialen Rechten mit den männlichen Mitgliedern des Gemeinwesens.

Es wird die Überraschung, mit welcher viele diese Nachricht vernehmen werden, noch erhöhen, wenn wir hinzufügen, dass diese junge Bewegung nicht darin besteht, dass männliche Schriftsteller und Redner für die Frauen eintreten, während jene, zu deren Gunsten die Agitation stattfindet, ihr mit Gleichgültigkeit oder unverhohlener Feindseligkeit begegnen. Es ist vielmehr eine politische Bewegung, welche praktische Ziele anstrebt und in einer Weise geführt wird, welche die Absicht auszuharren erkennen lässt; und es ist nicht nur eine Bewegung *für*, sondern auch *von* Frauen. Ihre erste öffentliche Betätigung scheint eine Frauenversammlung gewesen zu sein, die im Staate Ohio im Frühling 1850 stattfand. Es ist uns kein Bericht über diese Zusammenkunft zu Gesicht gekommen. Am 23. und 24. Oktober des letzten Jahres wurde eine Reihe von öffentlichen Versammlungen zu Worcester in Massachusetts abgehalten unter dem Namen von »Versammlungen für die Rechte der Frauen«, deren Leiter, gleichwie beinahe alle bedeutenden Redner, Frauen waren.[2] Doch hatten sich auch Männer in großer Zahl ihnen angeschlossen, darunter einige der hervorragendsten Führer in der verwandten Sache der Negeremanzipation. Es wurden dort ein allgemeines und vier spezielle Komi-

tees eingesetzt, um die Angelegenheit bis zur nächsten Jahresversammlung fortzuführen.

Nach dem Bericht der *New York Tribune* waren über tausend Personen die ganze Zeit hindurch zugegen, und »wenn ein größerer Raum zur Verfügung gestanden wäre, hätten noch viele Tausende der Versammlung beigewohnt«. Der Raum war »von Anfang an überfüllt von aufmerksamen und teilnehmenden Zuhörern«.[3] Was die Qualität des Gesprochenen betrifft, so haben die Vorgänge in dieser Versammlung den Vergleich mit keiner anderen uns bekannten Volksbewegung zu scheuen, die in England oder Amerika stattgefunden hat. Nur sehr selten ist der Anteil, welchen Phrase und Schönrednerei an den Kundgebungen in öffentlichen Versammlungen haben, so gering, der Anteil der ruhigen Einsicht und Vernunft so beträchtlich ausgefallen. Der Erfolg der Versammlung war in jeder Hinsicht ermutigend für die, welche sie einberufen hatten, und dieselbe ist wahrscheinlich bestimmt, eine der folgenreichsten unter den politischen und sozialen Reformbewegungen einzuleiten, welche das verheißungsvollste Merkmal unserer Zeit sind.

Dass die Urheber dieser neuen Bewegung sich auf den Boden von Prinzipien stellen und sich nicht scheuen, dieselben in ihrem weitesten Umfange ohne Achselträgerei oder Kompromisssucht zu bekennen, geht aus den Resolutionen hervor, welche die Versammlung angenommen hat und welche wir zum Teil hier folgen lassen. Sie lauten dahin:

»Dass jedes menschliche Wesen im reifen Alter und seit einer entsprechenden Zahl von Jahren im Lande ansässig, welches den Gesetzen zu gehorchen verpflichtet ist, auch auf eine Stimme bei deren Erlass ein Recht hat; dass jede solche Person, deren Eigentum oder deren Arbeit besteuert wird zum Zwecke der Erhaltung der Regierung, auch auf einen direkten Anteil an derselben Anspruch hat; dass mithin die Frauen Anspruch haben auf das Stimmrecht und auf die Wählbarkeit zu Ämtern … und dass jede Partei, welche sich rühmt, die Humanität, die Zivilisation und den Fortschritt des Zeitalters zu vertreten, verpflichtet ist, Gleichheit vor dem Gesetz ohne Unterschied des Geschlechtes oder der Farbe auf ihre Fahnen zu schreiben; ferner, dass bürgerliche und politische Rechte keinen Geschlechtsunterschied kennen und dass daher das Wort ›männlich‹ aus allen Verfassungsurkunden zu tilgen ist. Desgleichen: Da die Aussicht auf ehrenvolle und nützliche Verwendung im späteren Leben der beste Sporn ist, sich die Vorteile der Erziehung anzueignen, und da die beste Erziehung diejenige ist, welche wir uns in den Kämpfen, Beschäftigun-

gen und in der Schule des Lebens selbst geben, ist es unmöglich, dass Frauen aus dem ihnen schon jetzt gewährten Unterricht den vollen Nutzen ziehen oder dass ihre Laufbahn ihren Fähigkeiten vollauf entspreche, solange ihnen nicht die Wege zu den mannigfaltigen bürgerlichen und berufsmäßigen Stellungen geöffnet sind. Daraus ergibt sich: Dass jeder Versuch, die Frauen heranzubilden, ohne ihnen ihre Rechte zuzugestehen und ohne durch das Gewicht ihrer Verantwortlichkeit ihr Pflichtbewusstsein zu wecken, vergeblich ist und eine Vergeudung von Arbeit bedeutet. Weiter: Dass die Gesetze des ehelichen Güterrechtes einer gründlichen Umgestaltung bedürfen, damit volle Rechtsgleichheit zwischen den Ehegatten bestehe; dass das Weib während des Lebens gleiches Verfügungsrecht über das durch gemeinsame Anstrengung und Opfer erworbene Eigentum besitzen und ihren Mann in genau demselben Maße wie er sie beerben soll, und dass sie berechtigt sein soll, bei ihrem Tode über einen ebenso großen Teil des gemeinsamen Vermögens letztwillig zu verfügen wie er.«

Folgendes ist eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Forderungen:

1. *Erziehung* in elementaren und hohen Schulen, Universitäten, medizinischen, rechtswissenschaftlichen und theologischen Anstalten.
2. *Teilnehmerschaft* an den Arbeiten und am Ertrag, an den Gefahren und Belohnungen der produktiven Erwerbstätigkeit.
3. Ein *gleicher Anteil* an der Feststellung und Handhabung von Gesetzen – der Gemeinde, des Einzelstaates und der Nation – in gesetzgebenden Versammlungen, Gerichtshöfen und Exekutivbehörden.

Es würde schwerfallen, so viel Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit in eine so wenig bestechende Form zu kleiden, als bei einigen dieser Resolutionen der Fall ist. Allein, was man auch gegen einzelne Ausdrücke einwenden mag, nichts lässt sich nach unserer Ansicht gegen die Forderungen selbst einwenden. Als eine Frage der Gerechtigkeit scheint uns die Sache zu klar, um einer Erörterung zu bedürfen; als eine Frage der Nützlichkeit wird sie sich desto stärker erweisen, je gründlicher sie untersucht wird.

Dass die Frauen vom Standpunkte des persönlichen Rechtes einen ebenso guten Anspruch auf das Stimmrecht oder auf einen Platz in der Geschworenenbank haben wie die Männer, wird kaum jemand zu leugnen vermögen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika können dies sicherlich als eine

Nation oder Staatsgemeinschaft nicht bestreiten. Denn ihre demokratischen Institutionen beruhen eingestandenermaßen auf dem jeder Person eigentümlichen Anrecht auf eine Stimme in der Regierung. Ihre Unabhängigkeitserklärung, welche von Männern abgefasst wurde, die noch jetzt ihre großen Autoritäten in Fragen des Verfassungsrechtes sind – jenes Schriftstück, welches von Anfang an die anerkannte Grundlage ihres öffentlichen Lebens war und immer noch ist, beginnt mit folgender ausdrücklicher Feststellung:

»Wir halten diese Wahrheiten für von selbst einleuchtend: dass alle Menschen (*all men*) gleich geschaffen worden sind; dass sie ihr Schöpfer mit gewissen unveränderlichen Rechten ausgestattet hat, dass zu diesen Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehören; dass, um diese Rechte zu schützen, Regierungen unter den Menschen eingesetzt worden sind, deren rechtmäßige Gewalt auf der Zustimmung der Regierten beruht.«[4]

Wir glauben nicht, dass ein amerikanischer Demokrat die Tragweite dieser Worte durch die der Unredlichkeit oder Unwissenheit entspringende Ausflucht wird abschwächen wollen, dass »men« in diesem denkwürdigen Schriftstücke nicht »menschliche Wesen«, sondern bloß das eine Geschlecht bezeichne, dass »Freiheit, Leben und das Streben nach Glückseligkeit« nur der einen Hälfte der menschlichen Gattung als unveräußerliche Rechte zukommen und dass die Regierten, deren Einwilligung für die einzige Quelle rechtmäßiger Gewalt erklärt wird, nur jene Hälfte der Menschheit bedeuten, welche bisher in ihren Beziehungen zur anderen die Rolle der herrschenden gespielt hat. Der Widerspruch zwischen Prinzip und Praxis lässt sich nicht wegdeuteln. Eine gleiche Untreue gegen die obersten Grundsätze ihres politischen Glaubensbekenntnisses haben sich die Amerikaner in dem offenkundigen Falle der Negersklaverei zuschulden kommen lassen, und sie lernen jetzt endlich einsehen, wie schmachvoll dieser Abfall war. Nach einem Kampfe, welcher in manchem Betrachte den Namen eines heldenmütigen verdient, sind nunmehr die Abolitionisten so stark an Zahl und Einfluss geworden, dass sie gegenwärtig unter den Parteien in den Vereinigten Staaten den Ausschlag geben. Und es ziemte sich, dass die Männer, deren Name mit der Vertilgung der Aristokratie der Farbe vom demokratischen Boden Amerikas verknüpft bleiben wird, zu den Urhebern der ersten allgemeinen Auflehnung – in Amerika und der übrigen Welt – gegen die Aristokratie des Geschlechts gehören sollten, welcher Unterschied ebenso zufällig als der der Farbe und genauso gleichgültig für alle Fragen des Staatslebens ist.

Nicht nur an die Demokratie Amerikas wendet sich der Ruf der Frauen nach bürgerlicher und politischer Gleichheit mit unwiderstehlicher Gewalt, sondern auch an jene Radikalen und Chartisten* auf den Britischen Inseln und an jene Demokraten des Kontinents, welche das sogenannte allgemeine Stimmrecht als ein angeborenes Recht, das ihnen in widerrechtlicher und tyrannischer Weise vorenthalten wird, beanspruchen. Denn in welchem vernünftigen Sinn kann man ein Stimmrecht allgemein nennen, von dem die Hälfte der menschlichen Gattung ausgeschlossen bleibt? Erklären, dass eine Stimme an der Regierung das Recht aller ist, und sie nur für einen Teil verlangen – nämlich für den Teil, zu dem der Fordernde selbst gehört – das heißt doch selbst auf den Schein eines Prinzips verzichten. Der Chartist, welcher den Frauen das Stimmrecht abspricht, ist nur darum Chartist, weil er kein Lord ist; er ist einer von jenen Nivellierern, welche nur bis zu sich selbst herab nivellieren möchten.

Selbst diejenigen, welche eine Stimme in der Regierung nicht als ein persönliches Recht ansehen und die sich nicht zu Grundsätzen bekennen, welche die Ausdehnung des Stimmrechtes auf alle fordern, halten gewöhnlich an althergebrachten Maximen der politischen Gerechtigkeit fest, mit denen die Ausschließung aller Frauen von den gewöhnlichen Bürgerrechten unvereinbar ist. Es ist ein Axiom der englischen Freiheit, dass die Besteuerung und die politische Vertretung Hand in Hand gehen sollen. Doch gibt es selbst unter der Herrschaft der Gesetze, die das Eigentum des Weibes dem Manne zusprechen, viele unverheiratete Frauen, welche Steuern zahlen. Es ist eine der fundamentalen Vorschriften der britischen Verfassung, dass alle Personen von ihresgleichen gerichtet werden sollen. Doch werden Frauen jedes Mal von männlichen Richtern und einer männlichen Jury gerichtet. Fremden gesteht das Gesetz das Vorrecht zu, zu verlangen, dass die Jury zur Hälfte von Fremden gebildet werde; nicht so den Frauen. Allein, sehen wir von solchen speziellen Forderungen ab, die mehr auf gewisse Orte oder Nationen beschränkte als allgemeine Ideen darstellen. Es ist ein anerkanntes Gebot der Gerechtigkeit, ohne Notwendigkeit keine verletzende Unterscheidung zu machen. In allen Dingen sollte die Voraussetzung zugunsten der Gleichheit sein. Es muss erst ein Grund dafür angegeben werden, warum ein Ding einer Person erlaubt

* Sozialpolitische Reformbewegung in Großbritannien am Anfang des 19. Jahrhunderts, die unter anderem für eine Reform des Wahlrechts durch dessen Ausweitung auf alle Männer eintrat.

und der anderen untersagt sein soll. Aber wenn die Ausschließung sich fast auf alles erstreckt, was diejenigen, die nicht von ihr betroffen sind, am höchsten schätzen und dessen Entziehung sie als die größte Beleidigung empfinden; wenn nicht nur die politische Freiheit, sondern auch die persönliche Freiheit des Handelns das Vorrecht einer Kaste ist; wenn selbst in der Erwerbstätigkeit fast alle Beschäftigungen, welche die höheren Fähigkeiten auf irgendeinem wichtigen Gebiete in Anspruch nehmen, welche zu Auszeichnung, Reichtum oder auch nur zu materieller Unabhängigkeit führen, als das ausschließliche Eigentum der herrschenden Klasse allseitig umfriedet gehalten werden, während der abhängigen Klasse beinahe keine anderen Türen offen bleiben als solche, denen alle, welche anderswo eintreten können, verächtlich den Rücken kehren – dann sind die armseligen Zweckmäßigkeitsgründe, welche als Entschuldigung für eine so ungeheuerlich parteiische Verteilung vorgebracht werden, selbst wenn sie nicht völlig unhaltbar wären, nicht imstande, ihr den Charakter einer schreienden Ungerechtigkeit zu nehmen. Indessen sind wir der festen Überzeugung, dass die Teilung der Menschheit in zwei Kasten, die eine durch die Geburt dazu bestimmt, die andere zu beherrschen, in diesem Falle wie in jedem anderen nichts weniger als zweckdienlich, sondern ganz und gar vom Übel ist – eine Quelle der Verderbnis und sittlichen Entartung sowohl für die begünstigte Klasse als für die, auf deren Kosten sie bevorzugt ist; dass sie nichts von dem Guten hervorbringt, das man ihr gewöhnlich zuschreibt; und dass sie – solange sie besteht – ein fast unüberwindliches Hindernis jeder wirklich eingreifenden Verbesserung, sei es in den Charaktereigenschaften, sei es in den sozialen Zuständen des Menschengeschlechtes, bildet.

Es ist nun unsere Absicht, diese Behauptung zu erweisen; aber ehe wir damit beginnen, möchten wir uns bemühen, die vorläufigen Einwendungen zu zerstreuen, welche bei Personen, denen dieser Gegenstand neu ist, eine ernstliche und gewissenhafte Prüfung desselben zu behindern pflegen. Das vornehmste dieser Hindernisse ist die ungeheure Macht der Gewohnheit. Die Frauen haben niemals gleiche Rechte wie die Männer besessen. Ihre Ansprüche auf die gemeinsamen Menschenrechte gelten für beseitigt durch den allgemeinen Brauch. Zwar hat dieses stärkste aller Vorurteile, das Vorurteil gegen das Neue und Unbekannte, in einem Zeitalter der Neuerungen wie dem unsrigen viel von seiner Stärke verloren; wäre dem nicht so, so bliebe wenig Hoffnung, etwas gegen dasselbe auszurichten. In drei Vierteln der bewohnbaren Welt macht die Antwort »Es ist immer so gewesen«, noch heute jeder

Erörterung ein Ende. Aber es ist der Stolz der modernen Europäer und ihrer amerikanischen Vettern, dass sie viele Dinge kennen und tun, welche ihre Vorfahren weder kannten noch taten; und unser Zeitalter ist vielleicht in keinem anderen Punkte früheren Epochen so unzweifelhaft überlegen als darin, dass die Gewohnheit nicht mehr dieselbe tyrannische Herrschaft über Meinungen und Handlungsweisen ausübt wie vordem und dass die Verehrung des Althergebrachten ein in Abnahme begriffener Kultus ist. Ein ungewohnter Gedanke über einen Gegenstand, der die wichtigeren Interessen des Lebens berührt, wirkt bei seinem ersten Auftreten noch immer befremdend und beunruhigend; wenn es jedoch gelingt, ihn so lange lebendig zu erhalten, bis der Eindruck des Fremdartigen schwindet, findet er Gehör und eine so vernunftgemäße Würdigung, als der Geist des Zuhörers irgendeinem anderen Gegenstande zu widmen gewohnt ist.

Im vorliegenden Falle steht das Vorurteil der Gewohnheit ohne Zweifel auf der Seite des Unrechts. Zwar haben, außer einigen der hervorragendsten Männer der Gegenwart, zu allen Zeiten große Denker, von Platon bis auf Condorcet, in der nachdrücklichsten Weise zugunsten der Gleichheit der Frauen ihre Stimme erhoben, und es hat freiwillige Vereinigungen, geistliche wie weltliche, unter denen die Gemeinschaft der Quäker die bekannteste ist, gegeben, welche diesen Grundsatz anerkannten. Aber es hat keine politische Gemeinschaft oder Nation gegeben, in der sich nicht die Frauen durch Gesetz und Sitte in einer politisch wie bürgerlich untergeordneten Stellung befunden hätten. In der Alten Welt wurde dieselbe Tatsache mit demselben Recht zugunsten der Sklaverei angeführt. Sie hätte im ganzen Mittelalter zugunsten jener gemilderten Form der Sklaverei, welche Hörigkeit hieß, angeführt werden können. Sie wurde gegen die Gewerbefreiheit, gegen die Gewissensfreiheit, gegen die Pressefreiheit angerufen; keine von diesen Freiheiten wurde mit einem wohlgeordneten Staatswesen für verträglich gehalten, bis ihr wirkliches Vorhandensein ihre Möglichkeit dartat. Dass eine Einrichtung oder ein Brauch von alters her besteht, ist kein Beweis für seine Güte, wenn ein anderer zureichender Grund für sein Dasein angegeben werden kann. Es ist gar nicht schwer zu verstehen, warum die Knechtschaft der Frauen ein Herkommen geworden ist; es bedarf dafür keines anderen Erklärungsgrundes als der physischen Stärke.

Dass diejenigen, welche physisch schwächer sind, sich auch im Zustande rechtlicher Inferiorität befinden, entspricht ganz dem Geist, in dem die Welt

regiert worden ist. Bis vor ganz kurzer Zeit war die Herrschaft der physischen Kraft das allgemeine Gesetz der Menschheit. Durch die ganze historische Zeit haben die Nationen, Rassen oder Klassen, welche durch Muskelkraft, durch Reichtum oder durch militärische Schulung die stärksten waren, die übrigen unterworfen und in Untertänigkeit erhalten. Wenn bei den vorgeschrittensten Völkern das Gesetz des Schwertes endlich als unwürdig verworfen wurde, so ist dies nur die Frucht des viel verleumdeten achtzehnten Jahrhunderts. Die Eroberungskriege haben erst aufgehört, seitdem die demokratischen Revolutionen begonnen haben. Die Welt ist noch sehr jung und hat eben erst angefangen, sich von der Ungerechtigkeit frei zu machen. Sie entledigt sich erst jetzt der Sklaverei der Neger, sie entledigt sich erst jetzt des Despotismus der Alleinherrscher, sie entledigt sich erst jetzt des erblichen Feudaladels, sie entledigt sich erst jetzt der Rechtsungleichheit aufgrund der Religionsverschiedenheit. Sie beginnt eben erst, irgendwelche *Männer* außer den Reichen und einen begünstigten Teil der Mittelklasse als Bürger zu behandeln. Dürfen wir uns wundern, dass sie für die Frauen noch nicht so viel getan hat? Wie die Gesellschaft bis auf die wenigen letzten Generationen bestellt war, war die Ungleichheit ganz eigentlich ihre Grundlage; irgendeine auf gleiche Rechte begründete Vereinigung bestand damals kaum; Gleichheit bedeutete so viel als Feindschaft; zwei Personen konnten kaum gemeinsam an irgendetwas arbeiten oder in irgendein freundliches Verhältnis zueinander treten, ohne dass das Gesetz den einen zum Vorgesetzten des anderen bestellte. Die Menschheit ist nun diesem Zustand entwachsen, und alles zielt dahin, an die Stelle der Herrschaft des Stärkeren eine gerechte Gleichheit als das allgemeine Prinzip der menschlichen Beziehungen zu setzen. Von allen Verhältnissen aber musste das zwischen Männern und Frauen, da es das nächste und innigste und mit der größten Anzahl intensiver Gefühle verknüpft ist, notwendig das letzte sein, bei dem die alte Richtschnur außer Übung und die neue in Aufnahme kommt; denn im Verhältnis zur Stärke eines Gefühls steht die Hartnäckigkeit, womit es an den Formen und Umständen festhält, mit welchen es auch nur zufällig verkettet worden ist.

Wenn ein Vorurteil, das irgendwie mit dem Gefühlsleben verwachsen ist, sich in die unangenehme Notwendigkeit versetzt sieht, Gründe anzugeben, so glaubt es genug getan zu haben, wenn es in Redensarten, welche sich auf das vorhandene Gefühl berufen, eben den bestrittenen Punkt als Behauptung hinstellt. So glauben viele Personen, die Einschränkungen, welche der Tätig-

keit der Frauen auferlegt sind, hinreichend gerechtfertigt zu haben, wenn sie sagen, dass die Beschäftigungen, von denen die Frauen ausgeschlossen werden, *unweibliche* sind und dass der *angemessene Wirkungskreis* der Frauen nicht Politik oder die Öffentlichkeit, sondern das häusliche und Privatleben ist. Wir bestreiten es, dass irgendein Teil der Gattung oder ein Individuum das Recht hat, für einen anderen Teil oder für ein anderes Individuum zu entscheiden, was und was nicht sein angemessener Wirkungskreis ist. Der angemessene Wirkungskreis aller menschlichen Wesen ist der höchste und weiteste, zu dem sie sich erheben können. Welches dieser ist, kann ohne vollständige Freiheit der Wahl nicht entschieden werden. Die Redner bei der Versammlung in Amerika haben daher recht und weise gehandelt, als sie es ablehnten, auf die Frage nach den Frauen oder Männern besonders eigentümlichen Fähigkeiten und den Grenzen einzugehen, innerhalb welcher diese oder jene Beschäftigung für das eine oder das andere Geschlecht geeigneter erscheinen mag. Sie behaupten ganz richtig, dass diese Fragen nur durch die volle Freiheit beantwortet werden können. Stellt jedem jede Beschäftigung frei, ohne irgendwelche Gunst oder Ungunst, und die Berufsarten werden in die Hände jener Männer oder Frauen geraten, welche sich durch die Erfahrung am fähigsten erweisen, sie würdig auszuüben. Man braucht nicht zu fürchten, dass die Frauen den Männern irgendwelche Beschäftigungen entreißen werden, welche diese besser als jene betreiben. Jedes Individuum wird seine oder ihre Befähigung auf dem einzigen Wege erweisen, auf dem sich Befähigung erweisen lässt, nämlich durch den Versuch, und die Welt wird aus den besten Fähigkeiten aller ihrer Bewohner Vorteil ziehen. Aber im Voraus mit einer willkürlichen Beschränkung einzugreifen und zu erklären, dass, wie groß immer das Genie oder Talent, die Energie oder Geisteskraft eines Wesens aus einem gewissen Geschlecht oder Kreise sein mögen, diese Gaben nicht gebraucht werden oder doch nur in einigen wenigen von den vielen Weisen gebraucht werden dürfen, welche anderen für ihre Fähigkeiten offenstehen – das ist nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen den Einzelnen und eine Schädigung der Gesellschaft, welche dadurch verliert, was sie nur schwer entbehren kann, sondern es ist auch der sicherste Weg, um in dem also niedergehaltenen Geschlechte oder Kreise die Eigenschaften zu ertöten, deren Gebrauch man nicht gestatten will.

Wir werden dem sehr löblichen Beispiel der Versammlung folgen, indem wir nicht in die Fragen nach den angeblichen Unterschieden in physischen

oder geistigen Eigenschaften zwischen beiden Geschlechtern eingehen, nicht etwa, weil wir darüber nichts, sondern weil wir zu viel zu sagen haben; diesen Punkt angemessen zu erörtern würde all den Raum in Anspruch nehmen, den wir für den ganzen Gegenstand zur Verfügung haben.[5]

Aber wenn diejenigen, welche versichern, dass der angemessene Wirkungskreis der Frauen die Häuslichkeit sei, damit sagen wollen, dass sie keine Fähigkeiten für irgendeinen anderen gezeigt haben, dann beweist diese Behauptung große Unkenntnis des Lebens und der Geschichte. Die Frauen haben Tauglichkeit für die höchsten Stellungen der Gesellschaft genau in dem Verhältnis bewiesen, als sie dazu zugelassen wurden. Durch eine seltsame Inkonsequenz werden sie, die nicht zur niedrigsten Würde im Staate wählbar sind, in einigen Ländern zur höchsten, zur königlichen Würde zugelassen; und wenn es einen Beruf gibt, zu dem sie entschiedene Befähigung gezeigt haben, so ist es der der Herrscherin. Wir brauchen hier nicht auf die alte Geschichte zurückzugreifen; wir sehen uns vergebens nach tüchtigeren oder standhafteren Herrschern um als Elisabeth, Isabella von Kastilien, Maria Theresia, Katharina von Russland, als Blanche, die Mutter von Ludwig IX. von Frankreich, und Jeanne d'Albret, die Mutter von Heinrich IV. Die Überlieferung kennt wenige Könige, welche mit schwierigeren Verhältnissen gerungen und sie so siegreich überwunden haben. Selbst im halbbarbarischen Asien haben Fürstinnen, welche sich nie den Männern außer denen ihrer eigenen Familie gezeigt und niemals mit ihnen außer hinter einem Vorhang verkehrt hatten, während der Minderjährigkeit ihrer Söhne viele der glänzendsten Beispiele einer starken und gerechten Regierung gegeben. Im Mittelalter, wo der Abstand zwischen den höheren und niederen Ständen größer war als selbst der zwischen Männern und Frauen und wo die Frauen der bevorzugten Klasse, obwohl der Willkür der Männer derselben Klasse unterworfen, ihnen doch näherstanden als irgendwer anderer und sie oftmals während ihrer Abwesenheit in ihrer Tätigkeit und ihrer Autorität vertraten, haben viele heldenhafte Burgfrauen wie Jeanne de Montfort oder die große Gräfin Derby[6] selbst in so später Zeit wie der von Karl I. sich nicht nur durch politische, sondern auch durch kriegerische Tüchtigkeit hervorgetan. In den Jahrhunderten unmittelbar vor und nach der Reformation standen Damen von königlichem Geblüt als Diplomatinnen, als Statthalterinnen von ganzen Provinzen oder als vertrauliche Ratgeberinnen von Fürsten nicht hinter den ersten Staatsmännern ihrer Zeit zurück, und der Vertrag von Cambray, welcher Europa den Frieden

wiedergab, wurde in Konferenzen, denen kein Dritter beiwohnte, von der Tante des Kaisers Karl V. und der Mutter Franz' I. abgeschlossen.[7]

Was also die Eignung der Frauen für das öffentliche Leben betrifft, so kann darüber keine Frage sein; aber der Streit wird sich wahrscheinlich mehr um die Eignung des öffentlichen Lebens für die Frauen drehen. Wenn man die Gründe, welche für die Ausschließung der Frauen vom tätigen Leben in all seinen wichtigeren Gebieten angeführt werden, ihres deklamatorischen Aufputzes entkleidet und sie auf den einfachen Ausdruck eines Gedankens zurückführt, so scheinen ihrer hauptsächlich drei zu sein: fürs Erste die Unverträglichkeit des tätigen Lebens mit den Mutterpflichten und mit der Besorgung eines Haushaltes, zweitens dessen angeblich verhärtender Einfluss auf den Charakter und drittens die Unzweckmäßigkeit einer Steigerung des ohnehin schon übermäßigen Druckes der Konkurrenz in jedem Zweige des Berufs- oder Erwerbslebens.

Das erste Argument, das der Mutterpflichten, wird gewöhnlich besonders betont, obwohl – es ist fast unnötig, das zu sagen – dieser Grund, wenn er einer ist, sich nur auf Mütter beziehen kann. Es ist aber weder notwendig noch gerecht, die Frauen in die Zwangslage zu versetzen, dass sie entweder Mütter oder gar nichts sein müssen, oder dass sie, wenn sie einmal Mütter gewesen sind, ihr ganzes übriges Leben nichts anderes sein dürfen. Weder für Frauen noch für Männer bedarf es eines Gesetzes, um sie von einer Beschäftigung auszuschließen, wenn sie sich einer anderen zugewendet haben, welche damit unvereinbar ist. Niemand schlägt vor, das männliche Geschlecht vom Parlament auszuschließen, weil ein Mann ein Soldat oder Matrose im aktiven Dienst sein kann, oder ein Kaufmann, dessen Geschäft all seine Zeit und Tatkraft in Anspruch nimmt. Neun Zehntel der Männer sind *de facto* durch ihre Beschäftigung ebenso wirksam vom öffentlichen Leben ausgeschlossen, als ob das Gesetz sie davon ausschlösse; aber das ist kein Grund dafür, Gesetze zu erlassen, um diese neun Zehntel, geschweige denn um das noch übrige Zehntel auszuschließen. Für die Frauen gilt hier genau dasselbe wie für die Männer. Es ist nicht notwendig, durch ein Gesetz Vorsorge zu treffen, dass eine Frau nicht in eigener Person die Geschäfte eines Haushaltes besorgen oder die Erziehung von Kindern leiten und gleichzeitig ein Arzt oder Anwalt sein oder ins Parlament gewählt werden dürfe. Wo die Unvereinbarkeit eine wirkliche ist, wird sie selbst für sich zu sorgen wissen; aber es ist eine grobe Ungerechtigkeit, diese Unvereinbarkeit zum Vorwand der Aus-

schließung derjenigen zu machen, bei denen sie nicht besteht. Und von solchen würde sich eine sehr große Anzahl finden, wenn man ihnen freie Wahl ließe. Das Mutterpflichtenargument lässt seine Vertreter im Stiche im Falle von ledigen Frauen, eine große und rasch zunehmende Klasse der Bevölkerung, welche Tatsache – es ist nicht überflüssig, dieses zu bemerken – dadurch, dass sie die übermäßige Konkurrenz der Massen verhindert, dazu angetan ist, das Wohl aller erheblich zu fördern. Es gibt keinen in der Sache selbst liegenden Grund und keine Notwendigkeit, warum alle Frauen sich freiwillig dafür entscheiden sollten, ihr Leben *einer* animalischen Funktion und ihren Folgen zu widmen. Zahlreiche Frauen werden nur darum Gattinnen und Mütter, weil ihnen keine andere Laufbahn offensteht, kein anderer Spielraum für ihre Gefühle oder ihre Tätigkeit. Jede Verbesserung ihrer Erziehung und jede Erweiterung ihrer Fähigkeiten, alles, was sie für irgendeine andere Lebensweise tauglich macht, vergrößert die Zahl derjenigen, denen durch die Entziehung der freien Wahl ein schweres Unrecht widerfährt. Sagen, dass die Frauen vom tätigen Leben ausgeschlossen werden müssen, weil die Mutterpflichten sie dazu untauglich machen, das heißt in Wahrheit sagen, dass ihnen jeder andere Lebensweg verschlossen sein soll, damit der Stand der Mutter ihre einzige Zuflucht bleibe.

Aber zweitens, so behauptet man, würden die Frauen, wenn ihnen dieselbe Freiheit in der Wahl der Beschäftigungen wie den Männern gewährt würde, jene Überzahl von Konkurrenten noch vermehren helfen, welche bereits die Zugänge zu fast allen Berufsarten sperrt und deren Ertrag vermindert. Dieses Argument hat – wohlgemerkt – nichts mit der politischen Frage zu tun. Es entschuldigt nicht, dass den Frauen die Bürgerrechte vorenthalten werden. Auf das Stimmrecht, auf die Zulassung zur Geschworenenbank, zum Parlament und zu öffentlichen Ämtern hat es keinen Bezug. Es erstreckt sich einzig und allein auf die industrielle Seite der Frage. Wenn wir somit diesem wirtschaftlichen Argument seine volle Bedeutung zuerkennen, wenn wir einräumen, dass die Zulassung der Frauen zu den Beschäftigungen, welche jetzt ausschließlich Männer innehaben, gleich der Aufhebung von anderen Monopolen dahin abzielen würde, die Einträglichkeit dieser Beschäftigungen zu vermindern – dann obliegt es uns, zu erwägen, wie groß der daraus entspringende Nachteil ist und was demselben gegenübersteht. Das Schlimmste, was jemals behauptet wurde, weit mehr, als irgendwie eintreffen dürfte, ist dies: dass, wenn die Frauen mit den Männern in Konkurrenz träten, ein Mann und

eine Frau zusammen nicht mehr erwerben könnten, als was jetzt ein Mann allein erwirbt. Nehmen wir diese Voraussetzung, die ungünstigste, die überhaupt möglich ist, an; das vereinigte Einkommen beider würde dann dasselbe sein wie früher, während die Frau aus der Stellung einer Dienerin zu der einer Mitarbeiterin erhoben wäre. Selbst wenn bei dem jetzigen Stand der Dinge keine Frau eines männlichen Ernährers entbehrte, wie unendlich besser wäre es doch, dass ein Teil des Einkommens der Erwerb der Frau sei, auch wenn der Gesamtbetrag dadurch nur um wenig vermehrt wird, anstatt dass sie genötigt ist zurückzustehen, damit der Mann der einzige Erwerber und der einzige Verwalter des Erworbenen sei. Selbst unter den gegenwärtigen Gesetzen über das Eigentum der Frauen kann ein Weib, das zur Erhaltung der Familie wesentlich beiträgt, nicht in derselben verächtlichen und tyrannischen Weise behandelt werden wie eines, dessen Lebensunterhalt gänzlich vom Manne abhängt, so schwer auch die Mühsal der häuslichen Arbeit auf ihr lasten mag.[8] Gegen die Herabsetzung der Löhne infolge der Vermehrung der Konkurrenz werden sich seinerzeit wohl Mittel finden lassen. Palliativ-Maßregeln könnten sofort angewendet werden, zum Beispiel eine strengere Ausschließung der Kinder von industrieller Tätigkeit während der Jahre, in denen sie keine andere Arbeit leisten sollten als jene, welche ihren Körper und Geist für das spätere Leben erstarken macht. Kinder sind notwendigerweise abhängig und unter der Gewalt anderer, und ihre Arbeit, die nicht ihnen selbst, sondern ihren Eltern Gewinn bringt, ist ein geeigneter Gegenstand gesetzlicher Regelung. Was die Zukunft anbelangt, so glauben wir, dass weder die gedankenlose Vermehrung und die daraus folgende übermäßige Schwierigkeit, einen Unterhalt zu finden, immer andauern wird, noch dass die Teilung der Menschen in Kapitalisten und gemietete Arbeiter und die Regulierung der Entlohnung der Arbeiter hauptsächlich durch Nachfrage und Angebot für immer oder auch nur lange Zeit noch in Kraft bleiben wird. Aber solange die Konkurrenz das allgemeine Gesetz des menschlichen Lebens bleibt, ist es Tyrannei, die eine Hälfte der Mitbewerber auszuschließen. Alle, die das Alter der Selbständigkeit erreicht haben, haben das gleiche Recht, jede Art von nützlicher Arbeit, deren sie fähig sind, zum Preise, den sie einträgt, zu verkaufen.

Der dritte Einwand gegen die Zulassung der Frauen zum öffentlichen Leben oder zur Erwerbstätigkeit, deren angeblich verhärtender Einfluss, gehört einer vergangenen Zeit an und ist für unsere Zeitgenossen kaum mehr verständlich. Es gibt aber immer noch Personen, welche sagen, dass die Welt

und ihr Getriebe die Menschen selbstisch und gefühllos werden lässt, dass die Kämpfe, Rivalitäten und Kollisionen des geschäftlichen und politischen Lebens sie rau und unliebenswürdig machen und dass, wenn die eine Hälfte der Gattung sich unvermeidlich diesen Dingen hingeben muss, es umso notwendiger ist, dass die andere Hälfte davon ferngehalten werde; dass es die Frauen vor den schlechten Einflüssen der Welt zu bewahren gilt, damit die Männer denselben nicht gänzlich verfallen.

Dieses Argument hätte etwas Annehmbares, wenn sich die Welt noch im Zeitalter des Faustrechts befände, als das Leben reich war an physischen Kämpfen und jeder Mann das gegen ihn oder gegen andere verübte Unrecht mit dem Schwerte oder mit der Stärke seines Armes abwehren musste. Die Frauen, und desgleichen die Priester, mögen dadurch, dass sie von solchen Verpflichtungen und teilweise von den sie begleitenden Gefahren befreit waren, damals imstande gewesen sein, einen wohltätigen Einfluss auszuüben. Allein, bei der gegenwärtigen Gestaltung des menschlichen Lebens wüssten wir jene verhärtenden Einflüsse nicht aufzufinden, denen die Männer unterworfen und von denen die Frauen unberührt sein sollen. Die Einzelnen kommen heutzutage nur selten in die Lage, Mann gegen Mann auch nur mit friedlichen Waffen zu kämpfen; persönliche Feindschaft und Rivalität spielen keine große Rolle im Weltgetriebe; der allgemeine Druck der Verhältnisse, nicht das Übelwollen Einzelner ist das Hindernis, gegen welches sich die Menschen heute zu wehren haben. Wenn dieser Druck übermäßig wird, knickt er den Lebensmut und verengt und verbittert das Gemüt, jedoch das der Frauen nicht weniger als das der Männer, da jene gewiss nicht weniger als diese unter seinen Übeln leiden. Es gibt zwar noch immer Zwist und Gehässigkeit, aber ihre Quellen sind andere geworden. Einst fand der Feudalherr seinen bittersten Feind in seinem mächtigen Nachbarn, der Minister oder Höfling in jenem, der ihm seine Stellung streitig machte; aber der Gegensatz der Interessen im tätigen Leben wirkt jetzt nicht mehr als Ursache persönlicher Feindschaft; die Feindschaften von heutzutage entspringen mehr aus kleinen Veranlassungen als aus großen, mehr aus dem, was die Leute übereinander sagen, als was sie gegeneinander tun, und wenn auch noch Hass, Bosheit und jede Art des Übelwollens zu finden ist, so sind sie es doch unter Frauen ganz in demselben Maße wie unter Männern. Im gegenwärtigen Zustande der Zivilisation könnte die Absicht, die Frauen vor den verhärtenden Einflüssen der Welt zu bewahren, nur so verwirklicht werden, dass man

sie vollständig von der Gesellschaft fernhielte. Die gewöhnlichen Pflichten des gewöhnlichen Lebens, wie es jetzt bestellt ist, sind mit jeder anderen Weichheit der Frauen als mit ihrer Schwäche unverträglich. Und ein schwacher Geist in einem schwachen Körper wird sicherlich nicht mehr lange für anziehend oder liebenswürdig auch nur gehalten werden.

Aber in Wahrheit berühren alle diese Argumente und Erwägungen in keiner Weise die Grundlagen des Gegenstandes. Die wirkliche Frage geht dahin, ob es recht und ersprießlich ist, dass die eine Hälfte der menschlichen Gattung ihr Leben in einem Zustande erzwungener Unterordnung unter die andere Hälfte zubringen soll. Wenn es der beste Zustand der menschlichen Gesellschaft ist, in zwei Teile zu zerfallen, von denen der eine aus Personen mit Willen und selbständiger Existenz, der andere aus demütigen Gefährten dieser Personen besteht, jede einem von den ersteren beigegeben, um *seine* Kinder zu erziehen und *sein* Haus ihm angenehm zu machen, wenn das die Stellung ist, die den Frauen zukommt: Dann ist es nur ein Gebot der Menschlichkeit, sie dazu zu erziehen, ihnen den Glauben beizubringen, dass ihnen kein größeres Glück widerfahren kann, als von irgendeinem Mann zu solchen Zwecken erwählt zu werden, und dass jede andere Laufbahn, welche der Welt für glücklich oder ehrenvoll gilt, ihnen durch die Bestimmung – nicht sozialer Einrichtungen, sondern der Natur und des Schicksals verschlossen ist.

Wenn wir jedoch fragen, warum das Dasein der einen Hälfte der Menschheit nur ein Mittel für die Zwecke der anderen sein soll und jede Frau ein bloßes Anhängsel eines Mannes, dem seine eigenen Interessen erlaubt sind, damit sich in ihrem Geist kein Widerstreit gegen seine Interessen und sein Belieben rege, so ist die einzige Auskunft, die wir erhalten können, die, dass die Männer es so haben wollen. Es ist ihnen angenehm, das sie um ihrer selbst willen, die Frauen um der Männer willen leben, und die Herrscher wissen es dahin zu bringen, dass die Eigenschaften und das Betragen, das ihnen an ihren Untertanen wohlgefällt, diesen selbst lange Zeit hindurch als ihre spezifische Untertanentugend gelte. Helvétius ist oft wegen seiner Behauptung geschmäht worden, dass die Menschen unter Tugenden gemeiniglich diejenigen Eigenschaften verstehen, welche ihnen selbst nützlich oder bequem sind.[9] Wie sehr das von der Menschheit im Allgemeinen gilt und in wie wunderbarer Weise die Tugendbegriffe, welche die Mächtigen ausstreuen, von ihren Untergebenen aufgefangen und eingesogen werden, dafür ist die Art und

Weise ein gutes Beispiel, wie einst die Welt überzeugt war, dass die oberste Tugend der Untertanen die Ergebenheit gegen ihre Könige sei, und wie sie noch jetzt überzeugt ist, dass die vornehmste Tugend der Frauenwelt die Ergebenheit gegen die Männer ist. Während dem Namen nach derselbe Moralkodex für beide Geschlechter gilt, bilden in Wirklichkeit Eigenwille und Selbstbehauptung den Typus der für männlich geltenden Tugenden, während Selbstentäußerung, Geduld, Entsagung und Unterwerfung unter die Gewalt, außer wenn der Widerstand durch andere als die eigenen Interessen geboten ist, durch allgemeine Übereinstimmung zu recht eigentlich weiblichen Pflichten und Reizen gestempelt worden sind. Der Sinn davon ist bloß der, dass sich die Gewalt zum Mittelpunkt der moralischen Verpflichtungen macht und dass ein Mann seinen eigenen Willen zu haben wünscht, aber nicht wünscht, dass seine Gefährtin einen von dem seinigen verschiedenen Willen habe. Wir sind weit entfernt zu behaupten, dass in modernen und zivilisierten Zeiten keine Gegenseitigkeit der Verpflichtungen von Seiten des Stärkeren anerkannt wird. Eine solche Behauptung würde sich von der Wahrheit weit entfernen. Aber auch diese Gegenseitigkeit, welche wenigstens bei den höheren und mittleren Klassen die Tyrannei ihrer hässlichsten Züge beraubte, hat in Verbindung mit dem ursprünglichen Übel der Abhängigkeit der Frauen ihrerseits wieder ernsthafte Nachteile hervorgerufen.

Im Anbeginn und bei Stämmen, die sich noch auf einer primitiven Kulturstufe befinden, waren und sind die Frauen die Sklavinnen der Männer zu Zwecken der Arbeit. Alle schweren körperlichen Arbeiten fallen ihnen zu. Der australische Wilde geht müßig, während die Weiber mühsam die Wurzeln ausgraben, von denen er sich nährt. Ein Indianer, der ein Wild erlegt hat, lässt es liegen und schickt eine Frau danach aus, um es heimzutragen. Auf einer etwas vorgerückteren Stufe, wie in Asien, waren und sind die Frauen die Sklavinnen der Männer zu Zwecken der Sinnlichkeit. In Europa ist daraus frühzeitig eine dritte, mildere Weise der Herrschaft gefolgt, die nicht durch Schläge oder durch Schlösser und Riegel, sondern durch eine sorgfältige Geistesdrillung gesichert wurde. Auch mischen sich immer mehr Gefühle von Wohlwollen und Vorstellungen von Pflichten, wie sie ein Vorgesetzter seinen Schützlingen schuldet, in dies Verhältnis. Aber es wurde viele Jahrhunderte hindurch kein Verhältnis von Genossen, selbst nicht von ungleichen, daraus. Das Weib war ein Stück der Ausstattung des Hauses, des Ruheplatzes, an den sich der Mann vom Geschäft oder vom Vergnügen zurückzog. Männer waren

damals wie heute die Genossen seiner Arbeit, und ebenso waren es zumeist Männer, seinesgleichen, die seine Vergnügungen und Zerstreuungen teilten. Innerhalb der vier Wände war er ein Patriarch und Alleinherrscher, und die unverantwortliche Macht übte ihre Wirkung, indem sie ihn, je nach seiner Gemütsart, mehr oder weniger herrschsüchtig, anspruchsvoll und selbstvergötternd, wenn nicht gar zum launenhaften oder rohen Tyrannen machte. Aber wenn seine moralischen Eigenschaften dabei Schaden litten, so war dies nicht notwendig in demselben Maße mit seinen geistigen oder schöpferischen Fähigkeiten der Fall. Er mochte so viel Geisteskraft oder Charakterstärke besitzen, als seine Natur und die Verhältnisse seiner Zeit zuließen. Er mochte das »Verlorene Paradies« dichten oder die Schlacht von Marengo gewinnen.[10] Dies war der Zustand der Römer und Griechen und der Neueren bis vor kurzer Zeit. Ihre Beziehungen zu ihren häuslichen Untertanen nahmen nur einen Winkel, wenn auch einen liebevoll gepflegten, in ihrem Leben ein. Ihre Erziehung als Männer, die Entwicklung ihres Charakters und ihrer Fähigkeiten hing wesentlich von einer anderen Reihe von Einflüssen ab.

Das ist jetzt anders geworden. Die fortschreitende Veredlung hat bei allen Machthabern, und darunter auch bei den Machthabern des Hauses, ein gesteigertes und immer noch sich steigerndes Bewusstsein ihrer Gegenverpflichtungen wachgerufen. Kein Mann meint heute, dass er seiner Frau nur so viel Rücksicht zu schenken braucht, als ihm beliebt. Alle Männer von irgendwelcher Gewissenhaftigkeit glauben, dass die Pflichten gegen ihre Frauen zu den verbindlichsten unter ihren Verpflichtungen gehören. Auch wird darunter nicht allein Schutz verstanden, welchen die Frauen beim gegenwärtigen Zustand der Zivilisation beinahe nicht mehr benötigen, sondern Sorge für ihr Glück und Berücksichtigung ihrer Wünsche, denen die Männer nicht selten ihre eigenen opfern. Die Gewalt der Ehemänner hat jetzt das Stadium erreicht, in dem sich die Gewalt der Könige befand, als die allgemeine Meinung zwar die Berechtigung der Willkürherrschaft noch nicht in Frage zog, aber in der Theorie und in gewissem Maße auch in der Praxis deren selbstische Ausübung verurteilte. Dieser Fortschritt in den moralischen Gefühlen der Menschheit und diese gesteigerte Empfänglichkeit für die Rücksichten, welche ein Mann denen schuldet, die auf ihn allein angewiesen sind, haben dahin gewirkt, das Haus immer mehr zum Mittelpunkt der Interessen zu machen und den häuslichen Verhältnissen und der häuslichen Geselligkeit einen immer größeren Anteil an den Bestrebungen und Vergnügungen des Lebens

zuzuwenden. Diese Einflüsse wurden durch die Wandlung in den Sitten und Neigungen verstärkt, welche die letzten zwei oder drei Menschenalter in so bemerkenswerter Weise ausgezeichnet hat. Es ist noch nicht gar lange her, dass die Männer an gewaltsamen Leibesübungen, geräuschvoller Lustbarkeit und Zechgelagen Geschmack fanden und damit ihre Zeit ausfüllten. Sie haben jetzt in allen außer den ärmsten Klassen die Neigung für diese Dinge und für die roheren Vergnügungen überhaupt verloren und zeigen kaum irgendwelche Geschmacksrichtung, die ihnen nicht mit den Frauen gemeinsam wäre; zum ersten Male in der Welt sind Mann und Weib wirklich Gefährten. Es wäre dies ein sehr heilsamer Umschwung, wenn die Gefährten einander gleichstünden; da sie aber ungleich sind, so folgt daraus (und gute Beobachter haben die Tatsache wahrgenommen, ohne ihre Ursache zu erkennen) eine fortschreitende Verschlechterung der Männer in all dem, was man bisher für männliche Vorzüge gehalten hat. Diejenigen, welche so ängstlich zu verhüten suchen, dass die Frauen Männer werden, merken nicht, dass die Männer das werden, wozu sie die Frauen bestimmt haben, dass sie jener Schwäche verfallen, welche sie so lange an ihren Genossinnen gepflegt haben. Die Gemeinschaft des Lebens hat die Neigung, die Menschen einander ähnlich zu machen. Bei der jetzt zwischen den beiden Geschlechtern bestehenden innigen Lebensgemeinschaft können die Männer männliche Tugenden nur dann bewahren, wenn die Frauen sie erwerben.

Es gibt kaum eine Lage, welche der Erhaltung des Charakteradels oder der Geisteskraft so abträglich wäre, als wenn man in der Gesellschaft von geistig tiefer Stehenden lebt und sich mit Vorliebe um ihren Beifall bewirbt. Warum sehen wir so oft im Leben auf vielversprechende Anfänge so ungenügende – geistige und sittliche – Leistungen folgen? Aus keinem anderen Grunde, als weil der Strebende sich nur mit solchen verglichen hat, die unter ihm stehen, und nicht Vervollkommnung oder Anregung gesucht hat, indem er sich mit seinesgleichen oder mit Überlegenen maß. Im gegenwärtigen Zustand des sozialen Lebens wird dies immer mehr das allgemeine Schicksal der Männer. Immer weniger streben sie nach anderen Freundschaften, und immer weniger unterliegen sie anderen persönlichen Einflüssen als denjenigen, welche sie unter dem häuslichen Dache finden. Um hier nicht missverstanden zu werden, ist es notwendig, ausdrücklich der Annahme zu widersprechen, dass selbst jetzt die Frauen den Männern geistig untergeordnet sind. Es gibt Frauen, welche sich an Geistesstärke allen Männern, die jemals gelebt haben,

an die Seite stellen können, und wenn man gewöhnliche Frauen mit gewöhnlichen Männern vergleicht, muss man sagen, dass die verschiedenartigen, obwohl geringfügigen Angelegenheiten, welche die Beschäftigung der meisten Frauen bilden, vielleicht ebenso viel geistige Fähigkeiten wachrufen als die gleichförmige Routine der Berufsarten, welche die tägliche Beschäftigung der großen Mehrheit der Männer ausmachen. Es liegt nicht an den Fähigkeiten selber, sondern an den kleinlichen Gegenständen und Interessen, denen sie allein zugewendet sind, dass der Verkehr mit Frauen, wie sie infolge ihrer gegenwärtigen Stellung beschaffen sind, auf hohe Fähigkeiten und Bestrebungen der Männer so oft zersetzend einwirkt. Wenn die Frau für die großen Ziele und Gedanken, welche dem Leben seinen Wert verleihen, kein Verständnis besitzt oder von dessen praktischen Zwecken nichts schätzt außer den persönlichen Interessen und persönlichen Eitelkeiten, dann wird, seltene Fälle ausgenommen, ihr absichtlich und noch mehr ihr unabsichtlich geübter Einfluss im Geist des Mannes jene Interessen, die sie nicht teilt oder nicht teilen kann, zu minderer Bedeutung herabdrücken, wenn nicht gar völlig vernichten.

Unsere Beweisführung bringt uns hier in Widerstreit mit denen, welche man die gemäßigten Verbesserer der weiblichen Erziehung nennen kann – eine Art von Personen, welche den Pfad der Reform in allen großen Fragen kreuzen, diejenigen nämlich, welche die alten schlechten Prinzipien aufrechterhalten, aber ihre Wirkung mildern wollen. Diese Leute sagen, dass die Frauen nicht die Sklavinnen oder Dienerinnen, sondern die Lebensgefährtinnen der Männer sein sollen, und dass man sie auch zu diesem Beruf erziehen soll. (Sie sagen nicht, dass man die Männer dazu erziehen soll, die Gefährten der Frauen zu sein.) Aber da ungebildete Frauen keine passenden Gefährtinnen für gebildete Männer sind und ein Mann, der an Dingen über und außerhalb des Familienkreises Anteil nimmt, wünscht, dass seine Gefährtin dieses Interesse mit ihm teile, so mögen, sagen sie, die Frauen ihren Verstand und ihren Geschmack ausbilden, allgemeine Bildung erwerben, Kunst und Poesie pflegen, selbst ein wenig mit der Wissenschaft liebäugeln, und einige dehnen ihre Großmut so weit aus zu sagen, sie mögen sich auch über Politik unterrichten; das alles, nicht um diese Dinge zu betreiben, sondern nur so weit, als es nötig ist, um sich für dieselben zu interessieren und mit dem Gemahl darüber eine Unterhaltung zu pflegen oder zum Mindesten doch dessen Weisheit verstehen und in sich aufnehmen zu können. Das ist gewiss für den Gatten sehr angenehm, aber leider alles andere eher als förderlich. Nur weil sie bloß mit

solchen geistigen Umgang pflegen, denen sie selbst ihre Meinungen vorschreiben können, gelangen so viele Menschen nicht über die ersten Stufen der Weisheit hinaus. Die bedeutendsten Männer hören auf fortzuschreiten, wenn sie bloß mit Schülern verkehren. Wenn sie diejenigen überflügelt haben, welche ihre nächste Umgebung bilden, und nach weiterer Entwicklung streben, müssen sie Personen von ihrem eigenen Wuchse aufsuchen, um mit ihnen Umgang zu pflegen. Die geistige Genossenschaft, welche zur Vervollkommnung verhilft, ist der Verkehr zwischen tätigen Geistern, nicht die Berührung zwischen einem tätigen und einem leidenden Geiste. Ein solcher unschätzbarer Gewinn wird selbst jetzt mitunter erreicht, wenn durch einen seltenen Zufall ein starkgeistiger Mann und ein starkgeistiges Weib sich verbinden; und er würde viel öfter zustande kommen, wenn die Erziehung sich dieselbe Mühe gäbe, starkgeistige Frauen heranzubilden, als sie jetzt tut, um ihre Heranbildung zu verhindern. Die modernen, für aufgeklärt und fortschrittlich geltenden Methoden der Frauenerziehung verwerfen, soweit es sich um Worte handelt, eine bloß auf den Prunk berechnete Erziehung und geben vor, eine ernste Ausbildung anzustreben, aber sie verstehen darunter einen oberflächlichen Unterricht in ernsten Gegenständen. Von Fertigkeiten abgesehen, in Betreff deren man jetzt allgemein annimmt, sie sollen gut, wenn überhaupt gelehrt werden, wird nichts den Frauen gründlich gelehrt. Kleine Bruchteile von dem, was man die Knaben gründlich zu lehren versucht, sind alles, was man den Frauen beizubringen wünscht oder beabsichtigt. Was die Menschen zu intelligenten Wesen macht, ist das Vermögen zu denken; die Anregungen, welche dieses Vermögen erwecken, sind der Reiz und die Würde des Denkens selbst und ein freies Feld für dessen praktische Anwendung. Diese beiden Beweggründe sind aber jenen entzogen, welchen von Jugend auf gesagt wird, dass das Denken und alle seine wichtigen Anwendungen die Sache anderer Leute ist, während es ihre Sache ist, sich anderen Leuten angenehm zu machen. Hohe Geisteskräfte werden unter den Frauen so lange zufällige Ausnahmen bleiben, bis ihnen jeder Lebensweg offensteht und bis sie so gut wie die Männer für sich selbst und für die Welt erzogen werden, nicht das eine Geschlecht für das andere.

Bei dem, was wir bisher über die vereinte Wirkung der untergeordneten Stellung der Frauen und der gegenwärtigen Gestaltung des ehelichen Lebens gesagt haben, hatten wir nur die allergünstigsten Fälle im Auge, solche, in denen sich irgendwie eine wirkliche Annäherung an jene Vereinigung und

Verschmelzung von Leben und Charakter vorfindet, welche der theoretischen Erörterung als der ideale Maßstab dieses Verhältnisses gilt. Aber wenn wir uns an die große Mehrzahl der Fälle halten, muss der Einfluss der gesetzlichen Unterordnung der Frauen auf ihren Charakter wie auf jenen der Männer in weit dunkleren Farben geschildert werden. Wir sprechen hier nicht von roheren Misshandlungen und nicht von dem Recht des Mannes, den Erwerb der Frau mit Beschlag zu belegen oder sie gegen ihren Willen zu zwingen, mit ihm zu leben. Wir wenden uns nicht an jene, die einen Beweis dafür verlangen, dass diese Dinge nicht bestehen sollten. Wir nehmen Durchschnittsfälle an, in denen weder völlige Harmonie noch völlige Unvereinbarkeit der Gefühle und Charaktere besteht, und wir behaupten, dass in solchen Fällen die Abhängigkeit des Weibes auf den Charakter beider schädigend einwirkt. Man glaubt allgemein, dass, wie es auch immer mit dem geistigen Einfluss der Frauen stehen mag, ihr moralischer Einfluss auf die Männer nahezu immer ein heilsamer ist. Er ist, so sagt man uns oft, das *eine* große Gegenmittel gegen die Selbstsucht. Allein, wie es sich auch immer mit dem persönlichen Einfluss verhalten mag, der Einfluss ihrer Stellung besitzt in hervorragender Weise die Tendenz, die Selbstsucht zu fördern. Der allerunbedeutendste Mann, der Mann, der nirgendwo anders Einfluss oder Beachtung genießt, findet einen Platz, wo er Oberhaupt und Herrscher ist. Es gibt eine Person, ihm an Verstand oft weit überlegen, die ihn um Rat zu fragen gehalten ist, während er sie um Rat zu fragen nicht verpflichtet ist. Er ist Richter, Obrigkeit, Souverän in Betreff ihrer gemeinsamen Angelegenheiten, er entscheidet in allen Zwistigkeiten zwischen ihnen. Die Gerechtigkeit oder Gewissenhaftigkeit, vor welche sie ihre Klage bringen muss, ist seine Gerechtigkeit und seine Gewissenhaftigkeit; sein Amt ist es, die Waagschalen zu richten und die Waage zu halten zwischen seinen eigenen Wünschen oder Ansprüchen und jenen eines anderen. Es ist dies jetzt in zivilisierten Ländern das einzige Tribunal, bei welchem dieselbe Person zugleich Richter und Partei ist. Eine großmütige Seele lässt in solcher Stellung die Waage auf die Seite des anderen sinken und gibt diesem nicht weniger, sondern mehr als das gebührende Teil. So kann sich für die schwächere Seite sogar ihre Abhängigkeit in ein Werkzeug der Macht verwandeln, und sie kann in Ermangelung der Gerechtigkeit aus dem Edelsinn einen unedlen Vorteil ziehen, während die ungerechte Macht für die, welche sie so uneigennützig gebrauchen, eine Last und eine Qual wird. Aber was geschieht, wenn ein Mann, wie Männer durchschnittlich sind, mit dieser Machtvoll-

kommenheit ausgerüstet wird, ohne Gegenpflichten und ohne Verantwortlichkeit? Gebt einem solchen Mann die Vorstellung, dass er nach Sitte und Gesetz der Erste sei, dass zu wollen seine Sache sei, ihre Sache, sich dem Willen zu fügen; dürfen wir da wohl annehmen, dass diese Vorstellung seinen Geist nur oberflächlich streifen wird, ohne in seine Tiefen einzudringen und ohne auf seine Gesinnungen und Handlungen einzuwirken? Die Neigung, sich und seine Interessen in die erste Reihe zu stellen, diejenigen anderer höchstens in die zweite, ist nicht so selten, dass sie dort fehlen sollte, wo alles wie mit Absicht darauf angelegt scheint, ihre Herrschaft zu ermutigen. Wenn dem Manne irgendwelcher Eigenwille innewohnt, so wird er entweder wissentlich oder unwissentlich zum Despoten seines Hauses. Das Weib erreicht zwar oft ihre Zwecke, aber das geschieht durch irgendwelche von den mannigfachen Abarten der Berechnung und Verstellung. So wirkt ihre Stellung verderbend auf beide; bei dem einen erzeugt sie die Laster der Macht, bei dem anderen die der List. Frauen sind in ihrem gegenwärtigen physischen und moralischen Zustand von stärkeren Impulsen beherrscht als die Männer, und man sollte daher erwarten, dass sie offener und freimütiger seien als diese; doch werden sie in allen alten Sagen und Überlieferungen als falsch und heuchlerisch geschildert. Warum? Weil sie ihre Ziele nur auf Schleichwegen erreichen können. In allen Ländern, wo die Frauen lebhafte Wünsche und einen tätigen Geist besitzen, tritt diese Folge unausweichlich ein, und wenn sie in England weniger auffällig ist als anderswo, so kommt dies daher, dass die englischen Frauen, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, aufgehört haben, lebhafte Wünsche oder einen tätigen Geist zu besitzen.

Wir sprechen jetzt nicht von Fällen, wo etwas, das den Namen einer starken Zuneigung verdient, auf beiden Seiten vorhanden ist. Wo eine solche vorkommt, ist sie ein zu mächtiger Faktor, um nicht die schlechten Einflüsse der gegenseitigen Stellung wesentlich zu mildern; doch kann sie dieselben nur selten gänzlich zerstören. Viel häufiger sind die schlechten Einflüsse zu stark für die Zuneigung und zerstören diese. Die höchste Art dauerhaften ehelichen Glückes würde hundertmal häufiger vorkommen, als es der Fall ist, wenn das Gefühl, das beide Geschlechter voneinander verlangen, jene echte Freundschaft wäre, die nur zwischen Personen bestehen kann, die einander an Rechten und an Fähigkeiten gleich sind. Aber an dem, was gewöhnlich im ehelichen Leben Zuneigung genannt wird – das gewohnheitsmäßige und fast mechanische Gefühl von Wohlwollen und wechselseitigem Behagen, das in

der Regel zwischen Personen, die stets miteinander verkehren, erwächst, wenn sie sich nicht geradezu abstoßen –, an diesem ist nichts, was den unheilvollen Einflüssen der Ungleichheit entgegenwirken oder sie modifizieren könnte. Solche Gefühle bestehen oft zwischen einem Sultan und seinen Favoritinnen, einem Herrn und seinen Dienern; sie sind nur Beispiele von der Biegsamkeit der menschlichen Natur, welche sich in gewissem Maße selbst in die schlimmsten Verhältnisse zu schicken weiß, und zwar vermögen das die gemeinsten Naturen immer am leichtesten.

Der persönliche Einfluss, welchen die Frauen auf die Männer ausüben, macht dieselben ohne Zweifel weniger schroff und hart; in roheren Zeiten war dies oft der einzige besänftigende Einfluss, dem sie zugänglich waren. Aber die Behauptung, dass der Einfluss des Weibes den Mann weniger selbstsüchtig macht, enthält, wie die Dinge jetzt stehen, genauso viel Irrtum als Wahrheit. Dem Egoismus gegen das Weib selbst und gegen diejenigen, die ihr am Herzen liegen, die Kinder, wirkt der Einfluss des Weibes allerdings entgegen, obwohl ihre Abhängigkeit dieselbe begünstigt. Aber solange ihre Interessen auf die Familie allein beschränkt sind, kann ihr Charakter auf den seinigen im Allgemeinen nur in der Weise einwirken, dass an die Stelle der persönlichen Selbstsucht eine Familienselbstsucht tritt, welche ein liebenswürdiges Gewand trägt und die Maske der Pflicht vornimmt. Wie selten steht der Einfluss des Weibes auf Seiten der Bürgertugend, wie selten verhält er sich anders als entmutigend gegen jede Betätigung der Gesinnung, von welcher ein Nachteil für die weltlichen Interessen oder den weltlichen Glanz der Familie zu erwarten ist. Sinn fürs Gemeinwohl, Verständnis für die Pflichten gegen das allgemeine Beste, dies ist von allen Tugenden diejenige, welche bei den Frauen, wie sie jetzt erzogen oder gestellt sind, am seltensten gefunden wird; sie besitzen sogar nur selten das, was bei Männern oft ein teilweiser Ersatz für fehlenden Gemeinsinn ist, persönliches Ehrgefühl, das sich an irgendeine öffentliche Pflichterfüllung knüpft. Mancher Mann, der durch Geld oder persönliche Schmeichelei nicht zu bestechen war, hat seine politischen Ansichten gegen einen Titel oder eine Einladung für seine Frau verschachert; und eine noch größere Zahl geht ganz und gar in der Jagd nach den kindischen Auszeichnungen der Gesellschaft auf, weil ihre Frauen darauf erpicht sind. Was die Gesinnung betrifft, so ist in katholischen Ländern der Einfluss der Frau nur ein anderer Name für den Einfluss des Priesters, der ihr in den Hoffnungen und Gefühlen, welche sich an ein Leben im Jenseits knüpfen, einen Trost für

die Leiden und Enttäuschungen darreicht, die gewöhnlich in diesem Leben ihr Los sind. Anderswo werfen sie ihr Gewicht in die Waagschale entweder der alltäglichsten oder der äußerlich erfolgreichsten Meinungen, bei denen man entweder am wenigsten Tadel zu fürchten hat oder welche die meiste Aussicht auf weltliche Beförderung eröffnen. In England steht der Einfluss des Weibes gewöhnlich auf der illiberalen und volksfeindlichen Seite, denn das ist in der Regel die für persönliches Interesse und persönliche Eitelkeit vorteilhafte Seite; und was kümmert das Weib die Demokratie oder der Liberalismus, an dem sie keinen Anteil hat, der sie als denselben Paria zurücklässt, als den er sie vorfand? Der Mann selbst fällt gewöhnlich, nachdem er geheiratet hat, dem Konservatismus anheim; er fängt an, für die Machthaber mehr Sympathie zu empfinden als für ihre Opfer, und hält es für seine Aufgabe, sich auf die Seite der Autorität zu stellen. Was geistigen Fortschritt betrifft, so ist es damit, von jenen vulgären Fertigkeiten, welche der Eitelkeit oder dem Ehrgeiz dienen, abgesehen, in der Regel bei einem Manne zu Ende, der ein geistig unter ihm stehendes Weib heiratet, ausgenommen allerdings, wenn er in der Ehe unglücklich oder gegen sein Weib gleichgültig wird. Ein erfahrener Beobachter erwartet von einem Manne von fünfundzwanzig oder dreißig Jahren nach seiner Verheiratung kaum mehr irgendwelche Vervollkommnung an Geist oder Charakter. Selten nur wird die schon erworbene Stufe behauptet. Ein Funke der *mens divinior*[*], der sonst zur Flamme herangewachsen wäre, glimmt nur selten noch längere Zeit fort, ohne zu verlöschen. Denn ein Geist, welcher sich mit dem bescheiden lernt, was er schon ist, welcher nicht unverwandt nach einer Staffel der Vollkommenheit ausschaut, die er noch nicht besitzt, wird schlaff und träge und verliert die Spannkraft, die ihn auch nur auf der schon erreichten Stufe erhalten kann. Und es gibt keine Tatsache in der menschlichen Natur, für welche die Erfahrung ein ausnahmsloses Zeugnis ablegte, als diese, dass alle sozialen oder sympathischen Einflüsse, welche nicht erheben, eine erniedrigende Wirkung üben; wenn sie den Geist nicht befeuern und veredeln, ziehen sie ihn zur Alltäglichkeit herab.

Es liegt daher im Interesse nicht nur der Frauen, sondern auch der Männer und des menschlichen Fortschrittes im weitesten Sinne, dass die Emanzipation der Frauen, welche die moderne Welt sich oft rühmt bewirkt zu haben und welche mitunter auf Rechnung der Zivilisation, mitunter auf jene des

---

* Göttlicher Geist.

Christentums gesetzt wird, nicht auf der Stufe stehen bleibe, auf der sie sich jetzt befindet. Wenn es gerecht oder notwendig wäre, dass ein Teil der Menschheit an Gemüt und Geist nur halb entwickelt werde, so hätte die Entwicklung des anderen Teiles so weit als möglich von seinem Einfluss unabhängig gemacht werden sollen. Stattdessen sind die Frauen die nächsten, und man kann jetzt sagen die einzigen nahen Gefährten derjenigen geworden, deren Höhe sie doch beileibe nicht erreichen sollen; sie sind gerade weit genug erhoben worden, um die anderen zu sich herabzuziehen.

Eine Schar trivialer Einwendungen haben wir hinter uns gelassen, zum Teil, weil sie eine Antwort nicht verdienen, zum Teil, weil sie durch den ganzen Gang unserer Darlegung bereits mittelbar beantwortet sind. Ein paar Worte müssen wir jedoch einem Einwurf widmen, von dem man in England sehr oft Gebrauch macht, um der Verfechtung eigennütziger Vorrechte ein uneigennütziges Ansehen zu geben, und welcher bei oberflächlicher Betrachtung weit mehr zu besagen scheint, als er in Wirklichkeit bedeutet. Die Frauen, so behauptet man, sehnen sich nicht und streben nicht nach dem, was man ihre Emanzipation nennt. Im Gegenteil: Sie weisen jede Gemeinschaft mit den Ansprüchen, die für sie erhoben werden, zurück und fallen mit Erbitterung über jede unter ihnen her, welche für ihre gemeinsame Sache eintritt.

Nehmen wir an, dass diese Tatsache im weitesten Umfang, in dem sie jemals behauptet wurde, wahr ist; wenn sie dann beweist, dass die europäischen Frauen so bleiben sollen, wie sie sind, so beweist sie genau dasselbe für die Frauen Asiens; denn auch diese sind stolz auf ihre Abgeschlossenheit von der Welt und auf den Zwang, unter dem sie stehen, anstatt darüber zu murren, und sie staunen über die Schamlosigkeit der Frauen, welche männliche Besuche empfangen und sich unverschleiert auf der Straße blicken lassen. Die Gewöhnung an die Unterwerfung erzeugt eben bei Frauen wie bei Männern knechtische Gesinnung. Die Millionen Asiens sehnen sich nicht nach politischer Freiheit, die sie nicht zu schätzen wissen und wahrscheinlich nicht annehmen würden; ebenso verhalten sich die Wilden des Busches zur Zivilisation; aber das beweist nicht, dass diese Dinge für sie nicht wünschenswert sind und dass sie dieselben nicht in irgendeiner künftigen Zeit genießen werden. Die Gewöhnung härtet menschliche Wesen gegen jede Art der Erniedrigung ab, indem sie den widerstrebenden Teil ihrer Natur abtötet. Und der Fall der Frauen ist in dieser Hinsicht noch ein besonderer, denn es ist uns nicht bekannt, dass jemals eine andere dienstbar gemachte Klasse unterwiesen

wurde, ihre Erniedrigung als eine Ehre anzusehen. Doch ist in diesem Argument das stille Eingeständnis enthalten, dass die angebliche Vorliebe der Frauen für ihre abhängige Stellung nur eine scheinbare ist und aus dem Mangel jeder freien Wahl hervorgeht; denn wäre die Vorliebe eine natürliche, so könnte keine Notwendigkeit vorhanden sein, sie durch Gesetze zu erzwingen. Es hat noch kein Gesetzgeber es notwendig befunden, Gesetze zu erlassen, um die Leute zu zwingen, ihrer Neigung zu folgen. Die Ausflucht, dass die Frauen keine Veränderung wünschen, ist dieselbe, die seit unvordenklichen Zeiten immer und immer wieder gegen den Vorschlag der Abschaffung eines sozialen Übels vorgebracht wurde: »Es ist keine Klage vorhanden« – was gewöhnlich nicht wahr oder doch nur darum wahr ist, weil nicht jene Hoffnung auf Erfolg vorhanden ist, ohne welche die Klage sich selten vor ungeneigten Ohren vernehmen lässt. Woher weiß unser Gegner, dass die Frauen Gleichheit und Freiheit nicht begehren? Er hat wohl keine Frau kennengelernt, welche diese Güter nicht für sich selbst begehrte oder begehren würde. Es wäre aber sicher einfältig, zu glauben, dass sie, wenn sie dieselben begehren, dies auch aussprechen werden. Ihre Lage gleicht jener von Pächtern oder Arbeitern, welche gegen ihre eigenen Interessen stimmen, ihrem Gutsherrn oder Arbeitgeber zu Gefallen; wozu noch der ganz eigenartige Umstand tritt, dass ihnen Unterwürfigkeit von Jugend auf als besonderer Reiz und Zierde ihres Wesens eingeschärft wurde. Sie sind gelehrt worden zu denken, dass die tätige Zurückweisung selbst eines ihnen angetanen offenkundigen Unrechtes einigermaßen unweiblich ist und besser einem männlichen Freund oder Beschützer überlassen bleibt. Die Auflehnung gegen irgendetwas, was man eine Einrichtung der Gesellschaft nennen kann, haben sie als ein ernstes Vergehen zum Mindesten gegen die Anstandsregeln ihres Geschlechtes betrachten und meiden gelernt. Es erfordert ungewöhnlichen moralischen Mut und Uneigennützigkeit bei einer Frau, um sich zugunsten der Emanzipation der Frauen auszusprechen, so lange wenigstens, bis einige Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Die Annehmlichkeit ihres eigenen Lebens und ihr Ansehen in der Gesellschaft hängt gewöhnlich von dem Wohlwollen derjenigen ab, welche sich im Besitze der rechtswidrigen Macht befinden; und Machthabern erscheint keine noch so bittere Klage über den Missbrauch ihrer Gewalt als ein ebenso schreiender Akt der Widersetzlichkeit wie eine Anfechtung dieser Macht selbst. Die diesbezüglichen Bekenntnisse der Frauen erinnern uns an die Hochverräter der alten Zeiten, welche unmittelbar vor der Hinrichtung ihre Liebe und Hinge-

bung für den Fürsten zu beteuern pflegten, durch dessen Ungerechtigkeit sie zu leiden hatten. Die Reden, welche Shakespeare den männlichen Opfern königlicher Laune und Tyrannei in den Mund legt, zum Beispiel dem Herzog von Buckingham und selbst Wolsey in *Heinrich VIII.*, halten den Vergleich mit denen einer Griseldis aus.[11] Die Schriftstellerinnen von Beruf, besonders jene in England, beeifern sich, jeden Wunsch nach Gleichstellung oder nach den Bürgerrechten geflissentlich zu verleugnen und ihre volle Zufriedenheit mit der Stellung, welche ihnen die Gesellschaft anweist, zu verkünden; sie üben darin, wie in mancher anderen Hinsicht, einen höchst ungünstigen Einfluss auf die Gefühle und Ansichten der Männer aus, welche diese Speichelleckerei arglos als Zugeständnisse an die Macht der Wahrheit ansehen, ohne zu überlegen, dass es im persönlichen Interesse dieser Frauen liegt, keine anderen Meinungen auszusprechen als solche, von denen sie hoffen können, dass sie den Männern genehm sein werden. Wir werden die Führer einer demokratischen Bewegung nicht gerade unter jenen Männern von Talent suchen, die aus dem Volk hervorgegangen sind und von der Aristokratie beschützt und gehätschelt werden. Ebenso unwahrscheinlich ist es, dass erfolgreiche Schriftstellerinnen die Sache der Frauen ihrem eigenen Ansehen in der Gesellschaft vorziehen werden. Sie hängen in ihren literarischen wie in ihren Erfolgen als Frauen ganz von den Männern ab, und sie haben eine so schlechte Meinung von denselben, dass sie glauben, unter zehntausend gebe es kaum einen, der nicht Kraft, Freimut oder Furchtlosigkeit bei einem Weibe hasst und fürchtet. Daher sind sie ängstlich bemüht, durch ein Zurschautragen von Unterwürfigkeit auf diesem Gebiete Verzeihung und Duldung für alles zu erlangen, was ihre Schriften über andere Gegenstände etwa von solchen Eigenschaften verraten mögen; sie wollen Alltagsmännern keine Gelegenheit geben zu sagen (was Alltagsmänner unter allen Umständen sagen werden), dass Gelehrsamkeit unweiblich macht und dass schriftstellernde Damen wahrscheinlich schlechte Hausfrauen sein werden. Doch genug davon; besonders da die Tatsache, welche den Anlass zu diesem Aufsatz bot, es unmöglich macht, die allgemeine (nur durch individuelle Ausnahmen getrübte) Zufriedenheit der Frauen mit ihrer untergeordneten Stellung noch länger zu behaupten. In den Vereinigten Staaten wenigstens gibt es Frauen, anscheinend in großer Zahl und nunmehr zu gemeinsamer Einwirkung auf den öffentlichen Geist vereinigt, welche Gleichheit im weitesten Sinne des Wortes fordern, und sie fordern durch einen freimütigen Appell an den Rechtssinn der Männer, sie erbitten nicht unter

schüchterner Beschwörung ihres Missvergnügens. Allein, wie andere Volksbewegungen kann auch diese durch die Fehlschritte ihrer Anhänger ernstlich verzögert werden. Zwar sind, wenn man den gewöhnlichen Maßstab von Volksversammlungen anlegt, die Reden bei der Frauenversammlung durch das Übergewicht des Verständigen über das Phrasenhafte sehr bemerkenswert; aber es sind einige Ausnahmen vorgekommen, und Dinge, in denen es schwer ist, einen vernünftigen Sinn zu erkennen, haben in die Resolutionen Eingang gefunden. So erscheint in der Resolution, welche die zugunsten der Frauen erhobenen Forderungen aufzählt, nach der Forderung der Gleichheit in Erziehung, in gewerblicher Tätigkeit und in politischen Rechten, als ein vierter Punkt etwas unter dem Namen einer »gesellschaftlichen und geistigen Vereinigung« und »eines Mediums, um die höchsten moralischen und geistigen Gesichtspunkte der Gerechtigkeit zu vertreten« nebst anderem ähnlichen Gerede, das nur dazu dient, die Einfachheit und Verständigkeit der übrigen Forderungen zu beeinträchtigen; wodurch man an die schwächlichen Versuche derjenigen erinnert wird, welche nominelle Gleichheit zwischen Männern und Frauen mit einer erzwungenen Verschiedenheit ihrer Rechte und Verrichtungen zu verbinden trachten. Was den Frauen nottut, das sind gleiche Rechte, die Zulassung zu allen sozialen Gerechtsamen, nicht irgendeine Sonderstellung, eine Art von empfindsamem Priestertum. An diesem, dem einzig gerechten und vernünftigen Grundsatz halten sowohl die Resolutionen als die Reden fast durchgehend fest. Sie enthalten so wenig, was mit dem in Frage stehenden unsinnigen Absatz verwandt ist, dass wir vermuten, er rühre nicht von denselben Händen her wie die meisten übrigen Resolutionen. Die Stärke der Sache liegt in der Unterstützung derjenigen, welche von Vernunft und Grundsätzen beeinflusst sind; und wenn man sie durch Empfindeleien zu empfehlen sucht, welche an sich unsinnig und mit dem Prinzip, auf welches sich die Bewegung gründet, unverträglich sind, so heißt dies, eine gute Sache auf denselben Boden wie eine schlechte stellen. Es sind Anzeichen vorhanden, dass das Beispiel Amerikas auf dieser Seite des Atlantischen Ozeans Nachahmung finden wird; und der erste Schritt dazu ist in jenem Teile Englands geschehen, wo jede ernste Bewegung in der Richtung des politischen Fortschritts ihren Anfang nimmt: in den Fabrikbezirken des Nordens. Eine Frauen-Petition um Verleihung des Stimmrechtes ist von einer zu Sheffield abgehaltenen öffentlichen Versammlung genehmigt und von Carl von Carlisle am 13. Februar 1851 dem Hause der Lords überreicht worden.[12]

6. Parlamentsrede über das Wahlrecht für Frauen

von John Stuart Mill

(17. Juli 1866)

Übersetzung von Florian Wolfrum

Das Wahlrecht für Frauen

Sir, ich erhebe mich, um den Antrag zu stellen, den ich angekündigt habe.[1] Nach der Petition*, die vorzulegen ich vor einigen Wochen die Ehre hatte, erwartet das Haus natürlich, dass seine Aufmerksamkeit, sei es auch nur kurz, auf die Forderung gelenkt wird, die in diesem Dokument vorgebracht wurde. Die Petition und die Begleitumstände ihrer Erarbeitung haben, gelinde gesagt, das wichtigste praktische Argument, das wir gegen jeden Vorschlag eines Frauenwahlrechts zu hören gewohnt sind, massiv geschwächt – nämlich dass es, wenn überhaupt, nur wenige Frauen wünschen. Diese Petition wurde ausschließlich von Frauen ins Leben gerufen, ohne die Veranlassung und, nach meinem besten Wissen und Gewissen, ohne die Teilnahme irgendeiner Person männlichen Geschlechts in irgendeinem Stadium ihrer Erarbeitung außer dem letzten ihrer Vorlage im Parlament. Die Menge der Reaktionen, die bekundet wurden, die Zahl der Unterschriften, die in einem sehr kurzen Zeitraum gesammelt wurden, zu schweigen von der Qualität vieler dieser Unterschriften, mag für die Damen, die diese Petition vorgebracht haben, nicht überraschend gewesen sein, wohingegen sie für mich allerdings ziemlich unerwartet kamen. Ich erkenne darin das übliche Zeichen dafür, dass ein Vorschlag in einer öffentlichen Angelegenheit reif ist, ernsthaft in Erwägung gezogen zu werden – nämlich, wenn sich von einem Wort, das in dieser Sache gesprochen wurde, herausgestellt hat, dass es Ausdruck eines stillschweigenden Wunsches war, der viele Gemüter erfüllte, und wenn ein Signal, das in der Hoffnung gegeben wurde, ein paar Unterstützer zu versammeln, unerwartet von vielen beantwortet wird. Es ist nicht nötig, für den Antrag, den ich zu stellen habe, irgendwelche Rechtfertigungen aufzubieten. (*Hört, hört.*) Wenn die Beschwerde vorgebracht wird, dass bestimmte Bürger dieser Nation, die alle Bedingungen erfüllen und alle Garantien geben, die die Verfassung und das Gesetz von denen verlangen, die zur Abstimmung darüber zugelassen

---

* Mills Rede nimmt Bezug auf die »Petition for Admission of Women to the Electoral Franchise« vom 7. Juni 1866. Vgl. *Reports of the Select Committee of the House of Commons on Public Petitions, Session 1866*, S. 697. Die Petition hatte 1521 Unterschriften, darunter die von Barbara Bodichen, Clementia Taylor und Emily Davies. Vgl. *Collected Works* XXVIII, S. 91.

sind, wer ihre Gesetzgeber sein sollen, von diesem Vorrecht aufgrund von etwas ausgeschlossen sind, das ihnen und mir ein völlig irrelevanter Beweggrund zu sein scheint, dann müssen wir wenigstens ermitteln, welche Zahl von Personen von diesem Missstand betroffen ist und wie sehr sich die Wählerschaft vergrößern würde, wenn diese Benachteiligung beseitigt würde. Ich hätte nicht mehr als dies in der gegenwärtigen Sitzung versuchen sollen, selbst wenn die jüngsten Diskussionen in Bezug auf eine Reform nicht zu einem abrupten Ende gekommen wären. Selbst wenn die ehemalige Regierung bei ihrem ehrenwerten Versuch, einen einvernehmlichen Kompromiss in der Reformfrage zu bewirken, Erfolg gehabt hätte, hätte keine Übereinkunft oder kein Wunsch nach der Endgültigkeit dieses Kompromisses, den es eine Zeitlang gegeben haben mag, einen Vorschlag wie diesen zustande bringen können. Seine Annahme wäre in keinem Sinn des Wortes eine Erniedrigung des Wahlrechts, und es ist damit nicht beabsichtigt, die Verteilung der politischen Macht auf die verschiedenen Klassen der Gesellschaft in irgendeinem Maße zu stören. Tatsächlich scheinen die ehrenwerten Herren der Gegenseite zu denken, und ich nehme an, sie sind dafür die besten Richter, dass dieses Zugeständnis, wenn es überhaupt irgendeine Auswirkung auf die Parteipolitik hätte, für ihre Seite vorteilhaft wäre. (*Hört*) Der ehrenwerte Abgeordnete für die Dubliner Universität hat mir in seiner humorvollen Art aus diesem Grund geraten, diesen Artikel aus meinem politischen Programm zu entfernen;[2] doch ich kann seinen Vorschlag weder im Spaß noch im Ernst annehmen, weil ich verpflichtet bin, dem dauerhaften Vorteil der Gesellschaft vor dem zeitweiligen Interesse einer Partei Vorrang zu geben. Außerdem bin ich der festen Überzeugung, dass alles, was einer Hälfte der Gesellschaft Anlass bietet, sich mit den großen sozialen und politischen Fragen zu beschäftigen, die im Parlament diskutiert werden, und alles, was dazu führt, dass der große Einfluss, den sie bereits besitzt, mit größerem Wissen und mit Verantwortungsgefühl ausgeübt wird, letztlich nicht vorteilhaft für die konservative oder irgendeine andere Sache sein kann, außer insofern diese Sache eine gute ist. Und ich freue mich darüber, dass der Vorschlag, der in dieser Petition gemacht wurde, nach Einschätzung vieler ehrenwerter Herren der Gegenseite wie viele der wertvollsten Reformen ebenso wahrhaft konservativ ist, wie er meiner Überzeugung nach wahrhaft liberal ist. Ich habe dem ehrenwerten Herrn, der nun Schatzkanzler ist, mit Vergnügen und Dankbarkeit zugehört, als er in seiner Rede zur zweiten Lesung des Reformgesetzes[3] sagte, er sähe

keinen Grund, warum Frauen mit eigenem Vermögen nicht das Wahlrecht besitzen sollten, in einem Land, in dem sie an gutsherrlichen Gerichten den Vorsitz innehaben und Gemeindeämter bekleiden können – und lassen Sie mich hinzufügen, den Thron innehaben können. (*Hört, hört.*)

7. Parlamentsrede über die Zulassung der Frauen zum Wahlrecht

(in Auszügen)

von John Stuart Mill

(20. Mai 1867)

Übersetzung von Hannelore Schröder

Die Zulassung der Frauen zum Wahlrecht

Ich erhebe mich, Sir, um eine Ausweitung des Wahlrechts vorzuschlagen,* die in diesem Hause keine Partei- oder Klassengefühle erweckt, die keine Beleidigung sein kann für den eifrigsten Verfechter der Rechte des Eigentums oder der vielen, eine Ausweitung, die nicht die geringste Tendenz hat, die Balance der politischen Macht zu stören, worüber wir jüngst so viel gehört haben, die auch den empfindlichsten Panikmacher nicht mit revolutionärem Schrecken bedroht oder die eifersüchtigsten Demokraten als eine Überschreitung populärer Rechte beleidigt noch der einen Gesellschaftsklasse ein Privileg auf Kosten einer anderen einräumt. Es ist da nichts, was unsere Aufmerksamkeit von der einfachen Frage ablenkt, nämlich ob es eine hinlängliche Rechtfertigung für die Fortsetzung des Ausschlusses der gesamten Hälfte des Gemeinwesens – nicht nur von der Zulassung, sondern auch von der Fähigkeit, jemals der Gesetzmäßigkeit der Verfassung unterstellt zu werden, gibt. Und das, obwohl sie alle die gesetzlichen und konstitutionellen Bedingungen erfüllen, die in jedem Falle – außer in ihrem, genügen. Sir, innerhalb der Grenzen unserer Verfassung ist das ein einmaliger Fall. Es gibt kein zweites Beispiel eines Ausschlusses, der absolut ist. Als das Gesetz das Wahlrecht allen verweigerte außer den Eigentümern von £ 5000 Jahreseinkommen, konnte der ärmste Mann des Landes – und hin und wieder geschah es – das Wahlrecht gewinnen. Aber weder Geburt noch Glücksfall, weder Verdienst noch Einfluss, noch Intellekt, ja noch nicht einmal der große Arrangeur menschlicher Geschicke, der Zufall, kann jemals irgendeine Frau in die Lage versetzen, dass ihre Stimme in jenen allgemeinpolitischen Fragen zählt, die sie und ihresgleichen fast so viel wie jeden anderen Menschen des Volkes betreffen. […]

Es ist nicht gerecht, Unterschiede in Rechten und Privilegien zu machen ohne einen schwerwiegenden Grund. Ich bin nicht der Auffassung, dass das Wahlrecht oder irgendeine andere öffentliche Aktivität ein abstraktes Recht

---

* Mills Rede ist das erste jemals in einem Parlament gehaltene ausführliche Plädoyer für das Frauenwahlrecht. Vgl. *Speech of John Stuart Mill, M.P. on the Admission of Women to the Electoral Franchise. Spoken in the House of Commons, May 20th, 1867*, London 1867. *The Times* berichtete am 21. Mai über diese Rede. Vgl. *Collected Works* XXVIII, S. 151.

ist und dass die Nichtbewilligung in jedem Falle ein persönliches Unrecht ist. Das wäre ein gänzliches Missverstehen des Prinzips, das ich vertrete und das nicht damit zu verwechseln ist. Mein Argument ist ganz das des Eigeninteresses. Aber es gibt verschiedene Ebenen des Eigeninteresses […] Es gibt einen wichtigen Zweig des Eigeninteresses, genannt Gerechtigkeit. Und Gerechtigkeit, wenn sie auch nicht zwingend verlangt, dass wir an jeden politische Funktionen vergeben, fordert doch, dass wir nicht sprunghaft und ohne Grund den einen verweigern, was wir den anderen geben. […] Um eine Begründung für die Verweigerung des Wahlrechts für irgendjemanden zu geben, ist es nötig, persönliche Unfähigkeit oder öffentliche Gefahr nachzuweisen. Nun, kann man das eine oder das andere in diesem Falle behaupten? Kann man behaupten, dass Frauen, die ein Gut bewirtschaften oder ein Geschäft führen, die Gemeinde- und sonstige Steuern zahlen – oft eine große Summe und häufig von ihrem eigenen Verdienst –, die oft verantwortliche Familienvorstände und manchmal in der Position einer Schulleiterin sind (wo sie mehr lehren, als eine große Zahl der männlichen Wähler je gelernt hat), nicht fähig sind zu einer Aufgabe, zu welcher jeder männliche Haushaltungsvorstand fähig ist? Oder wird befürchtet, dass sie den Staat revolutionieren, wenn sie zur Wahl zugelassen wären? Dass sie uns unserer hochgeschätzten Institutionen berauben? Oder dass wir schlechtere Gesetze haben und in jeder denkbaren Weise schlechter regiert werden – als Folge und Wirkung ihres Wahlrechts? Niemand, Sir, glaubt etwas Derartiges.

Und es sind nicht nur die allgemeinen Prinzipien der Gerechtigkeit, die verletzt oder durch den Ausschluss der Frauen von jeglichem Anteil an der Volksvertretung – lediglich, weil sie Frauen sind – außer Acht gelassen werden. Dieser Ausschluss steht in unerträglichem Gegensatz zu den eindeutigen Prinzipien der britischen Verfassung. Er verletzt eine der ältesten verfassungsmäßigen Maximen, eine Doktrin, die den Reformern teuer ist und theoretisch sogar von den meisten Konservativen anerkannt wird, dass Besteuerung und Repräsentation zusammen ausgeübt werden sollen. Zahlen Frauen keine Steuern? Trägt nicht jede Frau, die *sui juris*[*] ist, ganz genauso viel zum allgemeinen Wohl bei wie ein Mann, der damit die gleiche Qualifikation für das Wahlrecht hat? Wenn ein Grenzpfahl auf dem Lande irgendetwas bedeutet,[1] so hat der Besitzer als Eigentümer oder Pächter den gleichen, gleichgül-

* Im rechtsfähigen Alter.

tig, ob das Land Eigentum eines Mannes oder einer Frau ist. Es gibt Beweise in der Geschichte unserer Verfassung, dass Frauen in Bezirken und einigen Städten in früheren, entfernten Zeiten gewählt haben.

Dieses Haus wird jedoch zweifellos erwarten, dass ich mein Plädoyer nicht allein mit den Hauptprinzipien der Gerechtigkeit und der Verfassung begründe, sondern dass ich praktische Argumente habe, wie man so sagt. Nun, es gibt ein praktisches Argument von großem Gewicht, welches, offen gesagt, im Falle der Frauen völlig fehlt: Sie halten keine großen Versammlungen in den Parks ab oder Demonstrationen in Islington. Wie sehr dadurch ihrem Anspruch der öffentliche Druck fehlt, will ich nicht entscheiden, aber auch andere praktische Argumente, praktisch in der engsten Bedeutung des Begriffes, fehlen nicht. Und ich bin darauf vorbereitet, sie vorzubringen, wenn ich zuerst einmal fragen darf: Was sind die praktischen Einwände?

Die Schwierigkeit, die die meisten Menschen bei dieser Frage empfinden, ist nicht ein praktischer Einwand; da gibt es nichts Praktisches, da gibt es nur ein Gefühl – ein Gefühl des Ungewohnten. Der Vorschlag ist so neu, wenigstens denken sie das, obwohl das ein Fehler ist. Es ist ein sehr alter Vorschlag. Nun, Sir, die Empfindung des Ungewohnten ist etwas, das vergeht. Etliche Dinge waren uns vor drei Monaten sehr ungewohnt und sind es heute überhaupt nicht mehr. Und vieles ist jetzt ungewohnt und wird in ein paar Jahren – oder vielleicht schon in wenigen Monaten – nicht mehr ungewohnt sein. Und es sind die gleichen Menschen, die das empfinden.

Und was Neuerungen anbetrifft, so leben wir in einer Welt von Neuerungen. Der Despotismus der Gewohnheit ist im Schwinden: Wir sind jetzt nicht zufrieden mit dem Wissen darüber, was ein Ding ist, wir fragen auch, ob es sein soll. Und in diesem Haus wenigstens will ich annehmen, dass ein Appell stets vor ein höheres Tribunal kommt, wo die Vernunft Richter ist.

Nun, die Gründe, welche die Gewohnheit üblicherweise für sich selbst in dieser Frage ins Feld führt, sind in der Regel sehr kurz. Es ist in der Tat eine meiner Schwierigkeiten, denn es ist nicht leicht, einen Ausruf zu widerlegen. Ausrufe jedoch sind die einzigen »Argumente« derjenigen, die wir zu diesem Thema hören […] Die anderen präsentieren sich selbst meistens nur mit solchen Sprüchen wie: Politik ist nichts für Frauen, sie würde sie nur von ihren rechten Pflichten ablenken. Frauen wünschen das Wahlrecht nicht, sie wollen lieber ohne es sein. Frauen sind ausreichend repräsentiert durch die Repräsentation ihrer männlichen Verwandten und Bekannten. Frauen haben schon

genug Macht. Man wird es für ausreichend erachten, wenn ich dies alles beantworte. […]

Politik, wird gesagt, ist kein Geschäft für die Frau. Gut, Sir, ich sage, dass Politik auch kein Geschäft für den Mann ist, außer er ist einer der wenigen, die gewählt und bezahlt werden, um ihre Zeit dem öffentlichen Dienst zu widmen, die ein Mitglied dieses oder des anderen Hauses sind. Die große Mehrzahl der männlichen Wähler hat ihre eigene Beschäftigung, die fast ihre ganze Zeit beansprucht. Aber ich habe noch nicht gehört, dass die wenigen Stunden der Teilnahme an der Wahlurne – einmal in mehreren Jahren – (und nehmen wir noch die Zeit des Zeitung- und Politische-Schriften-Lesens dazu) sie jemals veranlasst hat, ihre Läden und Kontore zu vernachlässigen. Ich habe noch nie gehört, dass diejenigen, die das Wahlrecht haben, schlechtere Kaufleute, Rechtsanwälte, Ärzte oder sogar schlechtere Geistliche sind als andere Leute. Man könnte fast annehmen, dass die britische Verfassung das Wahlrecht jedem verweigert, der nicht den größten Teil seiner Zeit der Politik widmen kann. Wenn das der Fall wäre, hätten wir eine sehr geringe Zahl von Wahlberechtigten. Aber erlauben Sie mir die Frage, was ist die Bedeutung von politischer Freiheit? – Ist es etwas anderes als die Kontrolle derjenigen, die ihr politisches Geschäft machen, durch jene, die es nicht tun? Ist es nicht die Essenz der konstitutionellen Freiheit, dass Männer von ihren Webstühlen und Schmieden kommen, um zu entscheiden, und gut darüber zu entscheiden, ob sie ordentlich regiert werden? Und von wem sie regiert werden wollen? Und die Staaten, die dieses Prinzip am höchsten schätzen und es am weitestgehenden praktizieren, sind ohne Unterschied jene, die hervorragen in den allgemeinen Belangen des Lebens. Die üblichen Beschäftigungen der meisten Frauen sind und bleiben vermutlich prinzipiell die häuslichen. Aber die Vorstellung, dass diese Beschäftigungen unvereinbar sind mit dem lebhaftesten Interesse an öffentlichen Angelegenheiten und allen großen Fragen der Menschheit, ist so völlig unbegründet wie die einstmals ernsthaft geglaubte Annahme, dass Handwerker ihre Werkstätten und Fabriken verlassen würden, wenn man sie lesen lehrte. Ich weiß, es gibt da ein dumpfes Gefühl, ein Gefühl, dessen man sich schämt und das man nicht offen ausspricht, dass nämlich Frauen kein Recht haben, sich um irgendetwas zu kümmern, außer darum, wie sie die nützlichsten und ergebensten Dienerinnen irgendeines Mannes sein können. Aber ich bin überzeugt, dass es nicht ein einziges Mitglied dieses Hauses gibt, dessen Gewissen ihn so niederer Gefühle überführt.

Ich darf wohl – ohne jemanden zu beleidigen – sagen, dass dieser Anspruch, die ganze Existenz der einen Hälfte der menschlichen Gattung für die sogenannte Bequemlichkeit der anderen Hälfte zu vereinnahmen, mir besonders töricht erscheint – abgesehen von der Ungerechtigkeit. Wer von Ihnen einige Erfahrungen in menschlichen Angelegenheiten hat und eine durchschnittliche Fähigkeit, aus der Erfahrung zu lernen, glaubt denn im Ernst, dass diejenigen ihre Arbeit am besten tun, die von nichts sonst etwas verstehen? Ein Mensch hat nicht viel vom Leben begriffen, wenn er nicht gelernt hat, dass ohne allgemeine geistige Entwicklung keine spezielle Arbeit, die Verstand verlangt, jemals gut getan wird. Es braucht Verstand, um praktische Erfahrung anzuwenden, und Verstand selbst ohne praktische Erfahrung hilft weiter als jede Menge praktischer Erfahrung ohne Verstand. Aber vielleicht denkt man, dass die gewöhnlichen Beschäftigungen der Frauen in größerem Gegensatz zum Verständnis öffentlicher Angelegenheiten stehen als die der Männer. Vielleicht denkt man, dass die, denen in der Regel die moralische Bildung der zukünftigen Generation von Menschen auferlegt ist, nicht geeignet sind, sich über die moralischen und Bildungsinteressen eines Volkes eine Meinung zu bilden. Und dass die, deren hauptsächliches tägliches Geschäft das vernünftige Ausgeben von Geld ist, um mit geringsten Mitteln das größte Ergebnis zu erzielen, den ehrenwerten Gentleman auf der anderen oder dieser Seite des Hauses, welche in Fragen des Finanzhaushaltes so besonders kleine Ergebnisse mit enormen Mitteln produzieren, keine Lektion geben können.

Bis zu einem gewissen Grade habe ich in dieser Angelegenheit ein Gefühl des Vertrauens, Sir, das ich nicht haben könnte, wenn die politische Veränderung, für die ich plädiere – für sich allein genommen nicht großartig oder problematisch –, nicht ihren Grund in vorausgegangenen sozialen Veränderungen hätte, wie wohltuende und begrüßenswerte politische Veränderungen fast immer. Die Vorstellung von einer strikten und harten Grenze der Trennung zwischen Frauen- und Männerbeschäftigungen, die Frauen verbietet, sich für die Dinge zu interessieren, die Männer interessieren, gehört zu einem überlebten Gesellschaftszustand, der mehr und mehr in die Vergangenheit sinkt. Wir sprechen von politischen Revolutionen, aber wir richten unsere Gedanken zu wenig auf die Tatsache, dass um uns herum eine stille häusliche Revolution stattgefunden hat: Frauen und Männer sind zum ersten Male in der Geschichte wirklich in beiderseitiger Gesellschaft. Unsere Traditionen hinsichtlich eines schicklichen Verhältnisses zwischen ihnen stammen aus einer

Zeit, da ihre Lebensweise getrennt war, wie sie getrennt waren in ihren Gedanken, weil sie auch in ihren Vergnügungen und ihren ernsten Beschäftigungen getrennt waren. In den alten Tagen verbrachte ein Mann sein Leben unter Männern: Alle seine Freundschaften, alle seine wirklich engen Beziehungen waren die zu Männern. Mit Männern allein beriet er sich in ernsten Geschäften. Die Ehefrau war entweder ein Spielzeug oder ein besserer Bediensteter. All das hat sich in den gebildeten Klassen geändert. Der Mann verbringt seine freien Stunden nicht mehr mit gewalttätigen Übungen im Freien und in prahlerischen Gelagen mit männlichen Kumpanen. Die zwei Geschlechter verbringen jetzt ihr Leben zusammen. Die Frauen der Familie eines Mannes sind seine tägliche Gesellschaft. Die Ehefrau ist seine hauptsächliche Gesellschafterin, sein engster Freund und oft vertrautester Ratgeber. Nun, wünscht ein Mann in seiner engsten Gesellschaft, ihm so eng verbunden, mit Vorlieben und Ansprüchen an ihn, wünscht er jemanden, der weder eine Hilfe noch ein Trost oder eine Unterstützung für seine nobelsten Gefühle und Ziele ist? Ist diese nahe und fast ausschließliche Gesellschaft vereinbar mit der Warnung an alle Frauen, sich von allen wichtigen Fragen fernzuhalten, mit der Anweisung, sich nicht um das zu kümmern, was der Männer Pflicht ist, und dass alle ihre ernsten Interessen jenseits des Haushaltes bedeuten, ihre Grenzen zu überschreiten? Ist es gut für einen Mann, in völliger Gemeinsamkeit der Gedanken und Gefühle mit jemandem zu leben, der eifrig in Unterlegenheit zu ihm selbst gehalten wird, dessen irdische Interessen gezwungenermaßen beschränkt sind auf vier Wände und der die Ignoranz und Gleichgültigkeit gegenüber den interessantesten Gegenständen – darunter seine höchsten Pflichten – als Schönheit des Charakters kultiviert?

Kann irgendjemand glauben, dass das ohne Schaden für des Mannes eigenen Charakter geschehen kann? Sir, die Zeit ist gekommen, da, wenn Frauen nicht erhoben werden auf die Ebene der Männer, die Männer auf die ihre herabgezogen werden. Die Frauen in eines Mannes Familie sind entweder anregend und eine Unterstützung in seinen höchsten Bestrebungen oder eine Bürde. Man kann sie in Unwissenheit über Politik halten, aber man kann sie nicht daran hindern, sich mit dem am wenigsten respektablen Teil der Politik, mit ihren Persönlichkeiten, zu befassen. Wenn sie des Mannes Gefühle für öffentliche Pflichten nicht verstehen und nicht haben, dann kümmern sie sich um seine persönlichen Interessen, und das ist die Waagschale, in welche sie sicherlich ihr Gewicht werfen. […]

Es wird gesagt, Frauen können Interesse an großen öffentlichen Fragen haben, ohne das Wahlrecht zu besitzen. Sie können, gewiss, aber wie viele werden es tun? Erziehung und Gesellschaft haben keine Macht mehr, Frauen einzutrichtern, dass die Gesellschaft Wohlverhalten von ihnen erwartet. Und die Verweigerung des Wahlrechts ist eine für jede leicht verständliche Proklamation dergestalt, dass, was immer sonst die Gesellschaft erwarten mag, sie nicht erwartet, dass Frauen sich mit öffentlichen Angelegenheiten befassen. Deswegen werden alle Gedanken und Gefühle des Mädchens davon erstickt, und zwar vom ersten Schultag an. Es hat nicht einmal Interesse an der Geschichte des Landes wie seine Brüder, weil es nicht sein Interessengebiet sein soll, wenn es erwachsen ist. Wenn es Frauen gibt, und es gibt glücklicherweise viele, die sich für diesen Gegenstand interessieren und ihn studieren, dann geschieht das, weil ihr innerer Antrieb so stark ist, auch der übelsten Art von Entmutigung standzuhalten, die ihre Wirkung nicht darin hat, Hindernisse aufzurichten, gegen die man ankämpfen kann, sondern den Geist tötet, der Hindernissen begegnet und sie besiegt.

Uns wird gesagt, Sir, dass die Frauen das Wahlrecht nicht wünschen. Wenn es tatsächlich so wäre, dann würde das nur beweisen, dass alle Frauen noch unter diesem tödlichen Einfluss sind, dass das Opium ihren Geist und ihr Gewissen noch betäubt. Aber eine große Zahl von Frauen wünscht das Wahlrecht mit Nachdruck und hat es durch eine Petition an dieses Haus verlangt. Wie wissen wir denn, wie viele Tausende es noch gibt, die es nicht verlangen, weil sie nicht hoffen dürfen, es zu bekommen, oder aus Angst davor, was die Männer oder andere Frauen über sie denken. Oder aus dem Gefühl der Abneigung gegen das Erregen von öffentlicher Aufmerksamkeit, das in ihrer Erziehung so nachdrücklich kultiviert wird.

Die Männer unterliegen einer gewaltigen Selbsttäuschung, wenn sie annehmen, dass, wenn sie an die Frauen ihrer Familie oder Bekanntschaft Fragen stellen, das deren wahre Gefühle hervorlockt oder dass eine unter Zehntausenden mit völliger Offenheit antwortet. Niemand ist so gut geschult wie die Frauen, aus der Notwendigkeit eine Tugend zu machen. Es kostet wenig zu sagen, man habe nichts damit zu tun, weil es einem gar nicht angeboten wird. Und freies Äußern von Gefühlen, die Widerwillen und Ressentiment in der nächsten Umgebung erwecken, ist keine Tugend, die in der Erziehung der Frauen gefördert wird, und ist in jedem Falle eine Tugend, die – da mit größtem Risiko verbunden – von klugen Frauen sehr selten und nur dann ausge-

übt wird, wenn ein näherliegendes und persönliches Interesse zu vertreten ist. Was auch immer der Fall sein mag, diejenigen, die sich nicht um das Wahlrecht kümmern, werden es nicht ausüben. Entweder werden sie sich nicht eintragen, oder wenn, dann werden sie wählen, wie ihre männlichen Verwandten ihnen raten: Dadurch wird, da der Zuwachs wahrscheinlich auf alle Klassen gleichermaßen verteilt wird, kein Schaden entstehen. Diejenigen, seien es wenige oder viele, die das Privileg schätzen, werden es ausüben. […] Das Stigma der Unwürdigkeit würde damit von dem ganzen Geschlecht genommen. Das Gesetz würde aufhören, sie für unmündig zu erklären. Es würde aufhören, zu proklamieren, dass ihre Meinungen und Wünsche zu Fragen, die sie in gleicher Weise wie die Männer und in vielen Dingen viel mehr als die Männer betreffen, minderwertig sind und daher nicht berücksichtigt zu werden brauchen. Sie würden nicht länger in eine Klasse mit Kindern, Idioten und Schwachsinnigen getan, unfähig, für sich selbst oder andere verantwortlich zu sein, und folglich in jeder Hinsicht – ohne ihren Konsens – bevormundet. […]

Auch wenn nur eine von zwanzigtausend Frauen das Wahlrecht wahrnähme, solchermaßen als politisch verantwortlich erklärt, wäre das ein Fortschritt für alle Frauen. Selbst dieses theoretische Wahlrecht würde das Gewicht entfernen, das nun ihre Fähigkeiten erstickt. […]

Ferner wird gesagt, Frauen brauchen keine direkte Macht, weil sie schon so viel indirekte haben, nämlich den Einfluss, den sie auf ihre männlichen Verwandten und Bekannten ausüben. Ich will dieses Argument etwas weiter ausführen. Reiche Leute haben großen indirekten Einfluss. Ist das ein Grund, ihnen das Wahlrecht zu verweigern? Schlägt irgendjemand eine Qualifikation nach Steuern in umgekehrter Richtung vor? Bringt jemand eine Gesetzesvorlage ein, um allen denjenigen das Wahlrecht zu nehmen, die in einem Haus leben, das £ 500 wert ist, oder die £ 100 direkte Steuern pro Jahr zahlen? Wenn diese Regel für die Zulassung zum Wahlrecht nicht wieder allein für Frauen und ihr ausschließliches Wohl gelten soll, dann folgt daraus, dass es Personen mit mehr als einem gewissen Einkommen erlaubt sein soll zu bestechen, aber nicht zu wählen.

Sir, es ist wahr, Frauen haben große Macht. Es ist Teil meiner Beweisführung, dass sie große Macht haben. Aber sie haben sie unter den schlechtesten Bedingungen, die denkbar sind, denn sie ist indirekt und daher unverantwortlich. Ich will diese große Macht zu einer verantwortlichen machen. […] Ich

will, dass ihr Einfluss wirksam wird durch offenen Austausch von Meinungen und nicht durch Schmeichelei. Ich will das politische Ehrgefühl der Frauen wecken. Viele Frauen beeinflussen schon in großem Maße das politische Verhalten der Männer, mit denen sie verbunden sind, und manchmal regieren sie es durch Willensstärke. Aber sie sollen niemals etwas damit zu tun haben. Der Mann, den sie beeinflussen und vielleicht falsch beraten, ist allein verantwortlich. Ihre Macht ist wie der Hintertreppeneinfluss eines Favoriten. Sir, ich verlange, dass alle, die Macht ausüben, verpflichtet werden, etwas über die Dinge zu wissen, über die sie sie ausüben. Mit dem anerkannten Recht auf eine Stimme würde ein entsprechendes Pflichtgefühl entstehen. Frauen sind Männern gewöhnlich nicht an Sensibilität des Gewissens unterlegen. Machen Sie die Frau zu einem moralisch verantwortlichen Menschen in diesen Angelegenheiten. Zeigen Sie ihr, dass Sie von ihr ein politisches Gewissen erwarten. […]

Zumindest, wird man sagen, erleiden die Frauen keinerlei praktische Benachteiligung als Frauen, wenn sie das Wahlrecht nicht haben. Denn die Interessen aller Frauen sind sicher in den Händen ihrer Väter, Ehemänner und Brüder, die das gleiche Interesse haben wie sie. Und die Männer wissen nicht nur weit besser als die Frauen, was gut für sie ist, sondern sorgen sogar besser für sie als sie selber. Sir, das ist genau das Gleiche, was man über alle nicht vertretenen Klassen sagt: die Arbeiter zum Beispiel, sind sie nicht tatsächlich vertreten durch die Vertretung ihrer Arbeitgeber? Ist nicht das Interesse der Arbeitgeber und Arbeitnehmer – richtig verstanden – das gleiche? Das Gegenteil für richtig zu halten, ist das nicht das schreckliche Verbrechen, Klasse gegen Klasse zu stellen? Ist nicht der Landbesitzer gleichermaßen wie der Landarbeiter an der Prosperität der Landwirtschaft interessiert, der Baumwollfabrikant gleichermaßen wie seine Lohnarbeiter an einem hohen Preis des Gewebes? Sind sie nicht beide gleichermaßen interessiert an der Verringerung der Steuern? Und haben nicht im Allgemeinen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein gemeinsames Interesse gegenüber allen Außenstehenden, genau so wie Ehemann und Ehefrau gegenüber allen außerhalb der Familie? Mehr noch, sind nicht alle Arbeitgeber gute, freundliche, wohlwollende Männer, die ihre Arbeitsleute lieben und stets eifrig besorgt tun, was zum Besten ihrer Leute ist?

Alle diese Behauptungen sind so wahr und so begründet wie die entsprechenden Behauptungen zum Verhältnis Männer und Frauen. Sir, wir leben

nicht in Arkadia, sondern in *faece Romuli*[*], woran wir gerade erst wieder erinnert worden sind. Und in dieser Gegend hier brauchen die Arbeiter anderen Schutz als den ihrer Arbeitnehmer und die Frauen anderen Schutz als den ihrer Männer. Ich wünschte, diesem Hause würde regelmäßig eine Liste mit der Zahl der Frauen, die jährlich von ihren männlichen Beschützern zu Tode geprügelt, zu Tode getreten und zu Tode getrampelt werden, vorgelegt.

Und in der gegenüberliegenden Rubrik die Zahl der Urteile, die in den Fällen verhängt werden, da die feigen Verbrecher nicht ganz und gar ohne Strafe entkommen. Ich würde noch eine dritte Rubrik haben wollen, und zwar mit Angaben über den Wert eines Eigentums, dessen Diebstahl durch den gleichen Richter, bei den gleichen Schwurgerichten und höheren Instanzen des gleichen Strafmaßes wert erachtet wurde wie der Mord an einer Frau. Wir würden dann ein arithmetisches Mittel des Wertes haben, der von männlichen Gesetzgebern und männlichen Richtern für den Mord einer Frau – oft nach jahrelangen Qualen – festgesetzt wird. Das Ergebnis würde uns die Schamröte ins Gesicht treiben, wenn noch ein Rest Scham in uns ist.

Sir, ehe man versichert, dass Frauen als Frauen durch die Verweigerung des Wahlrechts nichts einbüßen und nicht leiden, muss erörtert werden, ob Frauen keinen Grund zu Klagen haben, ob die Gesetze und die Praxis der Gerichte in jeder Hinsicht so günstig für die Frauen sind wie für die Männer. Nun, wie sehen die Tatsachen aus? – Zum Beispiel in der Frage der Bildung? Wir hören unentwegt, dass der wichtigste Teil der allgemeinen Ausbildung der der Mütter ist, weil sie die Menschen der Zukunft erziehen. Wird dem wirklich Rechnung getragen?

Gibt es viele Väter, die so viel für die Ausbildung ihrer Töchter tun oder die willens wären, so viel Geld auszugeben wie für ihre Söhne? Wo sind die Universitäten für sie, die höheren Schulen, Schulen jeden Niveaus? Wenn gesagt wird, dass Mädchen besser zu Hause ausgebildet werden, wo sind die Ausbildungsinstitute für Gouvernanten? Was ist aus den Stiftungen geworden, die die Großmut unserer Vorfahren für die Bildung nicht nur eines Geschlechts, sondern beider Geschlechter ohne Unterschied bestimmten? Von einem der größten Kenner im Hinblick auf diesen Gegenstand wurde mir gesagt, dass in der Mehrzahl der Stiftungen diese nicht für Knaben gedacht sind, sondern für die Ausbildung allgemein. Eine große Stiftung, Christ's Hospital, ist aus-

---

* Im Dreck des Romulus. Vgl. Cicero (106–43 v. Chr.): *Briefe an Atticus*.

drücklich für beide gedacht: das Institut beherbergt und unterrichtet heute 1100 Knaben und genau 26 Mädchen.[2]

Und wenn sie erwachsene Frauen sind, wie steht es dann mit der großen und zunehmenden Zahl ihres Geschlechts, die in den gebildeten Klassen geboren sind, aber nichts für ihren Unterhalt geerbt und keine Versorgung durch Heirat haben? Oder es als unter ihrer Würde erachten, nur um des Lebensunterhalts willen zu heiraten. Wie steht es mit ihnen, die auf ihre eigenen Fähigkeiten angewiesen sind, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen? Fast kein einziger ordentlicher Beruf steht ihnen offen – außer einem. Sie sind entweder Gouvernanten oder nichts.

Eine Sache hat sich jüngst zugetragen, an die in diesem Zusammenhang erinnert werden muss. Eine junge Frau, Miss Garrett, hat nicht unter dem Druck der finanziellen Notwendigkeit, sondern aus dem ehrenwerten Wunsche, für die Milderung menschlicher Leiden tätig zu sein, den Beruf des Mediziners studiert. Als sie sich ordnungsgemäß ausgebildet hatte, klopfte sie nacheinander an all die Türen, durch welche man – per Gesetz – Zugang zum medizinischen Beruf erhält.[3] Und zwar mit einer Energie und Ausdauer, die man nicht hoch genug loben kann. Als sie alle Türen fest verschlossen fand, entdeckte sie zum Glück eine, welche durch Zufall offen gelassen war. Die Gesellschaft der Apotheker hatte vergessen – so scheint es –, jene auszuschließen, von denen sie niemals dachte, dass sie versuchen würden einzutreten.

Und durch diese enge Pforte fand die junge Frau ihren Weg in den Beruf. Aber es erscheint der gelehrten Gesellschaft so unerhört, dass Frauen die medizinischen Betreuer von Frauen sein sollen, dass die enge Pforte, durch welche Miss Garrett eintrat, hinter ihr geschlossen wurde.[4] Es ist keiner zweiten Frau erlaubt einzutreten. Und das ist *instar omnium**. Sobald Frauen beweisen, dass sie fähig sind, mit Männern in irgendeinem Beruf mitzuhalten, dann wird dieser Beruf, wenn er lukrativ und ehrenhaft ist, für sie geschlossen. – Vor einiger Zeit noch konnten Frauen Mitglieder der Königlichen Akademie werden. Aber sie zeichneten sich so sehr aus, sie erzielten einen so ehrenhaften Ruf auf ihrem Gebiet, dass diese Möglichkeit ebenfalls abgeschafft wurde.[5] Das ist die Art von Fürsorge für Fraueninteressen durch die Männer, die sie so treu vertreten. So behandeln wir unverheiratete Frauen.

* Für alle gleich.

Und wie ist es mit den Verheirateten? Sie, könnte man sagen, haben kein Interesse an dieser Gesetzesvorlage, sie sind nicht direkt daran interessiert. Aber es interessiert viele verheiratete Frauen direkt, und andere, die eines Tages verheiratet sein werden. Durch das Common Law von England ist es zurzeit so, dass alles, was eine Ehefrau hat, ihrem Ehemanne absolut gehört. Er kann ihr alles entreißen, jeden Pfennig für Alkohol und Hurerei verschleudern und sie in einer Lage zurücklassen, wo sie allein durch ihre Arbeit sich und ihre Kinder ernähren kann. Und wenn ihr das durch heroische Anstrengung und Selbstaufopferung gelingt und sie etwas für die zukünftigen Bedürfnisse der Kinder erspart hat, dann kann er wie ein Raubvogel über ihren Notgroschen herfallen und sie wiederum mittellos zurücklassen (wenn sie nicht durch Richterspruch von ihm getrennt ist). Und diese Fälle sind ganz alltäglich. Sir, wenn wir moralisch so abgestumpft wären, dass wir diese Dinge für richtig hielten, dann hätten wir noch mehr Entschuldigungen für uns. Aber wir kennen den Missstand und wissen Abhilfe. Denn die besseren Klassen treffen Vorsorge, um ihre eigenen Töchter vor den Konsequenzen dieser entsetzlichen Rechtslage zu schützen und auszunehmen. Durch die Erfindung von Heiratsabmachungen sind sie in jedem einzelnen Falle in der Lage, ein privates Gesetz für sich selbst zu machen, und sie tun das alle ohne Unterschied. Warum sichern wir nicht den Töchtern der Armen diese Gerechtigkeit, die wir so besorgt für unsere Töchter sicherstellen? Warum wird nicht das, was in jedem Falle getan wird, da wir persönlich Sorge tragen, zum geltenden Gesetz für das ganze Land gemacht, so dass der armen Leute Töchter, deren Eltern sich die Kosten der privaten Abmachung nicht leisten können, ein Recht erhalten auf jenes geringe Eigentum, das ihnen zufallen mag. Und ein Recht, bei der Verausgabung ihres eigenen Lohnes ein Wort mitzureden. Denn der Lohn der Frau ist in vielen Fällen der beste und einzig regelmäßige Teil des Einkommens des Familienvaters.

Ich werde manchmal gefragt, welche tatsächlichen Missstände ich durch das Frauenwahlrecht zu kurieren gedenke. Ich schlage zum einen vor, gewisse falsche Vorstellungen aufzugeben: Ich gebe diese Beispiele, um zu beweisen, dass Frauen nicht die verwöhnten Kinder der Gesellschaft sind, als welche viele Leute sie betrachten. Dass sie keineswegs das Übermaß an Macht haben, das ihnen zugeschrieben wird, und dass sie keineswegs ausreichend vertreten sind durch die Vertretung der Männer, die nicht das Herz hatten, für sie diesen einfachen und offensichtlichen Akt der Gerechtigkeit zu verlangen.

Sir, Missstände von geringerem Ausmaß als das Gesetz über das Eigentum verheirateter Frauen haben Revolutionen hervorgerufen, wenn sie Klassen auferlegt waren, die weniger als die Frauen durch passive Unterwerfung verletzt waren.

Wenn wir uns im Falle der Frauen sicher wähnen vor solchen Konsequenzen, so sollten wir daraus kein politisches Kapital schlagen und einer begrenzten Zahl von Frauen nicht den bescheidenen Anteil an der Mitwirkung bei der Verbesserung unserer Gesetze verweigern, welche diese Initiative für sie verlangt und welche den Frauen generell das Gefühl geben würde, dass sie in diesem Hause durch einige männliche Repräsentanten gehört werden. Wir sollten ihnen nicht verweigern, was wir jedermann zubilligen – das Recht, gefragt zu werden, das Recht auf eine kleine Chance, im großen Rat der Nation ein paar Stimmen zu haben, die ihre Meinung vertreten, das Recht, das jeder kleine Berufszweig hat, nämlich ein paar Abgeordnete, die sich verpflichtet fühlen, ihre Interessen wahrzunehmen und darauf hinzuweisen, welche Auswirkungen ein Gesetz auf dieses Interesse hat. Mehr wird durch diese Initiative nicht verlangt. Und wenn die Zeit kommt, die mit Sicherheit kommt, da dies gewährt wird, werden Sie dieses Zugeständnis nicht bereuen. Das ist meine feste Überzeugung.

8. Parlamentsrede über das Eigentum verheirateter Frauen

von John Stuart Mill

(10. Juni 1868)

Übersetzung von Florian Wolfrum

Vielleicht, Sir, sollten diejenigen, die wie ich selbst der Meinung sind, dass Frauen niemals hoffen können, dass die Gesetze und Sitten der Gesellschaft ihnen völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen, solange ihnen nicht die Teilhabe an politischen Rechten zugestanden wird, vielleicht sollten sie wünschen, dass das Haus diese Gesetzesvorlage zurückweist, denn es ist ziemlich sicher, dass ihre Zurückweisung der Bewegung zur Verleihung des Wahlrechts an Frauen, die kürzlich so viel Fortschritte gemacht hat, einen außerordentlichen Impuls geben würde. (*Hört, hört.*) Doch ich wünsche mir, dass meine Geschlechtsgenossen das Verdienst haben mögen, ungerechte und politisch unkluge Privilegien aufzugeben, bevor sie unter den Einfluss anderer Motive als ihrer eigenen guten Gefühle geraten. Die Debatte* hat viele erfreuliche Meinungsäußerungen hervorgebracht – die kluge und überzeugende Rede meines ehrenwerten Freundes, des Abgeordneten für Manchester zum Beispiel, und die schlüssige und von hohen Prinzipien geleitete Ansprache meines ehrenwerten Freundes, des Abgeordneten für Calne.[1] (*Hört, hört.*) Der ehrenwerte und gelehrte Abgeordnete für Colchester[2] hat sehr richtig gesagt, dass sein ehrenwerter Freund, der Abgeordnete für Reading[3], nicht der Urheber der Gesetzesvorlage ist, sondern sie von anderen übernommen hat, die, wie er zu glauben scheint, Personen mit starken Voreingenommenheiten gegen die bestehenden Institutionen der Gesellschaft sein müssen. Ich bedaure, dass der gelehrte Herr das Haus verlassen hat, denn ich hätte ihm sagen können, wer einige dieser Personen waren. Ich glaube nicht, dass der gelehrte Herr sich dessen bewusst gewesen sein kann, dass unter den Personen, die er als berüchtigte Sozialisten und Revolutionäre verurteilt hat, der gegenwärtige Außenminister und der Kriegsminister waren.[4] Der edle Lord (*Lord Stanley*) war gemeinsam mit dem angesehenen Richter Sir Lawrence Peel[5] ein Mitglied des Komitees der Social Science Association, das die der vorliegenden ähnliche Gesetzesvorlage entworfen hat, die vormals von Sir Erskine Perry[6] eingebracht wurde, und der sehr ehrenwerte Baronet (Sir J. S. Pakington) übernahm den Vorsitz bei einer öffentlichen Versammlung mit derselben Zielsetzung.[7]

---

* Über die Rede Mills in der Debatte zur zweiten Lesung der *Bill to Amend the Law with Respect to the Property of Married Woman* berichtete die *Times* am 11. Juni 1868. Am Tag, als er sprach, schrieb Mill einer Korrespondentin (möglicherweise Isabella Tod aus Belfast), um darüber zu berichten, dass das Gesetz die zweite Lesung durchlaufen habe, »nach einer interessanten Debatte, bei der alle Ehrbekundungen auf unserer Seite waren«. Vgl. *Collected Works* XXVIII, S. 283.

Der gelehrte Herr ist sich dessen bewusst, dass er den sehr ehrenwerten Stadtrichter von London[8] gegen sich hat, glaubt aber, seine Abwesenheit damit erklären zu können, dass er nicht mit dem Herzen bei der Sache ist. Ich frage mich, ob der gelehrte Herr nicht weiß, dass der Stadtrichter durch die Erfüllung seiner Pflichten als Richter verhindert ist. Seine Empfindungen in dieser Sache sind sehr stark, und wäre er anwesend gewesen, hätte er wahrscheinlich dem Haus seine Erfahrungen dargelegt, auf welche Weise das Gesetz die Frauen niedrigerer Klassen betrifft. Dieser gewissenhafte und mitfühlende Richter hätte womöglich auch dem Generalstaatsanwalt[9] einen Einblick in die Wirkung der Vorschriften des Scheidungsgesetzes gegeben und was für ein substanzloser und bloß auf dem Papier bestehender Schutz den Frauen der unteren Klassen durch das Gesetz zuteilwurde. Tatsächlich erlaubt es verheirateten Frauen, sich wegen des Schutzes ihrer Einkünfte an den Richter zu wenden, aber nur im Fall, dass sie verlassen werden. Doch kommen ständig Fälle vor, von denen ich einige kenne, in denen der Ehemann in genau dem Maße vermeidet, seine Ehefrau zu verlassen, als es den Richter berechtigen würde, ihr Schutz zu gewähren. Er bleibt eine ausreichende Zeit fern, um ihr zu ermöglichen, eine kleine Summe anzusammeln, und dann lebt er gerade lange genug mit ihr zusammen, um sie zu verschwenden. Da jedoch der Generalstaatsanwalt eine Bereitschaft zum Ausdruck gebracht hat, die Geltung dieses Gesetzes zu erweitern und zu verbessern, vertraue ich darauf, dass er selbst in dieser Angelegenheit eine Gesetzesvorlage einbringen wird. (*Hört, hört.*) Tatsächlich hat es auf Seiten der Gesetzgebung ein seltsames Übersehen der Notwendigkeit eines derartigen Schutzes gegeben. Selbst in Fällen, in denen die Worte »zu ihrem separaten Gebrauch«[10] vom Obersten Gerichtshof zum Schutz der Ehefrau eingebracht werden, ist die einzige Wirkung der Worte, dass die Treuhänder das Einkommen des übertragenen Eigentums nicht zahlen können, außer gegen eine Empfangsbestätigung der Ehefrau. Das ist ein perfekter Schutz, wenn die Frau von ihrem Ehemann getrennt lebt, aber wenn sie mit ihm zusammenlebt, wird das Geld sofort zum Einkommen des Ehemannes, und er hat das Recht, es ihr in dem Moment wegzunehmen, in dem sie es erhält. (*Hört, hört.*) Ein großer Teil der Einwohner dieses Landes befindet sich jetzt in der abnormen Situation, dass ihnen etwas auferlegt wird, was wir den schlimmsten Verbrechern als Strafe auferlegen, ohne dass sie etwas getan hätten, weshalb sie es verdienten. Wie Schwerverbrecher sind sie nicht berechtigt, Eigentum zu besitzen. Und die Klasse von Frauen, die sich in

dieser Lage befinden, sind verheiratete Frauen, die mit Zeichen der Ehre und Würde zu versehen uns ein ausdrückliches Bedürfnis ist. Viele Menschen scheinen es für unmöglich zu halten, dass zwei Personen in Harmonie zusammenleben können, ohne dass eine von ihnen die absolute Macht über die andere hat. Dies mag in wilden Zeitaltern der Fall gewesen sein, aber wir sind über diesen wilden Zustand hinaus, und ich glaube, niemand ist der Meinung, dass zivilisierte Männer oder Frauen mit ihren Brüdern oder ihren Schwestern nur unter solchen Bedingungen leben können oder dass Geschäfte nur erfolgreich getätigt werden können, solange ein Partner die absolute Herrschaft über den anderen hat. Die Familie bietet ein Vorbild und eine Schule für das Verhältnis zwischen Überlegenen und Unterlegenen, für das Eltern und Kinder ein Beispiel geben; sie sollte auch ein Vorbild und eine Schule für das Verhältnis der Ebenbürtigkeit geben, für das Ehemann und Ehefrau ein Beispiel geben. Ich bin nicht gleichgültig gegenüber den Übeln, unter denen Ehemänner von schlechten und prinzipienlosen Ehefrauen zu leiden haben. Glücklicherweise betreffen die Übel der Sklaverei (und ich gebrauche das Wort nicht in einem gehässigen Sinn) ebenso den Herrn des Sklaven wie den Sklaven selbst. Aber wenn wir uns bemühen würden, einen Weg zu finden, der Ehefrau ein möglichst starkes Motiv zu geben, ihre Ansprüche auf das Eigentum ihres Mannes auf das Äußerste zu treiben, welcher wirksamere Schritt zu diesem Ziel könnte unternommen werden, als zu erlassen, dass sie selbst keine Rechte haben und vollständig von dem abhängig sein sollte, was sie aus dem Ehemann herausholen kann? Nur indem wir den Frauen Gerechtigkeit widerfahren lassen, können wir hoffen, ihnen ein moralisches Empfinden gegen den Übergriff auf die Rechte anderer zu geben. Indem wir der Ungerechtigkeit abhelfen, unter der verheiratete Frauen jetzt leiden, kann wirkliche Harmonie in das eheliche Verhältnis gebracht werden. Würde der ehrenwerte Abgeordnete für Colchester den Ausschluss von allen Eigentumsrechten für sich akzeptieren, unter der Bedingung, dass jemand anderes seine Schulden zahlen und für seine Fehler Buße tun soll? Der Generalstaatsanwalt hat auf den fraglos schwächsten Teil der Gesetzesvorlage hingewiesen, indem er hervorgehoben hat, dass, wenn die Rechte von Ehemann und Ehefrau gleich sein sollten, auch ihre Pflichten gleich sein sollten, und wenn die Gesetzesvorlage ins Komitee gelangen sollte, wird es notwendig sein, die Bestimmungen zu ändern, um eine gleichmäßige Verpflichtung auf beiden Seiten festzuschreiben. Die Gesetzesvorlage wird zweifellos intensive Erörterungen im Komitee

erfordern, nicht so sehr im Hinblick auf den Wegfall einiger Bestimmungen als im Hinblick auf die Hinzufügung anderer. Es ist zweifellos wahr, dass viele andere Veränderungen des Rechts notwendig sein werden; denn wenn das Recht auf einem schlechten Prinzip gegründet ist, werden durch die Einführung eines guten viele Korrekturen notwendig. Aber wenn es dem Haus gefallen sollte, die Gesetzesvorlage an einen Sonderausschuss zu verweisen, gibt es ehrenwerte und gelehrte Herren auf beiden Seiten des Hauses, die sehr wohl in der Lage sein werden, Ergänzungen vorzuschlagen, die ein reibungsloses Gelingen der Gesetzesvorlage ermöglichen würden. (*Hört.*)

9. Brief an die Neuengland-Vereinigung für Frauenwahlrecht

von John Stuart Mill

(27. Mai 1869)

Übersetzung von Florian Wolfrum

Zum XVI. Verfassungsamendment*

New York Tribune, 27. Mai 1869

Liebe gnädige Frau, ich fühle mich sehr geehrt durch den Wunsch der Neuengland-Vereinigung für Frauenwahlrecht, dass ich an ihrem jährlichen Treffen teilnehmen soll. Doch sie sind falsch informiert worden, ich hätte die Absicht, Amerika zu besuchen. Sollte ich einen solchen Besuch je in Erwägung ziehen, dann gäbe es keine Personen auf Ihrer Seite des Atlantiks, mit denen Sympathiebezeugungen auszutauschen mir mehr Freude bereiten würde als mit jenen, die so energisch für eine Sache arbeiten, die mir so lieb ist wie die des gleichen Anspruchs aller Menschen, unabhängig von ihrem Geschlecht, auf die vollen Bürgerrechte und die Freiheit des Wettbewerbs, zu gleichen Bedingungen, um alle sozialen Vorteile.
Ich verbleibe etc., hochachtungsvoll,
J. S. Mill

---

* Der Brief war an die Autorin und Reformerin Julia Ward Howe (1819–1910) adressiert. Sie war Präsidentin der 1868 in Boston von Lucy Stone (1818–1893) initiierten »New England Woman's Suffrage Association«. Der Vereinigung gehörten prominente Reformer, wie beispielsweise Wendell Phillips, an. Die »Association« hatte ihr Ziel, den Frauen im Rahmen des XV. Amendments der US-Verfassung gemeinsam mit den Schwarzen das Wahlrecht zu erstreiten, nicht erreicht und arbeitete zum Zeitpunkt des Briefes an einer neuerlichen Verfassungsergänzung. Der Brief, der Avignon, den 18. April 1869 datiert ist, ist nicht in Mills Bibliographie aufgeführt. Er erschien mit der Überschrift »Woman Suffrage/Letter from J. Stuart Mill – the XVIth Constitutional Amendment« als Teil eines Zeitungsberichtes, der folgendermaßen einsetzte: »Boston, 26. Mai. Eine öffentliche Versammlung, die sehr gut besucht war, wurde heute von der New England Woman's Suffrage Association in der Ausstellungshalle der Gartenbaugesellschaft unter dem Vorsitz von Julia Ward Howe abgehalten. Pfarrerin Mrs. P. N. Hannaford sprach ein Gebet. Briefe, die Sympathie mit der Bewegung bekundeten, wurden erhalten von Robert Collyer, Anna Dickinson, J. Stuart Mill, George William Curtis, Mrs. E. D. Cheeny und von dem ehrwürdigen Herrn George T. Hoar. Der folgende Brief ist von Mr. Mill.« Vgl. *Collected Works* XXV, S. 1220.

10. Reden zum Frauenwahlrecht

von John Stuart Mill

(1869–1871)

Übersetzung von Florian Wolfrum

Frauenwahlrecht [1]*

(18. Juli 1869)

Die erste Aufgabe, die sich uns Männern stellt, die dieser Gesellschaft beigetreten sind – einer von Frauen gegründeten Gesellschaft mit dem Ziel, sich den Schutz durch das Frauenwahlrecht zu verschaffen –, besteht darin, ihnen zu diesem Erfolg zu gratulieren, dem ersten Schritt zu einer politischen Organisation. Die Zulassung von Frauen zum Wahlrecht ist jetzt eine praktische Frage. Was vor nicht allzu langer Zeit ein bloßer Protest im Namen eines abstrakten Rechts war, ist zu einem bestimmten politischen Ziel geworden, das von vielen Tausenden aktiven Anhängern ernsthaft verfolgt wird. Kaum als einige Damen von Talent und Einfluss, die gemäß dieser Gerechtigkeitsgrundsätze aufgezogen worden waren und an diese Grundlagen des Fortschritts glaubten, die jetzt das Leben jedes Landes der Welt erneuern – kaum als einige dieser Damen das Signal gaben, dass die Zeit für Frauen gekommen war, ihren Anteil an den Segnungen der Freiheit zu beanspruchen, die die Leidenschaft und der Ruhm einer jeden vornehmen Nation sind, scharten sich schon unerwarteterweise Tausende von Frauen um sie, die begierig waren, Ansprüchen und Wünschen Ausdruck zu verleihen, die, wie wir jetzt erfahren, viele unserer Mitbürgerinnen seit langem im Stillen gehegt haben. Die Tausende, die Jahr für Jahr die Petitionen für Frauenwahlrecht unter-

* Bericht über eine Versammlung der »London National Society for Women's Suffrage«, die am Samstag, den 17. Juli 1869, in der Conduit Street in der Galerie der »Architectural Society« abgehalten wurde. Der *Morning Star* und der *Daily Telegraph* berichteten am 19. Juli darüber. Dem *Morning Star* entstammen die kursiv gesetzten Äußerungen über die Reaktionen auf die Veranstaltung. Die nachmittägliche Versammlung besuchten zahlreiche Frauen und auch Männer. Unter dem Vorsitz von Clementia Taylor war sie eigens Mills Antrag zum Frauenwahlrecht gewidmet. In ihren einführenden Bemerkungen betonte Clementia Taylor, dass die Mitgliederzunahme und der Erfolg der Frauenwahlrechtsgesellschaft in den vergangenen beiden Jahren in großen Teilen das Resultat von Mills »furchtloser und eloquenter Fürsprache« gewesen seien. Sie bezog sich hierbei auf seine Ergänzungsvorschläge zur »Reform Bill« und führte aus, »jede Frau in Großbritannien« schulde ihm »ein großes Maß aufrichtiger Dankbarkeit. *(Hurrarufe)*«. Außerdem verlas Caroline Biggs, die Sekretärin der Gesellschaft, einen kurzen Bericht, der von der Versammlung angenommen wurde. Danach erhob sich Mill unter lautem und lang anhaltendem Beifall. Vgl. *Collected Works* XXIX, S. 373.

schrieben haben, sind Beweis genug, dass ich nicht übertreibe, wenn ich dies sage. Ich für meinen Teil habe mein ganzes Leben lang die Auffassung vertreten, dass Frauen denselben Anspruch auf das Wahlrecht haben wie Männer, und es war mein Glück, viele Frauen zu kennen, die sehr viel geeigneter waren, es auszuüben, als die Mehrheit der mir bekannten Männer. (*Gelächter und Beifall.*) Ich kann auch sagen, zu Ehren meines eigenen Scharfsinns, dass ich schon lange der Meinung gewesen bin, dass die meisten Verzichtserklärungen auf alle Wünsche nach politischer oder sonstiger Gleichheit mit Männern, die bis vor recht kurzer Zeit unter Frauen beinahe ausnahmslos verbreitet waren, bloß eine Form jener anmutigen und liebenswürdigen Art sind, aus der Notwendigkeit eine Tugend zu machen, die Frauen seit jeher auszeichnet. Dennoch muss ich einräumen, dass ich das Maß an Sympathie, ja sogar mehr als Sympathie, an leidenschaftlicher und begeisterter Unterstützung, die diese Bewegung unter Frauen und ebenso unter Männern von jedem Stand und allen Parteien hervorgerufen hat, nicht erwartet habe. Wir hatten einen Erfolg, der in keinem angemessenen Verhältnis zu unseren sichtbaren Mitteln steht und der unerklärlich wäre, gäbe es nicht einige mächtige Verbündete, die für uns gearbeitet haben.

Der erste dieser wertvollen Verbündeten ist das Gerechtigkeitsempfinden. Wenn es nicht von Sitte oder Vorurteil unterdrückt wird, ist das natürliche Gerechtigkeitsempfinden auf unserer Seite. Wir kämpfen gegen Privilegien auf der einen Seite, Benachteiligungen und Ausschlüsse auf der anderen. Wir protestieren gegen willkürliche Bevorzugungen; dagegen, dass einige zu Günstlingen gemacht, anderen die Türen verschlossen werden. Wir verlangen gleiche Chancen, gleiche Möglichkeiten, gleiche Mittel, sich selbst zu schützen, für die beiden Hälften der Menschheit. Das politische Wahlrecht, das Männer überall fordern, weil es das einzige Mittel ist, mit dem ihre anderen Rechte geschützt werden können, verlangen wir aus demselben Grund und im Namen derselben Grundsätze auch für Frauen. Wir berufen uns daher auf natürliche Gerechtigkeit, und an die zu appellieren bedeutet, eine gewaltige Macht anzurufen.

Der andere Verbündete, der in zunehmendem Maße für uns arbeitet, ist der Fortschritt des Zeitalters, das, was wir den modernen Geist nennen können. Alle Tendenzen, die der Stolz unserer Zeit sind – all die charakteristischen Eigenschaften und beseelenden Prinzipien des modernen Fortschritts –, sind auf unserer Seite. Zuallererst ist die wachsende Überlegenheit der moralischen Kraft über die physische zu nennen, von sozialen Einflüssen über rohe Kraft

und der Idee des Rechts über das Gesetz der Macht. Dann ist da der philanthropische Geist, der danach trachtet, die Schwachen zu erheben, die Niedrigen, die Unterdrückten. Da ist der demokratische Geist, die Bereitschaft, politische Rechte auszuweiten und jede Klasse als ungenügend geschützt zu erachten, solange sie keine Stimme bei der Wahl der Personen hat, von denen die Gesetze gemacht und angewendet werden. Da ist der Geist des freien Handels, der Wunsch, Einschränkungen zu beseitigen – Barrieren niederzureißen –, um den Menschen die Freiheit zu lassen, ihre Lebensumstände selbst zu gestalten, statt sie durch Gesetz oder Sitte an Lebensumstände zu ketten, die für sie gestaltet wurden. Dann ist da die Macht dessen, was ich, zur Schande der vergangenen Geschichte, die neue Auffassung von menschlichem Fortschritt und Glück nennen muss – dass sie nicht darin bestehen, passiv verwaltet zu werden, sondern in aktiver Selbstentfaltung. Und über diese spezifischen praktischen Mächte hinaus haben wir eine der stärksten und besten charakteristischen Eigenarten der Moderne auf unserer Seite, die aktiv in der Gesellschaft wirksam ist – sie zielt nicht, wie jene es tun, auf bestimmte äußere Aktivitäten ab, sondern besteht in einer allgemeinen Einstellung unseres Geistes: die Gewohnheit, Menschen nach ihrem inneren Wert einzuschätzen – nach dem, was sie sind und was sie tun –, nicht nach ihrer durch Geburt bedingten Stellung noch nach der Klasse, in die sie der Zufall oder das Gesetz gestellt haben. Diejenigen, die von diesem Geist vollständig durchdrungen sind, können gar nicht anders als empfinden, dass Reiche und Arme, Frauen und Männer vor dem Staat gleich sind, so wie sie seit Beginn des christlichen Zeitalters als gleich vor Gott erklärt wurden. Und diese Empfindung gibt uns eine machtvolle Hilfe bei unserem Versuch, dieses christliche Ideal in menschliche Realität zu verwandeln.

Um zu zeigen, wie unmissverständlich und entschieden der Geist der Zeit auf unserer Seite ist, müssen wir nur an die verschiedenen sozialen Verbesserungen denken, die gerade in Angriff genommen werden oder die in Angriff zu nehmen unser Zeitalter fest entschlossen ist. Es gibt keine einzige dieser Verbesserungen, die nicht das Frauenwahlrecht fördern würde, und keine von ihnen, die nicht durch das Frauenwahlrecht gefördert würde. Buchstäblich keine von ihnen kann realisiert werden, ohne dass Frauen mit voll entwickelten moralischen und intellektuellen Fähigkeiten daran mitwirken. Von dem Zeitpunkt an, zu dem die Gesellschaft die Aufgaben auf sich nimmt, die vom gegenwärtigen Stand der Zivilisation erfordert werden, kann sie das

nicht ohne die intelligente Mitarbeit der Frauen tun. Der pedantische Unsinn, der jetzt über den Wirkungskreis der Frauen geredet wird, wird völlig lächerlich erscheinen, wenn er als Vorwand für den Ausschluss von Frauen von den geringsten Angelegenheiten der Politik vorgebracht wird, während auf ihre Hilfe bei den brennendsten nicht verzichtet werden kann. (*Beifall.*)

Sehen Sie sich zum Beispiel die Bildung an. Nach ihr wird heute beinahe einmütig gerufen. Staatsmänner, Gelehrte, Publizisten stimmen alle darin überein; Große und Kleine, Reiche und Arme, Tories, Whigs und Radikale, die höheren, die mittleren und die Arbeiterklassen erklären mit einer Stimme, dass das Land nicht vorwärtskommen kann ohne eine gute nationale Bildung, die zum untersten Boden der Gesellschaft hinab- und (lassen Sie mich das hinzufügen) zu ihrer Spitze hinaufreicht. Die besten Leute haben das seit Generationen gesagt, doch nach den politischen Veränderungen, die jüngst vorgenommen wurden, und mit der Aussicht, dass wir noch weitere bekommen werden, ist die Notwendigkeit für alle offensichtlich geworden. Wir sagen also zu den Reichen und Armen, den Tories, Whigs und Radikalen: Wollt ihr die Nation ohne die Frauen erziehen? Ganz abgesehen vom gleichen Recht der Frauen auf ihren Anteil an dieser Wohltat frage ich: Kann sie uns Übrigen ohne die unmittelbare Hilfe der Frauen gegeben werden? Wenn wir uns daranmachen, wirklich die Kinder aller Schichten des Volks zu unterrichten – das wird keine Ähnlichkeit mit dem sogenannten Unterricht haben, den sie heute meist erhalten –, werden wir eine weitaus größere Zahl von Lehrern benötigen, als wir bezahlen können, wenn wir die Hilfe der Hälfte oder gar viel mehr als der Hälfte der verfügbaren Kräfte zurückweisen. Frauen sind anerkanntermaßen die besten Lehrer für kleine Kinder, und eine Vielzahl von ihnen ist begierig danach, sowohl beruflich wie auch als Freiwillige, bei dieser Arbeit mitzuwirken. Das Einzige, was sie daran hindert, gleichermaßen fähige Ausbilderinnen für fortgeschrittenere Schüler zu sein, ist, dass sie nicht lehren können, was ihnen nicht zu lernen erlaubt wurde. (*Hört, hört.*) Man wird sie in allen wertvolleren Zweigen des Wissens unterrichten müssen, und sei es nur, damit sie andere darin unterrichten können. In dem Land, in dem die Bildung des Volks am weitesten verbreitet ist, den Nordstaaten Amerikas, stellen Frauen bereits die große Mehrheit der Lehrer, und das nicht ausschließlich in den Grundschulen; und sie werden für besonders tüchtige Lehrer für männliche Schüler gehalten. Ist es wahrscheinlich, dass Frauen, die Seite an Seite mit den Männern der Gegenwart die Männer der Zukunft un-

terrichten und ausbilden, ihren Schülern irgendein Recht der politischen Vorherrschaft über sie zugestehen werden? (*Hört, hört.*) Meinen Sie, sie werden das Gefühl haben, dass sie des Stimmrechts weniger würdig sind oder weniger Anspruch darauf haben als die Männer, die von ihnen darin unterrichtet wurden, wie sie von ihrer Stimme Gebrauch zu machen haben? Ich möchte das Gesicht eines derart unterrichteten Mannes sehen, der aufstehen und es ihnen verweigern würde. (*Beifall.*)

Wenden wir uns als Nächstes dem Umgang mit den Armen zu, und mit den Armen meine ich diejenigen, die öffentliche Fürsorge empfangen – die arme Bevölkerung. Diese furchtbare Problematik lastet auf den Geistern all unserer Denker und all derer, die gewissenhaft die öffentliche Verwaltung betreiben, und je mehr sie darüber nachdenken, desto mehr scheinen sie von ihrer Schwierigkeit überwältigt zu werden. Ich wage die Vorhersage, dass diese große nationale, ja mehr als nationale, diese menschliche Frage niemals erfolgreich gelöst werden wird, solange nicht die Frauen ihren Anteil, vielleicht den wichtigsten Anteil, an ihrer Lösung haben werden. Eine verbreitete Erfahrung hat nachdenkliche Männer gelehrt, dass das richtige Prinzip eines Armengesetzes darin besteht, Erwachsenen, außer in zeitlich sehr begrenzten Fällen, Fürsorge nur in öffentlichen Anstalten zu gewähren – Armenhäusern, und für die, die sie brauchen, Krankenhäusern. Diese Methode ist erprobt worden: doch die Armenhäuser und die Krankenhäuser für Arme sind so abscheulich geführt, so gewissenlos geplündert und ihre unglücklichen Insassen sind so brutal vernachlässigt und misshandelt worden, dass das System zusammengebrochen ist und das allgemeine Empfinden davor zurückschreckt, es weiter zu betreiben. Dem wird nicht eher abgeholfen werden, als wenn Armeneinrichtungen von fähigen Frauen geführt werden. Wir verdanken ihnen, obwohl sie bloße Besucherinnen sind, zum großen Teil die Entdeckung der Ungeheuerlichkeiten, an denen die öffentlichen Anstalten erkrankt sind. Sie sind der Wachsamkeit von Männern entgangen, die eigens dazu ausgewählt wurden, weil man sie für geeignet hielt, Inspektoren für Armenhäuser zu sein. Am geeignetsten für die Verwaltung eines Armenhauses ist die Person, die am besten weiß, wie man ein Haus verwaltet. Die Frau, die gelernt hat, ihre eigenen Bediensteten anzuleiten, wird wissen, wie sie dasselbe mit Bediensteten eines Armenhauses zu tun hat. Es gibt nur wenige männliche Betreuer und Inspektoren, die hinreichend vertraut mit den Details sind, um in der Lage zu sein, der Unehrlichkeit Einhalt zu gebieten, den Arbeitseifer

anzufachen oder die Trägheit all derer zu überwinden, die damit betraut sind, die Bedürfnisse irgendeiner großen Menge von Menschen zu verwalten. Jeder erfahrene Reisende weiß, dass es nur wenige komfortable Gasthäuser gibt, die keine Hausherrin haben. Und die riesige Unterschlagung in den Proviantämtern von Armeen legt ebenso wie das furchtbare Leiden der verwundeten Soldaten an der Unzulänglichkeit des Ärzte- und Pflegepersonals davon Zeugnis ab, dass Menschen nicht die angemaßte vom Himmel verliehene Fähigkeit besitzen, in großem Maßstab das ordentlich zu verrichten, was sie im kleinen Maßstab zu lernen verschmähen. Wenn das Zuhause der natürliche Wirkungskreis einer Frau ist (und ich bin ganz und gar nicht aufgerufen, dieser Behauptung zu widersprechen), dann sind die Bereiche der Politik, die Fähigkeiten voraussetzen, die nur zu Hause erworben werden können, ebenfalls der natürliche Wirkungskreis einer Frau. Doch es gibt große und kleine Wirkungskreise, und manche Leute wollen, dass Frauen immer mit den kleinen zufrieden sind. Ich will es nicht.

Dasselbe gilt für alles, was die Details öffentlicher Ausgaben betrifft: Welche Aufsicht und Leitung käme der einer erfahrenen Familienmutter gleich, die weiß oder herauszufinden gelernt hat, was Dinge kosten sollten, und deren tägliches Geschäft es gewesen ist, Veruntreuung oder Verschwendung in jedem Bereich eines großen Haushalts zu entdecken und ihnen Einhalt zu gebieten? Sehr wenige Männer haben viel Erfahrung dieser Art gehabt, zahlreiche Frauen hatten sie. Wenn wir die Forderung unserer Zeit nach einer Regierung erfüllen wollen, die sowohl billig wie auch effizient ist, die wenig kosten soll, uns aber alles geben soll, was uns für das Geld zusteht, dann werden die wachsamsten und fähigsten Verantwortlichen, die aus dem Geld das meiste herauswirtschaften, im Allgemeinen unter Frauen zu finden sein. (*Applaus.*)

Eine wichtige öffentliche Funktion zumindest ist seit jeher den Frauen zugefallen. Die Pflege der Kranken ist ein Privileg, das Männer Frauen selten verweigert haben. (*Gelächter.*) Die Krankenpflege wird in den meisten öffentlichen Anstalten, aus Gründen der Notwendigkeit, hauptsächlich von Frauen ausgeführt; und es besteht jetzt Einvernehmen darüber, dass es ausgebildete Frauen sein sollten. Keine unwissende Person kann eine gute Krankenschwester sein. Eine Krankenschwester zu sein setzt voraus, genügend über die Gesetze der Gesundheit und die Behandlung von Krankheiten zu wissen, wenigstens in der Lage zu sein, hygienische Regeln zu beachten und die Bedeutung von Symptomen zu verstehen. Doch viel mehr als das wird verlangt

werden, wenn die Prävention und Heilung von Krankheiten ein Zweig der öffentlichen Verwaltung wird, und darauf läuft es mehr und mehr hinaus. Es gibt viele Schwierigkeiten im Umgang mit den Armen – viele Hemmnisse, sowohl moralischer wie ökonomischer Art, die uns daran hindern zu tun, was die meisten von uns gerne tun würden – doch eines hat die Nation, glaube ich, entschieden, ihnen nicht zu missgönnen, und das ist die Gesundheitsfürsorge. In dieser einen Hinsicht findet man, dass unsere Armengesetze, statt zu viel zu tun, nicht annähernd genug tun. Das medizinische Personal unserer Armenhäuser ist erbärmlich unterbezahlt und längst nicht so zahlreich, wie es sein sollte. Und wie kann es leistungsfähig gemacht werden, wie können die örtlichen Behörden sich die Kosten leisten, die nötig sind, um eine ausreichende Zahl von Personen mit den erforderlichen Qualifikationen zu versehen, wenn wir darauf bestehen, jenen Frauen die Tür zu verschließen, die von uns medizinische Ausbildung verlangen, um sie für Aufgaben wie diese geeignet zu machen? Bevor der Medizinerberuf nicht für Frauen geöffnet wird, wird es nie ein angemessenes Angebot von ausgebildeten Medizinern für die geben, die nicht reich sind. Und unabhängig von den regulär praktizierenden Medizinern gibt es eine Anzahl von Frauen, die aufgrund ihrer häuslichen Beschäftigungen nicht all ihre Zeit geben können, jedoch gerne einen Teil davon geben würden, sei es als Freiwillige oder gegen geringfügige Entlohnung, für eine Arbeit, die zu kostspielig wäre, wenn sie entsprechend dem Wert der Zeit von Medizinern in einer guten Privatpraxis bezahlt würde. Aber wenn Frauen mit öffentlichen Funktionen wie dieser betraut und für sie ausgebildet werden, werden sie dann damit einverstanden sein, dass sie von den üblichen Bürgerrechten ausgeschlossen sind? Und wie lange wird es möglich sein, sie auszuschließen?

Die Gesellschaft empfindet jeden Tag deutlicher, dass die Dienste von Frauen zu anderen Zwecken gewünscht werden, als um »Narrn aufzuziehn und Dünnbier anzuschreiben«.[1] (*Gelächter.*) Viele sagen jetzt, dass Frauen besser gebildet sein sollten, damit sie in der Lage sind, Männer zu erziehen; und wahrlich, wenn sie Männer erziehen sollen, kann ihnen die Bildung eines wohlerzogenen Mannes kaum verwehrt werden. (*Hört, hört.*) Aber diese sehr gemäßigten Reformer verfallen in Bezug auf Frauen in denselben Fehler, der in Bezug auf die Arbeiterklasse gemacht wurde. Man war bereit, die Arbeiter zu bilden, doch man erwartete, dass sie, nachdem sie gebildet worden waren, mit der gleichen Behandlung zufrieden wären, die sie vorher erfahren

haben. Man dachte, sie wären ganz zufrieden, wenn ihre verbesserten Fähigkeiten sie dazu qualifizierten, nützlichere Bedienstete zu sein, und sie würden nicht daran denken, ihren Anspruch auf den Meistertitel zu fordern oder ein Stimmrecht bei der Auswahl von Meistern. Es ist bei der Arbeiterklasse nicht so gekommen, und es wird auch bei Frauen nicht so kommen. Diejenigen, die geeignet sind, Männer für ihre Arbeit auszubilden, werden sich selbst für geeignet halten, sich an der Arbeit zu beteiligen, oder wenigstens an der Auswahl derer, die sie leiten sollen. Die höhere Bildung von Frauen und ihre politische Emanzipation schreiten zweifellos gemeinsam voran. (*Applaus.*)

Wir können also mit Gewissheit behaupten, dass unsere Sache über eine machtvolle Rückendeckung verfügt, denn sie hat als Verbündete die großen Kräfte, die überall wirksam sind und danach streben, die Welt zu verbessern. Unser Erfolg würde all diese Kräfte sehr stärken, und durch ihre zunehmende Stärke würden sie dazu beitragen, unseren Erfolg zu beschleunigen und die Wahrheit zu verdeutlichen, dass sich Verbesserungen gegenseitig unterstützen. Alle guten Sachen sind Verbündete; wenn jemand hilft, ein nutzbringendes Ziel zu fördern, stellt sich am Ende heraus, dass er noch viele weitere vorangebracht hat. (*Hört, hört.*) Im Vertrauen darauf, dass das auch bei uns so sein wird, ist es unsere Aufgabe, weiterhin zu tun, was wir als Gesellschaft bisher getan haben – für das Wahlrecht zu kämpfen und nur für das Wahlrecht. Das Wahlrecht, obwohl es der Weg zu weiteren Fortschritten ist, verpflichtet niemanden zu anderen Dingen, aus denen der Fortschritt besteht. Lasst uns nur das Wahlrecht erlangen, und was sonst noch für Frauen erstrebenswert ist, muss letztendlich folgen, ohne dass es gegenwärtig nötig wäre, zu entscheiden, oder überhaupt möglich wäre, vorauszusehen, was alles erstrebenswert ist. Die bloße Tatsache, dass das Wahlrecht verlangt wird, verleiht allen Vorschlägen, mit der Ungerechtigkeit gegenüber Frauen ein Ende zu machen, einen Nachdruck, wie er ihnen noch nie zuvor verliehen wurde. Seit das Wahlrecht gefordert wurde, ist eine seit zehn Jahren gemeinsam mit anderen, uninteressanten Kleinigkeiten beiseitegeschobene Gesetzesvorlage, die verheirateten Frauen erlaubt, Eigentümerinnen ihres eigenen Besitzes zu sein, wieder ins Parlament eingebracht worden, mit guten Erfolgsaussichten.[2] Die Bewegung für die höhere Bildung von Frauen verbreitet sich in alle Richtungen, mit einer beträchtlichen Verschiedenheit der Mittel, dermaßen, dass Frauen beinahe die gleiche Chance wie Männer haben, eine wirklich gute Bildung zu erhalten. Wir Mitglieder dieser Gesellschaft sollten diese wichti-

gen Bewegungen am besten fördern, indem wir als Gesellschaft nicht daran teilnehmen, gleich, was irgendeiner von uns als Individuum zu tun für richtig halten mag; doch wir sollten mit all unseren Bemühungen das vorantreiben, was sie alle gewissermaßen einschließt, das Wahlrecht. Mit ihm sollten wir mit der Zeit erlangen, was nötig ist, was immer das sein mag; doch bis das Wahlrecht erlangt ist, haben wir nichts erhalten, was nicht jeden Tag nach der Willkür unserer Gesetzgeber wieder zurückgenommen werden kann. Heutzutage ist der große praktische Unterschied, die Trennungslinie zwischen denen, die sich selbst schützen können, und denen, die der Gnade anderer ausgeliefert sind, das politische Wahlrecht. Alle, denen es jetzt um den Schutz von Rechten geht, sehen dies als das einzige wirksame Mittel an, sie zu schützen. (*Hört, hört.*) Selbst in Amerika ist man zur Auffassung gelangt, dass es nicht genug war, die Sklaverei abzuschaffen; die Neger konnten nicht wirklich frei sein, bevor sie nicht das Wahlrecht hatten. Repräsentative Versammlungen, zu deren Wahl sie kein Stimmrecht hatten, haben eine Behandlung verfügt oder zugelassen, die sie in eine Sklaverei zurückversetzt hätte, die beinahe noch schlimmer als ihre frühere Lage war. In einem politischen Zeitalter, wie es das gegenwärtige ist, werden Frauen niemals den Männern gleichgestellt sein, werden nie den Anspruch auf gleiche Achtung genießen, solange Männer das Wahlrecht haben und Frauen nicht, ganz gleich, wie die Gesetze in anderer Hinsicht sein mögen. Die breite Ausdehnung des Wahlrechts auf andere ist, solange Frauen davon ausgeschlossen sind, eine eindeutige Rechtsverletzung ihnen gegenüber, da es sie zusehends zur einzigen ausgeschlossenen Klasse macht, zu den einzigen Personen, die das Gesetz entweder für unwürdig erachtet, ein Stimmrecht bei der Auswahl ihrer Gesetzgeber zu haben, oder um die es sich nicht ausreichend kümmert, um ihnen diesen Schutz zu gewähren. Das Wahlrecht ist der Dreh- und Angelpunkt der Sache der Frauen; es allein wird ihnen gleiches Gehör und Fairness gewährleisten. Mit ihm kann ihnen auf Dauer kein Recht verweigert werden, und sie können von keinem ihnen zustehenden Vorteil ausgeschlossen werden; ohne es werden ihre Interessen und Gefühle immer zweitrangig sein, und es wird als eine Frage von geringer Bedeutung erachtet werden, wie eng ihr Wirkungskreis begrenzt ist oder wie viele Arten, von ihren Fähigkeiten Gebrauch zu machen, ihnen verweigert werden. Fahren wir also fort, unsere Anstrengungen auf das Wahlrecht zu konzentrieren; laden wir alle ein, denen an einer besseren Bildung der Frauen gelegen ist, alle, die Gerechtigkeit für sie verlangen im

Hinblick auf Eigentum und Einkommen, alle, die ihre Zulassung zu jedem Beruf und jeder Laufbahn verlangen, die ihnen jetzt verschlossen sind, alle, die unser Vorhaben als sicherstes Mittel unterstützen, den besonderen Fortschritt zu beschleunigen, an dem sie ein spezielles Interesse haben. (*Lauter Beifall.*)

Dann brachte Mr. Mill die erste Resolution ein:

»Diese Gesellschaft erklärt ihre feste Überzeugung, dass es in höchstem Grade ungerecht und politisch unklug ist, das Geschlecht zur Grundlage des Ausschlusses von der Ausübung politischer Rechte zu machen.«

Ich bitte darum, den Antrag zu unterstützen. Es ist völlig überflüssig, dass ich weitere Anmerkungen mache oder dem Gesagten noch etwas hinzufüge. Ich bin sicher, die ganze Versammlung fühlt die Anmut, die Würde ebenso wie den geschäftsmäßigen Geist, in dem die Beratungen von Mrs. Clementia Taylor geleitet wurden, und alle werden gemeinsam auf das Herzlichste ihren Dank an sie durch ihre Stimmabgabe zum Ausdruck bringen.

Frauenwahlrecht [2]*

(26. März 1870)

Seit der ersten Generalversammlung dieser Gesellschaft im Juli letzten Jahres hatten wir reichlich Grund, mit dem Fortschritt, den unsere Sache gemacht hat, zufrieden zu sein. Dieser Fortschritt hat sich nicht nur in der gestiegenen Anzahl unserer Freunde manifestiert, sondern, was noch mehr bedeutet, im veränderten Ton unserer Gegner. Während des jüngst vergangenen Jahres ist in verschiedenen Veröffentlichungen viel gegen die Gleichheit der Geschlechter geschrieben worden, aber es ist bemerkenswert, wie wenige der Verfasser eine starke Missbilligung dessen zum Ausdruck gebracht haben, was das un-

* Bericht über eine Versammlung der »London National Society for Women's Suffrage«, die am Samstag, den 26. März 1870, in Konzerträumlichkeiten am Hanover Square stattfand. *Daily News*, *Daily Telegraph* und *Times* berichteten am 28. März jeweils in kürzerer Form und druckten Mills Rede wortlautgetreu ab. Die Reaktionen der Zuhörer entstammen der Zeitungsberichterstattung. Den Vorsitz der gut besuchten Versammlung hatte Clementia Taylor inne. Auf ihre Ausführungen schlossen sich diejenigen Mills an. Nachdem Mill sich erhoben hatte, wurde er mit wiederholt aufbrandendem Applaus bedacht. Vgl. *Collected Works* XXIX, S. 386.

mittelbare Ziel dieser Gesellschaft ist, die Zulassung von Frauen zum Wahlrecht. Viele von ihnen haben sogar ausdrücklich gesagt, dass sie gegen ein solches Zugeständnis nichts einzuwenden hätten. Ein Stimmrecht bei Wahlen ist jetzt für viele von ihnen eine Kleinigkeit, die zuzugestehen sie sich leisten können; wenn Frauen es wünschen, steht es ihnen frei, es zu haben. Doch was sie empört und schockiert, ist, dass die Forderung nach gleichen Rechten für Frauen im bürgerlichen Leben erhoben wird, insbesondere in der Ehe. Das ist ein gutes Omen, und ich beginne zu hoffen, dass ich noch erleben werde, wie sich die ganze Diskussion auf diesen Punkt verlagert. Diejenigen unter uns, die die vollständige Gleichheit der Rechte für Frauen fordern, haben immer gesagt, dass dies eine vom Wahlrecht völlig verschiedene Frage sei. Das Wahlrecht ist ein eigenes Thema; keine Frau, die darauf Anspruch erhebt, ist dadurch auch nur im Geringsten der weiter gehenden Forderung verpflichtet. Wenn Frauen aufgrund einer angeborenen und unvermeidlichen Notwendigkeit der Gewalt der Männer unterworfen wären, würden sie den Schutz durch das Wahlrecht umso mehr benötigen. Jedes Plädoyer, sei es juristischer oder politischer Natur, das die Zulassung irgendeines Mannes zum Wahlrecht fordert, gilt ebenso für Frauen.

Aber es gibt einen Aspekt dieser Frage, zu dem ich gern etwas sagen möchte: die besondere Weise, in der die Hinzufügung der Frauen zur Wählerschaft wahrscheinlich den Charakter des Parlaments beeinflussen und die Führung der öffentlichen Angelegenheiten verändern wird. Ich glaube, die markanteste Auswirkung in der unmittelbaren Zukunft wird darin bestehen, dass die Gesetzgebung von einer stärkeren Entschlossenheit durchdrungen wird, die großen physischen und moralischen Übel der Gesellschaft anzupacken. (*Hört, hört.*) Weibliche Wähler werden, glaube ich, weniger leicht als Männer davon zu überzeugen sein, dass diese Übel hingenommen werden müssen – nicht geheilt werden können, ja nicht einmal deutlich gelindert – und dass wir mit reinem Gewissen unsere Augen von ihnen abwenden dürfen, unter gelegentlichem Murren über die Abgaben, Steuern und milden Gaben, die sie uns kosten. Ich denke, Frauen werden es kaum glaublich finden, dass es nicht in der Macht von Gesetzgebung und Verwaltung stehen soll, gegen diese schrecklichen Übel wirksam vorzugehen, und dass es den Gipfel staatsmännischer Weisheit darstellt, sie zu lassen, wie sie sind. Folglich darf ich vom politischen Einfluss von Frauen eine beträchtliche Zunahme an Aktivität im Umgang mit den Ursachen dieser Übel erwarten. Ich weiß, dass es viele Männer gibt,

die jede zunehmende Aktivität in dieser Richtung alarmierend finden, weil sie glauben, dass sie unbedachte Wohltätigkeit, unüberlegte gesetzliche Regelung und eine allgemeine Zunahme der Einmischung bedeutet. Aber es gibt ebenso kluge wie unkluge Einmischung, wohlgezielte wie fehlgerichtete Wohltätigkeit, und es gibt heutzutage eine Tendenz, die beiden zu verwechseln. Es ist meine Überzeugung, dass der Staat, wenn er alle Mittel einsetzen würde, über die er verfügt, um den Stand der Moral und sogar in mancher Hinsicht das physische Wohlergehen in der Gemeinschaft zu heben, feststellen würde, dass viel mehr in seiner Macht steht, als zurzeit zu glauben Mode ist, und dass Regierungen heutzutage ebenso für die Vernachlässigung der angemessenen Mittel zur Verfolgung dieser Ziele zu tadeln sind, wie sie in vergangenen Tagen für die Verfolgung der falschen zu tadeln waren. Die Zeiten sind vorbei, in denen Regierungen, allgemein gesprochen, aktiv tyrannisch waren; heute sind ihre bevorzugten Sünden Trägheit und Gleichgültigkeit. Welche Skrupel sie auch haben mögen, etwas Falsches zu tun, sie haben im Allgemeinen überhaupt keine, Missstände zu lassen, wie sie sind, sondern lassen es zu, dass sich Berge von Missständen über die Zeiten hinweg auftürmen, ohne einen ernsthaften Versuch, ihrem Anwachsen Einhalt zu gebieten. (*Hört.*) Es liegt etwas in der Natur der nur durch Männer ausgeübten Regierung, das diese bequeme Selbstzufriedenheit begünstigt. Männer sind geistig träger als Frauen, und sie sind viel zu leicht bereit zu glauben, dass sie schon alles getan haben oder dass überhaupt nichts getan werden muss. Ihre Gewissen und ihre Empfindungen müssen geweckt werden, und dazu werden die aktiveren Impulse von Frauen gebraucht. Wenn ich jetzt gefragt werde, ob man sich meiner Auffassung nach darauf verlassen kann, dass diese aktiven Impulse die vernünftigsten Grundsätze des Handelns hervorbringen – ob Frauen klar unterscheiden werden zwischen guten und schlechten Arten, Übel zu bekämpfen, und nicht dazu neigen werden, die direkteste Art mit der wirksamsten zu verwechseln –, so bekenne ich freimütig, dass die politische Bildung von Frauen stark verbessert werden muss, bevor Derartiges mit gewisser Überzeugung behauptet werden kann. Aber das wäre nur dann ein wirklicher Einwand, wenn wir den Männern das Wahlrecht entziehen und die ganze Macht den Frauen übergeben würden. Alles, was wir wollen, ist, dass die beiden dazu verpflichtet sein sollten, sich miteinander zu beraten. Wir wollen, dass das Staatsschiff sowohl Segel als auch Ballast hat und nicht, wie es heute oft der Fall ist, wenn die Navigation mühsam wird, nur Ballast und kein Segel. (*Gelächter.*) Es besteht kaum Ge-

fahr, dass der Übereifer der Frauen nicht genügend durch die Übervorsicht der Männer gemäßigt wird. Heutzutage scheitern wir in Regierungsangelegenheiten nicht aus Mangel an Zügelung, sondern an Ansporn, und Frauen sind, selbst mit den bestehenden Mängeln ihrer Bildung, gut qualifiziert für dieses Amt. (*Gelächter.*) Wenn sich ihre Bildung verbessert, werden sie mehr tun; sie werden nicht nur ein Ansporn für andere sein, sondern selbst in der Lage sein, ihren vollen Beitrag zur Aufgabe zu leisten. Frauen haben im Durchschnitt einen erfinderischeren Geist als Männer; in Dingen, an denen sie wirklich interessiert sind, fällt es ihnen leichter, Mittel für die Erreichung eines Ziels zu finden, insbesondere bei Unternehmungen, deren Erfolg stark von den Details der Ausführung abhängt. Nun ist dies ganz entschieden der Fall bei Versuchen, die großen physischen und moralischen Übel der Gesellschaft zu beheben. Das sind Arbeiten am Detail. Männer gestalten große Projekte, die vielleicht im Prinzip gesund sind und ihrer allgemeinen Konzeption nach vernünftig, die jedoch, wenn sie auf die Praxis angewandt werden, aufgrund eines unvorhergesehenen Mangels an Effizienz in der Ausführung aufhören zu funktionieren. Viel mehr dieser Projekte hätten Erfolg, wenn Frauen an ihrer Planung beteiligt wären.

Dies sind, glaube ich, die deutlichsten Auswirkungen auf den allgemeinen Gang von Regierung und Gesetzgebung, die die Zulassung von Frauen zur Beteiligung an den staatsbürgerlichen Aufgaben zur Folge hätte. Dem müssen wir hinzufügen, dass das Unrecht und die Missstände, die Frauen im Besonderen betreffen, nicht länger für zu unbedeutend gehalten würden, um ernsthafte Anstrengungen zu unternehmen, ihnen ein Ende zu bereiten. Um ein Beispiel von vielen zu nennen: Wenn Frauen das Stimmrecht hätten, gäbe es eine viel strengere Unterdrückung jener Gewalttaten gegen Frauen, die für arbeitende Frauen, die allein das Haus verlassen müssen, eine ernsthafte Gefahr darstellen; Gewalttaten, die ihr gegenwärtiges Ausmaß nur durch die unentschuldbare Nachsicht erreicht haben, mit der sie von den Gerichten behandelt werden. (*Hört, hört.*) Wenn Frauen das Stimmrecht hätten, hätte es die »Contagious Disease Acts«* nicht gegeben, aufgrund derer Ehefrauen und Töchter

* Diese Gesetze über ansteckende Krankheiten wurden ab 1864 verabschiedet und provozierten durch ihre Verschärfungen in den Jahren 1866 und 1869 so heftige Proteste unter Frauen aller Schichten, dass sie 1883 außer Kraft gesetzt und 1885 schließlich vollständig aufgehoben wurden; vgl. zu Mills Bewertung der *Contagious Diseases Acts* seine Stellungnahme vor der »Royal Commission of 1870 on the Administration and Operation of the Contagious Diseases Acts of 1866 and 1869« in Band III dieser Ausgabe.

der Armen unerträglichen Erniedrigungen anlässlich des Verdachts eines Polizisten ausgesetzt sind, was zwangsläufig so sein muss, wenn den Gesetzen auf eine Weise Geltung verschafft werden soll, dass sie irgendeine Chance haben, ihrem Ziel wirksam zu dienen. Wenn diese Gesetze aufgehoben werden – wenn sie nicht auf das ganze Land ausgedehnt werden –, werden wir dies dem Gemeinsinn und dem Mut jener Damen verdanken, unter denen einige von bedeutendem Ansehen sind, die sich vereint haben, um die Aufhebung der Gesetze zu erreichen;[3] ein Mut und ein Gemeinsinn, die nur von denen gebührend geschätzt werden können, die den dreisten und schamlosen Charakter einiger Angriffe bemerkt haben, die in Druckerzeugnissen durch anonyme Verfasser auf sie gemacht wurden. Jenen würdigeren und ehrenwerteren Gegnern, die der Meinung sind, dass diese Damen fehlgehen und dass der Kurs, den sie eingeschlagen haben, ein ungünstiges Zeichen für den Gebrauch ist, den sie wahrscheinlich von vermehrtem politischen Einfluss machen werden, möchte ich sagen: Nehmen wir an, die Gesetze seien so segensreich, wie ich sie für verderblich halte; nehmen wir an, die Damen, die ihnen ablehnend gegenüberstehen, seien nicht von einer vernünftigen Sicht ihrer Natur und ihrer Konsequenzen getrieben, sondern von einem Übermaß oder einer falschen Anwendung des besonderen moralischen Empfindens, das Männer ihnen als ihre besondere und hauptsächliche Tugend eingeimpft haben. Was dann? Ist es kein Übel, dass die Gesetze eines Landes abscheulich für die moralischen Empfindungen der Hälfte der Bevölkerung sein sollen, die eingestandenermaßen die moralischere ist? Wenn der Abscheu in einem Fehler begründet liegt, hätte ihnen dann nicht Zeit gegeben werden müssen und hätten nicht Erklärung und Diskussion stattfinden müssen, um den Fehler zu korrigieren, anstatt sie Jahre später herausfinden zu lassen, dass beinahe unter Geheimhaltung Gesetze verabschiedet worden sind, gegen die sich ihre stärksten Empfindungen empören? Dass das Frauenwahlrecht Vorgängen wie diesen Einhalt gebieten würde, dass es die Gesetzgeber zwingen würde, die moralischen Empfindungen derer in Rechnung zu stellen, die die stärksten derartigen Empfindungen haben, und diese moralischen Empfindungen einzubeziehen, statt sie verächtlich beiseitezuschieben – das muss zu den Vorteilen gerechnet werden, die aus der Gewährung des Wahlrechts resultieren würden.

Es gibt Männer – und nicht wenige –, die im Allgemeinen liberal und aufgeklärt sind und die aufgrund ihrer eigenen Empfindungen dazu neigen würden, gerecht gegenüber Frauen zu sein, die jedoch die unmittelbare Folge

ihrer Zulassung zum Wahlrecht fürchten, weil sie glauben, sie würde die Macht des Klerus massiv erhöhen. Ich habe nie bestritten, dass so etwas möglicherweise für eine gewisse Zeit die Folge sein könnte, wenn ihnen heute oder morgen das Wahlrecht verliehen würde. Und da ich in meinen Auffassungen und Empfindungen zu vielen wichtigen Themen von der überwiegenden Mehrheit des Klerus abweiche, bin ich wohl kaum jemand, der diesen Einwand unterschätzt. Aber für mich liegt es auf der Hand, dass, wenn der Klerus heute einen zu großen Einfluss auf die Ansichten vieler Frauen insbesondere der Mittelklasse haben sollte, dann deshalb, weil den anderen Einflüssen, durch die auf die menschliche Intelligenz eingewirkt wird und durch die Meinungen gebildet werden, nicht ermöglicht wurde, sie zu erreichen. Sie sind nicht ermutigt worden, die Bücher zu lesen oder an den Gesprächen teilzunehmen, die ihnen gezeigt hätten, dass alle Meinungen, die sie von Seiten des Klerus hören, umstritten sind und in Frage gestellt werden können. Selbst wenn sie nicht unmittelbar von derartiger Lektüre oder solchen Gesprächen abgehalten würden, sind sie nicht dazu erzogen worden, sich dafür zu interessieren; wohingegen sie in dem Glauben geschult wurden, dass es die Rolle der Frauen sei, die herrschenden Meinungen zu übernehmen, und dass die wohlüberlegte Erörterung großer Themen und die Bildung wohlerwogener Meinungen durch das Hören beider Seiten sie nichts angehe. Wie sollte es da anders möglich sein, als dass sie unter den Einfluss derer geraten, die sie durch die einzigen Empfindungen und Grundsätze ansprechen, die sie auszubilden gelehrt wurden? Und bedenken Sie noch eins. Was ist es, das die Kleriker im Allgemeinen, selbst dort, wo berufliche Vorurteile nicht direkt eine Rolle spielen, zu solch unsicheren Ratgebern in der Politik und den Angelegenheiten des Lebens macht? Es liegt daran, dass sie zu sehr in der Lage der Frauen sind; sie werden zu sehr wie Frauen behandelt: Unter Bezeugung von Ehrerbietung werden sie von der freien und gleichen Diskussion von großen praktischen Fragen ausgeschlossen, und es wird ihnen beigebracht zu denken, dass sie nur ein Aspekt jeder Frage angeht – der moralische und religiöse Aspekt, jedenfalls in dem engen Sinn, in dem sie diese Begriffe verwenden, denn in einem weiteren Sinn sind alle Fragen, bei denen es um wahr oder falsch geht, moralisch und religiös. Ähnelt das nicht sehr der Lage der Frauen? Denen, die den Einfluss der Kleriker auf die Ansichten von Frauen fürchten, möchte ich Folgendes sagen: Wenn die Kleriker mehr derartigen Einfluss haben, als ihnen aufgrund ihres Charakters und ihres Bildungsgrades zukommt, dann lassen

Sie uns gerecht sein und zugeben, dass sie ihn redlich verdient haben. Die Kleriker sind die einzigen Personen, die sich als Klasse um den Geist von Frauen bemüht haben; die einzigen Personen, die direkt an ihre eigenen Grundsätze und Überzeugungen appelliert haben, die sie angesprochen haben, als hätten sie selbst eine moralische Verantwortung – als wären ihre Seelen und ihre Gewissen ihre eigenen. Die Kleriker sind die einzigen Männer, die dem irgendeine Bedeutung beigemessen haben, was Frauen über irgendein Thema außerhalb der häuslichen Sphäre denken oder fühlen. Diejenigen, die Frauen einen derartigen Respekt erweisen, verdienen es, bei ihnen Einfluss zu haben, und sie werden weiterhin mehr als genug davon haben, bis andere Männer dieselben Mittel gebrauchen, um solchen Einfluss zu gewinnen, wie sie es getan haben. Wenn die Väter, Brüder und Ehemänner dieser Frauen sich ähnlich viel Mühe mit ihrem Geist gegeben hätten – wenn sie sie dazu eingeladen hätten, sich für die Fragen zu interessieren, für die sich Väter, Brüder und Ehemänner interessieren, wie es die Kleriker in den Fragen tun, die *sie* interessieren, und wenn ihnen durch die Verantwortlichkeit eines Wahlrechts beigebracht worden wäre, dass die Bildung einer intelligenten Meinung in öffentlichen Fragen ebenso sehr ihr Recht und ihre Pflicht ist, wie sie das Recht und die Pflicht von Männern ist –, dann würden sie sich bald für kompetentere und bessere Richter in jenen Fragen halten, als die Kleriker es sind, und es bestünde keinerlei Gefahr, dass sie ihr eigenes Urteil an ihre klerikalen Lehrer abtreten. Was am klerikalen Einfluss auf sie übermäßig oder schädigend ist, würde genau in dem Maße geschwächt werden, in dem sie an den Angelegenheiten des Lebens teilnehmen, und nur das, was heilsam ist, bliebe übrig. Statt also den klerikalen Einfluss als Hindernis für die Verleihung des Wahlrechts an Frauen zu betrachten, betrachte ich das Wahlrecht als das wirksamste Mittel, sie von dem allzu ausschließlichen Einfluss der Kleriker zu emanzipieren. Aber selbst wenn diese Gefahr viel größer wäre, als sie ist, wäre es eine unwürdige Sache, aufgrund einer solchen Befürchtung einer Hälfte der Gattung diese notwendigen Mittel des Selbstschutzes zu verweigern, die von der anderen Hälfte so hoch geschätzt werden. Jeder Teil der Menschheit hat seine eigenen Schuldverhältnisse gegenüber dem Irrtum, und derjenige, der anderen das Wahlrecht verweigern würde, weil er befürchtet, dass sie Fehler machen, würde gute Gründe finden, allen außer ihm selbst das Wahlrecht zu entziehen. Sicherheit besteht nicht darin, einige auszuschließen, sondern alle zuzulassen, damit gegensätzliche Irrtümer und Übersteigerungen sich gegenseitig neutra-

lisieren können. Und unter all denen, die je Anspruch auf das Wahlrecht erhoben haben oder in deren Namen es je beansprucht wurde, sind keine, in deren Fall es so geringen Grund gibt, irgendwelche schlimmen Konsequenzen zu befürchten, wenn sie es erhalten – keine, für deren fortgesetzten Ausschluss die Ausflüchte so unbedeutend, so abstrus sind wie im Fall der Frauen.

Er schloss, indem er folgende Resolution einbrachte: »Diese Versammlung ist der Meinung, dass die Ausdehnung des Wahlrechts auf Frauen unter ihnen ein zwingenderes Gefühl ihrer besonderen Pflichten als Bürgerinnen und ihrer allgemeinen Verantwortlichkeiten fördern wird, soweit sie den Fortschritt der höchsten moralischen Interessen der ganzen Gemeinschaft betreffen.«

[*Der Antrag* (der von Harriet Grote unterstützt wurde) *wurde angenommen. Ein Beschluss* (unterstützt von Helen Taylor)*, der Befriedigung zum Ausdruck brachte über die Einbringung einer Gesetzesvorlage zur Beseitigung des Ausschlusses von Frauen vom Wahlrecht*[4] *in das Unterhaus durch Jacob Bright und Charles Dilke, wurde ebenfalls angenommen. Ein abschließender Beschluss, der die Sicht zum Ausdruck brachte, dass die allgemeine Ausdehnung des Wahlrechts, während Frauen davon ausgeschlossen blieben, eine positive Rechtsverletzung ihnen gegenüber sei, wurde für gut befunden. Dann brachte eine Danksagung an den Vorsitzenden die Versammlung zum Abschluss, »die durchweg von sehr enthusiastischem Charakter war.«* (Daily News)]

Frauenwahlrecht [3]*

(12. Januar 1871)

Wenn es in der Politik eine fundamentale Wahrheit gibt – eine, die die Grundlage jeder freien Regierung ist –, dann lautet sie: Wenn ein Teil der Nation allein im Besitz der Macht ist, erhalten die Interessen dieses Teils sämtliche ernsthafte Aufmerksamkeit. Dies bedeutet nicht notwendig eine aktive Un-

* Rede Mills anlässlich der »Großen Versammlung zugunsten des Frauenwahlrechts«, die am 12. Januar 1871 in der Konzerthalle von Edinburgh stattfand. *The Scotsman* berichtete am nächsten Tag, wie auch in gekürzter Fassung die *Times*. Die öffentliche Versammlung war abends vor einem großen Auditorium beiderlei Geschlechts abgehalten worden. Duncan McLaren hatte die Versammlungsleitung inne. Nach der Verlesung von Entschuldigungsschreiben und des Jahresberichts (in dessen Rahmen die Erwähnung Mills zu Beifallsbekundungen führte) verwies McLaren darauf, dass der nächste Antrag zum Frauenwahl-

terdrückung. Es bedeutet lediglich die natürliche Tendenz des Durchschnittsmenschen, dem, was ihn selbst betrifft, weitaus größere Bedeutsamkeit zuzumessen als dem, was nur andere Leute direkt betrifft. Dies ist der tief sitzende und unabänderliche Grund, warum Frauen niemals Gerechtigkeit widerfahren wird, bevor sie nicht das Wahlrecht erhalten. Zweifellos erleiden sie viel Unrecht kraft Gesetzes. Aber nehmen wir an, dies ändere sich, selbst dann – selbst wenn es keinen Grund zur Beschwerde gegen die Gesetze gäbe – gäbe es Ungerechtigkeiten in ihrer Anwendung, solange allein Männer eine Stimme bei der Auswahl und Abwahl von Amtsträgern der Regierung haben.

Alle unsere kürzlich erfolgten Verfassungsreformen und die ganze Überzeugung der Reformer gründen sich auf die Tatsache, dass das Wahlrecht zum Selbstschutz gebraucht wird. Alle Erfahrung beweist: Wenn ein Teil der Gesellschaft einem anderen unterworfen ist, werden ihm die gewöhnlichen Mittel zur Selbstverteidigung nicht zugestanden, sondern er wird in Abhängigkeit vom guten Willen und dem Belieben der Privilegierteren gehalten. Mit Sicherheit werden die lebenswichtigen Interessen des unterworfenen Teils zumindest fast allem anderen untergeordnet, wenn nicht sogar rücksichtslos auf ihnen herumgetrampelt wird.

Die Behandlung von Frauen ist sicherlich keine Ausnahme von dieser Regel. Sie sind weder gleich vor dem Gesetz, noch wird das Gesetz gleich auf sie angewendet. Die Gesetze behandeln sie auf eine Art, wie sie nicht länger behandelt werden könnten, wenn sie das Wahlrecht hätten; und selbst wenn die Gesetze gleich wären, die Anwendung der Gesetze ist es nicht. Polizeibeamte und Strafrichter können keine außerordentlich schlechten Männer sein, sie werden nicht aufgrund ihrer schlechten Eigenschaften ausgewählt, diejenigen, die sie ernannt haben, müssen der Meinung gewesen sein, dass sie die moralischen Empfindungen des Durchschnittsmannes einigermaßen oder besser als einigermaßen repräsentieren. Doch was müssen wir sehen? Für einen grausamen Angriff eines Mannes gegen eine Frau, insbesondere wenn sie das Unglück hat, seine Ehefrau zu sein, lässt man ihn entweder mit einer Ermah-

---

recht von Mill angeführt werde, indem er sagte, »das Publikum sei [Mill] zu einer tieferen Dankbarkeit verpflichtet«, als »es sich möglicherweise bewusst sei, weil er bei diesem rauen Wetter alleinig von London heruntergekommen wäre, um der Versammlung beizuwohnen, und seine Verpflichtungen dergestalt wären, dass er bereits am nächsten Morgen früh schon wieder zurückreisen müsse. (*Applaus.*)« (*The Scotsman*). Mill wurde daraufhin mit anhaltenden Beifallsrufen, stehenden Ovationen und mit dem Wedeln von Hüten und Taschentüchern willkommen geheißen. Vgl. *Collected Works* XXIX, S. 402.

nung davonkommen, oder ihm wird feierlich erklärt, dass er eine schwere Straftat begangen hat, für die er streng bestraft werden muss, und dann erhält er so viele Wochen oder Monate Gefängnis, wie ein Mann Jahre erhält, der Eigentum im Wert von fünf Pfund gestohlen hat.

Man sagt uns, die guten Gefühle von Männern seien ein ausreichender Schutz für Frauen. Man sollte meinen, wer so redet, kann nie einen Blick in die Berichte der Polizei und der Justiz geworfen haben. Wenn das gute Gefühl von Männern Frauen nicht dagegen schützt, jeden Tag in ihrem Leben bis an die Schwelle des Todes geschlagen und getreten zu werden und zuletzt wirklich von ihren Hütern und Beschützern zu Tode geschlagen und getreten zu werden, können wir da erwarten, dass es sie gegen Verletzungen schützt, die weniger schwer gegen die Menschlichkeit verstoßen? Die meisten Männer, wird man sagen, sind gar nicht fähig, solche furchtbaren Grausamkeiten zu begehen. Vielleicht ist das so, aber sie scheinen sehr wohl fähig zu sein, sie geschehen zu lassen. Wenn Frauen, die von ihren Ehemännern misshandelt werden, in jedem anderen Mann, der davon weiß, einen Verteidiger fänden, dann hätten sie vielleicht eine gewisse Aussicht auf Schutz ohne die Waffe des Wahlrechts. Aber es ist niemals so; Sklaven erging es nicht so, Leibeigenen erging es nicht so, besiegten Nationen ergeht es nicht so und ebenso wenig Frauen. Es gibt viele Männer, die ihnen nie bewusst ein Leid antun würden; aber es muss eine große moralische Verbesserung der menschlichen Natur geben, bevor die meisten Männer sich bemühen werden, Unrecht, das von anderen unter Billigung durch das Gesetz verübt wird, zu verhüten oder wiedergutzumachen. Und von diesen beiden Dingen – dem Wahlrecht für Frauen und der großen moralischen Verbesserung der menschlichen Natur – werden wir meiner Ansicht nach das Wahlrecht wahrscheinlich am ehesten erlangen. (*Beifall.*) Ich könnte hiermit zum Ende kommen. Ich habe meine Sache ausführlich begründet. Es gibt einen Teil der Bevölkerung, zahlenmäßig etwas mehr als die Hälfte, gegenüber dem das Gesetz und seine Anwendung nicht ihre Pflicht erfüllen, ja nicht einmal für den körperlichen Schutz sorgen, der jedem gebührt – und diese Hälfte ist genau die, die nicht zum Wahlrecht zugelassen ist. Ihre wichtigsten Interessen werden missachtet – ich behaupte nicht, aus bewusster Absicht, sondern einfach weil ihr Interesse den Empfindungen der herrschenden Hälfte nicht so nahe geht wie das eigene Interesse der herrschenden Hälfte. Die Abhilfe besteht schlicht darin, Frauen in die Lage zu versetzen, in der ihr Interesse das eigene Interesse der Herrschenden ist. Man

mache es für Politiker ebenso wichtig, den Beschwerdegründen von Frauen abzuhelfen, wie denen jeder anderen Klasse, die im Parlament in hohem Maße repräsentiert ist.

Selbst wenn nicht mehr als das zugunsten ihres Anspruchs auf das Wahlrecht zu sagen wäre, könnte kein Anspruch vollständiger begründet sein. (*Beifall.*) Und wenn der Anspruch gerecht ist, dann ist er auch strikt verfassungsgemäß. Eines der anerkanntesten Prinzipien der britischen Verfassung ist, dass Repräsentation gleichbedeutend ist mit direkter Besteuerung. Es stimmt, dass die Praxis der Verfassung lange Zeit nicht der Theorie entsprach; aber es ist schließlich in Städten und Gemeinden dafür gesorgt worden, dass sie ihr gehorcht, jedenfalls wenn der Steuerzahler männlichen Geschlechts ist. Doch eine Frau hat keine Stimme, sei sie auch die größte Steuerzahlerin am Ort und außerdem die Person mit den größten praktischen Fähigkeiten. Das kommt einer Bestrafung dafür gleich, dass sie eine Frau ist. Die Bedingungen, die in den Augen des Gesetzes und der Verfassung einen Anspruch auf eine Stimme in öffentlichen Angelegenheiten begründen, werden alle von ihr erfüllt, mit der einzigen Ausnahme, dass sie nicht als Mann geboren worden ist. Für diesen einzigen Mangel, dem sie, wie ich bescheiden zu bedenken gebe, nicht abhelfen kann (*Gelächter*), wird sie durch Entzug eines Rechts bestraft, das für sie so wichtig ist wie für jeden Mann, und sogar noch wichtiger, da die, die körperlich am schwächsten sind, am meisten Schutz benötigen. Das ist nicht nur eine Rechtsverletzung, sondern eine Erniedrigung. Ich räume ein, dass denjenigen, die sie aufrechterhalten, im Allgemeinen nicht bewusst ist, dass das so ist; doch das kommt von der eingefleischten Gewohnheit, eine Norm und ein Maß für alles zu haben, was Frauen betrifft, und ein anderes für das Übrige.

Männer sind so daran gewöhnt, an Frauen nur als Frauen zu denken, dass sie vergessen, an sie als Menschen zu denken. (*Hört, hört.*) Nicht nur um ihrer selbst willen sollten Frauen das Wahlrecht haben, sondern auch um der Allgemeinheit willen. Es liegt im Interesse von uns allen, Männern wie Frauen, und denen, die nach uns kommen. Dafür ließen sich viele Gründe nennen, ich beschränke mich hier auf zwei. Einen, den stärksten, bekommen wir manchmal als gedankenloses Argument der Gegenseite zu hören: Weil Frauen bereits so viel Macht haben. (*Gelächter.*) Es ist wahr, dass sie viel Macht haben. Sie haben die Macht, die von persönlichem Einfluss auf Männer abhängt. Sie haben die Macht der Überredung (*Gelächter*) und oft die eines verhätschelten Lieblings; eine Macht, die traurigerweise ungeeignet zu ihrem eigenen ge-

rechten und notwendigen Schutz vor Unrecht ist, aber bisweilen ausreicht, nur allzu viel Einfluss auf das öffentliche Gebaren der Männer auszuüben, mit denen sie in Verbindung stehen. Doch weil diese Macht indirekt und unerkannt statt offen und bekannt ist, sind keine Vorkehrungen für ihren angemessenen Gebrauch getroffen worden. Da herkömmlich angenommen wird, dass Frauen außerhalb des häuslichen Bereichs keine Macht besitzen, wird die Macht, die sie besitzen und immer besitzen werden, ohne das nötige Wissen und ohne die dazugehörige Verantwortlichkeit ausgeübt.

Weil verfügt worden ist, dass öffentliche Angelegenheiten eine Frau nichts angehen, ist ihr Geist von allem, was ihr Wissen über sie vermitteln könnte, sorgsam abgewandt, und es wird ihr beigebracht, sich nicht um sie zu kümmern – das heißt, solange nicht private Interessen oder private Vorlieben oder Abneigungen ins Spiel kommen, weil diese privaten Gefühle sich natürlich durchsetzen und es keine öffentlichen Prinzipien oder Überzeugungen gibt, um sie zu kontrollieren. Daher ist die Macht, die Frauen heute in öffentlichen Angelegenheiten haben, eine Macht ohne Wissen. Sie ist auch eine Macht ohne Verantwortung. Die Ehefrau eines Mannes ist sehr oft die eigentliche Anstifterin des Guten und Edlen, was er tut, oder des Törichten und Selbstsüchtigen. Aber sie bekommt für das eine keine Anerkennung und wird für das andere nicht zur Rechenschaft gezogen. Wenn sie selbstsüchtig ist, genügt schon eine kleine List, um sie von Kritik frei zu halten, obgleich es ihr gelingt, ihre Ziele zu erreichen. Wenn sie schlicht und wohlgesinnt ist, fühlt sie sich nicht verpflichtet, sich zu informieren, um eine vernünftige Meinung zu dem zu haben, was allein Sache des Mannes ist. Dennoch wirken ihre ahnungslosen Vorurteile oder ihre natürlichen Parteilichkeiten schon immer als höchst verderbliche Tendenz auf das ein, was für seine bessere Einsicht gehalten wird. Aus dieser Verbindung von fehlendem Unterricht und fehlender Verantwortlichkeit ergibt sich, obwohl Frauen in der Regel stärkere Gewissensempfindungen als Männern zugeschrieben werden, dass es nur eine sehr kleine Minderheit von Frauen gibt, die etwas besitzt, was den Namen eines öffentlichen Gewissens verdient. Dass dies ein großes Übel ist, bedarf keines weiteren Arguments. Was ist das größte Hindernis, mit dem die Freunde politischer und gesellschaftlicher Verbesserung zu kämpfen haben – der Klotz am Bein, der ihre Bemühungen ständig behindert und ihre Hoffnungen enttäuscht? Ist es nicht die Schwäche des politischen Gewissens des Durchschnittsbürgers? Besteht nicht die besondere Bedrohung und der Verfall, dem öffent-

liche Institutionen ausgesetzt sind, darin, dass der Wähler seine Verpflichtungen gegenüber der Öffentlichkeit nicht ausreichend empfindet und entweder der Wahl fernbleibt oder an ihr teilnimmt und aufgrund von privaten Interessen abstimmt? Und wie können wir hoffen, dass er lernen wird, private Interessen den öffentlichen unterzuordnen, während er als seine engste Vertraute eine Person an seiner Seite hat, die dazu erzogen worden ist, kein Gefühl irgendwelcher Art für seine Pflichten gegenüber der Öffentlichkeit zu haben, die aber das leidenschaftlichste Gefühl für seine Pflichten gegenüber seiner Familie hat und die, sogar ohne Absicht, nicht anders kann, als seine Meinung stark in Richtung der einzigen Interessen zu beeinflussen, die sie versteht und hochschätzt? (*Beifall.*) Es muss auch daran erinnert werden, dass dies ein zunehmendes Übel ist. Es gab eine Zeit, da war die Ehefrau kaum eine Gefährtin ihres Ehemanns – jeder hatte ein Leben für sich, der Mann teilte seine Muße und seine Freizeit mit anderen Männern. Aber jetzt bedeuten das Heim und seine Bewohner so viel für einen Mann, dass in der Regel kein anderer Einfluss mit ihnen konkurrieren kann. Deshalb ist die Zeit gekommen, dass wir Bürgertugend bei unseren Frauen brauchen, um sie bei unseren Männern zu haben. (*Hört, hört und Beifall.*) Und wie kann eine Frau ein Gewissen das Wohl der Allgemeinheit betreffend haben, wenn ihr gesagt wird und sie glaubt, dass sie das nichts angehe? Gebt Frauen dieselben Rechte wie Männern, und dieselben Pflichten werden folgen. Anstatt wie ein totes Gewicht auf dem öffentlichen Gewissen der Männer zu lasten, wird die höhere Sensibilität ihres moralischen Empfindens aus ihrem gewohnheitsmäßigen Einfluss eine höchst wertvolle Unterstützung der ehrlichen Erfüllung öffentlicher Pflichten machen. (*Lauter Beifall.*) Dies ist einer der Gründe, warum es zum Besten aller ist, dass Frauen ein anerkanntes Recht zur Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten haben sollten. Ein anderer ist die enorme Menge von Intelligenz und praktischem Geschäftssinn, die sich heute vergebens um Zugang zu jenen großen Gebieten des öffentlichen Wohls bemüht, auf denen, wie niemand bestreiten wird, solche Qualitäten sehr gebraucht werden. Mein Verdacht ist, dass sich nur wenige Männer ausreichend der großen administrativen Fähigkeiten von Frauen bewusst sind, da sie nicht bedenken, dass die entscheidenden Qualitäten, die zu praktischem Erfolg führen, in den sogenannten kleinen Dingen dieselben sind wie in großen.

Ich bin überzeugt, dass in all jenen Teilen des Geschäfts des Lebens, die von der wachsamen Aufsicht über und der sorgfältigen Beachtung von Kleinig-

keiten abhängen, Frauen die besseren Verwalter als Männer sind, wenn sie das nötige Spezialwissen haben. Und ich spreche jetzt nicht von Frauen, wie sie vielleicht sein werden – nicht von dem, wozu eine verbesserte Bildung sie machen würde –, sondern von Frauen, wie sie jetzt sind, und den Fähigkeiten, die sie bereits gezeigt haben. Als ein Beispiel dafür, was die organisatorischen Fähigkeiten von Frauen im öffentlichen Leben leisten können, verweise ich auf eine der bemerkenswertesten Tatsachen der modernen Zeit, die Sanitary Commission* im späten amerikanischen Sezessionskrieg. Die Geschichte der Sanitary Commission sollte auf der ganzen Welt so bekannt sein, wie sie es in Amerika ist. Von Beginn an war sie das Werk von Frauen. Sie wurde von Frauen geplant, organisiert und betrieben. Die Regierung war zunächst eifersüchtig auf sie, doch die hoffnungslose Unterlegenheit ihrer eigenen Organisationen ließ sie bald froh darüber sein, ihnen die führende Rolle übertragen zu können. Nicht nur war eine derartige Arbeit niemals so gut verrichtet worden, es hat auch niemand je für möglich gehalten, dass sie so gut verrichtet werden könnte. Ich bin mir darüber im Klaren, dass uns dieses Argument weit über das Wahlrecht hinausführt, aber ich gehe davon aus, dass allgemein anerkannt wird, dass diejenigen, die in hohem Maße fähig in praktischen Angelegenheiten sind, geeignet sein müssen, an der Auswahl derer teilzunehmen, denen die praktischen Angelegenheiten anvertraut werden. In der Fähigkeit, die zur Ausübung des Wahlrechts besonders notwendig ist – der zur Auswahl der Personen, die für die Arbeit, die getan werden muss, am geeignetsten sind –, haben sich Frauen schon immer ausgezeichnet. Große Königinnen haben in nichts mehr Größe bewiesen als in der Wahl ihrer Minister. Als die Frauen der Sanitary Commission Männer brauchten, die ihnen helfen könnten, wussten sie, welche die richtigen Männer waren und wie sie einzusetzen waren, und sie taten sich nicht weniger durch die Verteilung von Arbeit an andere hervor als durch die Arbeit, die sie selbst verrichteten. (*Beifall.*) Dies sind einige der Gründe, die es gleichermaßen gerecht wie zweckmäßig machen, dass das Wahlrecht auf Frauen ausgedehnt werden sollte. Gleichzeitig darf nicht vergessen werden, dass durch ihre Zulassung zur Wahl keine andere Frage auch nur im geringsten Maße vorentschieden wird.

Angenommen, es sei wahr, was manche Leute so gern behaupten, dass Frauen keinen Grund zur Klage hätten und die überwiegende Mehrheit von

---

* Mit vollem Namen: »United States Sanitary Commission«.

ihnen keine Veränderung wünschte; wenn das so wäre, würde es niemandem schaden, ihnen das Wahlrecht zu geben, und es würde ihnen eine Gelegenheit verschaffen, ihre völlige Zufriedenheit mit ihrem gegenwärtigen Los auf eine Art und Weise zu zeigen, die außer Frage stünde. (*Beifall.*)

Wenn die Behauptung stimmt, dass Frauen häuslich und gesellschaftlich dem Mann untergeordnet sein sollten, sein müssen und immer sein werden, dann brauchen sie das Wahlrecht umso mehr, damit die Herrschaft der Männer über sie mit der gebührenden Verantwortlichkeit ausgeübt wird. Niemand braucht den politischen Schutz so sehr wie die, die sich in häuslicher Abhängigkeit befinden, da niemand so sehr dem Unrecht ausgesetzt ist. Unter jeder möglichen Annahme haben sie daher einen Anspruch auf das Wahlrecht. Und wir leben in einer Epoche der menschlichen Entwicklung, in der gerechtfertigten Ansprüchen einer großen Zahl von Menschen nicht dauerhaft Widerstand geleistet werden kann.

Die gesamte Entwicklung der modernen Gesellschaft vom Mittelalter bis heute, die sich im gegenwärtigen Jahrhundert sehr beschleunigt hat, ist auf die Verleihung des politischen Stimmrechts an Frauen gerichtet. Ihr Ausschluss ist ein letztes Relikt des alten schlechten Zustands der Gesellschaft – der Herrschaft von Privilegien und Benachteiligungen. Alle anderen Monopole verschwinden oder sind verschwunden. Der ganze Geist der Zeit ist gegen eine gesetzliche Festlegung, nach der einer Menge von Menschen qua Geburtsrecht erlaubt sein soll, etwas zu haben oder zu tun, was einer anderen Menge nicht durch Anstrengung oder Überlegenheit der Fähigkeiten zu erlangen erlaubt sein sollte. (*Beifall.*)

Wenn die Natur einen unabänderlichen und unüberwindlichen Unterschied in den Fähigkeiten und Eignungen der beiden Geschlechter geschaffen hat, kann die Natur selbst dafür Sorge tragen. Was die Natur entschieden hat, kann getrost der Natur überlassen bleiben. Aber wenn wir feststellen, dass Menschen sich beunruhigen, weil sie befürchten, die Ziele der Natur könnten zunichtegemacht werden, wenn ihnen das Gesetz nicht zur Hilfe kommt, können wir ziemlich sicher sein, dass es nicht die Natur ist, worum sie sich sorgen, sondern das Gesetz, das Natur zu sein vorgibt. Solchen Vorwänden steht der zunehmende Fortschritt der Menschheit immer mehr entgegen.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit es benötigen wird, die Benachteiligungen der Frauen zu beseitigen. Große Veränderungen in den Gewohnheiten und Meinungen der Menschheit verlaufen immer langsam. Doch in einem Punkt bin

ich sicher: Wenn wir sie einst beseitigt haben werden, wenn ihr wahres Aussehen nicht länger durch den äußeren Anstrich von Sitte und Gewohnheit verborgen wird, werden sie im Rückblick so bar jeder rationalen Grundlage und so unvereinbar mit den Grundsätzen erscheinen, zu denen sich die Gesellschaft jetzt bekennt, dass man Schwierigkeiten haben wird, zu begreifen, wie sie je verteidigt werden konnten und durch welche Argumente man sie je annehmbar erscheinen ließ. (*Lauter Beifall.*) Der Beschluss, den ich vorzuschlagen habe, lautet: »Da der Besitz oder die Bewohnung von Ländereien oder Häusern die Grundlage der Repräsentation in diesem Land ist, ist es grundsätzlich ungerecht, das Geschlecht zum Grund eines Ausschlusses zu machen, der eine große Zahl von intelligenten Personen betrifft, die sehr wohl befähigt sind, das Wahlrecht auszuüben. Die jüngsten Wahlen der Schulbehörde in England haben nicht nur bewiesen, dass Frauen begierig danach sind, dieses Recht auszuüben, sondern auch, dass sie dies ohne die geringsten Unannehmlichkeit tun können.« (*Lauter und anhaltender Beifall.*)

[*Der Beschluss wurde einstimmig angenommen, dann stellte Professor Masson*[5] *in einer langen Rede, die gemischte Aufnahme fand, den Antrag, dass die Versammlung Jacob Bright für seine Bemühungen im Parlament danken und das Parlament bitten solle, zugunsten seiner Gesetzesvorlage zu stimmen und den Vorsitzenden zu ermächtigen, die Petition im Namen der Versammlung zu unterzeichnen. Die Resolution wurde angenommen, wenn auch nicht einstimmig. Professor Kelland*[6] *beantragte, über einen Dank an Mill abzustimmen, und fügte hinzu, dass er »überall, wo die englische Sprache gesprochen wird, als einer unserer größten philosophischen Denker bekannt ist – ein Denker, der sich entschieden habe, alles niederzureißen, was sich dem Fortschritt des Rechts und der Freiheit entgegenstellt«. Der Antrag wurde von Rev. Dr. Wallace*[7] *unterstützt, der Mill als jemanden beschrieb, »zu dessen Denkweise sich jeder, der auch nur die geringsten Ansprüche auf Kultur und Intelligenz hegt, freudig bekennen muss und zu einem Dank verpflichtet ist, der kaum auszudrücken ist; ein großer und origineller Philosoph, der nicht zu seinem eigenen Vergnügen spekuliert hat, sondern der all seine großen Gaben ernsthaft auf die Fragen und Unternehmungen gerichtet hat, die unmittelbar das höchste Wohl der Menschheit betreffen – ein Mann, der sich sein ganzes Leben über die vornehmsten Ziele gesetzt hat und der danach strebte, sie voranzutreiben, nicht durch Appell an Leidenschaft oder Vorurteil, sondern durch eine Gerechtigkeit und eine Ehrlichkeit der Argumentation, denen nur die hervorragende Fähigkeit gleichkam, die er in die-*

*ser Richtung ausgeübt hat. (*Applaus.*) Das steht zweifelsfrei fest, gleich, welche Meinungsverschiedenheiten – und Meinungsverschiedenheiten sind in einer so großen Versammlung wie dieser zu erwarten – es hinsichtlich der Schlussfolgerungen geben mag, die Mr. Mill vor ihren Mitgliedern befürwortet hat; es kann nur ein Gefühl der Bewunderung und der Befriedigung bewirkt haben, Mr. Mill unter ihnen gesehen zu haben und einem Beispiel seiner gerechten, genauen und ehrlichen Argumentation zugehört zu haben, die er in diesem Land populär gemacht hat. Indem er das tat, hat er einen sehr großen Beitrag zur Entwicklung einer intellektuellen Aufrichtigkeit unter uns geleistet, die keine unbedeutende Tugend ist in diesen Zeiten, in denen es so viele Versuchungen zur Sophisterei und zum Abstieg des menschlichen Intellekts in Niederungen gibt, die seiner unwürdig sind. (*Applaus.*)« Der Antrag wurde »freundlich aufgenommen, die Mehrheit der Versammlung erhob sich und applaudierte herzlich.*«]

Mr. Stuart Mill sagte: Ich bin sehr gerührt von der freundlichen Art, in der mein Name von der Versammlung aufgenommen wurde. Nicht, dass ich einen Moment glauben würde, dass ich auch nur ein Zehntel der Freundlichkeiten verdiene, die von dem Antragsteller und seinem Unterstützer über mich gesagt wurden. Doch ich kann nicht umhin, zu sagen, dass auch viel größere Mühen als die, denen ich mich unterzogen habe, um aus London hierherzukommen, vom Anblick einer so großen Versammlung wie dieser mehr als belohnt worden wären. Ich weiß, unsere Sache verdankt Schottland und in Schottland Edinburgh enorm viel, und ich kann diese wenigen Worte nicht beenden, ohne einem Mann die Dankbarkeit der Versammlung auszudrücken, dem die Sache am meisten verdankt, vielleicht mehr als jedem anderen in Edinburgh – Mr. Duncan McLaren. (*Applaus und Zischen.*) Niemand, der sich um diese Sache bemüht hat, hat mehr zu ihrer Förderung getan als dieser Mann und, wie ich hinzufügen darf, die Damen seiner Familie.[8] (*Hört, hört.*) Ihren Bemühungen mag der schnelle Erfolg zugeschrieben werden, der dieser Bewegung nicht nur in Edinburgh, sondern in ganz Schottland zuteilwurde. Indem ich beantrage, Mr. McLaren für seine Führung des Vorsitzes zu danken, darf ich hinzufügen: für seine vergangenen Verdienste um diese Sache. (*Applaus.*)

[*Nachdem dieses Dankvotum erfolgt und angenommen war, gab es ein weiteres für das Ladies' Committee, das das Treffen organisiert hatte, und die Beratungen endeten »mit lautem Beifall für Mr. Mill«.*]

11. Die Unterwerfung der Frauen

von John Stuart Mill und Helen Taylor
unter Rückgriff auf Gedanken von Harriet Taylor

(1869)

Übersetzung von Jenny Hirsch

Erstes Kapitel

Die vorliegende Arbeit hat den Zweck, so klar, wie es mir irgend möglich ist, die Gründe darzulegen, welche mich von der frühesten Zeit an, wo ich mir überhaupt eine Meinung über soziale und politische Verhältnisse zu bilden vermochte, zu einer Ansicht bestimmten, die ich seitdem unverrückt festgehalten habe und die, weit entfernt, schwächer oder schwankender zu werden, sich durch die Erfahrungen und das Nachdenken des reiferen Lebens bei mir nur immer stärker befestigt hat. Diese Ansicht, welche ich begründen will, ist die, dass das Prinzip, nach welchem die jetzt existierenden sozialen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern geregelt werden – die gesetzliche Unterordnung des einen Geschlechtes unter das andere –, an und für sich ein Unrecht und gegenwärtig eines der wesentlichsten Hindernisse für eine höhere Vervollkommnung der Menschheit sei und dass es deshalb geboten erscheine, an die Stelle dieses Prinzips das der vollkommenen Gleichheit zu setzen, welches von der einen Seite keine Macht und kein Vorrecht zulässt und von der andern keine Unfähigkeit voraussetzt.

Die Worte, welche ich der von mir unternommenen Arbeit vorauszuschicken für notwendig hielt, beweisen, wie schwierig sie ist. Man wäre jedoch in einem großen Irrtum, wenn man wähnte, die Schwierigkeit des Unternehmens läge in dem Mangel oder der Unklarheit der Vernunftgründe, auf welchen meine Überzeugung beruht. Ich habe mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen, und zwar mit solchen, welche immer da entstehen, wo man es mit einer ganzen Masse sich streitend erhebender Gefühle zu tun hat. Solange eine Meinung sehr fest im Gefühl wurzelt, wird sie sich durch ein gegen sie geltend gemachtes Übergewicht von Argumenten nicht erschüttern lassen, sondern weit eher an Stabilität gewinnen. Wäre die Meinung als Resultat eines Argumentes gebildet worden, so dürfte man hoffen, die Widerlegung desselben werde auch die Festigkeit der Überzeugung erschüttern; beruht sie jedoch lediglich auf Gefühlen, so wird man sich, je schlechter man vor dem Angriff der Argumente bestehen kann, umso eifriger daran klammern und sich überreden, die Gefühle müssten einen tieferen Grund haben, einen Grund, den die Argumente gar nicht zu erreichen vermögen. Solange das Gefühl besteht, wird es nicht aufhören, neue Verschanzungen aufzuführen und

die in die alten gelegte Bresche wieder auszufüllen. Und es gibt so viele Ursachen, welche dazu dienen, gerade in Bezug auf diese Angelegenheit die Gefühle aller, welche an alten Einrichtungen und Gebräuchen hängen und sie beschützen, recht eingewurzelt und intensiv zu machen, dass es uns nicht wundernehmen darf, wenn wir gerade sie von dem Fortschritt der großen modernen geistigen und sozialen Übergangsperiode noch so wenig gelockert und unterwühlt finden. Ebenso wenig darf man annehmen, die Barbarei, an welcher Menschen am längsten festhalten, sei ein geringerer Grad von Barbarei als jene, welche sie früher abgeschüttelt haben.

Die Aufgabe derer, welche eine beinahe allgemein verbreitete Ansicht angreifen, wird unter allen Umständen eine sehr schwere sein. Sie müssen ungewöhnlich befähigt und überdies noch sehr glücklich sein, wenn es ihnen gelingt, sich überhaupt nur Gehör zu verschaffen. Andere Leute haben lange nicht so viele Schwierigkeiten, einen endgültigen Urteilsspruch zu erlangen, wie es jenen macht, dass ihre Sache nur einer Untersuchung unterzogen werde, und haben sie sich wirklich Gehör verschafft, so unterwirft man sie einer Reihe logischer Formalitäten, die sonst von keinem anderen Menschen gefordert werden. In allen anderen Fällen geht man von der Ansicht aus, derjenige, welcher eine Sache behauptet, habe sie zu beweisen. Wird jemand des Mordes angeklagt, so obliegt es seinen Anklägern, den Beweis seiner Schuld zu führen, nicht ihm, seine Unschuld darzutun. Walten in Betreff geschichtlicher Tatsachen, bei denen im Allgemeinen die Gefühle der Menschen nicht sehr in Frage kommen, Meinungsverschiedenheiten ob, wie zum Beispiel über die Belagerung von Troja, so erwartet man, dass diejenigen, welche behaupten, das Ereignis habe wirklich stattgefunden, ihre Beweisgründe dafür beibringen, und erst wenn dies geschehen ist, verlangt man, dass die, welche die geschichtliche Wahrheit des Ereignisses anzweifeln, etwas darüber sagen, und fordert von ihnen niemals mehr, als dass sie die von der Gegenpartei vorgebrachten Beweisgründe als nicht stichhaltig entkräften. Handelt es sich um praktischere politische oder soziale Dinge, so wird die Beweisführung von denen erwartet, welche sich als Gegner der Freiheit hinstellen und irgendeiner Einschränkung oder einem Verbot das Wort reden, mag es sich dabei um eine Beschränkung der Freiheit für die Menschheit im Allgemeinen handeln, oder mag von einer Ungleichheit oder einem Vorrecht einer Person oder einer Klasse von Personen im Vergleich zu andern die Rede sein. Es ist *a priori* die Annahme immer zugunsten der Freiheit und Unparteilichkeit. Man geht von

der Ansicht aus, die Rücksicht auf das allgemeine Wohl erfordere keine Beschränkung, das Gesetz sei ohne Ansehen der Person für alle gleich, ausgenommen da, wo eine ungleiche Behandlung durch ganz bestimmte Gründe der Justiz oder der Staatsklugheit geboten erscheine. Denjenigen, welche sich zu der von mir vertretenen Meinung bekennen, gestattet man jedoch nicht, von einem dieser Gesetze der Beweisführung Vorteil zu ziehen. Es nützt mir nichts, wenn ich sage, dass diejenigen, welche den Satz verfechten: Der Mann habe das Recht zu befehlen und die Frau die Pflicht zu gehorchen, oder der Mann sei geeignet, die Frau ungeeignet zur Herrschaft, die Partei sind, welche die Behauptung aufstellen, und dass es deshalb ihre Aufgabe sei, entweder positive Beweise dafür beizubringen oder sich die Verwerfung ihrer Behauptung gefallen zu lassen. Ebenso wenig Vorteil wird es mir bringen, wenn ich darauf aufmerksam mache, dass diejenigen, welche den Frauen Freiheiten und Privilegien vorenthalten wollen, die den Männern rechtlich gewährleistet sind, sich dem zwiefachen Verdacht aussetzen, die Freiheit beeinträchtigen und die Parteilichkeit empfehlen zu wollen, dass von ihnen deshalb die strikteste Beweisführung in ihrer Sache zu fordern sei, und wenn dieselbe nicht so geführt werde, dass sie absolut jeden Zweifel ausschließe, der Urteilsspruch gegen sie ausfallen müsse. In gewöhnlichen Fällen würde man diese Einreden als völlig begründet anerkennen, in dieser Angelegenheit ist man weit entfernt davon. Man verlangt nicht nur von mir, dass ich eine Antwort auf alles habe, was je von denen gesagt ist, die in der Frage auf der andern Seite stehen, sondern ich soll mir auch alles vergegenwärtigen, was möglicherweise noch von ihnen gesagt werden könnte – ich soll ihre Gründe auffinden und dafür sogleich die Entgegnung bei der Hand haben; ich soll gleichzeitig alle Argumente für die Bejahung widerlegen und unüberwindliche positive Argumente für die Verneinung beibringen. Vermöchte ich aber selbst allen diesen Anforderungen zu genügen, ließe ich die Gegenpartei auf dem Kampfplatze zurück mit einer ganzen Anzahl von Argumenten, worauf sie mir die Antwort schuldig geblieben, während ich die ihrigen ohne Ausnahme siegreich widerlegt hätte, so würde man doch immer meinen, ich habe nur erst sehr wenig getan. Eine Sache, die unterstützt ist auf der einen Seite vom allgemeinen Herkommen, auf der andern vom populären Gefühl, hat ein zu großes Vorurteil für sich, und dieses wird sich stärker erweisen als jede Überzeugung, welche ein Appell an die gesunde Vernunft in den meisten Köpfen, mit Ausnahme besonders bevorzugter, hervorbringen kann.

Ich erwähne diese Schwierigkeiten nicht, um mich über sie zu beklagen, und zwar vor allen Dingen um dessentwillen nicht, weil mir das doch nichts helfen würde. Sie sind untrennbar von jedem Streit, der unternommen wird zwischen dem Verständnis der Leute auf der einen und ihren Gefühlen und lang gehegten Gewohnheiten auf der anderen Seite, und wahrlich, das Fassungsvermögen der großen Menge müsste anders geschult und entwickelt sein, als dies bisher der Fall gewesen ist, ehe man von ihr fordern könnte, sie solle in ihre eigene Fähigkeit, Beweisgründe zu würdigen, ein solches Vertrauen setzen, um beim ersten durch Argumente unterstützten Angriff, dem sie logisch keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag, praktisch geübte Prinzipien aufzugeben, in welchen sie geboren und erzogen ist und welche die Grundlage der meisten gegenwärtig in der Welt zu Recht bestehenden Einrichtungen bilden. Ich mache den Leuten deshalb auch keineswegs einen Vorwurf daraus, dass sie zu wenig Glauben an Beweisgründe haben, sondern daraus, dass sie dem Herkommen und dem allgemeinen Gefühl ein zu großes Vertrauen schenken.

Das reaktionäre neunzehnte Jahrhundert tritt namentlich durch ein Vorurteil in einen sehr charakteristischen Gegensatz zum achtzehnten, es misst nämlich den außerhalb des Denkvermögens liegenden Elementen der menschlichen Natur dieselbe Unfehlbarkeit bei, welche das achtzehnte Jahrhundert den denkenden und schließenden Elementen eingeräumt haben soll. An die Stelle der Apotheose der *Vernunft* haben wir die des *Instinktes* gesetzt, und Instinkt nennen wir alle Regungen in uns, wofür wir keine vernünftigen Beweggründe aufzufinden vermögen. Dieser Götzendienst, der noch weit erniedrigender als der frühere und überdies der verderblichste von allen falschen Kulten der Gegenwart ist, wird sich wahrscheinlich so lange behaupten, bis eine gesunde Psychologie die wahre Wurzel vieler Dinge bloßlegt, welche jetzt für Zwecke der Natur und göttliche Anordnungen ausgegeben werden. Was nun die von mir zu behandelnde Frage anbetrifft, so bin ich bereit, alle die mir durch das Vorurteil gestellten ungünstigen Bedingungen anzunehmen. Ich willige ein, dass die hergebrachte Sitte und das allgemeine Gefühl so lange als gegen mich entscheidend betrachtet werden sollen, bis nachgewiesen ist, dass Sitte und Gefühl von Jahrhundert zu Jahrhundert ganz anderen Ursachen ihre Existenz verdankten als ihrer Gesundheit und dass ihre Macht viel mehr den bösen als den guten Seiten der menschlichen Natur entstammt. Ich lasse mir gefallen, dass das Urteil gegen mich lautet, bis ich nachgewiesen habe,

dass der Richter selbst bestochen sei. Die Konzession ist nicht so groß, wie sie scheinen mag, denn diese Beweisführung ist bei weitem der leichteste Teil meiner Aufgabe.

Man geht bei bestehenden Einrichtungen im Allgemeinen von der Voraussetzung aus, dieselben seien geeignet, löbliche Zwecke zu erreichen, oder hätten sich doch auf alle Fälle früher einmal dazu geeignet erwiesen, und dies verhält sich in der Tat so, wenn eine Einrichtung eingeführt oder aufrechterhalten wird aufgrund der Erfahrung, dass der beabsichtigte Zweck wirklich in dieser Weise am besten und erfolgreichsten erreicht werden könne. Anders würde es sein, wäre nun die Autorität der Männer über die Frauen bei ihrer ersten Einführung das Resultat einer gewissenhaften Vergleichung zwischen verschiedenen Formen der Herrschaft in der Gesellschaft gewesen. Wäre man, nachdem man mehrere andere Formen der gesellschaftlichen Organisation versucht hätte – wie zum Beispiel die Herrschaft der Frauen über die Männer oder Gleichheit zwischen beiden Geschlechtern oder irgendein anderer Modus der zwischen ihnen geteilten Gewalt –, alsdann nach dem Zeugnis der Erfahrung zu der Entscheidung gekommen, die beste Einrichtung und die sicherste für das Glück und Wohlbefinden beider Geschlechter sei die, nach welcher die Frauen gänzlich unter der Herrschaft der Männer stehen, keinen Anteil an irgendeiner öffentlichen Angelegenheit haben und jede für sich noch gesetzlich zum Gehorsam gegen den Mann verpflichtet ist, mit dem sie ihr Geschick vereint hat, so könnte man die allgemeine Annahme dieser Einrichtung für den Beweis ansehen, dass sie zu der Zeit, wo man sie einführte, wirklich die beste gewesen sei. Aber selbst dann könnten die Erwägungen, welche damals zu ihren Gunsten sprachen, im Laufe der Zeit gänzlich aufgehört haben, wie dies ja bei andern gesellschaftlichen Einrichtungen aus früheren Jahrhunderten, denen die größte Wichtigkeit beigelegt wurde, vielfach der Fall gewesen ist. Die Sachlage ist jedoch in allen Punkten genau das Gegenteil von allen diesen Voraussetzungen. Zuerst beruht die günstige Meinung für das gegenwärtige System, welches das schwächere Geschlecht dem stärkeren gänzlich unterordnet, nur auf Theorie, denn man hat niemals mit einem andern nur einen Versuch gemacht, so dass also die Erfahrung in diesem Falle durchaus kein Urteil abzugeben vermag. Zweitens war die Einführung dieses Systems der Ungleichheit niemals das Resultat der Überlegung oder des Vordenkens oder irgendwelcher sozialen Ideen oder sonst einer Erwägung dessen, was zum Besten der Menschheit und zu einer guten gesell-

schaftlichen Ordnung am ersprießlichsten sei. Es verdankt seine Entstehung einfach dem Umstande, dass vom frühesten Kindesalter der Menschheit an jede Frau sich in einem Zustande der Knechtschaft bei irgendeinem Manne befunden hat. Gesetze und politische Systeme beginnen mit Anerkennung derjenigen Beziehungen, welche sie bereits bei den einzelnen Individuen als bestehend vorfinden. Sie verwandeln das, was eine bloße physische Tatsache war, in ein legales Recht, geben ihm die Sanktion der Gesellschaft und sind grundsätzlich bestrebt, diese Rechte durch öffentliche und organisierte Einrichtungen zu sichern und zu schützen und dadurch die unregelmäßigen und ungesetzlichen Konflikte der physischen Kraft unmöglich zu machen. Diejenigen, welche bereits zum Gehorsam gezwungen worden waren, sahen sich auf diese Weise nun auch gesetzlich dazu verurteilt. Die Sklaverei, welche eine bloße Frage der physischen Kraft zwischen dem Herrn und dem Sklaven gewesen war, wurde geregelt und wurde ein Punkt des Übereinkommens zwischen den Herren, welche sich miteinander zum gegenseitigen Schutz verbanden und sich durch ihre vereinigte Kraft ihre gesamten Besitztümer und einschließlich auch ihre Sklaven garantierten. In früheren Zeiten war die Mehrzahl des männlichen Geschlechtes ebenso gut Sklaven wie das gesamte weibliche Geschlecht. Und es verflossen viele Jahrhunderte, und unter diesen manches Jahrhundert hoher Kultur, ehe ein Denker kühn genug war, das Recht und die absolute Notwendigkeit der einen oder der andern Sklaverei in Frage zu ziehen. Allmählich standen solche Denker auf, welche den allgemeinen Fortschritt der Gesellschaft unterstützten, und so ist denn in allen Ländern des christlichen Europas (in einem derselben allerdings erst in den letzten Jahren) die Sklaverei des männlichen Geschlechts gänzlich aufgehoben, die des weiblichen Geschlechts nach und nach in eine mildere Form der Abhängigkeit umgewandelt worden. Diese Abhängigkeit, wie sie gegenwärtig existiert, ist jedoch keine ursprüngliche Institution, welche durch Erwägungen der Gerechtigkeit und der sozialen Wohlanständigkeit einen frischen Impuls erhalten hätte – sie ist der immer noch andauernde primitive Zustand der Sklaverei, nur gelindert und gemäßigt durch dieselben Ursachen, welche im Allgemeinen die Sitten gemildert und alle Beziehungen zwischen den Menschen einem größeren Einfluss der Gerechtigkeit und Humanität unterworfen haben. Den Flecken ihrer brutalen Abstammung hat die Abhängigkeit der Frauen dadurch aber noch lange nicht verloren, und es kann deshalb aus dem Umstande, dass sie vorhanden ist, durchaus keine günstige Meinung

für ihr Dasein hergeleitet werden. Das Einzige, was man vielleicht zu ihren Gunsten anführen könnte, müsste darauf begründet werden, dass sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, während andere Missbräuche, deren Ursprung auf dieselbe abscheuliche Quelle zurückzuführen ist, längst abgeschafft sind, und in der Tat ist es dieser Umstand, welcher dazu dient, oberflächlicheren Zuhörern die Versicherung so unglaublich klingen zu lassen, dass die Ungleichheit der Rechte zwischen Mann und Frau keine andere Quelle habe als das Faustrecht – das Recht des Stärkeren.

Es gibt dem Fortschritt der Zivilisation und der Veredlung des moralischen Gefühls der Menschheit in gewisser Hinsicht ein günstiges Zeugnis, dass die aufgestellte Behauptung den Eindruck des Paradoxen macht. Wir leben jetzt – das heißt, eine oder einige der am weitesten vorgeschrittenen Nationen leben jetzt in einem Zustande, in welchem das Gesetz des Stärkeren als leitender Grundsatz in den weltlichen Angelegenheiten gänzlich verworfen zu sein scheint; niemand bekennt sich mehr offen dazu, und in den meisten Beziehungen zwischen den Menschen ist auch niemandem mehr dessen Anwendung gestattet. Gelingt es jemandem dennoch, das Recht des Stärkeren zur Ausführung zu bringen, so geschieht dies nur unter irgendeinem Vorwande, welcher seiner Handlung den Anschein gibt, als werde durch dieselbe rein allgemeines soziales Interesse gewahrt. Weil dies die augenfällige Lage der Verhältnisse ist, schmeichelt sich das Publikum aber, das Gesetz des Stärkeren habe wirklich aufgehört und könne unmöglich den Grund für die Existenz einer Einrichtung bilden, welche bis auf den heutigen Tag in vollster Kraft besteht. Man denkt, eine unserer gegenwärtigen Institutionen, möge sie begonnen haben, wie sie wolle, konnte sich unmöglich bis zu unserer jetzigen Periode vorgeschrittener Zivilisation erhalten haben, wenn sie nicht gestützt würde durch ein wohlbegründetes Gefühl ihrer Angemessenheit für die menschliche Natur und ihrer Förderlichkeit für das allgemeine Beste. Die Leute übersehen dabei nur die große Lebensfähigkeit und Dauerhaftigkeit solcher Institutionen, welche der Macht das Recht an die Seite setzen; sie überlegen nicht, wie fest und zähe man an diesen hängt, wie sehr die guten wie die bösen Neigungen derer, welche die Macht in Händen haben, sich vereinigen, um sie festzuhalten; wie langsam schlechte Institutionen zu Fall gebracht werden können, wie sie nur sehr vereinzelt schwinden und zuerst immer die, welche am wenigsten mit den Gewohnheiten des täglichen Lebens verwachsen sind. Man bedenkt nicht, dass diejenigen, welche gesetzliche

Macht erlangten, weil sie zuerst physische besaßen, jener sich selten eher entäußert haben, als bis diese physische Macht auf die bis dahin Unterdrückten übergegangen war. Da nun ein solcher Wechsel der physischen Kraft in der Sache der Frauen niemals zu erwarten steht und da sich zu diesem Umstand noch einige andere gesellen, welche den Fall ganz besonders eigentümlich und charakteristisch machen, so ist es wohl als gewiss anzunehmen, dass dieser Zweig des Systems des auf Macht begründeten Rechtes, obwohl er gegen früher in seinen rohesten Zügen sehr und in einem höheren Grade als verschiedene andere gemildert worden ist, doch derjenige sein wird, den wir am allerletzten verschwinden sehen werden. Es war unvermeidlich, dass von allen auf Macht begründeten gesellschaftlichen Beziehungen gerade diese eine Einrichtung alle andern überdauern und durch Generationen, im welchen man Institutionen besitzt, die auf dem Prinzip gleicher Gerechtigkeit begründet sind, eine beinahe einzige Ausnahme von dem allgemeinen Charakter der Zeit, ihren Gesetzen und Sitten bilden musste. Solange diese Einrichtung nicht selbst ihren Ursprung verkündete und solange ihr wahrer Charakter nicht durch Diskussionen an die Öffentlichkeit gebracht worden war, ließ man sich nicht einfallen, in einem wie schneidenden Gegensatze sie zur modernen Zivilisation stehe – in einem ebenso großen Gegensatz, wie die häusliche Sklaverei bei den Griechen zu der Ansicht stand, welche sie von sich als von einem freien Volke hatten.

Die jetzt lebende Generation und die zwei oder drei ihr zuletzt vorangegangenen haben in Wahrheit jedes praktische Verständnis für die primitiven Bestimmungen der Menschheit verloren, und nur diejenigen, welche die Geschichte zu einem besonderen Studium gemacht, und diejenigen, welche die noch jetzt von den lebenden Repräsentanten längst vergangener Zeiten bewohnten Teile der Erde öfter besucht haben, können sich ein Bild von dem früheren Zustande der Gesellschaft machen. Die Leute begreifen es gar nicht, wie absolut in früheren Jahrhunderten das Gesetz der überlegenen Kraft zugleich Gesetz des Lebens war und wie offen und unumwunden man sich dazu bekannte; ich sage offen und unumwunden, hüte mich aber wohl, Ausdrücke wie zynisch oder schamlos zu gebrauchen, denn dadurch würde angedeutet werden, dass man sich doch des Beschämenden dieser Einrichtung bewusst gewesen wäre, und damit verleitete man zu einem Irrtum. Ein solches Bewusstsein konnte in jenen Jahrhunderten in keinem Kopfe auftauchen, es müsste denn der eines Philosophen oder Heiligen gewesen sein. Die Ge-

schichte gibt uns einen recht traurigen Einblick in die menschliche Natur, indem sie uns schildert, wie genau die Rücksicht, welche man dem Leben, dem Eigentum, der ganzen irdischen Glückseligkeit einer Klasse von Personen schuldig zu sein glaubte, abgemessen wurde nach ihrer Macht, etwas zu verteidigen oder zu erobern; wie alle, welche sich der bewaffneten Autorität widersetzten, mochte die Veranlassung dazu auch eine noch so furchtbare gewesen sein, nicht allein das Gesetz des Stärkeren, sondern alle anderen Gesetze und alle Ansichten über ihre Verpflichtungen gegen die Gesellschaft gegen sich hatten und in den Augen derer, denen sie Widerstand geleistet hatten, nicht nur für Verbrecher galten, sondern für Verbrecher der allerschlimmsten Art, gegen die man die grausamsten Strafen, die ein Mensch nur für den andern ersinnen konnte, zur Ausführung bringen musste. Der erste schwache Schimmer eines Gefühls der Verpflichtung eines Höhergestellten, die Rechte Untergebener anzuerkennen, begann erst dann, wenn er durch irgendwelche Umstände genötigt worden war, ihnen irgendein Versprechen zu leisten; und obschon auch diese Versprechen, selbst wenn sie durch die feierlichsten Eide bekräftigt waren, jahrhundertelang bei den nichtigsten Anlässen gebrochen oder verletzt wurden, so liegt doch die Wahrscheinlichkeit vor, dass dies, ausgenommen Personen, welche tiefer als auf der damaligen Durchschnittsstufe der Moralität standen, immer nicht ohne einige Gewissensskrupel geschah. Die alten Republiken, von Anfang an meistens auf einer Art von gegenseitigem Vertrag gegründet oder wenigstens durch die Vereinigung von Personen von nicht sehr ungleicher Stärke gebildet, lieferten demzufolge das erste Beispiel einer gesellschaftlichen Verbindung, welche durch ein anderes Gesetz als das des Stärkeren zusammengefügt und beherrscht wurde. Bleibt auch das ursprüngliche Gesetz des Stärkeren in voller Kraft zwischen den Republikanern und ihren Sklaven und ebenso (wo es nicht durch ausdrücklichen Vertrag beschränkt war) zwischen einer Republik und ihren Untertanen oder andern unabhängigen Republiken, so datiert doch von der Aufhebung desselben für einen wenn auch nur sehr engen Kreis die Regeneration der menschlichen Natur, denn es entstanden dadurch neue Anschauungen, welche man bald durch die Erfahrung als außerordentlich wertvoll für das materielle Interesse erkannte und die von da an nur erweitert, nicht mehr hervorgerufen zu werden brauchten. Obgleich die Sklaven nicht als ein Teil der Republik betrachtet wurden, erkannte man doch in den Freistaaten zuerst an, dass sie als menschliche Wesen Rechte besäßen.

Die Stoiker waren, glaube ich, die Ersten (abgesehen von der durch das jüdische Gesetz gebotenen Ausnahme), welche als einen Teil ihres Sittengesetzes den Satz aufstellten: Der Mensch habe gegen seine Sklaven moralische Verpflichtungen zu erfüllen. Seit dem Auftreten des Christentums konnte niemand dieser Lehre in der Theorie mehr fremd bleiben, und solange die katholische Kirche besteht, haben sich zu allen Zeiten eifrige Verteidiger derselben gefunden. Dennoch war ihre Durchführung eine der schwersten Aufgaben, welche das Christentum zu erfüllen hatte. Länger als tausend Jahre führte die Kirche den Kampf ohne einen nennenswerten Erfolg. Das Misslingen hatte seinen Grund nicht in ihrem Mangel an Macht über die Gemüter der Menschen. Die Macht der Kirche war unbegrenzt. Sie brachte Könige und Fürsten dazu, sich ihrer kostbaren Schätze zum Besten der Kirche zu entäußern. Sie konnte Tausende bestimmen, in der Blüte des Lebens, im Besitz aller Erdengüter und Ehren, auf alles zu verzichten und sich in Klöstern einzuschließen, um durch Armut, Beten und Kasteien den Himmel zu erwerben. Sie konnte Hunderttausende über Land und Meer, durch Europa und Asien senden, um für die Befreiung des Heiligen Grabes ihr Leben zu opfern. Sie konnte Könige dazu bringen, sich von Frauen, die sie mit der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit liebten, zu scheiden, weil die Kirche erklärte, dass sie im siebenten (nach unserer Berechnung im vierzehnten) Grade mit ihnen verwandt waren. Alles dieses konnte die Kirche; was sie aber nicht konnte, war, die Menschen dahin zu bringen, dass sie einander weniger bekämpften oder ihre Leibeigenen und, wenn sie es imstande waren, auch ihre Bürger weniger grausam tyrannisierten. Sie konnte sie nicht dazu bringen, auf die Anwendung der Gewalt zu verzichten, mochte sich diese nun fechtend oder triumphierend äußern. Dazu vermochten die Machthaber nur eins zu bestimmen, eine andere, der ihrigen überlegene Gewalt. Nur die wachsende Macht der Könige setzte den bis dahin zwischen den einzelnen Rittern und Herren geführten Kämpfen ein Ziel und beschränkte den Krieg auf Könige oder Kronprätendenten gegeneinander; nur durch das Erstarken eines reichen und waffentüchtigen Bürgerstandes in den befestigten Städten und durch städtisches Fußvolk, das sich im Felde mächtiger erwies als die undisziplinierte Reiterei, gelang es, die unverschämte Tyrannei der Adligen gegen den Bürger- und Bauernstand in gewisse Grenzen zu bannen. Der Hang und die Versuche zur Unterdrückung der andern Stände seitens des Adels blieb nicht nur bis, sondern lange nachdem die Unterdrückten zu einer Macht gelangt waren, welche sie in den Stand setzte, eine

sehr empfindliche Rache zu üben, und dieser Zustand herrschte auf dem Kontinent noch vielfach zur Zeit der Französischen Revolution, während ihm in England die frühere und bessere Organisation der demokratischen Klassen durch Einführung gleicher Gesetze für alle und freie nationale Institutionen ein schnelleres Ende gemacht hatte.

Befindet man sich somit darüber in Unwissenheit, dass während der bei weitem größten Zeit der Existenz des Menschengeschlechtes das Recht des Stärkeren das anerkannte Gesetz für das allgemeine Verhalten war, während jedes andere nur als besondere und ausnahmsweise Folge speziell getroffener Übereinkommen betrachtet werden durfte, und dass die Ansprüche, dass die sozialen Angelegenheiten im Großen und Ganzen nach den Bestimmungen des Sittengesetzes geregelt werden sollen, erst von einer nicht sehr fern liegenden Epoche an datieren, so gibt man sich ebenso wenig Mühe, sich zu erinnern oder darüber nachzudenken, dass Einrichtungen und Gebräuche, welche nie einen andern Grund und Ursprung hatten als das Recht der Gewalt, jetzt noch inmitten eines Jahrhunderts fortbestehen, dessen Ansichten und Denkweise ihre Einführung nimmermehr gestattet hätten. Es sind noch nicht vierzig Jahre her, dass es Engländern gesetzlich erlaubt war, menschliche Geschöpfe in Knechtschaft zu halten und als ihr verkaufbares Eigentum zu betrachten; noch in unserm Jahrhundert war es gestattet, Neger mit List oder Gewalt fortzuschleppen, zu verschachern, sie buchstäblich zu Tode zu hetzen. Dieses äußerste Extrem des Gesetzes der Gewalt, das selbst von denen verdammt wird, welche sonst jede andere Form der Gewaltherrschaft gutzuheißen vermögen, diese das Gefühl aller, welche sich auf einen unparteiischen Standpunkt stellen können, empörende Abscheulichkeit war noch so lange Gesetz im zivilisierten, christlichen England, dass viele der unter uns Lebenden sich dessen erinnern können, und in der einen Hälfte des anglosächsischen Amerika existierte vor drei oder vier Jahren nicht nur die Sklaverei, sondern der Sklavenhandel und die »Züchtung« von Sklaven zum Zwecke des Verkaufes gehörte zu den lebhaftesten kommerziellen Beziehungen, welche die Sklavenstaaten miteinander unterhielten. Ein solcher Zustand konnte so lange bestehen, obgleich nicht nur ein sehr starkes Gefühl dagegen vorherrschend war, sondern auch, wenigstens in England, sich eine weit geringere Summe der Vorliebe und des Interesses dafür erhob, als dies sonst bei andern gewohnheitsmäßigen Missbräuchen der Gewalt der Fall zu sein pflegt, denn hier trat das Motiv – die krasse Habsucht – gar zu nackt und unverhüllt zu-

tage, und diejenigen, welche von dem Missbrauch Vorteil zogen, waren doch immer numerisch ein nur sehr kleiner Teil des Landes, während das natürliche Gefühl aller, die nicht persönlich dabei interessiert waren, nur die ungeteilteste Abscheu sein konnte. Das Anführen eines so extremen Beispiels macht es eigentlich überflüssig, noch andere herbeizuziehen; betrachten wir aber dennoch auch die lange Dauer der absoluten Monarchie. In England herrscht gegenwärtig fast durchgängig die Überzeugung, dass der Militärdespotismus nichts als eine Form des Gesetzes der Gewalt sei und keinen andern Ursprung, keine andere Rechtfertigung als dieses habe, wogegen er in andern europäischen Staaten noch existiert oder soeben erst zu existieren aufgehört hat und es noch in allen Schichten des Volkes und namentlich unter den Personen von Rang und Einfluss eine starke ihm günstig gesinnte Partei gibt. So groß ist die Macht eines bestehenden Systems selbst noch dann, wenn es durchaus nicht mehr universell ist, und obgleich es nicht allein in jeder Periode der Geschichte große und wohlbekannte Beispiele eines gegenteiligen Systems gegeben hat, sondern diejenigen Staaten, welche ein solches bei sich einführten, dadurch unveränderlich zu einem bedeutenden und berühmten Gemeinwesen gelangten. Ferner ist auch in diesem Falle der Inhaber der unbegrenzten Macht – derjenige, welcher direkt an dem System interessiert ist – nur eine Person, während alle Übrigen als Untertanen eigentlich darunter zu leiden haben. Das ihnen aufgelegte Joch musste naturgemäß und notwendigerweise für alle drückend und demütigend sein, mit Ausnahme dessen, der den Thron einnimmt, und dessen, welcher sein Nachfolger zu sein erwartet; und dennoch sahen und sehen wir, dass man dieses System nicht nur ganz natürlich findet, sondern ihm auch den Vorzug vor andern eingeräumt hat und vielleicht noch einräumt.

Wie verschieden sind indes die angeführten Beispiele von der Macht der Männer über die Frauen! Ich will die Frage jetzt noch gar nicht vom rechtlichen Standpunkt aus aufgreifen. Ich will nur zeigen, wie diese Herrschaft, selbst wenn sie sich durch gar nichts rechtfertigen ließe, doch der Natur der Sache nach eine viel permanentere werden musste als die andern, welche dessen ungeachtet bis zu unsern Zeiten angedauert haben. Die Genugtuung, welche die Ausübung der Macht dem Stolze gewährt, das persönliche Interesse, welches damit verbunden ist, beschränkt sich hier nicht auf einen Einzelnen oder auf eine begrenzte Anzahl, sondern ist dem gesamten männlichen Geschlecht gemeinsam. Es handelt sich hier nicht um abstrakte Wünsche, nicht, wie bei politischen Bewegungen, um Errungenschaften, welche nur für die

Führer eine bedeutendere persönliche Wichtigkeit haben, sondern es betrifft die Person und den häuslichen Herd jedes männlichen Familienhauptes wie jedes, der einmal ein solches zu werden gedenkt. Der niedrigste Tagelöhner übt seinen Teil da ebenso gut oder gedenkt ihn auszuüben wie der Abkömmling des höchsten Adelsgeschlechtes. Der Wunsch nach Macht ist in diesem Falle umso stärker, als jeder, der nach Macht strebt, sie vor allen Dingen über die zu besitzen wünscht, welche ihm am nächsten stehen, mit denen er die meisten gemeinsamen Beziehungen hat, mit denen er sein Leben verbringt und bei denen jede Unabhängigkeit von seiner Autorität seinen Neigungen und Gewohnheiten störend in den Weg treten kann.

Sind schon die andern angeführten Beispiele einer auf Gewalt gegründeten Macht, deren Erhaltung so viel weniger im allgemeinen Interesse lag, nur langsam und mit den größten Schwierigkeiten zu beseitigen gewesen, um wie viel schwieriger muss es in diesem Falle sein, selbst wenn keine bessere Grundlage als für die andern vorhanden ist. Wir müssen dabei noch bedenken, dass die Machthaber in diesem Falle noch ganz andere Handhaben zur Niederhaltung jeder Auflehnung gegen sich besitzen, als in jedem anderen Verhältnis zu Gebote stehen. Die Unterdrückten leben jede unter den Augen und man könnte beinahe sagen in den Händen ihres Herrn, in engerer Gemeinschaft mit ihm als mit irgendeinem ihrer Mitgeschöpfe, ohne jegliches Mittel, sich gegen ihn zu verbünden, ohne die Macht, ihn selbst örtlich zu überwältigen, wohl aber mit den stärksten Motiven, seine Gunst zu gewinnen und alles zu vermeiden, was ihn aufbringen könnte. Es ist weithin bekannt, wie oft in Kämpfen für politische Emanzipation die Führer durch Bestechung der Sache, welcher sie dienten, abspenstig gemacht oder durch Drohungen eingeschüchtert worden sind. In der Frauensache ist jedes Individuum der unterdrückten Partei in einem chronischen Zustande der gleichzeitigen Bestechung und Einschüchterung. Eine große Anzahl der Anführerinnen und eine noch bei weitem größere Zahl derer, welche sich ihnen anschließen, müssten, indem sie die Fahne des Widerstandes entrollten, alle Freuden, alle Annehmlichkeiten, welche ihr individuelles Los ihnen bis dahin gewährt hat, beinahe vollständig zum Opfer bringen. Hat jemals ein System des Privilegiums und der gewaltsamen Niederhaltung sein Joch eng um die Nacken derer, auf welchen es lastet, geschlungen, so ist es dieses. Ich habe noch gar nicht bewiesen, dass es ein ungerechtes System ist; aber jeder, der imstande ist, über den Gegenstand nachzudenken, muss einsehen, dass, selbst wenn es ein solches war, es doch alle andern For-

men ungerechter Autorität überdauern musste. Und da, wie wir gesehen haben, einige der gröbsten Formen dieser ungerechten Autorität noch in mehreren zivilisierten Ländern existieren und in andern soeben erst abgeschüttelt worden sind, so müsste es wunderbar zugehen, wenn diese bei weitem am tiefsten eingewurzelte Form irgendwo schon in einer bemerkenswerten Weise erschüttert sein sollte. Ein viel größeres Wunder scheint es im Gegenteil, dass sich dagegen schon so zahlreiche Proteste und Zeugnisse erhoben haben, wie dies in der Tat der Fall ist.

Man könnte den Einwand erheben, dass sich ein Vergleich zwischen der Herrschaft des männlichen Geschlechtes und den von mir angeführten Formen einer ungerechten Macht nicht wohl ziehen lasse, weil diese willkürlich und die Folge bloßer Usurpation waren, jene im Gegenteil natürlich sei. Aber gab es denn jemals eine Herrschaft, welche denen, die im Besitz derselben waren, nicht natürlich schien? Es gab eine Zeit, wo die Teilung des Menschengeschlechtes in zwei Klassen, eine kleine der Herren und eine zahlreiche der Sklaven, selbst den gebildetsten Geistern ganz natürlich, ja als die einzige natürliche Bedingung für das Menschengeschlecht erschien. Kein Geringerer als der so enorm viel zum Fortschritt der Menschheit beitragende Aristoteles vertrat ohne Zweifel, ohne das geringste Schwanken diese Ansicht und basierte sie auf denselben Voraussetzungen, auf welchen die Behauptung der Notwendigkeit der Herrschaft der Männer über die Frauen gewöhnlich basiert wird, nämlich innerhalb des menschlichen Geschlechtes gäbe es verschiedene Naturen – freie Naturen und Sklavennaturen. Die Griechen hätten eine freie Natur, die barbarischen Rassen der Thraker und Asiaten aber eine Sklavennatur. Doch weshalb brauche ich denn bis Aristoteles zurückzugehen? Stellten nicht die Sklavenhalter in den Südstaaten von Amerika ganz dieselbe Behauptung mit dem ganzen Fanatismus auf, mit welchem Menschen Theorien festhalten, die ihre Leidenschaften rechtfertigen und ihrem persönlichen Interesse Legitimität geben? Nahmen sie nicht Himmel und Erde dafür zu Zeugen, dass die Herrschaft des Weißen über den Schwarzen eine Einrichtung der Natur sei, dass die schwarze Rasse von Natur ganz unfähig für die Freiheit sei und das Zeichen der Knechtschaft in sich trage? Einige gingen in ihrem Eifer sogar so weit, zu behaupten, die Freiheit der Handarbeiter sei überhaupt eine naturwidrige Ordnung der Dinge.

Von der anderen Seite erklärten auch die Anhänger der absoluten Monarchie dieselbe für die einzige natürliche Staatsform, hervorgegangen aus dem

patriarchalen Verhältnis, welches die erste sich ganz freiwillig entwickelnde gesellschaftliche Form gewesen sei, denn sie sei auf der Familie basiert. Da aber die Familie die Grundlage für die Gesellschaft bilde, sei eine Staatsform, die sich auf sie zurückführen lasse, die allein naturgemäße. Ja selbst das Gesetz des Stärkeren hat für diejenigen, welche sich auf kein anderes berufen konnten oder wollten, immer als der natürlichste Grund für die Ausübung der Gewalt gegolten. Erobernde Völkerstämme fanden es stets ganz natürlich, dass die Unterworfenen den Siegern Gehorsam leisten müssten oder, wie sie es wohllautender umschrieben, dass der schwächere, unkriegerische Stamm dem tapferen, männlichen untergeben sei. Die oberflächlichste Bekanntschaft mit den Lebensverhältnissen des Mittelalters lehrt uns, wie außerordentlich natürlich dem feudalen Adel die von ihm über die niederen Stände ausgeübte Herrschaft erschien und wie unnatürlich und unerhört ihm der Gedanke war, eine Person aus diesen unteren Schichten könne Gleichstellung mit ihm beanspruchen oder gar über ihn zur Herrschaft gelangen. Und nicht bloß die herrschenden Klassen huldigten dieser Ansicht, sie war bei den unterdrückten nicht weniger verbreitet. Die sich emanzipierenden Leibeigenen und Bürger erhoben selbst in ihren heftigsten Kämpfen keinen Anspruch darauf, an der Herrschaft teilzunehmen, sondern verlangten nur eine größere oder geringere Einschränkung der sie tyrannisierenden Macht. Aus diesen Beispielen geht hervor, dass man *unnatürlich* gewöhnlich das nennt, was *ungewöhnlich* ist, und dass alles, was hergebrachte Gewohnheit ist, auch natürlich erscheint. Die Unterwerfung der Frauen durch die Männer ist eine universelle Gewohnheit, jedes Abweichen davon erscheint konsequent unnatürlich. Einer reicheren Erfahrung bleibt es jedoch nicht verborgen, wie selbst in diesem Falle das Gefühl gänzlich abhängig von der Gewohnheit ist. Die Völker, welche in entfernten Teilen der Erde leben, setzt, wenn sie von den Einrichtungen Englands hören, nichts so sehr in Erstaunen, als dass es unter dem Zepter einer Königin steht; die Sache scheint ihnen so unnatürlich, dass sie unglaublich klingt; dem Engländer dagegen erscheint dies nicht im Geringsten unnatürlich, weil er daran gewöhnt ist, wohl aber findet er es unnatürlich, dass Frauen Soldaten oder Parlamentsmitglieder sein sollen. In den feudalen Jahrhunderten hielt man im Gegenteil wieder Krieg und Politik gar nicht für so unnatürlich für Frauen, weil es eben nicht ungewöhnlich war, dass sie sich damit beschäftigten. Es schien natürlich, dass die Frauen der bevorzugten Klassen von männlichem Charakter waren und ihren Gatten und Vätern in nichts als in

der körperlichen Kraft nachstanden. Den Griechen scheint die Unabhängigkeit der Frauen weniger unnatürlich vorgekommen zu sein als allen andern Völkern; dafür spricht wenigstens die Mythe von den Amazonen,* welche sie für historisch hielten, und das Beispiel der Spartanerinnen, welche, obschon sie von dem Gesetz ebenso sehr eingeengt waren wie die Frauen der andern griechischen Staaten, doch tatsächlich viel mehr Freiheit besaßen, und die, da sie unter denselben körperlichen Übungen wie die Männer aufwuchsen, den stärksten Beweis lieferten, dass sie von Natur durchaus nicht ungeeignet dafür waren. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass die an Sparta gemachten Erfahrungen Platon bestimmten, unter vielen andern Lehrsätzen auch den von der politischen und sozialen Gleichheit der beiden Geschlechter aufzustellen.

Es wird mir der Einwand gemacht werden, die Herrschaft der Männer über die Frauen unterscheide sich ja von jeder andern eben dadurch, dass sie keine Herrschaft der Gewalt sei, sondern freiwillig angenommen werde; die Frauen beklagen sich nicht darüber, sondern geben vielmehr jede einzeln ihre Zustimmung dazu. Zuvörderst gibt es eine große Anzahl von Frauen, die sie nicht annehmen. Von dem Augenblicke an, wo Frauen sich fähig fühlten, ihre Gefühle und Gedanken durch ihre Schriften zu verkünden (der einzige Weg der Öffentlichkeit, der ihnen von der Gesellschaft gestattet ist), hat eine sich immer vergrößernde Zahl derselben gegen ihre jetzige soziale Stellung Protest erhoben, und ganz kürzlich erst haben viele Tausende von Frauen, und an ihrer Spitze die bedeutendsten, welche die Öffentlichkeit kennt, eine Petition um Gewährung des Wahlrechtes an das Parlament gerichtet.[1] Der Anspruch auf eine ebenso gründliche Ausbildung und in denselben Zweigen des Wissens, wie sie den Männern zugänglich sind, wird von den Frauen immer nachdrücklicher und mit immer größerer Aussicht auf Erfolg betont, und ebenso wird die Forderung ihrer Zulassung zu ihnen bisher verschlossenen Gewerben und Beschäftigungen von Jahr zu Jahr lauter und dringender. Haben wir in England auch noch nicht wie in den Vereinigten Staaten von Amerika periodische Zusammenkünfte und eine organisierte Partei zum Zwecke der Agitation für die Rechte der Frauen, so gibt es doch einen zahlreichen und rührigen Verein, der von Frauen gebildet und von ihnen geleitet ist, in der eingeschränkteren Absicht, die politische Freiheit zu erlangen. Und nicht bloß in England und Amerika beginnen Frauen mehr und mehr, ge-

---

* Im griechischen Mythos ist Amazonien ein allein von Frauen regiertes Land.

meinschaftlich gegen die Übelstände, unter denen sie leiden, zu protestieren. In Frankreich, Italien, Deutschland, der Schweiz, Russland zeigen sich ganz dieselben Erscheinungen. Wie viele Frauen außerdem dieselben Wünsche hegen, sie aber nicht aussprechen, lässt sich nicht annähernd schätzen; aber es sind Anzeichen genug vorhanden, dass ihre Zahl eine sehr große ist und dass sie sich ins Unendliche vermehren würde, lehrte man die Frauen nicht von Kindheit an, sie als ungeziemend für ihr Geschlecht zu unterdrücken.

Bedenken wir, dass geknechtete Klassen nie mit einem Male vollkommene Freiheit forderten. Als Simon de Montfort die Deputierten der Nichtadligen zum ersten Male berief, damit sie ihre Sitze im Parlament einnähmen, ließ einer von ihnen sich da im Traum einfallen, zu verlangen, dass eine von ihren Vollmachtgebern gewählte Versammlung Ministerien schaffen und zerstören und Königen in Staatsangelegenheiten Vorschriften machen solle? Nicht dem Ehrgeizigsten kam ein solcher Gedanke. Der Adel hatte bereits diese Prätention, die Nichtadligen beanspruchten nichts, als vor willkürlicher Besteuerung und vor groben persönlichen Bedrückungen seitens der königlichen Beamten gesichert zu sein. Es ist ein politisches Naturgesetz, dass diejenigen, welche sich seit langer Zeit unter irgendeiner Gewalt oder Herrschaft befinden, niemals damit beginnen, dass sie sich über die Herrschaft selbst beklagen, sondern nur über die drückende Ausübung derselben; und es fehlt wahrlich nicht an Frauen, die sich über schlechte Behandlung seitens ihrer Männer beschweren. Es würde dies sicher von einer noch viel größeren Menge geschehen, wenn Beschwerden nicht die größte Provokation zur Wiederholung und Steigerung der schlechten Behandlung wären. Dieser Umstand ist es, an dem alle Versuche scheitern, die Macht zu behalten, aber die Frauen gegen den Missbrauch derselben zu schützen. In keinem andern Verhältnisse – außer noch dem des Kindes zum Vater – wird die Person, welche erwiesenermaßen ein Unrecht erlitten hat, wieder in die Gewalt dessen gegeben, der ihr dasselbe zugefügt. Es ist daher ganz selbstverständlich, dass Frauen oft lieber die schwersten Misshandlungen dulden, als die Gesetze zu ihrem Schutz anzurufen, und dass sie, wenn sie dies in einem Moment der unüberwindlichen Empörung oder auf Zureden der dazwischengetretenen Nachbarn wirklich getan haben, sich später ängstlich bemühen, so viel wie irgend möglich zu vertuschen und ihre Tyrannen von der verdienten Strafe loszubitten.

Eine Menge gesellschaftlicher wie natürlicher Ursachen wirken zusammen, um es ganz unwahrscheinlich zu machen, dass die Frauen sich in der Gesamt-

heit gegen die Herrschaft der Männer empören sollten. Sie sind insofern in einer von allen andern unterdrückten Klassen ganz verschiedenen Lage, als ihre Herren von ihnen noch etwas anderes verlangen als bloße Dienstbarkeit. Die Männer beanspruchen von den Frauen nicht nur Gehorsam, sondern auch Zuneigung. Alle Männer, nur mit Ausnahme der tierisch rohesten, wollen in der mit ihnen auf das innigste verbundenen Frau keine gezwungene, sondern eine freiwillige Sklavin, oder besser nicht eine Sklavin, sondern eine Favoritin haben. Zu diesem Zweck ist alles angewendet worden, um den weiblichen Geist niederzuhalten. Die Herren aller übrigen Sklaven verlassen sich, um ihre Sklaven zum Gehorsam zu zwingen, auf die Wirkungen der Furcht, entweder der Furcht an und für sich oder der religiösen Furcht. Die Herren der Frauen verlangten mehr als einfachen Gehorsam, und sie wandten die ganze Macht der Erziehung an, um ihren Zweck zu erreichen. Jede Frau wird von frühester Jugend an erzogen in dem Glauben, das Ideal eines weiblichen Charakters sei ein solcher, welcher sich im geraden Gegensatz zu dem des Mannes befinde; kein eigener Wille, keine Herrschaft über sich durch Selbstbestimmung, sondern Unterwerfung, Fügsamkeit in die Bestimmung anderer. Jede Sittenlehre predigt ihnen, die Pflicht der Frau sei, für andere zu leben, sich selbst vollständig aufzugeben und keine andere Existenz als in und durch ihre Liebe zu haben, und die hergebrachte Sentimentalität behauptet sogar, dass dies der Zustand sei, welcher der eigentlichen Natur der Frau gemäß ist. Unter dieser Existenz durch ihre Liebe versteht man aber nur die eine, welche ihr zu haben gestattet ist – die Liebe zu dem Manne, mit dem sie verbunden ist, oder zu den Kindern, welche dazu dienen, das Band zwischen ihr und dem Manne noch fester und unlöslicher zu machen.

Zieht man drei Dinge in Erwägung – erstens die natürliche Anziehungskraft, welche die beiden Geschlechter aufeinander ausüben, zweitens die vollständige Abhängigkeit der Frau vom Manne, so dass jedes Vorrecht, jede Freude, die sie hat, entweder sein Geschenk ist oder doch gänzlich aus seinem Willen entspringt, und drittens, dass die wesentlichsten Objekte menschlichen Strebens, Rang, Stellung, Ansehen, Bedeutung und so weiter, für die Frau im Allgemeinen nur durch den Mann erreicht werden können –, so müsste es wirklich mit einem Wunder zugehen, wenn die Erlangung der größtmöglichen Anziehungskraft für die Männer nicht der Polarstern für die weibliche Erziehung und Charakterbildung geworden wäre. Nachdem nun aber dieses Bestreben einen so großen Einfluss auf das Frauengemüt erlangt hat und na-

turgemäß erlangen musste, machen die Männer, geleitet von einem Instinkte der Selbstsucht, dasselbe zum hauptsächlichsten Werkzeuge, die Frauen in der tiefsten Abhängigkeit von sich zu erhalten, indem sie ihnen Schüchternheit, Unselbständigkeit und völliges Aufgeben des eigenen Willens an den des Mannes als diejenigen Eigenschaften darstellen, welche dem Weibe die größte Anziehungskraft für den Mann verleihen. Würde nicht jede andere Form der Knechtschaft, die abzuschütteln der Menschheit gelungen ist, noch ebenfalls bis auf den heutigen Tag bestehen, wenn man dieselben Mittel gehabt und so unausgesetzt angewendet hätte, um die Unterdrückten geistig zu beugen? Nehmen wir an, man hätte es zur Lebensaufgabe eines jeden jungen Plebejers gemacht, den Augen irgendeines Patriziers persönliches Wohlgefallen zu erregen, es wäre Lebenszweck jedes Leibeigenen gewesen, die Gunst irgendeines Grundherrn zu gewinnen, man hätte dem Plebejer und Leibeigenen als höchsten Preis, den das Leben ihnen zu bieten vermöchte und nach dem das begabteste Wesen zu streben habe, die Liebe des Patriziers oder Grundherrn und das engste häusliche Zusammenleben mit ihm genannt. Nachdem sie nun diesen Preis gewonnen, hätte man sie aber durch eine eherne Mauer abgeschlossen von allen Interessen, die ihren Mittelpunkt nicht in *ihm* finden, von allen Gefühlen und Wünschen, die nicht von *ihm* geteilt oder hervorgerufen werden; würden Plebejer und Patrizier, Leibeigene und Grundherren nicht heute noch ebenso sehr verschieden voneinander sein, wie dies Männer und Frauen sind? Würden nicht alle, mit Ausnahme eines dann und wann auftauchenden Denkers, glauben, diese Verschiedenheit sei eine durch die Schöpfung bestimmte, unabänderliche Eigentümlichkeit der menschlichen Natur?

Die vorstehenden Betrachtungen dürften hinreichend sein, um darzulegen, dass das Herkommen, so allgemein es in diesem Falle auch immer sein mag, doch noch keineswegs zu einem günstigen Urteil für die Einrichtung berechtigt, welche die Frauen den Männern gesellschaftlich und politisch unterordnet. Ich kann jedoch noch weiter gehen und die Behauptung aufstellen, dass der Verlauf der Geschichte und die Tendenzen der im Fortschreiten begriffenen menschlichen Gesellschaft nicht allein keine diesem System der Ungleichheit der Rechte günstige Annahme zulassen, sondern entschieden dagegensprechen und dass, soweit der ganze Gang menschlicher Entwicklung bis zu unseren Tagen, der ganze Strom moderner Tendenzen einen Rückschluss auf diesen Gegenstand gestatten, die Zukunft dieses Relikt der Vergangenheit

als unvereinbar mit ihren Anschauungen finden und verschwinden lassen wird. Was ist der Charakter der modernen Welt – der hauptsächlichste Unterschied zwischen modernen Institutionen, modernen sozialen Ideen, modernem Leben und dem längst vergangener Zeiten? Die Überzeugung, dass die Menschen nicht für einen vorherbestimmten Platz im Leben geboren und an die Stelle, wohin sie die Geburt gewiesen, unwiderruflich gefesselt sind, sondern die Freiheit haben, ihre Fähigkeiten anzuwenden und jede sich ihnen darbietende Gelegenheit zu benutzen, um diejenige Lebensstellung zu erlangen, welche ihnen die wünschenswerteste scheint. Die alte Gesellschaft beruhte auf ganz andern Grundlagen. Alle Menschen waren in ihr für eine bestimmte soziale Stellung geboren und wurden meistens durch das Gesetz darin festgehalten oder sahen sich doch jedes Mittels beraubt, das zu ihrer Befreiung daraus hätte dienen können. Wie ein Teil der Menschen weiß, ein anderer schwarz geboren ist, so war ein Teil geborene Sklaven, ein anderer freie Männer und Bürger; diese waren geborene Patrizier, jene geborene Plebejer; diese hochgeborene Adlige, jene Bauern und Leibeigene. Ein Sklave und Leibeigener konnte sich niemals frei machen, sondern es nur durch den Willen seines Herrn werden. Erst gegen Ende des Mittelalters und erst infolge der wachsenden Fürstenmacht wurde es in den meisten europäischen Staaten zulässig, dass Bürger geadelt wurden. Selbst bei dem Adel war der älteste Sohn der geborene einzige Erbe aller väterlichen Besitzungen, und lange Zeit verging, ehe dem Vater das Recht, ihn zu enterben, vollständig zuerkannt wurde. Unter den gewerbetreibenden Klassen durften nur diejenigen, welche als Mitglieder einer Gilde geboren oder von den Mitgliedern einer solchen in ihre Gemeinschaft aufgenommen waren, ihren Beruf gesetzlich innerhalb seiner lokalen Grenzen betreiben, und niemand konnte einen irgend für wichtig gehaltenen Beruf anders ausüben als in der gesetzlichen Weise, das heißt so, wie es ihm von der vorgesetzten Behörde vorgeschrieben wurde. Mehr als ein Handwerker büßte am Pranger den Versuch, sein Gewerbe nach einer neuen, verbesserten Methode ausüben zu wollen.

In dem modernen Europa und besonders in den Teilen desselben, welche sich am lebhaftesten an allen Fortschritten der Neuzeit beteiligt haben, herrschen jetzt diametral entgegengesetzte Grundsätze und Anschauungen. Gesetz und Regierung machen keine Vorschriften, durch wen irgendein Gewerbe oder eine Kunst ausgeübt werden darf oder nicht darf und welches Verfahren dabei als gesetzlich zu betrachten ist. Selbst das Gesetz, welches

den Handwerkern das Absolvieren einer gewissen Lehrzeit vorschreibt, ist in England nicht mehr in Kraft, da man die ausreichende Gewissheit hat, dass in allen Fällen, welche eine Lehrzeit erfordern, diese Notwendigkeit genügend ist, die Lehrzeit zu erzwingen. Nach der alten Theorie sollte dem einzelnen Individuum so wenig Spielraum wie möglich gelassen werden; alles, was es zu tun hatte, sollte, soweit sich dies nur irgend bewerkstelligen ließ, ihm von einer überlegenen Weisheit vorgezeichnet sein. Überließe man den Menschen sich selbst, so müsste er sicher fehlgehen. Die Überzeugung der Neuzeit, die Frucht einer tausendjährigen Erfahrung, ist dagegen die, dass alle Dinge, in welchen das Individuum als solches direkt interessiert ist, nur dann ihren richtigen Verlauf haben können, wenn man sie seinem eigenen Ermessen überlässt, und dass jede durch die Obrigkeit darauf geübte Einwirkung, ausgenommen, wo dies geschehen muss, um die Rechte anderer zu schützen, nur von Übel sein kann.

Diese Anschauung, zu der man sehr langsam kam und die man nicht eher annahm, als nachdem man beinahe jede mögliche Anwendung der entgegengesetzten Theorie mit unglücklichem Erfolge versucht hatte, ist jetzt in industrieller Hinsicht in den vorgeschrittenen Ländern die überwiegende und fast allgemeine bei allen, welche irgend Anspruch machen, den Aufgeklärten zugezählt zu werden. Man ist auch in unserer Zeit weit entfernt davon, jede Methode für gut und jeden Menschen für befähigt zu jedem Beruf zu halten; aber man weiß, dass nur in der Freiheit der individuellen Wahl das Mittel liegt, für die verschiedenen Zweige der menschlichen Tätigkeit die besten Methoden ausfindig zu machen und jede Beschäftigung in die Hände gelangen zu lassen, welche dafür am besten befähigt sind. Es fällt niemandem ein, durch ein Gesetz zu bestimmen, dass nur ein muskelstarker Mann ein Grobschmied sein dürfe. Die Gewerbefreiheit und die daraus erwachsende Konkurrenz sind vollkommen hinreichend, zu bewirken, dass nur kräftige Männer Grobschmiede werden, denn die schwächlichen Leute können mehr verdienen, wenn sie sich für sie geeigneteren Zweigen der Tätigkeit zuwenden. In Übereinstimmung mit dieser Doktrin betrachtet man es als einen Übergriff der Obrigkeit, durch einige allgemeine Voraussetzungen vorherbestimmen zu wollen, dass gewisse Personen zur Verrichtung gewisser Dinge nicht geeignet sind. Es ist allgemein anerkannt, dass derartige Voraussetzungen, wenn sie existieren, doch keineswegs unfehlbar sind. Wären sie selbst in vielen, ja in den meisten Fällen wohlbegründet, was noch keineswegs wahr-

scheinlich ist, so würde es immer noch eine kleinere Anzahl von Fällen geben, wo sie nicht zutreffend sind, und in diesen wäre es eine Ungerechtigkeit gegen das Individuum und eine Beeinträchtigung der Gesellschaft, wenn man dem ersten Hindernisse in den Weg legte, seine Fähigkeiten zu seinem und zum Nutzen anderer zu verwerten. In allen den Fällen dagegen, wo wirklich Unfähigkeit vorhanden ist, werden schon die gewöhnlichen Motive, welche im Ganzen im Handel und Wandel maßgebend sind, unbefähigte Personen von Versuchen abhalten, und wenn sie diese selbst anstellen, sie doch an deren weiterer Fortsetzung hindern.

Sollte dieser Hauptgrundsatz der Gesellschaftswissenschaften sich als unwahr erweisen lassen, wäre das einzelne Individuum, unterstützt durch die Meinung, welche andere, von denen es am genauesten gekannt ist, von ihm haben, wirklich kein besserer Beurteiler seiner eigenen Fähigkeiten und seines Berufs als Gesetz und Obrigkeit, so könnte die Welt nichts Besseres tun, als den modernen Anschauungen *Valet** sagen und zu dem alten System der Bevormundung und Maßregelung zurückkehren. Da wir jedoch den Grundsatz der Neuzeit als wahr anerkennen, so sollten wir ihn auch gänzlich zu unserer Richtschnur nehmen; und so wenig wir Menschen, weil sie statt weiß schwarz oder statt als Adlige als Bürger geboren sind, für das ganze Leben zum Verharren in derselben Lage verurteilen, ebenso wenig sollten wir menschliche Wesen, weil sie als Mädchen statt als Knaben geboren wurden, von der Erlangung jeder höheren Lebensstellung und von der Ausübung der meisten ehrenvollen Beschäftigungen ausschließen.

Geben wir aber selbst das Äußerste zu, was je von der überlegenen Fähigkeit der Männer für alle ihnen vorbehaltenen Funktionen behauptet worden ist, so gilt dasselbe Argument, welches eine gesetzliche Qualifikation für Mitglieder des Parlaments verbietet. Wenn nur einmal in zehn Jahren die Bedingungen der Wählbarkeit eine geeignete Person ausschließen, so ist das ein wirklicher Verlust, während die Ausschließung von tausend ungeeigneten Personen kein Gewinn ist, denn wenn die Einrichtung des Wahlkörpers ihn veranlasst, ungeeignete Personen zu wählen, so sind immer eine Menge Personen da, aus denen gewählt wird. In allen Dingen von einiger Schwierigkeit und Wichtigkeit sind von denen, welche sie gut verrichten können, immer weniger vorhanden, als Bedarf für sie vorhanden ist, selbst dann, wenn die

* Lebe wohl.

unbegrenzteste Freiheit der Wahl gestattet wird; und jede Einschränkung des Wahlfeldes beraubt die Gesellschaft einiger Chancen, durch Befähigte bedient zu werden, ohne dass sie dadurch vor den Unbefähigten geschützt ist.

In den gebildeteren Staaten ist, mit einer Ausnahme, die Ausschließung der Frauen von den meisten Ämtern und Berufszweigen noch der einzige Fall, in dem Gesetze und Institutionen Personen von der Geburt an unter einen gewissen Bann stellen und nicht gestatten, dass sie während ihres ganzen Lebens nach gewissen Dingen streben. Die einzige Ausnahme, welche wir andeuteten, ist die monarchische Würde. Noch immer sind Personen für den Thron geboren, niemand als ein Mitglied der königlichen Familie kann ihn einnehmen, und selbst wer diesen Familien angehört, kann nur infolge eines genau bestimmten Erbganges dazu gelangen. Alle anderen Würden und gesellschaftlichen Rangstufen stehen dem gesamten männlichen Geschlechte offen, viele sind allerdings nur dem Reichtum zugänglich, aber Reichtum kann ja doch von jedem errungen werden und ist in der Tat schon von vielen aus den untersten Klassen errungen worden. Es soll nicht geleugnet werden, dass für die große Mehrzahl die Erlangung einer höheren Lebensstellung ohne das Hinzutreten besonderer Glücksumstände sehr schwierig, ja beinahe unmöglich ist, aber es ist doch keinem Manne durch das Gesetz eine Schranke gezogen, die er nicht durchbrechen kann; die öffentliche Meinung schafft ihm doch nicht noch künstliche Hindernisse zu den schon bestehenden natürlichen. Das Königtum bildet, wie gesagt, eine Ausnahme; aber in diesem Falle fühlt jeder, dass dies eben eine Ausnahme ist – eine Anomalie in der modernen Welt, ein schneidender Gegensatz zu ihren Sitten und Prinzipien, und nur gerechtfertigt durch ihre spezielle außerordentliche Zweckmäßigkeit, die faktisch unfraglich besteht, sosehr auch Meinungen der verschiedenen Nationen über ihre höhere oder geringere Wichtigkeit differieren. In diesem einen Ausnahmefalle, in welchem aus wichtigen Gründen ein hohes gesellschaftliches Amt durch die Geburt und nicht im Wege der Bewerbung erlangt wird, folgen indes alle freien Nationen tatsächlich dennoch dem Grundsatze, dem sie nominell untreu geworden sind, indem sie das königliche Amt durch Bedingungen einengen, welche die Person, die es dem Namen nach verwaltet, doch von der eigentlichen Ausübung der damit verbundenen Funktionen ausschließen und diese verantwortlichen Ministern übertragen, welche ihrerseits zu ihren Posten auf einem Wege gelangen, der gesetzlich keiner erwachsenen Person männlichen Geschlechtes verschlossen ist. Die untergeordnete Stellung, zu

welcher die Frauen lediglich durch ihre Geburt verurteilt sind, ist mithin ohne Beispiel in der modernen Gesetzgebung. In keinem Falle als in diesem, der die eine Hälfte des Menschengeschlechtes betrifft, ist jemandem durch die Fatalität seiner Geburt die Erlangung höherer gesellschaftlicher Funktionen dergestalt verschlossen, dass keine Anstrengung, kein Wechsel der Umstände darin eine Änderung hervorzubringen vermag, denn selbst das religiöse Bekenntnis, abgesehen davon, dass diese Beschränkungen praktisch in vielen Ländern Europas aufgehört haben, war insofern als kein absolutes Hindernis für irgendeine Laufbahn zu betrachten, als die betreffende Person es immer in der Hand hatte, die durch ihren Glauben aufgerichtete Schranke durch einen Übertritt hinwegzuräumen.

So steht denn die Unterdrückung der Frauen als ein vereinsamtes Faktum inmitten der modernen sozialen Institutionen, als einzige Bresche in ihrem wohlgefügten Grundgesetz, als alleiniges Relikt einer vergangenen Zeit, deren Denken und Tun in allen Punkten als überlebt betrachtet und nur in diesem einen, dem das universellste Interesse beigemessen werden muss, konserviert wird; es ist gerade, als stünde ein gigantischer keltischer Steinaltar oder ein großer Tempel des Jupiter Olympius dicht neben der St.-Pauls-Kirche und würde zur täglichen Gottesverehrung benutzt, während die umliegenden christlichen Kirchen sich nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten und an hohen Festtagen öffneten. Dieser gänzliche Widerstreit zwischen einer sozialen Einrichtung und allen andern daneben bestehenden, dieser radikale Gegensatz, in dem sie ihrer ganzen Natur nach steht mit allen fortschrittlichen Bewegungen, auf welche die moderne Welt stolz ist und welche nach und nach alle Missbräuche ähnlicher Art hinweggefegt haben, muss notwendigerweise dem gewissenhaften Beobachter der menschlichen Entwicklung eine Quelle des ernstesten Nachdenkens werden. Und dieses Nachdenken erregt zunächst eine sehr nachteilige Meinung für die Einrichtung, welche alles, was durch Gebrauch und Herkommen als für dieselbe günstig angeführt werden kann, weit überwiegt und zum Wenigsten schon vollständig ausreicht, um die Frage gleich der über Monarchie und Republik zu einer sehr schwankenden zu machen.

Das Geringste, was man verlangen kann, ist, dass die Frage nicht als eine durch bestehende Meinungen und bestehende Tatsachen im Voraus abgeurteilte betrachtet werde, sondern als eine Frage der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit einer freien Diskussion ihrer Vorzüge und Mängel zugänglich sei,

deren Entscheidung, wie alle übrigen sozialen Einrichtungen der Menschheit, abhängig ist von einer aufgeklärten Würdigung derjenigen Tendenzen und Konsequenzen, welche sich, ohne jeglichen Unterschied des Geschlechtes, für die Menschheit im Großen und Ganzen am vorteilhaftesten erweisen. Eine solche Diskussion muss aber eine Diskussion im strengsten Sinne des Wortes sein, sie muss auf den tiefsten Grund gehen und sich nicht mit vagen und allgemeinen Versicherungen begnügen. Es genügt zum Beispiel nicht, dass in allgemeinen Ausdrücken die Behauptung aufgestellt und verteidigt werde, die Erfahrung habe sich zugunsten des bestehenden Systems ausgesprochen. Die Erfahrung kann nicht zwischen zwei Wegen entscheiden, solange überhaupt nur über einen Erfahrung zu sammeln möglich war. Sagt man, der Lehrsatz von der Gleichheit der Geschlechter beruhe nur auf Theorie, so gebe ich zu bedenken, dass die Lehre von der Ungleichheit ebenfalls keinen andern Stützpunkt als die Theorie hat. Alles, was durch die direkte Erfahrung zu ihren Gunsten bewiesen ist, beschränkt sich darauf, dass die Menschheit dabei existieren und den Grad von Fortschritt und Wohlbehagen, den sie jetzt besitzt, erlangen konnte; ob aber durch das andere System der Zustand der Bildung und des Glückes, dessen die Menschheit sich jetzt erfreut, nicht hätte früher herbeigeführt werden und jetzt schon in einem höheren Maße erreicht sein können, darüber gibt die Erfahrung keinen Aufschluss. Die Erfahrung lehrt uns dagegen, dass jeder Schritt nach vorwärts unveränderlich begleitet war von einem Schritte zur Erhebung der sozialen Stellung der Frauen, so dass Historiker und Philosophen die höhere oder niedere Stufe, auf welcher die Frauen standen, als das sicherste und untrüglichste Merkmal für den Grad der Zivilisation eines Volkes oder Zeitalters hinzustellen pflegen. Jede fortschrittliche Periode in der Geschichte der Menschheit bringt die Stellung der Frauen der Gleichheit mit den Männern näher, und wenn dies an und für sich betrachtet auch noch nicht beweist, dass die Assimilation bis zur vollkommenen Gleichstellung gehen muss, so lässt es doch unstreitig günstige Schlüsse dafür zu.

Ebenso wenig wie durch die Berufung auf die Erfahrung wird erwiesen durch die Versicherung, die *Natur* der beiden Geschlechter verweise sie jedes auf seine gegenwärtige Stellung und seinen gegenwärtigen Pflichtkreis und lasse sie ihnen als für sie passend erscheinen. Aufgrund des gesunden Menschenverstandes, und indem ich die Beschaffenheit des menschlichen Geistes in Betracht ziehe, leugne ich, dass irgendjemand die Natur der beiden Ge-

schlechter kennen kann, solange dieselben in ihren jetzigen Beziehungen zueinander verharren. Hätte es jemals eine Gesellschaft gegeben, die aus lauter Männern, oder umgekehrt eine solche, die nur aus Frauen bestand, oder hätten wir schon das Beispiel einer aus Männern und Frauen zusammengesetzten Gesellschaft gehabt, in welcher die Frauen nicht unter der Kontrolle der Männer gestanden hätten, so ließe sich vielleicht etwas Positives über die zwischen den beiden Geschlechtern von Natur existierenden geistigen und sittlichen Unterschiede wissen. Was man aber jetzt die Natur der Frauen nennt, ist etwas durch und durch künstlich Erzeugtes – das Resultat erzwungener Niederhaltung nach der einen, unnatürlichen Anreizung nach der andern Richtung. Bei keiner andern Klasse von Abhängigen, das darf man dreist behaupten, ist der Charakter der Unterdrückten durch die Beziehung zu ihren Gebietern so gänzlich seiner ursprünglichen Anlage entfremdet worden, wie dies bei den Frauen der Fall ist. Belegte und zu Sklaven gemachte Völker oder Volksklassen wurden allerdings in mancher Hinsicht gewaltsamer und grausamer unterdrückt, aber diejenigen Anlagen und Eigenschaften, welche nicht unter den eisernen Hufen der Sieger zertreten wurden, blieben sich doch gewöhnlich selbst überlassen, hatten jegliche Freiheit der Entwicklung und entwickelten sich auch nach ihren eigenen Gesetzen; bei den Frauen begnügte man sich nicht, unbequeme Eigenschaften zu zertreten, sondern man pflegte und zeitigte durch eine Treibhaus-Erziehung und künstliche Brutstätte diejenigen Seiten ihrer Natur, welche dem Wohlbehagen und Vergnügen ihrer Herren dienen sollten. Weil nun gewisse Zweige in dieser heißen Atmosphäre und bei sorglicher Pflege und Bewässerung üppig emporschießen und prächtig entwickelt werden, während andere, welche derselben Wurzel entstammen, aber draußen dem Winterfrost preisgegeben und recht absichtlich im Schnee und Eis vergraben sind, sich nur kümmerlich entwickeln und noch andere in ihren ersten Ansätzen abgebrannt und gänzlich vernichtet sind, glauben die Menschen mit jener Unfähigkeit, ihr eigenes Werk zu erkennen, welche immer unanalytische Geister charakterisiert, der Baum wachse von selbst so, wie sie ihn zu wachsen gezwungen haben, und er würde ausgehen, wenn er nicht zur Hälfte in ein Dampfbad gehalten, zur Hälfte in Schnee gesteckt würde.

Von allen Hindernissen, welche sich einer klareren Gedankenentwicklung und der Bildung wohlbegründeter Ansichten über das Leben und die sozialen Einrichtungen entgegenstellen, ist gegenwärtig das größte und beklagenswer-

teste die unaussprechliche Unwissenheit der Menschen über und ihre Unaufmerksamkeit auf die Einflüsse, welche den menschlichen Charakter bilden. Man hält alles, was einzelne Individuen oder ganze Klassen gegenwärtig sind oder zu sein scheinen, für ein Produkt ihrer natürlichen Anlagen, während man, sobald man sich nur einigermaßen über die Bedingungen, unter denen sie sich entwickeln, unterrichtete, sehr genau die Ursachen erkennen würde, welche sie so und nicht anders werden ließen. Weil ein Häusler, der sich bei seinem Gutsherrn mit dem Zins sehr im Rückstande befindet, nicht betriebsam ist, halten manche Leute die Irländer für ein von Natur träges Volk. Weil Verfassungen gestürzt werden können, sobald die Kräfte, welche sie zu beschützen bestimmt sind, ihre Waffen gegen sie kehren, halten viele die Franzosen für ein Volk, das eine freie Regierungsform nicht vertragen kann. Weil die Griechen die Türken betrogen und die Türken die Griechen nur plünderten, hält man die Türken von Natur für aufrichtiger als die Griechen; und weil Frauen, wie oft gesagt wird, sich nicht um Politik kümmern, soweit ihre Persönlichkeit nicht dabei in Frage kommt, nimmt man frischweg an, sie hätten von Natur ein geringeres Interesse an dem Gemeinwohl als die Männer. Die Geschichte, die man jetzt so viel besser zu verstehen und zu würdigen weiß als früher, lehrt aber etwas ganz anderes, indem sie die außerordentliche Empfänglichkeit der menschlichen Natur für äußere Einflüsse deutlich erkennen lässt und uns aufmerksam macht auf die große Veränderlichkeit derjenigen ihrer Offenbarungen, welche für allgemein und uniform ausgegeben werden. Trotzdem sieht die Mehrzahl der Menschen in der Geschichte wie auf Reisen nur das, was sie bereits in ihren eigenen Köpfen gehabt haben, und nur ein kleiner Teil lernt aus ihr mehr und anderes, als was er bereits zum Studium mitgebracht hat.

Die Frage: Was sind die natürlichen Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern? ist eine der schwierigsten, die es gibt und über die bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft eine allseitige und richtige Ansicht zu verschaffen fast unmöglich wird, besonders auch deshalb, weil, während alle Welt im entscheidenden Tone darüber spricht, man fast allgemein die einzigen Mittel, welche zu einer speziellen Aufklärung darüber führen könnten, vernachlässigt und oberflächlich behandelt. Es wäre dies ein analytisches Studium des wichtigsten Teiles der Psychologie, über das Gesetz des Einflusses der Umstände auf den Charakter, denn so groß und unausrottbar die moralischen und intellektuellen Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern an-

scheinend auch sein mögen, so konnte die Beweisführung, dass dieselben wirklich natürliche Unterschiede wären, doch immer nur negativ sein. Als natürlich könnten nur die bezeichnet werden, welche erwiesenermaßen unmöglich künstlich sein können, das heißt diejenigen, welche übrig bleiben, nachdem man eine genaue Deduktion der charakteristischen Eigentümlichkeiten jedes Geschlechtes, bei denen die Annahme, dass sie auf die Erziehung oder äußere Einwirkungen zurückgeführt werden können, irgend zulässig ist, vorgenommen hat. Nur die tiefste Kenntnis der Gesetze der Charakterbildung berechtigt zu dem Anspruch, darüber entscheiden zu wollen, ob überhaupt ein solcher Unterschied besteht, und noch viel mehr gehörte dazu, das Wesen dieser Unterschiede der beiden Geschlechter in ihrer Eigenschaft als moralische und vernunftbegabte Geschöpfe zu definieren. Da nun bis jetzt noch niemand diese Kenntnisse hat und haben kann, da es kaum irgendeinen Gegenstand gibt, der im Verhältnis zu seiner Wichtigkeit so wenig studiert worden ist wie dieser, so ist auch niemand zu einem positiven Ausspruche darüber befugt. Alles, was bis jetzt darüber gesagt und geschrieben ist, sind Mutmaßungen, die mehr oder weniger wahrscheinlich sind, je nachdem sie mehr oder weniger unterstützt werden von den Kenntnissen, welche wir gegenwärtig über die Gesetze der Psychologie in Bezug auf Charakterbildung haben.

Selbst die Beantwortung der Vorfrage, worin die Verschiedenheiten zwischen den beiden Geschlechtern denn eigentlich bestehen, ist, ganz abgesehen von der Frage, auf welche Weise diese Verschiedenheiten entstanden, noch sehr unsicher und unvollständig. Mediziner und Physiologen haben die Verschiedenheit der körperlichen Konstitution in nicht unbedeutendem Maße festgestellt und damit dem Psychologen eine wichtige Grundlage geboten; wie selten ist aber ein praktischer Mediziner zugleich Psychologe! Was die geistigen Eigentümlichkeiten der Frauen anbetrifft, sind die Beobachtungen der Ärzte im Ganzen nicht wertvoller als die der übrigen Männer. Der Gegenstand wird und muss so lange ohne endgültige Entscheidung bleiben, solange diejenigen, welche allein darüber unterrichtet sein können, so wenig Aufklärung darüber geben und dieses Wenige auch noch getrübt und beeinflusst ist. Beschränkte, untergeordnete Frauen zu kennen ist leicht. Die Beschränktheit bleibt sich in der ganzen Welt so ziemlich gleich. Die Begriffe und Gefühle einer stupiden Person lassen sich mit Zuverlässigkeit aus denjenigen folgern, welche in dem sie umgebenden Kreise vorherrschen. Ganz anders verhält es sich dagegen mit Leuten, deren Ansichten und Empfindungen ein Ausfluss

ihrer eigenen Natur und Fähigkeiten sind. Diejenigen Männer sind sehr vereinzelt, welche eine nur einigermaßen eingehende Kenntnis des Charakters der Frauen ihrer Familie haben, von ihren Fähigkeiten gar nicht zu sprechen, denn jene kennen diese Frauen selbst nicht, weil sehr viele derselben niemals wachgerufen worden sind; ich meine hier nur die wirklich vorhandenen Gedanken und Empfindungen.

Mancher Mann glaubt, er kenne die Frauen, weil er zu mehreren, ja vielleicht zu vielen in einem zärtlichen Verhältnis gestanden habe. Er mag, wenn er ein guter Beobachter ist und seine Erfahrung sich auf die Qualität ebenso erstreckt wie auf die Quantität, allerdings einen kleinen und ohne Zweifel einen wichtigen Teil der Frauennatur kennengelernt haben; über alles andere, was darin vorgeht, bleibt ein solcher Mann aber gerade am unwissendsten, denn vor niemandem wird dies so streng verborgen als vor ihm. Die günstigste Gelegenheit, welche sich einem Manne für das Studium des Frauencharakters bieten kann, findet er doch sicher bei seiner eigenen Gattin, denn der Anlässe dazu gibt es viele und vollständige. Sympathie zwischen Ehegatten ist glücklicherweise nicht so überaus selten, auch glaube ich, ist dies in der Tat die Quelle, aus welcher man jede Kenntnis des Gegenstandes, der sich überhaupt der Mühe lohnt, geschöpft hat; indes wird doch den meisten Männern nur die Möglichkeit geboten, einen einzigen Fall in dieser Weise zu studieren, und man kann deshalb auch in einer beinahe lächerlichen Art aus den Ansichten eines Mannes über die Frauen im Allgemeinen auf den Charakter seiner Ehefrau schließen. Selbst in diesem einen Falle ist es aber zur Erzielung irgendeines Resultates notwendig, dass die Gattin des Studiums wert ist und dass der Mann nicht allein ein kompetenter Richter, sondern dass auch sein Charakter an und für sich mitempfindend und dem ihrigen entsprechend sei. Er muss ihr Inneres durch sympathetische Intuition lesen können oder doch wenigstens in seinem Wesen nichts haben, was sie scheu machen könnte, sich ihm zu erschließen. Diese Voraussetzungen sind aber meiner Meinung nach nur sehr selten zutreffend. Sehr häufig findet zwischen Ehegatten in allen äußern Dingen die vollständigste Einigkeit der Interessen und Gefühle statt, und doch hat der eine so wenig teil am innern Leben des andern, als ob sie nur oberflächliche Bekannte wären. Selbst bei aufrichtiger Liebe verhindert die Autorität von der einen, die Unterordnung von der andern Seite ein vollkommenes Vertrauen; man mag absichtlich gar nichts verbergen wollen, aber es wird vieles nicht gezeigt.

Ein jeder, der überhaupt beobachtet, wird die gleiche Bemerkung in dem ähnlichen Verhältnis zwischen Eltern und Kindern gemacht haben. In wie vielen Fällen, wo das Verhältnis des Vaters zum Sohne von beiden Seiten das beste, zärtlichste ist, kennt, ja ahnt der Vater nicht einmal Charakterseiten in seinem Sohne, die dessen Gefährten etwas ganz Alltägliches sind. Indem der Sohn vermöge seiner Stellung zum Vater aufzuschauen hat, wird es ihm schwer, sich ihm ohne Einschränkung offen und aufrichtig hinzugeben. Die Furcht, in den Augen der Person, deren Meinung ihm so viel gilt, zu verlieren, ist so stark, dass sie selbst von Natur aus wahrhafte Charaktere ihrer unbewusst verleitet, ihre besten Seiten oder, wenn vielleicht nicht immer die besten, so doch diejenigen hervorzukehren, welche dem Betreffenden am meisten zusagen; man durfte daher behaupten, dass nur solche Personen einander durch und durch kennen, welche nicht nur in engen Beziehungen zueinander, sondern sich auch ganz gleich stehen. Um wie viel mehr gewinnt dies nun an Wahrheit, wo die Frau nicht nur unter der Autorität des Mannes steht, sondern ihr auch als Pflicht- und Glaubenssatz eingeprägt ist, sein Behagen und Vergnügen gehe allem andern vor und sie dürfe ihn nie etwas sie Betreffendes sehen und fühlen lassen, als was ihm angenehm sei. Alle diese Schwierigkeiten verhindern den Mann, von der einzigen in seinem Bereich liegenden Möglichkeit, eine gründlichere Kenntnis des Frauencharakters zu erlangen, einen umfassenden Nutzen zu ziehen. Bedenkt man außerdem, dass, wenn man eine Frau versteht, sich daraus nicht die Notwendigkeit ergibt, dass man auch andere verstehen müsse, dass ferner selbst derjenige, dem die Gelegenheit geboten wäre, viele Frauen aus einer Gesellschaftsklasse, einem Lande zu studieren, dadurch immer noch kein Verständnis für Frauen anderer Klassen, anderer Länder gewänne, und wenn auch dies der Fall, er dabei immer noch auf die Frauen einer Periode der Geschichte beschränkt bliebe, so wird man wohl zugestehen müssen, dass die Kenntnis der Männer von dem, was Frauen sind, waren und sein können, erbärmlich unvollständig und oberflächlich sein muss und bleiben wird, bis die Frauen selbst alles gesagt haben, was sie zu sagen vermögen.

Diese Zeit ist aber noch nicht gekommen und wird nur sehr allmählich hereinbrechen. Es datiert erst von gestern, dass die Frauen imstande sind, durch literarische Arbeiten sich an das größere Publikum zu wenden, und dass die Gesellschaft ihnen dergleichen gestattet, und noch jetzt wagen nur sehr wenige Schriftstellerinnen, etwas zu sagen, was die Männer, von denen ihr

literarischer Erfolg abhängt, nicht gern hören. Vergegenwärtigen wir uns die Art und Weise, in welcher man selbst bis vor kurzem von einem männlichen Schriftsteller jede Meinungsäußerung, die mit den herrschenden Anschauungen in Widerspruch trat und, wie man es nannte, exzentrisch war, aufnahm und zum Teil noch aufnimmt, so können wir uns eine schwache Vorstellung machen von dem Zagen, mit dem eine Frau, welche durch die Erziehung gelehrt ist, Herkommen und öffentliche Meinung als ihre obersten Richter anzusehen, in einem Buche die Tiefen ihrer eigenen Natur enthüllt. Die größte Frau, welche Schriften hinterlassen hat, die ihr eine hervorragende Stellung in der Literatur ihres Vaterlandes für alle Zeiten sichern, hat es doch für nötig gehalten, ihrem kühnsten Werke das Motto* vorzusetzen: »Un homme peut braver l'opinion; une femme doit s'y soumettre.«[2] Was Frauen über Frauen schreiben, ist in vielen Fällen bloße Fuchsschwänzerei bei den Männern. Viele unverheiratete Frauen scheinen in dem Schreiben nur eine Chance mehr zu erblicken, einen Mann zu bekommen. Andere, sowohl verheiratete wie unverheiratete, schießen über das Ziel hinaus und legen eine Servilität an den Tag, die größer ist, als sie von irgendeinem Manne, mit Ausnahme des gewöhnlichsten, gewünscht oder erwartet wird. Diese letztere Erscheinung gehört jedoch schon mehr der Vergangenheit, wenn auch immer noch der jüngsten, an. Die Schriftstellerinnen von heute fühlen sich mündiger und sind mehr geneigt, ihre wahren Empfindungen auszusprechen. Unglücklicherweise sind sie aber, besonders in England, selbst solche Kunstprodukte, dass ihre Empfindungen zusammengesetzt sind aus einem sehr kleinen Teil eigener Beobachtungen und Meinungen und einem sehr großen Teil anempfundenen und anerzogenen Krams. Dies wird sich immer mehr verlieren, aber nicht ganz verschwinden, solange unsere sozialen Einrichtungen den Frauen nicht dieselbe freie Entfaltung der Originalität gestatten, die den Männern möglich ist. Erst wenn diese Zeit gekommen sein wird, werden wir durch den Augenschein und nicht mehr nur vom Hörensagen erfahren, was uns über die Natur der Frauen und von andern damit in Beziehung stehenden Dingen zu wissen nötig ist.

Ich verweilte so lange bei den Schwierigkeiten, welche sich den Männern gegenwärtig bei der Erlangung jeder wahren Kenntnis der Frauennatur entge-

* Der Ausspruch stammt von Anne Louise Germaine de Staël (1766–1817), die allgemein bekannt ist als Madame de Staël, und besagt: Ein Mann kann sich der öffentlichen Meinung entgegenstellen, eine Frau hat sich ihr zu unterwerfen.

genstellen, weil hier, wie bei so vielen andern Dingen »opinio copiae inter maximas causas inopiae est«* und wenig Hoffnung für ein vernünftiges Nachdenken über die Sache vorhanden ist, solange die Leute sich schmeicheln, sie verstünden eine Angelegenheit, von der die meisten Männer absolut gar nichts wissen und über welche, wie die Dinge jetzt liegen, unmöglich irgendein Mann oder alle Männer zusammengenommen ausreichend unterrichtet sein können, um den Frauen durch Gesetze vorschreiben zu dürfen, was ihr Beruf ist oder nicht sein soll.[3] Glücklicherweise ist eine solche Kenntnis in der Stellung, welche die Frauen zu Welt und Leben einnehmen, für bloß praktische Zwecke nicht notwendig, denn die Frage steht, allen Grundsätzen der modernen Gesellschaft zufolge, bei den Frauen allein und kann nur durch die Benutzung ihrer eigenen Erfahrungen und Fähigkeiten entschieden werden. Es gibt kein anderes Mittel, ausfindig zu machen, was eine Person zu leisten imstande ist, als die Prüfung, und ebenso kein anderes Mittel als dieses, wodurch man feststellen kann, was man für sein Glück am besten zu tun, am besten zu lassen habe.

Als gewiss und unumstößlich lässt sich eins festhalten: Die Frau wird dadurch, dass man der Entfaltung ihrer Natur einfach freien Spielraum lässt, nicht verleitet werden, etwas zu tun, was absolut gegen dieselbe ist. Der Eifer der Menschen, die Natur einzuengen, aus Furcht, dieselbe könne, sich selbst überlassen, ihre Zwecke nicht erfüllen, ist ein sehr überflüssiger. Es ist ganz unnötig, den Frauen das zu verbieten, was sie ihrer Natur nach nicht tun können, und sie von dem auszuschließen, was sie tun könnten, jedoch nicht so gut wie die Männer, welche ihre Konkurrenten sind, dazu wird diese Konkurrenz schon völlig ausreichend sein, da es niemandem einfällt, Schutzzollgesetze oder Zunftzwang zugunsten der Frauen zu beanspruchen. Wir begnügen uns mit der Forderung, dass man die zugunsten der Männer aufgerichteten Zollschranken niederreiße und den Zopf des ihnen zugutekommenden Zunftzwanges abschneide. Haben die Frauen eine größere natürliche Neigung für diese Beschäftigungen als für jene, so bedarf es gar keiner Gesetze oder gesellschaftlicher Beschränkung, um die Mehrzahl von ihnen zu veranlassen, sich vorzugsweise den ersteren zuzuwenden. Die Freiheit der Konkurrenz wird die beste Triebfeder für die Frauen sein, jene Berufszweige zu ergreifen, in denen ihre Dienstleistungen besonders gesucht sind; und da man sie natür-

* Sinngemäß: Unwissenheit gründet meistens darin, zu glauben, man wisse alles.

lich nur für die Dinge suchen wird, in denen sie vorzüglich geschickt sind, so würde sich nur durch ein solches Verfahren zu einer ganz richtigen Beurteilung der jedem Geschlechte besonders eigentümlichen wie der beiden gemeinsamen Anlagen gelangen lassen.

Es wird angenommen, die allgemeine Ansicht der Männer bezeichne es als den Beruf der Frauen, Gattinnen und Mütter zu sein. Ich sage, es wird angenommen, denn nach Tatsachen – nach der ganzen gegenwärtigen Gesellschaftsverfassung – zu urteilen, müsste man zu dem Schlusse kommen, dass gerade der entgegengesetzten Ansicht gehuldigt werde. Man müsste glauben, der angebliche natürliche Beruf der Frauen sei ihrer Natur von allen Dingen am meisten zuwider, und dass, sofern man ihnen nur eine andere Wahl lasse – sofern sich ihnen nur irgendein anderes Existenzmittel biete, sofern man ihnen nur irgendeine andere, einigermaßen ihren Wünschen entsprechende Verwendung für ihre Zeit und ihre Fähigkeiten freigebe –, sich nicht mehr Frauen genug finden würden, welche den Beruf auf sich nehmen, den man ihren natürlichsten nennt. Ist dies wirklich die allgemeine Ansicht der Männer, so dürfte es gut sein, wenn sie ausgesprochen würde. Ich wünschte wohl, dass jemand den Satz aufstellte – verblümt ist er in vielen Schriften über die Frage schon oft genug ausgesprochen –: »Es ist notwendig für die Gesellschaft, dass die Frauen heiraten und Kinder gebären; sie werden das aber mit ihrem freien Willen nicht tun, also ist es notwendig, dass man sie dazu zwinge.« Der Fall würde damit doch in das rechte Licht gesetzt. Es wäre ganz derselbe wie der der Sklavenhalter in South Carolina oder Louisiana: »Es ist notwendig, dass Zucker und Baumwolle gebaut werde. Weiße können das nicht, Neger werden es für den Lohn, den wir ihnen dafür geben, nicht tun; ergo müssen sie dazu gezwungen werden.« Eine vielleicht noch zutreffendere Illustration der Sache ist die Matrosenpresse: »Wir brauchen absolut Seeleute, um unser Land zu verteidigen. Es kommt aber oft vor, dass sie sich nicht freiwillig anwerben lassen; folglich müssen wir die Macht haben, sie mit Gewalt dazu zu pressen.« Wie oft ist diese Logik angewendet worden! Wie oft würde sie noch angewendet werden, befände sich nicht eine schwache Stelle darin! Es lässt sich nämlich darauf erwidern: »Bezahlt die Matrosen nach dem redlichen Werte ihrer Arbeit. Habt ihr es für sie erst ebenso lukrativ gemacht, euch zu dienen wie andern Arbeitgebern, so werdet ihr ferner keinen Mangel mehr daran haben.« Auf diesen Einwurf gibt es logisch keine andere Antwort als: »Ich will nicht«, und da man sich jetzt nicht bloß schämt, den Arbeiter sei-

nes Lohnes zu berauben, sondern dies auch nicht mehr tun will, so findet das »Matrosenpressen« keine Verteidiger mehr. Setzen sich aber diejenigen, welche die Frauen zur Heirat dadurch zwingen wollten, dass sie ihnen jede andere Laufbahn abschneiden, nicht demselben Einwurf aus? Ist das, was sie aussprechen, wirklich ihre Meinung, so bekennen sie damit, dass die Männer den Frauen die Ehe nicht so wünschenswert machen, dass sie sich um ihrer selbst willen dazu verstehen würden. Es ist durchaus kein Beweis für die hohe Meinung, welche jemand von der Anziehungskraft des von ihm Dargebotenen hegt, wenn er lediglich die Wahl gestattet: »Entweder dies oder gar nichts.« Und hier, glaube ich, haben wir den Schlüssel zu den Gefühlen der Männer, welche eine ausgesprochene Antipathie gegen die gleiche Freiheit des weiblichen Geschlechtes haben. Ich glaube, sie fürchten weniger, dass die Frauen überhaupt nicht heiraten wollen, denn ich kann mir nicht denken, dass einer von ihnen diese Besorgnis im Ernste hegt, sondern dass die Frauen verlangen würden, die Ehe solle auf gleichen Bedingungen beruhen, und dass alle Frauen, die Geist und Fähigkeiten besitzen, lieber jede andere Beschäftigung, die sie nur nicht in ihren eigenen Augen herabsetzte, ergriffen, als dass sie sich verheirateten und durch diesen Schritt sich und ihrer ganzen irdischen Habe einen Gebieter gäben. Und wahrlich, wenn die Heirat unabänderlich diese Folge nach sich ziehen muss, schiene eine Abneigung dagegen gar nicht so ungerechtfertigt.

Ich halte es ebenfalls für wahrscheinlich, dass nur wenige Frauen, welche zu irgendetwas anderem fähig sind, es sei denn, dass ein ganz unwiderstehliches *Entrainement** sie eine Zeitlang für alles andere unempfindlich mache, sich entschließen könnten, ein solches Los zu wählen, sobald ihnen noch andere Chancen geboten würden, einen ehrenvollen Platz im Leben auszufüllen. Sind daher die Männer entschlossen, das Ehegesetz ein Gesetz des Despotismus bleiben zu lassen, so handeln sie vom Standpunkt der Klugheit ganz recht, den Frauen nur die Wahl zu lassen: »Entweder dies oder gar nichts.«

In diesem Falle ist aber alles, was bisher in der Welt geschehen ist, die Geister der Frauen von dem sie belastenden Drucke zu befreien, ein Missgriff. Man hätte ihnen nie gestatten dürfen, sich eine literarische Bildung anzueignen. Frauen, welche lesen, und gar Frauen, die schreiben, sind in den existie-

* Übung.

renden Verhältnissen nur widersprechende und störende Elemente, und man tat sehr unrecht, sie andere Dinge lernen zu lassen, als für eine *Odaliske*[*] oder für eine Haussklavin geeignet sind.

Zweites Kapitel

Es wird gut sein, die detaillierte Untersuchung unseres Gegenstandes mit dem Punkt zu beginnen, zu welchem uns der Gang unserer Betrachtungen zunächst geführt hat, nämlich mit den Bedingungen, welche die Gesetze aller Länder mit dem Ehekontrakt verbinden. Da die Ehe von der Gesellschaft als einzige Bestimmung der Frauen bezeichnet wird, man sie mit der Aussicht darauf erzieht, sie ihnen als das Ziel hinstellt, das jede, die nicht gar zu stiefmütterlich von der Natur behandelt ist, zu erreichen suchen muss, so sollte man denken, es sei alles geschehen, um ihnen dieses Lebenslos so angenehm wie möglich zu machen und in ihnen kein Bedauern darüber aufkommen zu lassen, dass jedes andere ihnen versagt ist. Die Gesellschaft dagegen hat in diesem wie zuerst in jedem anderen Falle es vorgezogen, ihren Zweck durch unredliche statt durch redliche Mittel zu erreichen; dieser Fall ist jedoch der einzige, in welchem sie bis auf den heutigen Tag im Wesentlichen dabei geblieben ist. Ursprünglich nahmen sich die Männer die Frauen mit Gewalt, oder die Väter verkauften ihre Töchter den Gatten. Bis zu einer späten Periode in der Geschichte Europas hatte der Vater die Macht, ohne jede Rücksicht auf den Willen seiner Tochter über deren Hand zu bestimmen. Die Kirche erwies sich den Gesetzen einer höheren Moralität insofern gehorsam, als sie bei der Trauung von der Frau ein förmliches »Ja« forderte; dadurch war jedoch keineswegs bewiesen, ob die Zustimmung eine freiwillige oder erzwungene sei, und praktisch blieb es dem Mädchen total unmöglich, den väterlichen Geboten den Gehorsam zu versagen, ausgenommen vielleicht, wenn sie sich des Schutzes der Religion durch den bestimmten Entschluss, das Klostergelübde abzulegen, versicherte. In vorchristlichen Zeiten erhielt der Mann durch die Ehe Macht über Leben und Tod der Frau. Sie konnte kein Gesetz gegen ihn anrufen, er war ihr einziges Tribunal. Lange Zeit hindurch konnte er sie verstoßen, ohne dass ihr ein ähnliches Recht ihm gegenüber zustand. Das alte

* Haremsdame.

englische Gesetz nennt den Mann den Herrn (*lord*) seiner Frau, er wurde buchstäblich wie ihr Souverän betrachtet, und man nannte den von einer Frau an ihrem Manne begangenen Mord Verrat und bestrafte ihn grausamer als selbst den Hochverrat, indem man die Verbrecherin lebendig verbrannte. Weil diese verschiedenen Ungeheuerlichkeiten außer Gebrauch gekommen sind (denn viele sind gar nicht förmlich abgeschafft worden, oder doch lange nachdem man sie nicht mehr in Anwendung brachte), glauben die Leute, es sei jetzt mit dem Ehekontrakte alles, wie es sein solle, und man hört fortwährend die Behauptung, die Zivilisation und das Christentum hätten die Frauen in die ihnen gebührenden Rechte eingesetzt. In Wahrheit ist aber die Frau tatsächlich noch heute die Leibeigene ihres Mannes, und zwar, soweit gesetzliche Verpflichtungen gehen, in keinem geringeren Grade als diejenigen, welche man gewöhnlich mit dem Namen Sklaven bezeichnet. Sie gelobt ihm am Altare Gehorsam für das ganze Leben und wird auch ihr ganzes Leben hindurch durch das Gesetz dazu angehalten.

Kasuisten könnten einwerfen, dass der Gehorsam sich nicht auf die Teilnahme an Verbrechen erstrecke; außerdem gibt es aber nichts, was davon dispensiert. Sie kann nichts tun ohne seine, wenigstens stillschweigende, Erlaubnis. Sie kann sich kein Eigentum erwerben; in dem Augenblick, wo es ihr zufällt, selbst durch Erbschaft, wird es *ipso facto*[*] das seine. In dieser Beziehung ist die Lage der Frau unter dem gemeinen Gesetz von England übler als die der Sklaven unter den Gesetzen verschiedener Länder. Das römische Gesetz gestattete zum Beispiel dem Sklaven sein Pekulium[**] und sicherte es ihm bis zu einer gewissen Ausdehnung zu seinem ausschließlichen Gebrauch. Die höheren Klassen Englands haben ihren Frauen ähnliche Vorteile zu sichern gesucht, indem sie ihnen durch besondere Verträge mit Umgehung des Ehekontraktes Nadelgeld[***] und so weiter aussetzten. Das väterliche Gefühl ist bei den Vätern eben doch stärker als der Kastengeist, und sie ziehen die eigene Tochter dem Schwiegersohn, der für sie ein Fremder ist, vor. Mittels einer Vereinbarung (*settlement*) entziehen die Reichen das ererbte Vermögen der Frau gewöhnlich entweder ganz oder teilweise der absoluten Kontrolle des Mannes, aber es gelingt ihnen dadurch nicht, es ihr gänzlich zur Verfügung

---

* Durch die Tatsache selbst.

** Privatvermögen.

*** Von Ehemännern gewährtes Taschengeld zum persönlichen Gebrauch der Ehefrauen.

zu lassen. Alles, was sie möglich machen können, ist, den Mann zu hindern, das Geld zu verschwenden, während gleichzeitig die rechtmäßige Eigentümerin seiner Benutzung beraubt wird. Das Vermögen selbst wird außerhalb des Bereichs beider gestellt, und was dessen Ertrag anbetrifft, so ist diejenige Form des Vertrages die günstigste für die Frau, welche »zu ihrem Separatgebrauch« lautet und den Mann hindert, ihn statt ihrer in Empfang zu nehmen. Das Geld muss durch ihre Hände gehen; nimmt er es ihr jedoch, sobald sie es empfangen, mit Gewalt ab, so kann er dafür weder bestraft noch zur Wiedererstattung angehalten werden. So weit erstreckt sich also der Schutz, den nach den Gesetzen Englands der mächtigste Edelmann seiner Tochter gegen ihren Gatten zu gewähren vermag. In einer überwiegend größeren Anzahl von Fällen gibt es aber kein Leibgedinge, und der Frau ist und bleibt jede Verfügung über ihr Vermögen, wie alle andere Freiheit, absolut entzogen. Das Gesetz betrachtet die beiden als »Eine Person«, um daraus die Folgerung herzuleiten, was ihr gehöre, sei auch das Seinige, der Parallelschluss, was sein sei, gehöre ihr, wird aber niemals daraus gezogen. Diese Maxime wird niemals gegen den Mann angewendet, außer um ihn dritten Personen gegenüber für ihre Handlungen verantwortlich zu machen, gerade ebenso, wie ein Herr für das, was seine Sklaven oder seine Haustiere tun, verantwortlich ist. Ich bin weit entfernt, behaupten zu wollen, die Frauen würden im Allgemeinen nicht besser behandelt als Sklaven; aber kein Sklave ist Sklave in solcher Ausdehnung und in so vollem Sinne des Wortes, wie es die Frau ist. So leicht ist kein Sklave, vielleicht mit alleiniger Ausnahme dessen, welcher den Herrn persönlich bedient, in jeder Stunde, jeder Minute Sklave; im Allgemeinen hat er sein bestimmtes Tagewerk, und ist dies vollbracht, so verfügt er innerhalb gewisser Grenzen über seine übrige Zeit und hat ein Familienleben, in das der Herr selten störend eingreift. »Onkel Tom« hat bei seinem ersten Herrn seine »Hütte« und lebt darin beinahe ebenso, wie jeder Mann, dessen Beruf ihn vom Hause entfernt, in seiner Familie zu leben imstande ist.* Ganz anders ist dies mit der Frau. Vor allen Dingen hat in christlichen Ländern die Sklavin das Recht, ja sogar die moralische Verpflichtung, ihrem Herrn die äußerste Vertraulichkeit zu verweigern.

Wie steht es dagegen mit der Frau? Sie mag zu ihrem Unglück an den brutalsten Tyrannen gekettet sein, mag wissen, dass er sie hasst, mag täglich von

---

* Vgl. Harriet Beecher Stowes Buch: *Onkel Toms Hütte* aus dem Jahr 1852.

ihm gequält und misshandelt werden, so kann er doch von ihr die tiefste Erniedrigung, die einem menschlichen Wesen nur zugemutet werden kann, verlangen und sie dazu zwingen, nämlich sich gegen ihre Neigung als Werkzeug zur Befriedigung eines tierischen Bedürfnisses gebrauchen zu lassen. Und während sie nun in Betreff ihrer eigenen Person im niedrigsten Grade der Sklaverei ist, in welcher Stellung befindet sie sich gegenüber den Kindern, an denen sie und ihr Gebieter ein gemeinschaftliches Interesse haben? Sie sind dem Gesetze nach seine Kinder. Er allein hat legale Rechte über sie. Sie kann nichts für oder in Bezug auf sie bestimmen, ohne von ihm dazu beauftragt zu sein. Selbst nach seinem Tod ist sie nur dann ihre gesetzliche Vormündin, wenn er sie in seinem Testament dazu bestimmt hat. Er konnte sie sogar von ihr fortsenden und sie der Mittel, sie zu sehen und mit ihnen zu korrespondieren, berauben, bis diese Maßregel durch Sergeant Talfourds Akt eingeschränkt wurde.

So ist es um die gesetzliche Lage der Frau bestellt, und es steht ihr kein Mittel zu Gebote, sich derselben zu entziehen. Verlässt sie ihren Gatten, so kann sie nichts mit sich nehmen, weder ihre Kinder noch irgendetwas von ihrem rechtmäßigen Eigentum. Will er, dass sie zu ihm zurückkehre, so kann er sie durch das Gesetz oder durch Anwendung physischer Gewalt dazu zwingen, oder er kann ihr auch alles wegnehmen, was sie verdient oder was ihr von Verwandten gegeben wird. Nur eine gesetzliche, durch Urteil eines Gerichtshofes ausgesprochene Scheidung kann ihr das Recht geben, für sich allein zu leben und nicht in die Gewalt eines erbitterten Kerkermeisters zurückkehren zu müssen, die Früchte ihrer Arbeit selbst zu genießen, ohne befürchten zu dürfen, dass ein Mann, den sie vielleicht zwanzig Jahre lang nicht gesehen hat, sie eines Tages überfällt und ihr alles, was sie besitzt, entreißt.

Eine solche gesetzliche Scheidung war aber bis vor kurzem mit solchen Kosten verknüpft, dass sie nur den höheren Ständen zugänglich war. Selbst jetzt wird sie nur in Fällen böswilliger Verlassung oder gar zu brutaler Behandlung ausgesprochen, und trotzdem werden Klagen laut, dass sie zu leicht zu erlangen sei. Wenn der Frau nur das eine Lebenslos gestattet ist, die persönliche Leibsklavin eines Mannes zu werden, und die einzige Chance, welche ihr dabei offengelassen, nur die ist, einen Herrn zu finden, der sie mehr als Favoritin denn als Packtier behandelt, so ist es wahrlich eine grausame Erschwerung ihres Schicksals, dass man ihr nur gestatten will, diese Chance *ein* Mal zu versuchen. Die natürliche Folgerung aus diesem Zustand der Dinge wäre

doch eigentlich die: »Da im Leben für die Frau alles darauf ankommt, einen guten Herrn zu finden, so müsste ihr gestattet sein, so lange zu wechseln, bis ihr ein solcher zuteilgeworden wäre.« Ich sage nicht, dass ich für sie dies Vorrecht verlange. Die Frage der Scheidung in Bezug auf die den Geschiedenen zu gestattende Freiheit der Wiederverheiratung gehört einem Gebiete an, das meiner gegenwärtigen Aufgabe fernliegt. Ich beschränke mich auf den Ausspruch: »Für diejenigen, denen man im Leben nur Dienstbarkeit gestattet hat, wäre die freie Wahl dieser Dienstbarkeit die einzige, obschon sehr unzureichende Erleichterung derselben.« Die Ablehnung dieses Zusatzes vervollständigt die Gleichheit des Loses der Frau und der Sklavin, und zwar der Sklavin nicht unter der mildesten Form der Sklaverei, denn nach manchen Sklavengesetzen konnten die Sklaven unter gewissen Umständen übler Behandlung ihre Herren gesetzlich zwingen, sie zu verkaufen. In England aber befreit selbst die fortgesetzteste schlechte Behandlung, wenn sich dazu nicht noch Ehebruch gesellt, die Frau nicht von ihrem Peiniger.

Ich habe durchaus nicht den Wunsch zu übertreiben, auch bedarf die Sache der Übertreibung wahrlich nicht. Ich habe hier die rechtliche Stellung der Frauen geschildert, nicht die ihnen wirklich zuteilwerdende Behandlung. Die Gesetze der meisten Länder sind weit schlimmer als die Leute, welche sie vollstrecken, und viele derselben können eben nur deshalb Gesetze bleiben, weil sie selten zur Ausführung gebracht werden. Wäre das Eheleben wirklich ein Zustand, wie er dem Gesetze nach sein könnte, so würde die Gesellschaft eine Hölle auf Erden sein. Glücklicherweise leben in der Menschenbrust Gefühle und Einflüsse, welche die Neigungen und Anreizungen zur Tyrannei in vielen Männern gar nicht aufkommen lassen und bei einer noch weit größeren Anzahl bedeutend mäßigen; das stärkste Beispiel von dem Vorhandensein solcher Gefühle ist unzweifelhaft das Band, welches in einem normalen ehelichen Verhältnis den Mann mit seiner Frau verbindet. Das einzige andere Band, welches dem zwischen Mann und Frau am ähnlichsten ist, das zwischen Vater und Kindern, dient mit Abrechnung weniger Ausnahmefälle nur dazu, das erstere zu stärken, statt es zu beeinträchtigen. Weil nun in der Wirklichkeit nicht all das Elend, das von dem Mann der Frau bereitet werden könnte, wenn er die ganze Tyrannei, welcher der Wortlaut der Gesetze ihn berechtigte, ausüben wollte, von dem ersten geschaffen, von der letzteren erduldet wird, halten die Verteidiger des herrschenden Systems dessen Unbilligkeit für völlig gerechtfertigt und bezeichnen diejenigen als Querulanten, welche das

kleine Übel für so vieles Gute nicht mit in den Kauf nehmen wollen. Die durch Praxis herbeigeführten Milderungen einer Tyrannei, die sich ganz gut mit ihrer gesetzlichen Aufrechthaltung in ihrer vollen Stärke vertragen, beweisen indes nur, welche Kraft der Reaktion selbst gegen die abscheulichsten Institutionen die menschliche Natur besitzt und mit welcher Lebenskraft die Saaten des Guten wie des Bösen sich im menschlichen Charakter ausbreiten und darin zur Entwicklung gelangen. Man kann für den Despotismus in der Familie nichts anführen, was sich nicht auch für den politischen Despotismus sagen lässt. Es sitzt auch nicht jeder absolute König am Fenster seines Palastes und ergötzt sich an den Seufzern der von ihm gequälten Untertanen, noch nimmt er ihnen ihr letztes Kleidungsstück und stößt sie nackt und bloß auf die Straße. Der Despotismus Ludwigs XVI. war nicht der Despotismus eines Philipp des Schönen oder eines Nadir Schah oder eines Caligula,* er war aber immerhin schlimm genug, um die Französische Revolution zu rechtfertigen und selbst ihre Schrecken zu entschuldigen. Darf man sich auf die zwischen Gatten existierende innige Liebe berufen, so ließe sich ganz dasselbe zugunsten der Sklaverei anführen. Es war bei den Griechen und Römern gar nichts Außergewöhnliches, dass Sklaven sich lieber zu Tode martern ließen, als dass sie ihre Herren verrieten. Die Geächteten der römischen Bürgerkriege fanden meistens eine heroische Treue bei ihren Frauen und Sklaven, während die Söhne sich gewöhnlich verräterisch erwiesen, und doch wissen wir, wie grausam viele Römer ihre Sklaven behandelten. Individuelle Gefühle, das ist eine Wahrheit, schießen nirgends zu einer solchen Üppigkeit empor als unter den abscheulichsten Institutionen. Es gehört mit zur Ironie des Lebens, dass die höchsten Gefühle ergebener Dankbarkeit, welche in der menschlichen Natur zur Erscheinung kommen können, in menschlichen Geschöpfen für diejenigen erwachen, welche die Macht besitzen, ihre ganze irdische Glückseligkeit zu vernichten, die sich aber freiwillig der Ausübung dieses Vorrechts begeben. Wir wollen auf die Untersuchung, einen wie bedeutenden Einfluss dieses Gefühl auch auf die Frömmigkeit der Menschen im Allgemeinen ausübt, lieber nicht näher eingehen, so viel aber steht durch die tägliche Erfahrung fest, dass ihre Dankbarkeit gegen Gott sehr häufig rege gemacht wird durch die Be-

* Gemeint sind die für ihre despotische Herrschaft gefürchteten Regenten: König Ludwig XVI. von Frankreich (1754–1793, Regent seit 1774), Philipp IV., König von Frankreich (1268–1314, Regent seit 1285); Nadir Schah Afshar (1688–1747, seit 1736 Schah von Persien) und der römische Kaiser Caligula (12–41, Kaiser seit 37).

trachtung, dass er sich ihren Mitmenschen lange nicht so gnädig erwiesen hat wie ihnen.

Bei der Verteidigung von Institutionen wie Sklaverei, politischer Absolutismus oder Absolutismus des Familienoberhauptes verlangt man immer, dass wir sie nach ihren besten Beispielen beurteilen sollen. Man entwirft uns idyllische Bilder liebender Autorität von der einen, liebender Unterwerfung von der andern Seite, von erhabener Weisheit, die alle Dinge zum höchsten Glücke für die Untergebenen ordnet, welche mit Lächeln und Anbetung zu ihr aufblicken. Behauptete jemand, dass es in der Welt gar keine guten Männer gäbe, so wären derartige Beispiele die besten Beweise für das Gegenteil; wer bezweifelt denn aber, dass unter der absoluten Herrschaft eines guten Mannes großes Glück, große Liebe, ein häusliches Paradies sich entfalten könne? Gesetze und Institutionen sind aber viel weniger auf die guten als auf die bösen Menschen zu berechnen. Die Ehe ist ja nicht eine für eine kleine Zahl Auserwählter bestimmte Einrichtung. Man verlangt ja von den Männern, bevor sie getraut werden, nicht den Nachweis, dass sie die Eigenschaften besitzen, vermöge deren man sie ohne Bedenken mit absoluter Gewalt betrauen darf. Das Band der Liebe und der Pflicht gegen Frau und Kinder ist stark bei allen, welche überhaupt ein lebhaftes Gefühl für ihre sozialen Pflichten haben, ja selbst bei vielen, die sonst für andere soziale Bande weniger empfänglich sind; wir begegnen allen Graden der Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit dafür, je nach den Graden des Guten und Bösen im Charakter der Menschen, und gelangen endlich zu denen, für welche es überhaupt keine moralische Fessel gibt und für welche die Gesellschaft nur ihre *Ultima Ratio*, die gesetzlichen Strafen, hat. Jeder Grad dieser absteigenden Stufenleiter enthält nun Männer, denen die ganze ihnen vom Gesetz gewährleistete Macht des Ehegatten zusteht. Der abscheulichste Verbrecher hat ein unglückliches Weib, das an ihn gekettet ist, gegen das er jede Grausamkeit begehen kann, nur dass er es nicht töten darf; ja selbst das kann er, wenn er dabei nur mit der gehörigen Vorsicht zu Werke geht, ohne große Gefahr zu laufen, dadurch mit den Strafgesetzen in Konflikt zu kommen. Und wie viel tausend Männer gibt es in den untersten Klassen jedes Landes, die, ohne im gesetzlichen Sinne in irgendeiner andern Hinsicht Verbrecher zu sein, weil sie sich nach keiner Seite hin, ohne Widerstand oder Strafe zu finden, etwas zuschulden kommen lassen dürfen, gar gewohnheitsmäßig Exzesse tätlicher Gewalt gegen die unglückliche Frau begehen, welche die einzige erwachsene

Person ist, die sich ihrer Brutalität weder erwehren noch derselben entfliehen kann! Solchen gemeinen, wilden Naturen flößt die grenzenlose Abhängigkeit der Frau nicht etwa eine großmütige Nachsicht ein, nicht etwa das Ehrgefühl, ein Wesen gut zu behandeln, dessen Leben gänzlich ihrer Güte anvertraut ist, sondern ganz im Gegenteil das Bewusstsein, dass das Gesetz sie ihnen als ihre Sache überliefert hat, mit der sie ganz nach ihrem Gefallen verfahren können und gegen die sie nicht die Rücksichten zu nehmen brauchen, die sie sonst gegen jedermann walten lassen. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, dass innerhalb der letzten Jahre das Gesetz, welches früher die häusliche Bedrückung in ihrem äußersten Extrem zuließ, einige schwache Versuche zu ihrer Beschränkung gemacht hat. Diese Versuche haben indes, wie dies auch nicht anders zu erwarten war, wenig gefruchtet, weil es gegen alle Vernunft und Erfahrung streitet, wenn man erwartet, der Brutalität einen wirksamen Damm entgegensetzen und doch das Opfer unausgesetzt in der Gewalt seines Henkers lassen zu können. Solange das Gesetz die Frau nicht nach jeder ersten erwiesenen Tätlichkeit des Mannes gegen sie oder auf alle Fälle nach jeder ersten Tätlichkeit im Wiederholungsfall *ipso facto** zu einer Scheidung oder wenigstens zu einer gerichtlichen Trennung berechtigt, so lange wird jeder Versuch, grobe Tätlichkeiten durch gesetzliche Strafen unterdrücken zu wollen, an dem Mangel eines Klägers oder eines Zeugen scheitern.

Bedenkt man, wie groß in jedem Lande die Zahl der Männer ist, welche nicht viel höher stehen als Tiere, und dass diese durch nichts verhindert sind, sobald es ihnen gefällt, kraft des Ehegesetzes ein unglückliches Opfer in ihre Gewalt zu bekommen, so dehnt sich die Breite und Tiefe des durch den Missbrauch dieser einzigen Institution verursachten menschlichen Elends in einer entsetzlichen Weise aus. Und doch haben wir bis jetzt nur die extremsten Fälle ins Auge gefasst. Wir haben in den tiefsten Abgrund geschaut, aber es gibt sehr viele Stufen, die man überschreiten muss, bis man zu ihm gelangt. Das Bild des absoluten Ungeheuers ist für die politische wie für die häusliche Tyrannei ein Spiegel, welcher zeigt, dass unter diesen Institutionen fast jede Gräueltat geschehen kann, sobald es dem Despoten gefällt, und was die schrecklichen Folgen von nur sehr wenig geringeren abscheulichen Dingen sein können. Vollkommene Bösewichter sind vielleicht ebenso selten wie Engel, vielleicht noch seltener; dagegen sind rohe, grausame Naturen mit gelegent-

* Durch die Tatsache selbst.

lichen Spuren der Menschlichkeit an sich häufig genug, und nun die weite Kluft, welche zwischen diesen und den würdigen Repräsentanten des Menschengeschlechtes liegt! Durch wie viele verschiedene Formen und Grade der Brutalität und Selbstsucht wird sie ausgefüllt! Einer Brutalität und Selbstsucht, die sich oft unter dem äußern Firnis der Zivilisation, ja selbst der Bildung verbirgt, der hinreichend ist, alle, die nicht unter ihrer Botmäßigkeit stehen, zu täuschen, sie aber nicht zurückhält, die von ihnen Abhängigen zu quälen und ihnen das Leben zur Hölle zu machen.

Man hat seit Jahrhunderten die Behauptung, dass die Menschheit im Allgemeinen den Besitz der Macht nicht vertragen könne, in so vielen Tonarten aufgestellt, dass es überflüssig erscheinen dürfte, Gemeinplätze zu wiederholen, die jeder auswendig kennt, geschähe dies nicht, weil fast niemand daran denkt, diese Maximen auf den Fall anzuwenden, auf den sie vor allen Dingen anwendbar wären, das heißt auf eine Macht, die nicht hier und da in die Hand eines Menschen gelegt ist, sondern die jedem erwachsenen Mann bis hinab zu dem rohesten und verworfensten übertragen wird. Weil ein Mann sich noch gegen keins der Zehn Gebote öffentlich vergangen hat, weil er im Verkehr mit denjenigen, die er in keiner Weise zu fernerem Umgange mit ihm zwingen kann, sich anständig benimmt, weil er sich gegen diejenigen, welche sich nichts von ihm gefallen zu lassen brauchen, keine Ausbrüche übler Laune zuschulden kommen lässt, braucht man noch nicht zu denken, dass er sich eines ähnlichen Betragens in seiner engeren Häuslichkeit befleißigt. Selbst die gewöhnlichsten Menschen kehren die mürrischen, heftigen, unverhüllt selbstsüchtigen Seiten ihres Charakters nur gegen diejenigen heraus, welche ohnmächtig sind, sich gegen sie aufzulehnen. Die Beziehungen der Höhergestellten zu den Untergebenen sind die Pflanzstätten dieser Charakterfehler, und wo sie sonst noch zum Vorschein kommen, sind sie nichts als ein derselben Quelle entsprungener Nebenstrom. Ein Mann, der heftig, eigenwillig und launenhaft gegen seinesgleichen ist, hat gewiss mit Untergebenen gelebt, die er durch Furcht und Schikane seinem Willen beugen konnte. Ist die Familie in ihren besten Formen, wie so oft behauptet wird, eine Schule der Sympathie, der Zärtlichkeit, des liebevollsten Selbstvergessens, so ist sie, was ihr Oberhaupt anbetrifft, noch viel öfter eine Schule des Eigenwillens, der Herrschsucht, des Sichgehenlassens und einer zweifach gefärbten idealisierten Selbstsucht, von der selbst die sogenannte Opferfreudigkeit nur eine andere Form ist. Die Sorge für Frau und Kinder ist für einen solchen Mann auch

nur ein Teil der Sorge für sich, da sie ja ein Teil seines Eigentums, seiner Interessen sind und ihre irdische Glückseligkeit bis auf das kleinste Detail seinem *bon plaisir*[*] aufgeopfert wird.

Was ließe sich aber unter der gegenwärtigen Einrichtung auch Besseres erwarten? Wir wissen es ja, die bösen Anlagen der menschlichen Natur lassen sich nur dann in Schranken halten, wenn ihnen für ihre Ausbreitung kein Spielraum gewährt ist. Wir wissen, dass jeder, dem andere sich nachgiebig zeigen, aus Gewohnheit und innerem Antriebe, wenn nicht aus Überlegung, in seinen Anforderungen an sie immer weiter geht, bis er an den Punkt gelangt, wo sie sich gezwungen sehen, ihm Widerstand entgegenzusetzen. Bei solchen Neigungen der menschlichen Natur musste die beinahe unbegrenzte Macht, welche die gegenwärtige Einrichtung der Gesellschaft dem Manne über wenigstens ein menschliches Wesen gibt, und zwar über dasjenige, mit dem er zusammenwohnt, das er beständig um sich hat, musste diese Macht, sage ich, alle, selbst die auf dem tiefsten Grunde seiner Seele schlummernden Keime der Selbstsucht erwecken und aufschießen lassen, ihm die Freiheit gewähren, diejenigen Seiten seines ursprünglichen Charakters zu entfalten, die er unter andern Bedingungen hätte unterdrücken und verbergen müssen und deren Unterdrückung ihm mit der Zeit zur zweiten Natur geworden wäre. Ich weiß sehr wohl, dass die Frage auch noch eine andere Seite hat. Ich gebe sehr gern zu, dass die Frau, wenn sie auch keinen offenen Widerstand zu leisten vermag, doch Wiedervergeltung üben und dem Manne das Leben unsäglich verbittern kann und auf diese Weise die Macht hat, vieles durchzusetzen, was sie will, und vieles zu hintertreiben, was sie nicht will. Diese Art der Selbstverteidigung hat jedoch den großen Fehler, dass sie meistens nur gegen die am allerwenigsten tyrannischen Oberhäupter und zugunsten der ihrer am wenigsten bedürftigen Untergebenen angewendet wird.

Es sind dies die Waffen eigensinniger und unverträglicher Frauen, solcher, die, wenn sie die Macht hätten, davon den übelsten Gebrauch machen würden, und die sie jedes Mal zu einem bösen Zwecke in Bewegung setzen. Die liebenswürdigen, freundlichen Frauen können eine solche Waffe nicht gebrauchen, die hochgesinnten verachten sie. Von der andern Seite sind diejenigen Männer, gegen die sie am häufigsten und mit dem meisten Erfolge angewendet wird, die sanfteren und harmloseren, Männer, die, selbst wenn

---

* Wohlgefallen.

man sie provoziert, nicht zu einer rauen Anwendung ihrer Autorität zu verleiten sind. Die Macht der Frau, unangenehm und unliebenswürdig zu sein, führt gewöhnlich nur eine Gegentyrannei ein und macht hauptsächlich solche Männer zu Opfern, die am wenigsten geneigt sind, den Tyrannen zu spielen.

Welche Einflüsse sind es denn nun aber, die die korrumpierenden Wirkungen der Macht wirklich mäßigen und sie neben einer solchen Summe des Guten, wie wir in der Tat sehen, bestehen lassen? Die weiblichen Reize, so groß ihr Einfluss in individuellen Fällen auch sein mag, haben doch im Allgemeinen nur wenig Einwirkung auf die Situation im Großen und Ganzen, denn ihre Macht währt nur, solange die Frau jung und anziehend ist, oft auch nur, solange sie den Reiz der Neuheit für sich hat und nicht durch das Zusammenleben zur Alltäglichkeit geworden ist, und auf viele Männer haben sie zu keiner Zeit irgendeinen Einfluss. Die eigentlichen mildernden Elemente sind die mit der Zeit erwachsende persönliche Zärtlichkeit, die sich in dem Maße entwickelt, als der Charakter des Mannes derselben zugänglich und der Charakter der Frau dem seinigen hinlänglich sympathisch ist, um sie zu erregen; ferner ihr gemeinschaftliches Interesse an ihren Kindern, die Gemeinschaft ihrer Interessen dritten Personen gegenüber (wobei es indes sehr große Beschränkungen gibt) und außerdem die tatsächliche Wichtigkeit der Frau für sein tägliches Behagen und seine Annehmlichkeiten sowie der Wert, den er ihr infolgedessen um seiner Person willen beimisst. Bei einem Manne, der überhaupt fähig ist, Gefühle für andere zu haben, wird Letzteres die Grundlage, aus der sich die Liebe zu der Frau um ihrer selbst willen entwickelt. Endlich tritt dazu der Einfluss, den beinahe über alle menschlichen Wesen diejenigen gewinnen, welche am meisten um ihre Person sind und sowohl durch direkte Vorstellungen wie durch unmerkliche Mitteilung ihrer Gesinnungen und Ansichten, wenn ihnen nicht ein ebenso starker persönlicher Einfluss entgegengesetzt wird, häufig einen hohen und ebenso unvernünftigen Grad der Herrschaft über den Vorgesetzten gewinnen.

Durch diese verschiedenen Mittel erlangt die Frau zuweilen selbst einen zu großen Einfluss auf den Mann. Sie ist imstande, bestimmend auf sein Verhalten einzuwirken in Dingen, in welchen sie gar nicht qualifiziert sein mag, ihn zum Guten zu beeinflussen in Dingen, von denen sie vielleicht kein Verständnis hat, in denen sie moralisch nicht auf der rechten Seite steht und wo er besser nach seinen eigenen Eingebungen handeln würde.

Macht ist jedoch weder in Angelegenheiten der Familie noch in Angelegenheiten des Staates ein Ersatz für Freiheit. Die Frau erhält durch ihre Macht über den Mann oft das, worauf sie kein Recht hat, aber ihre eigenen Rechte werden ihr dadurch nicht gesichert. Die Favoritsklavin eines Sultans hat Sklavinnen unter sich, die sie tyrannisiert, das Wünschenswerteste wäre aber, sie besäße keine Sklavinnen und wäre selbst nicht eine solche. Eine Frau kann, wenn sie ihre Existenz ganz in der des Mannes aufgehen lässt, in allen gemeinschaftlichen Beziehungen keinen andern Willen haben als den seinigen (oder ihn wenigstens überredet, dass sie keinen andern Willen habe), und indem sie es zur Aufgabe ihres Lebens macht, seine Gesinnungen zu beeinflussen, sich vielleicht die Genugtuung verschaffen, auf sein Verhalten in äußern Dingen einzuwirken, selbst dann, wenn sie dieselben zu beurteilen gar nicht befähigt ist, sondern dabei wiederum von andern Personen oder von Vorurteil oder Parteilichkeit gänzlich beeinflusst wird. Demzufolge werden, wie die Dinge jetzt liegen, gerade diejenigen, welche sich gegen ihre Frauen am freundlichsten benehmen, durch dieselben in allen sich über die Familie hinaus erstreckenden Interessen öfter zum Bösen als zum Guten gelenkt. Man lehrt die Frau, sie habe sich nicht um Angelegenheiten, die außerhalb ihrer Sphäre liegen, zu bekümmern, sie hat deshalb eine redliche, gewissenhafte Ansicht darüber, und wenn sie sich in dieselben mischt, so tut sie dies selten in feiner, ehrenhaften Absicht, sondern hat gewöhnlich eigennützige Zwecke dabei. Sie weiß nicht und fragt auch nicht danach, auf welcher Seite in der Politik das Recht liege, aber sie weiß sehr genau, von welcher Geld oder Einladungen oder ein Titel für ihren Mann oder eine Stellung für ihren Sohn, eine gute Partie für ihre Tochter zu erwarten stehen.

Aber, wird man fragen, kann denn eine Gesellschaft ohne Regierung bestehen? In einer Familie, wie in einem Staate, muss doch einer der oberste Herrscher sein. Wer soll entscheiden, wenn Eheleute in ihren Meinungen voneinander abweichen? Sie können nicht jeder ihren Weg für sich gehen, also muss es doch eine Instanz geben, die bestimmt, wer sich dem andern zu fügen habe.

Dieser Einwurf ist insofern nicht zutreffend, als nicht in allen Verbindungen, welche Menschen freiwillig miteinander eingehen, einer von ihnen absolut der Herr sein muss und noch weniger das Gesetz zu bestimmen hat, welcher von ihnen es sein soll. Die nächst der Ehe am häufigsten vorkommende freiwillige Verbindung ist Geschäftsteilhaberschaft, und man findet es in kei-

nem solchen Falle für notwendig, einem der Teilhaber die ganze Leitung des Geschäftes zu übertragen und dem andern die Verpflichtung aufzuerlegen, seinen Befehlen zu gehorchen. Niemand würde in ein Verhältnis eintreten, das ihm die ganze Verantwortlichkeit des Prinzipals auferlegte und ihm nur die Macht und die Privilegien eines Kommis oder Agenten gewährte. Verführe das Gesetz bei allen Kontrakten nach denselben Grundsätzen wie bei dem Ehekontrakt, so würde es verordnen, dass ein Teilhaber das ganze Geschäft verwaltete, als ob es seine Privatangelegenheit sei, während der andere nur im Auftrag des Ersteren zu handeln befugt wäre, und diese ungleiche Teilung von einer allgemeinen Vorausbestimmung des Gesetzes abhängig machen, also zum Beispiel die Macht dem Ältesten übertragen. Das Gesetz denkt an dergleichen nicht, und die Erfahrung lehrt, dass nicht die geringste Notwendigkeit für eine theoretische Ungleichheit der Macht zwischen den Geschäftsteilhabern vorhanden ist oder dass die Teilhaberschaft noch anderer Bedingungen bedürfe, als die Beteiligten selbst in dem von ihnen eingegangenen Vertrage festzustellen für gut finden. Und doch wäre in diesem Falle die Erteilung der exklusiven Gewalt an den einen vielleicht mit weniger Gefahren für den Untergeordneten verbunden als bei der Ehe, da ihm die Freiheit bleibt, durch den Rücktritt von dem Geschäfte die Herrschaft von sich abzuschütteln. Die Frau hat diese Macht nicht, und selbst wenn sie solche hat, ist es doch wünschenswert, alle andern Maßregeln zu versuchen, ehe zu dieser gegriffen wird.

Es ist sehr richtig, dass in Dingen, die jeden Tag entschieden werden müssen, die nicht nach und nach beigelegt werden oder auf einen Kompromiss warten können, eine Person die erste, den Ausschlag gebende Stimme haben muss. Es folgt daraus jedoch keineswegs, dass dies immer dieselbe Person sein muss. Die natürlichste Einrichtung ist eine Teilung der Gewalt zwischen beiden, so dass jeder absolut in seinem Departement wäre und jede Veränderung im System und den Grundlagen der Zustimmung beider bedürfte. Eine derartige Teilung kann nicht und dürfte auch nicht vom Gesetze vorher bestimmt werden, da sie sehr von individuellen Fähigkeiten und von der Zweckmäßigkeit in jedem einzelnen Falle abhängen wird. Erscheint es den beiden Personen angemessen, so können sie ja Bestimmungen darüber in den Ehekontrakt aufnehmen, ebenso gut, wie man dann jetzt so oft pekuniäre Arrangements trifft. Es dürfte sehr selten vorkommen, dass Dinge in der Ehe nicht durch die Zustimmung beider Teile zu erledigen wären, oder das Verhältnis der Ehegat-

ten müsste eins jener trostlosen sein, wo alles zum Gegenstande des Streites und Haders wird. Der Teilung der Rechte würde notwendigerweise die Teilung der Pflichten und Funktionen folgen, und diese hat man in der Tat durch gegenseitige Einwilligung schon vorgenommen, nicht durch das Gesetz, sondern durch das allgemeine Herkommen, das nach dem Gefallen der dabei beteiligten Personen Veränderungen unterliegen kann.

Welcher Art der Entscheidung in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten auch die gesetzliche Autorität verliehen werden mag, in der praktischen Wirklichkeit wird sie doch immer, wie dies auch jetzt der Fall ist, am meisten von den relativen Fähigkeiten abhängen. Schon der einfache Umstand, dass der Mann gewöhnlich der Ältere ist, wird ihm in den meisten Fällen das Übergewicht geben, wenigstens so lange, bis beide ein Lebensalter erreicht haben, in dem der Unterschied der Jahre nicht mehr von Bedeutung ist. Ebenso wird ganz naturgemäß eine gewichtigere Stimme auf der Seite, sei es, welche es wolle, sein, von welcher die Existenzmittel herkommen. Ungleichheit, die aus dieser Quelle stammt, hängt nicht vom Ehekontrakte ab, sondern von den allgemeinen Bedingungen der Gesellschaft, wie sie heute konstituiert ist. Von großem Gewichte wird selbstverständlich auch der Einfluss der geistigen Überlegenheit im Allgemeinen wie in speziellen Fällen und ebenso die größte Entschiedenheit des Charakters sein. Es ist dies ja jetzt schon überall so. Und dieser Umstand beweist schon, wie hinfällig die Annahme ist, die Macht und Verantwortlichkeit könne zwischen Gefährten für das Leben nicht ebenso gut wie zwischen Gefährten für ein Geschäft durch ein zwischen ihnen vereinbartes Übereinkommen geteilt werden. Tatsächlich vereinbart man sie ja so in allen Fällen, wo die Ehe nicht als ein leidiges Missverhältnis zu betrachten ist. Eine Ehe, in welcher die zu treffenden Maßregeln nicht anders zur Ausführung kommen als durch strikte Gewalt von der einen und Gehorsam von der andern Seite, ist eine so unglückliche, dass es für beide Teile ein Segen wäre, von ihr erlöst zu werden. Man möchte vielleicht den Einwand erheben, das Bewusstsein der im Rückhalt befindlichen gesetzlichen Macht sei es eben, was ein freundschaftliches Übereinkommen bei Meinungsverschiedenheiten ermögliche, wie Leute sich einem schiedsrichterlichen Ausspruch fügen, weil sie wissen, dass im Hintergrund ein Gerichtshof ist, der Gehorsam von ihnen erzwingen kann. Wollen wir jedoch die beiden Fälle einander ganz parallel machen, so müssen wir auch annehmen, der im Hintergrund befindliche Gerichtshof sei nur da, um immer derselben Seite, sa-

gen wir dem Verklagten, recht zu geben, nicht um die Sache zu untersuchen. Wäre dem so, dann würde die Rücksicht darauf den Kläger allerdings zur Annahme jedes schiedsrichterlichen Spruches bestimmen; ganz das Gegenteil dürfte aber bei dem Verklagten der Fall sein. Die durch das Gesetz dem Manne verliehene despotische Macht wird für die Frau allerdings ein Grund werden, jedem Kompromiss, durch welchen die Macht praktisch zwischen beiden geteilt wird, zuzustimmen; für den Mann kann aber daraus nimmermehr ein Anlass dafür erwachsen. Der Umstand, dass unter anständigen, gebildeten Leuten praktisch schon solch ein Kompromiss stattgefunden hat, obgleich wenigstens der eine Teil weder unter einer moralischen noch physischen Notwendigkeit darauf einzugehen sich befand, zeigt wiederum, dass die natürlichen Motive, welche zu einem beiden Ehegatten gleich annehmbar erscheinenden Ausgleich führen, mit Ausnahme von sehr ungünstigen Fällen, im Ganzen vorherrschend sind. Die Angelegenheit wird dadurch wahrlich nicht verbessert, wenn man es als eine gesetzliche Bestimmung feststellt, dass der Bau eines freien Gouvernements eine legale Basis des Despotismus auf der einen, der Unterwerfung auf der andern haben soll, und jedes Zugeständnis, welches zu machen dem Despoten vielleicht beliebt, nach seinem Gefallen und ohne jede Aufkündigung zurückgenommen werden kann. Eine Freiheit, die man in so prekärer Weise zum Lehen hat, taugt nicht viel, ihre Bedingungen können kaum die billigsten sein, sobald das Gesetz ein so großes Gewicht in die eine Waagschale wirft. Der Ausgleich zwischen zwei Personen, von der die eine als die zu allem berechtigte erklärt wird, während man der anderen kein Recht zugesteht als das, welches ihr durch den guten Willen der ersten, aber unter der strengsten moralischen und religiösen Verpflichtung, sich auch gegen die äußerste Bedrückung nicht aufzulehnen, gewährt wird, ist kaum als ein solcher zu betrachten.

Ein hartnäckiger, bis zum Äußersten getriebener Widersacher könnte nun noch sagen, Ehemänner wären in der Tat willig, ihren Lebensgefährtinnen billige Zugeständnisse zu machen, ohne dazu gezwungen zu sein, Frauen dagegen nicht. Diese würden, sobald man ihnen gewisse Rechte als ihnen zuständig einräumte, kein Recht für einen andern mehr anerkennen und nie in irgendeiner Hinsicht nachgeben, wenn sie nicht durch die Autorität des Mannes gezwungen würden, sich in jeder Hinsicht zu fügen. Einige Generationen früher, als Satiren auf Frauen an der Tagesordnung waren und Männer es für geistreich hielten, Frauen zu insultieren, weil sie das waren, wozu die

Männer sie gemacht hatten, würde diese Behauptung wohl von vielen aufgestellt worden sein. Gegenwärtig wird es jedoch kein Mensch mehr sagen, der einer ernsthaften Antwort überhaupt wert ist. Die Jetztzeit lehrt nicht mehr, dass die Frauen guten Gefühlen und Rücksichten für diejenigen, mit denen sie durch die engsten Bande verbunden sind, sich weniger zugänglich zeigten als die Männer. Im Gegenteil, wir bekommen fortwährend zu hören, Frauen wären besser als Männer, und zwar von solchen, welche hartnäckig dagegen sind, sie so zu behandeln, als ob sie gut wären. Das Gerede wird dadurch in der Tat langweilig und hat anscheinend keinen andern Zweck, als eine Injurie in das Gewand einer Schmeichelei zu kleiden, ähnlich den feierlichen Akten königlicher Gnade, welche, wie Gulliver erzählt, der König der Liliputaner immer seinen blutigsten Dekreten voransetzte.* Wenn Frauen in irgendeiner Hinsicht besser sind als Männer, so sind sie dies gewiss in ihrer persönlichen Aufopferung für die Mitglieder ihrer Familie. Ich lege darauf jedoch wenig Gewicht, solange man ihnen allgemein predigt, dass sie zur Aufopferung geboren und geschaffen seien. Ich glaube, die Gleichheit der Rechte würde die Übertreibungen der Selbstverleugnung, welche gegenwärtig das künstliche Ideal des Frauencharakters ist, auf ihr richtiges Maß zurückführen, und eine gute Frau würde nicht selbstverleugnender sein als ein guter Mann; dagegen bin ich überzeugt, die Männer würden weniger Selbstsucht und mehr Selbstverleugnung besitzen, als sie jetzt im Allgemeinen haben, weil man sie nicht länger lehrte, ihren eigenen Willen als etwas so Erhabenes zu verehren, dass er einem andern vernünftigen Wesen als unumstößliches Gesetz zu gelten hat. Nichts lernen die Männer schneller als diese Selbstvergötterung, zu welcher alle bevorrechteten Personen und bevorrechteten Klassen nur gar zu leicht gelangen. Je tiefer wir die Stufenleiter der Menschheit hinabsteigen, desto intensiver wird sie, und am meisten bei denen, welche über niemand stehen und auch nicht erwarten dürfen, jemals über irgendjemand erhoben zu werden als über ein armes Weib und Kinder. Die ehrenvollen Ausnahmen sind in diesem Falle geringer als bei irgendeiner andern menschlichen Schwäche. Philosophie und Religion sind, statt diesen Fehler zu bekämpfen, im Gegenteil im Allgemeinen geneigt, ihn zu verteidigen, und nichts hält ihn in Schranken als das praktische Gefühl der Gleichheit aller Menschen, das zwar die Theorie des Christentums ist, das aber das Christentum niemals praktisch

---

* Vgl. Jonathan Swifts Buch über *Gullivers Reisen*, I. Reise, Kapitel 7.

lehren wird, solange es Institutionen sanktioniert, die auf der willkürlichen Bevorzugung eines menschlichen Wesens gegen das andere begründet sind.

Ohne Zweifel gibt es Frauen, so gut, wie es Männer gibt, denen mit einer gleichen Berücksichtigung kein Genüge geschieht, mit denen es keinen Frieden gibt, solange noch irgendein Wunsch oder Wille außer ihrem eigenen in Betracht kommt. Solche Personen sind ein geeigneter Gegenstand für das Scheidungsgesetz. Sie sind nur für das Alleinleben geschaffen, und kein menschliches Wesen sollte gezwungen sein, mit dem ihrigen sein Leben zu verbinden. Die gesetzliche Hörigkeit dient jedoch weit eher dazu, solche Charaktere unter den Frauen häufiger als seltener zu machen. Bedient sich der Mann seiner vollen Gewalt, so ist die Frau natürlich niedergehalten; wird sie dagegen nachsichtig behandelt, gestattet man ihr, sich selbst der Gewalt zu bemächtigen, so gibt es kein Gesetz, ihren Übergriffen Schranken zu ziehen. Indem das Gesetz ihr keine Rechte zumisst und theoretisch ihr gar keine erlaubt, erklärt es praktisch, das Maß dessen, was sie zu tun ein Recht habe, richte sich nach dem, was sie zu tun vermag.

Die Gleichheit der Eheleute vor dem Gesetz ist nicht allein die einzige Art, dieses Verhältnis nach beiden Seiten mit der Gerechtigkeit in Übereinstimmung zu bringen und zu einer Quelle wahren Glückes für beide Teile zu machen, sondern auch das einzige Mittel, das Alltagsleben der Menschheit im höheren Sinne des Wortes zu einer Schule moralischer Veredlung zu gestalten. Mag diese Wahrheit auch noch von mehr als einer Generation, die nach uns kommt, nicht gefühlt oder nicht allgemein anerkannt werden, es bleibt doch dabei: Die einzige Schule einer edleren moralischen Gesinnung ist der Verkehr zwischen Gleichstehenden. Die moralische Erziehung des Menschengeschlechtes ging bis vor kurzem hauptsächlich von dem Gesetze der Gewalt aus und ist beinahe einzig den Beziehungen angepasst, welche aus der Gewalt erwachsen. Auf den niedrigsten Stufen der Kultur erkennen die Menschen in der Gesellschaft Beziehungen zu ihnen Gleichstehenden nur sehr schwer an. Ein Gleichstehender ist so viel wie ein Feind. Die Gesellschaft von ihrem höchsten bis zu ihrem niedrigsten Platze ist eine lange Kette oder besser eine Leiter, auf welcher jedes Individuum entweder über oder unter seinem nächsten Nachbar steht und gehorchen muss, falls es nicht befiehlt.

Die existierende Sittenlehre ist demzufolge vornehmlich geeignet für die Beziehungen zwischen Befehlenden und Gehorchenden. Da aber Befehlen und Gehorchen nichts als unglückliche Notwendigkeiten des menschlichen Le-

bens sind, so ist Gleichheit sein Normalzustand. Schon werden im modernen Leben, je weiter es in seiner Vervollkommnung fortschreitet, Befehlen und Gehorchen mehr und mehr zu Ausnahmefällen und Verbindung unter Gleichstehenden zur allgemeinen Regel. Das Sittengesetz der ersten Jahrhunderte beruhte auf der Verpflichtung, sich der Gewalt zu unterwerfen; das der folgenden Jahrhunderte auf dem Rechte, das die Schwachen auf die Nachsicht und den Schutz der Starken hatten. Wie viel längere Zeit braucht eine Form der Gesellschaft und des Lebens, um sich mit dem für eine andere Form der Gesellschaft und des Lebens gegebenen Sittengesetz abzufinden! Wir hatten die Moralität der Hörigkeit und die Moralität der Ritterlichkeit und der Großmut; jetzt ist die Zeit für die Moralität der Gerechtigkeit gekommen.

Sooft in früheren Jahrhunderten ein Schritt vorwärts zur gesellschaftlichen Gleichheit getan wurde, verteidigte die Gerechtigkeit ihre Ansprüche aufgrund der Tugend. So war es in den freien Republiken des Altertums; aber selbst in den besten beschränkten sich die Gleichstehenden auf die freien männlichen Bürger; Sklaven, Frauen und die freigelassenen Einwohner standen unter dem Gesetze der Gewalt. Der vereinte Einfluss des Christentums und der römischen Zivilisation vertilgte diesen Unterschied und verkündete in der Theorie (wenn auch nur teilweise in der Praxis), dass die Rechte jedes menschlichen Wesens als solches allen andern vorangingen, die sich aus dem Geschlecht, der Klasse, der politischen Stellung herleiten ließen. Die nordischen Eroberungen richteten die Schranken, welche man niederzulegen begonnen hatte, wieder auf, und die ganze neuere Geschichte besteht in dem langsamen Prozess, sie hinwegzuräumen.

Wir sind jetzt in einen Zustand der Dinge getreten, in dem die Gerechtigkeit wieder die erste aller Tugenden sein wird; ebenso wie früher auf Tugend, gleichzeitig aber auch auf teilnehmende Verbindungen sich gründend, wurzelt sie nicht länger im Instinkt der Gleichstehenden für den Selbstschutz, sondern in einer veredelten Sympathie zwischen ihnen, schließt niemand aus, sondern umfasst alle in gleichem Maße. Es ist nichts Neues, dass die Menschheit die sich in ihr vollziehenden Veränderungen nicht deutlich vorhersieht und mit ihren Gesinnungen mehr der vergangenen als der kommenden Zeit angehört. Die Zukunft unseres Geschlechtes vorherzusehen war immerdar das Privilegium der geistig Auserwählten oder derjenigen, die von ihnen gelernt hatten; die Gesinnungen der Zukunft zu haben war aber stets die Auszeichnung und gewöhnlich auch das Märtyrertum Auserwählter noch selte-

ner Art. Einrichtungen, Bücher, Erziehung und Gesellschaft, alles fährt fort, die Menschen noch für das Alte zu schulen, selbst wenn das Neue schon da, um wie viel mehr, wenn es nur erst im Kommen ist. Die wahre Tugend der Menschen besteht darin, dass sie geschickt sind, auf der Stufe der Gleichheit miteinander zu leben, nichts für sich selbst zu verlangen, als was sie willig auch jedem andern zugestehen; ferner darin, Herrschaft irgendwelcher Art als eine ausnahmsweise Notwendigkeit und in allen Fällen als etwas Zeitweiliges zu betrachten und, wenn irgend möglich jedem andern Verkehr den Umgang mit solchen vorzuziehen, bei denen das Leiten und Folgen abwechselnd und gegenseitig sein kann. Das Leben, wie es jetzt eingerichtet ist, gibt aber nirgends Gelegenheit, sich durch Übung in dieser Tugend zu vervollkommnen. Die Familie ist eine Schule des Despotismus, in welcher alle Tugenden, aber auch alle Laster desselben die reichlichste Nahrung finden. Das Bürgertum in freien Staaten ist zum Teil die Schule der Gesellschaft in der Gleichheit; allein in unserem modernen Leben nimmt das Bürgertum nur einen kleinen Platz ein und berührt die täglichen Gewohnheiten oder innersten Empfindungen wenig oder gar nicht. Wäre die Familie in richtiger und gerechter Weise konstruiert, so würde sie eine Schule aller Tugenden der Freiheit sein, wie sie eine solche ganz gewiss für alle anderen Dinge ist. Die Familie wird stets eine Schule der Herrschaft für die Eltern, des Gehorsams für die Kinder sein; was aber nottut, ist, dass sie eine Schule der Sympathie in der Gleichheit, eines Zusammenlebens in Liebe, ohne Gewalt von der einen, ohne Gehorsam von der anderen Seite werde, und zwar durch das Verhältnis der Eltern zueinander. Nur so kann sie zu einer Übung in allen Tugenden werden, deren jeder bedarf, um für alle anderen Verbindungen geeignet zu sein, nur in diesem Sinne vermag sie den Kindern als Muster zu dienen für die Gesinnungen und das Betragen, welche die Erziehung vermittels des Gehorsams ihnen zur Gewohnheit und damit zur Natur zu machen bezweckt. Die sittliche Erziehung des Menschengeschlechtes wird niemals mit den Bedingungen des Lebens, für das alle andern menschlichen Fortschritte eine Vorbereitung sind, in Einklang gebracht werden, solange man nicht in der Familie dasselbe Gesetz der Moral übt, das der normalen Konstitution der menschlichen Gesellschaft entspricht. In einem Manne, der nur mit solchen in den nächsten und innigsten Beziehungen steht, deren absoluter Gebieter er ist, kann nicht jene erhabene Liebe zur Freiheit, die das Christentum lehrt, wohnen, sondern nur jene Freiheitsliebe des Altertums oder Mittelalters, bestehend aus einem sehr

intensiven Gefühl der Würde und Wichtigkeit seiner eigenen Person, vermöge welcher er für sich selbst jedes Joch verachtet, eigentlich aber durchaus keinen Abscheu dagegen hat und stets bereit ist, es zum Zwecke seines eigenen Vorteils und seiner eigenen Verherrlichung andern im ausgedehntesten Maße aufzuerlegen.

Ich gebe bereitwillig zu und gründe darauf sogar meine Hoffnungen, dass selbst unter dem gegenwärtigen Gesetz eine große Menge von Familien (von den höheren Klassen Englands wahrscheinlich die große Mehrzahl) im Sinne eines gerechten Gesetzes der Gleichheit leben. Die Gesetze würden niemals eine Verbesserung erfahren, wenn es nicht zu allen Zeiten Leute gäbe, deren moralische Gesinnungen besser sind als das bestehende Gesetz. Diese Personen sollten die hier befürworteten Grundsätze unterstützen, deren einziger Zweck ja nur ist, alle anderen Ehepaare zu dem zu machen, was sie bereits sind. Aber selbst Leute von ganz bedeutendem sittlichen Werte sind, wenn sie nicht zugleich auch Denker sind, sehr geneigt zu glauben, dass Gesetze und Einrichtungen, deren Nachteile sie nicht durch persönliche Erfahrungen kennengelernt haben, nicht allein nicht schädlich sind, sondern, besonders wenn sie anscheinend allgemein gebilligt werden, wahrscheinlich Gutes stiften und dass es daher unrecht sei, ihnen entgegenzutreten. Dergleichen Ehepaare befinden sich indes in einem großen Irrtum, wenn sie meinen, weil ihnen kaum alle Jahre einmal die legalen Bedingungen des sie vereinenden Bandes ins Gedächtnis kommen, weil sie in jeder Hinsicht sich einander völlig ebenbürtig fühlen und so miteinander leben, so müsse es ebenso sein bei allen andern Ehepaaren, wo der Mann nicht ein notorischer Schurke ist. Eine derartige Voraussetzung gäbe Zeugnis von einer großen Unkenntnis der menschlichen Natur und des menschlichen Charakters. Je weniger geeignet ein Mensch für den Besitz der Macht ist, je weniger wahrscheinlich es ist, dass jemand ihm freiwillig irgendwelche Macht über sich einräumen würde – um desto mehr liebäugelt er mit der Macht, die ihm das Gesetz zuspricht, besteht er auf seinen gesetzlichen Rechten bis zu dem äußersten Punkte, den der Gebrauch (und zwar der Gebrauch seinesgleichen) duldet, und hat ein Vergnügen an der Ausübung seiner Macht lediglich deshalb, weil er dadurch das angenehme Gefühl ihres Besitzes in sich immer wieder lebendig macht.

Noch mehr: Bei dem von Natur am rohesten und moralisch am wenigsten erzogenen Teil der untersten Klassen ruft die gesetzliche Sklaverei der Frau und gewissermaßen auch schon der Umstand, dass dieselbe physisch seinem

Willen als Werkzeug unterworfen ist, ein solches Gefühl der Geringschätzung und Verachtung des Mannes gegen die eigene Frau hervor, wie er gegen keine andere Frau und überhaupt keinen andern Menschen, mit dem er in Berührung kommt, empfindet und vermöge dessen er sie für einen geeigneten Ableiter für alle seine Launen und Rohheiten hält. Ich ersuche jeden genauen Beobachter von Gefühlsäußerungen, der die dazu erforderliche Gelegenheit hat, sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, ob die Sache sich nicht so verhält, und wenn er sie bestätigt gefunden hat, so wolle er sich nicht mehr wundern über die hohe Summe des Unwillens und Abscheus, die Institutionen zu erregen vermögen, welche das menschliche Herz naturgemäß zu einem solchen Zustande der Entartung führen müssen.

Man wird uns wahrscheinlich noch die Lehren der Religion entgegenhalten, welche auch die Pflicht der Frauen, ihren Männern Gehorsam zu leisten, stark betonen, wie ja jede bestehende Einrichtung, die zu schlecht ist, um irgendeine andere Verteidigung zuzulassen, uns stets als ein Gebot der Religion hingestellt wird. Im Ritual der Kirche befindet es sich allerdings, schwer sollte es aber sein, irgendein solches Gebot aus dem Christentum herzuleiten. Man wirft uns ein, Paulus habe gesagt: »Ihr Weiber seid gehorsam euren Ehemännern«; aber er hat auch gesagt: »Ihr Sklaven seid gehorsam euren Herren.«* Des Apostels Zweck und Aufgabe war die Ausbreitung des Christentums, und um diese zu fördern, musste er sich wohl hüten, aufrührerische Gesinnungen gegen die bestehenden Gesetze zu verbreiten.

Wenn Paulus alle sozialen Einrichtungen so annahm, wie er sie vorfand, so darf dies ebenso wenig als eine Missbilligung der Versuche, sie zu geeigneter Zeit zu verbessern, gedeutet werden, wie seine Erklärung über »die von Gott eingesetzte Obrigkeit«** den Militär-Despotismus als einzige christliche Form einer politischen Regierung sanktioniert und passiven Gehorsam gegen denselben befiehlt. Mit der Behauptung, das Christentum sei bestimmt gewesen, die bestehenden Formen der Regierung und Gesellschaft stereotyp zu machen und gegen jede Veränderung zu schützen, drückte man es auf den Standpunkt des Islam oder Brahmaismus*** hinab. Eben weil das Christentum dergleichen nicht getan hat, ist es die Religion des fortschreitenden Teiles der Menschheit,

---

* Brief an die Kolosser, Kapitel 3, Verse 18 und 22.

** Römerbrief, Kapitel 13, Vers 1.

*** Vorläuferreligion des Hinduismus und Buddhismus.

während Islam, Brahmaismus und so weiter die des stehen bleibenden oder vielmehr, da ein wirkliches Stehenbleiben in der Gesellschaft nicht möglich ist, die des zurückgehenden Teiles sind. In jedem Zeitalter des Christentums hat es Leute in Menge gegeben, die versucht haben, etwas Ähnliches daraus zu machen, uns in eine Art christlicher Muselmänner, deren Koran die Bibel ist, umzuwandeln und jeden Fortschritt zu verhindern; ihre Macht ist groß gewesen, und viele, die ihnen Widerstand leisteten, haben dafür ihr Leben zum Opfer bringen müssen. Aber es ist ihnen Widerstand geleistet worden, und dieser Widerstand hat uns zu dem gemacht, was wir sind, und wird uns noch zu dem machen, was wir sein sollen.

Nach allem, was über die Pflicht des Gehorsams gesagt ist, erscheint es beinahe überflüssig, noch etwas über einen in dem allgemeineren Punkte enthaltenen spezielleren Punkt zu erwähnen, nämlich über das Recht einer Frau auf ihr Eigentum, denn ich habe ohnehin nicht die Hoffnung, dass diese Abhandlung irgendeinen Eindruck auf diejenigen machen werde, welche erst noch überzeugt werden müssen, dass einer Frau ihr ererbtes oder erworbenes Vermögen ebenso gut nach der Heirat wie vor derselben gehören sollte. Die Regel ist sehr einfach: Was Eigentum der Frau oder des Mannes sein würde, wenn sie nicht verheiratet wären, sollte auch in der Ehe unter ihrer ausschließlichen Verfügung bleiben, ohne damit dem Rechte, Vermögen als Leibgedinge festzustellen, um es den Kindern zu sichern, Eintrag zu tun. Die Idee, dass Eheleute in Geldangelegenheiten getrennte Interessen haben sollen, verletzt viele Leute, weil sie ihnen unvereinbar mit dem Ideal der Vereinigung zweier Leben zu einem einzigen dünkt. Was mich anbetrifft, so bin ich einer der lebhaftesten Verteidiger der Gütergemeinschaft, vorausgesetzt, dieselbe sei das Resultat einer vollständigen Übereinstimmung der Besitzer in den Gefühlen, welche alle Dinge zwischen ihnen gemeinsam machen. Ich kann jedoch einer Gütergemeinschaft keinen Geschmack abgewinnen, die auf dem Satze beruht: Was dein ist, ist mein, aber was mein ist, ist nicht dein! Wäre ich auch diejenige Person, welcher dabei der Vorteil zufiele, ich würde es doch ablehnen, ein derartiges Übereinkommen mit jemand zu schließen.

Dieser besonderen gegen die Frauen geübten Bedrückung, welche schon bei einer oberflächlicheren Beschäftigung mit dem Gegenstande als eine Ungerechtigkeit hervortritt, könnte man abhelfen, ohne an den andern Missbräuchen zu rütteln, und hier wird auch ohne Zweifel zuerst Abhilfe geschaffen werden. Bereits sind in die geschriebenen Konstitutionen mehrerer der

alten Staaten der Amerikanischen Konföderation Paragraphen aufgenommen worden, welche den Frauen in dieser Hinsicht gleiche Rechte sichern.* Dadurch ist denn die materielle Stellung der Ehefrauen, wenigstens der begüterten, eine viel günstigere geworden; blieb ihnen doch ein Instrument der Macht. Außerdem wird dadurch auch jenem schmachvollen Missbrauch der Ehegesetze vorgebeugt, dessen sich Männer schuldig machen, welche Mädchen in listiger Weise zu einer Heirat ohne besondere Sicherstellung ihres Vermögens verlocken, in der einzigen Absicht, sich des Geldes zu bemächtigen. Wird der Unterhalt einer Familie nicht durch die Zinsen des Vermögens, sondern durch den Ertrag der Arbeit bestritten, so scheint mir im Allgemeinen die richtigste Teilung der Arbeit zwischen den beiden Personen die gewöhnliche Einrichtung zu sein, vermöge welcher der Mann erwirbt und die Frau den Haushalt führt. Unterzieht sich die Frau neben dem physischen Leiden des Gebärens der Kinder und der ganzen Verantwortlichkeit ihrer Pflege und Erziehung in den ersten Jahren noch zum allgemeinen Behagen der Familie der gewissenhaften und sparsamen Verwaltung dessen, was der Mann erwirbt, so übernimmt sie nicht allein ihren redlichen, sondern gewöhnlich den ungleich größeren Teil der körperlichen und geistigen Anstrengungen, welche ihre gemeinschaftliche Existenz erfordert.

Nimmt sie von dem andern Teile der Pflichten auch etwas auf sich, so befreit sie das selten von dem ihr zufallenden, sondern verhindert sie nur, ihm in geeigneter Weise gerecht zu werden. Die Sorge für den Haushalt und die Kinder übernimmt, wenn sie dazu selbst außerstande ist, niemand; die Kinder, welche nicht sterben, wachsen auf, so gut sie eben können, und die Führung der Wirtschaft geht so schlecht, dass dadurch schon in ökonomischer Beziehung ein großer Teil vom Gewinne der Frau wieder verloren wird. Mir scheint es daher bei einem anderweitig gerechten Zustande der Dinge kein wünschenswerter Gebrauch, dass die Frau durch ihre Arbeit zum Einkommen der Familie beitrage. Bei ungerechten Verhältnissen mag dergleichen ganz vorteilhaft für sie sein, indem es ihr einen höheren Wert in den Augen des Mannes gibt, der gesetzlich ihr Herr ist; von der andern Seite ermöglicht es ihm freilich auch, Macht in noch ausgedehnterem Maße zu missbrauchen, indem er sie zwingt, zu arbeiten und durch den Ertrag ihrer Anstrengungen

* Zur Entstehungszeit des Textes wiesen die Verfassungen von Texas (1845), Kalifornien (1849), Nevada und Georgia (1868) solche Paragraphen auf.

die Familie zu erhalten, während er die meiste Zeit in Trunkenheit und Trägheit zubringt. Die Fähigkeit des Erwerbens ist für die Würde einer Frau, wenn sie kein unabhängiges Vermögen hat, sehr wesentlich. Wäre aber die Ehe ein für beide Teile gleicher Kontrakt, der nicht dem einen die Herrschaft über den andern einräumte, würde die Verbindung nicht, auch gegen den augenscheinlich unterdrückten Teil, zwangsweise aufrechterhalten; sondern könnte vielmehr jede Frau, die moralisch dazu berechtigt ist, unter gerechten Bedingungen eine Trennung (ich spreche jetzt nicht von der Scheidung) ihrer Ehe erlangen und stünde ihr alsdann das Feld ehrenhafter Tätigkeit so ungehindert offen wie den Männern, es würde für ihren Schutz nicht nötig sein, dass sie, solange sie in der Ehe lebt, noch einen besonderen Gebrauch von ihren Kenntnissen und Fähigkeiten machte.

Wie sich ein Mann für irgendeine Wissenschaft oder ein Gewerbe als seinen Lebensberuf entscheidet, so sollte man im Allgemeinen annehmen, dass eine Frau, indem sie heiratet, die Führung der Wirtschaft und die Pflege und Erziehung einer Familie für so viele Jahre ihres Lebens, als zu diesem Zwecke erforderlich sind, zu ihrer vornehmsten Lebensaufgabe mache und dass sie zwar nicht allen andern Bestrebungen und Beschäftigungen entsage, wohl aber solchen, welche sich mit der Erfüllung jener nicht vertragen.

Dem größeren Teil der verheirateten Frauen wäre es nach diesem Prinzip praktisch verwehrt, in einer gewohnheitsmäßigen, systematischen Weise Beschäftigungen nachzugehen, die nicht im Hause verrichtet werden können. In der Anwendung allgemeiner Regeln auf individuelle Bedürfnisse muss indes selbstverständlich der größte Spielraum gelassen werden, und Fähigkeiten, die in ganz besonderer Weise für die Ausübung einer Tätigkeit geeignet sind, sollten derselben auch durch die Heirat nicht absolut entzogen werden müssen. In diesem Falle ließen sich ja Anordnungen treffen, durch welche der dadurch unvermeidliche Ausfall in der Erfüllung ihrer vollen Pflichten als Hausfrau ergänzt würde. Diese Dinge könnten, sobald nur erst die allgemeine Meinung über den Gegenstand richtig gelenkt sein wird, unbedenklich auch der individuellen Meinung als eine Sache, die sie zu regeln hat, überlassen bleiben und bedürften nicht der Einmischung der Gesetze.

Drittes Kapitel

Ich komme jetzt zu einem andern Teile meiner Abhandlung, und zwar zu der von der Gerechtigkeit geforderten Zulassung der Frauen zu allen Ämtern und Beschäftigungen, die ihnen bisher als Monopol des stärkeren Geschlechts vorenthalten wurden, und hoffe, keine Schwierigkeiten zu finden, die zu überzeugen, welche mir durch das Kapitel über die Gleichstellung der Frauen in der Familie gefolgt sind. Ich glaube, man hat ihnen alle Möglichkeit dazu nur so konsequent abgeschnitten, um ihre Unterordnung im häuslichen Leben aufrechtzuerhalten, da das männliche Geschlecht in seiner großen Mehrzahl nun einmal den Gedanken nicht ertragen kann, an der Seite eines gleichstehenden Wesens zu leben. Waltete dieser Grund nicht vor, so glaube ich, würde bei unsern gegenwärtigen politischen und nationalökonomischen Ansichten beinahe jeder zugeben, dass in der Ausschließung der einen Hälfte der Menschheit von dem bei weitem größten Teil aller lukrativen Beschäftigungen ein Unrecht liege, dass es eine Unbilligkeit sei, zu bestimmen: Die Frauen könnten von ihrer Geburt an und durch dieselbe zu den Beschäftigungen, welche gesetzlich dem einfältigsten, untergeordnetsten Geschöpfe männlichen Geschlechts offenstehen, entweder durchaus nicht tüchtig werden, oder ihnen müsse, so befähigt sie auch dafür sein mögen, die Ausübung dieser Beschäftigungen doch verwehrt bleiben, damit dem Mann der ausschließliche Vorteil davon gewährt werde. Suchte man in den letzten zwei Jahrhunderten – was allerdings nicht oft geschah – für die Ausschließung der Frauen von Ämtern und gewerblicher Tätigkeit noch nach einem andern Grunde als dem meist hinlänglich genügend erscheinenden: sie sei einmal hergebracht, so wurde nur selten die geringere geistige Kapazität des weiblichen Geschlechts angeführt. Im Ernst glaubte niemand daran; in Zeiten einer wirklichen Prüfung der persönlichen Fähigkeiten, in den Kämpfen des öffentlichen Lebens, von denen Frauen nicht ausgeschlossen blieben, war ihre Begabung ja oft genug erprobt worden. Der Grund, welchen man damals angab, war nicht die Unfähigkeit der Frauen, sondern das Interesse der Gesellschaft, was so viel hieß wie das Interesse der Männer; gerade so wie die Staatsräson, das heißt das, was der Regierung behagte und zur Aufrechterhaltung der bestehenden Herrschaft diente, als genügende Erklärung und Entschuldigung für das schreiendste Verbrechen galt. In unsern Tagen führen die Inhaber der Gewalt eine sanftere Sprache und suchen ihren Hörigen begreiflich zu machen, es

geschehe alles nur zu ihrem eigenen Besten. Bei allem, was man den Frauen verbietet, hält man daher für notwendig, zu sagen, und wünschenswert, zu glauben, sie wären unfähig dafür und würden sich, wenn sie nach solchen Dingen trachteten, nur vom Wege zu ihrem Glück und ihrer Wohlfahrt entfernen. Um diesen Grund plausibel – ich sage nicht triftig – zu machen, müssen die, welche ihn anführen, aber darauf gefasst sein, ihm eine größere Ausdehnung zu geben, als man angesichts unserer heutigen Erfahrung so leicht wagen darf. Es reicht nicht aus, zu behaupten, Frauen wären durchschnittlich weniger mit gewissen höheren geistigen Fähigkeiten begabt, als es Männer im Durchschnitt sind, oder die Zahl der für ein Amt von der höchsten intellektuellen Beschaffenheit geeigneten Frauen sei viel kleiner als die solcher Männer; sondern es ist notwendig, zu behaupten, es sei überhaupt keine Frau dafür befähigt und die bedeutendsten Frauen stünden in geistiger Hinsicht tief unter den mittelmäßigsten Männern, denen man gegenwärtig doch solche Funktionen überträgt. Wäre dem nun so und wäre zur Ausübung solcher Funktionen nur zu gelangen durch Mitbewerbung oder durch irgendeinen Wahlmodus, welcher dem öffentlichen Interesse Sicherheit gewährte, so brauchte man ja gar nicht zu fürchten, dass irgendein wichtiges Amt in die Hände von Frauen fiele, da sie den Männern und folglich auch ihren männlichen Mitbewerbern im Durchschnitt so untergeordnet sind. Ließe man also eine solche Mitbewerbung zu, so würde ihr Resultat immer nur sein, dass im Verhältnis zu den Männern eine sehr kleine Zahl von Frauen zu solchen Beschäftigungen gelangte, ein Resultat, das sich übrigens auf jeden Fall ergeben wird, wenn auch nur deshalb, weil die Mehrzahl der Frauen wahrscheinlich dem Berufe den Vorzug geben dürfte, in welchem sie keine Mitbewerbung haben. Mag nun aber jemand eine noch so geringe Meinung von den Frauen haben, so wird er doch nicht zu leugnen wagen, dass, wenn wir die Erfahrungen der jüngsten Zeit mit denen vergangener Jahrhunderte verbinden, sich Frauen, und nicht nur einzelne, sondern viele Frauen, vielleicht ohne eine einzige Ausnahme, für alle Zweige menschlichen Wissens und Könnens befähigt gezeigt und darin Anerkennenswertes geleistet haben. Das Höchste, was man gegen sie sagen könnte, wäre, dass sie in manchen Dingen es nicht zu einer solchen Vollkommenheit gebracht haben, wie einige Männer, und dass es viele gibt, in denen sie nicht den höchsten Rang erreicht haben. Es gibt indes nur äußerst wenig Zweige der Tätigkeit, die nur von geistigen Fähigkeiten abhängen, in denen sie nicht einen dem höchsten nahekommenden Rang er-

zielten. Ist dies nicht genug und viel mehr als genug, es zu einer Tyrannei gegen die Frauen und zu einer Beraubung der Gesellschaft zu stempeln, dass man ihnen nicht erlaubt, sich ebenso gut wie die Männer um solche Ämter und Beschäftigungen zu bewerben? Wäre es nicht die nackte Wahrheit, wenn man sagte: Solche Ämter werden sehr oft von Männern ausgefüllt, die weit weniger dafür befähigt sind als zahlreiche Frauen, so dass sie von diesen bei jeder ehrlichen Konkurrenz aus dem Felde geschlagen würden? Was macht es für einen Unterschied, dass es außerdem Männer gibt, noch befähigter für die in Rede stehenden Dinge als jene Frauen, aber vollauf in anderer Weise beschäftigt? Findet nicht Ähnliches bei jeder Konkurrenz statt? Haben wir einen solchen Überfluss an Menschen, die sich für die Erfüllung höherer Aufgaben eignen, dass die Gesellschaft die Dienste irgendeiner kompetenten Person abweisen darf? Sind wir so sicher, für jeden vakant werdenden Platz immer den entsprechenden Mann zu finden, dass wir nicht darunter leiden, wenn wir die Hälfte der Menschheit unter einen Bann legen und es von vornherein ablehnen, ihre Fähigkeiten, so hervorragend dieselben auch sein mögen, nutzbar zu machen? Und selbst wenn wir ihrer entbehren könnten, ist es mit der Gerechtigkeit vereinbar, den Frauen den ihnen gebührenden Anteil an Ehre und Auszeichnung vorzuenthalten oder ihnen das für alle Menschen gleiche moralische Recht abzustreiten, ihre Beschäftigung, ohne Beeinträchtigung anderer, sich selbst nach ihren Neigungen und auf ihre eigene Gefahr zu wählen? Die Ungerechtigkeit beschränkt sich aber nicht allein auf die Frauen, sondern erstreckt sich auf alle, welche in der Lage wären, von ihren Diensten Vorteil zu ziehen. Im Voraus bestimmen, dass Personen einer gewissen Gattung nicht Ärzte oder Advokaten oder Parlamentsmitglieder sein sollen, heißt nicht nur sie, sondern auch die beeinträchtigen, welche Ärzte, Advokaten, hervorragende Parlamentsmitglieder brauchen und welche des anspornenden Einflusses der größeren Mitbewerbung auf den Eifer der Kandidaten beraubt und außerdem auf einen viel engeren Kreis für ihre individuelle Auswahl beschränkt werden.

Es wird vielleicht genügen, wenn ich mich mit den Einzelheiten meiner Argumente auf Funktionen öffentlicher Natur beschränke, denn tue ich dies mit Erfolg, so wird man mir leicht zugeben, dass Frauen auch zu allen anderen Beschäftigungen, für die es wichtig ist, ob man sie zulässt oder nicht, geeignet sind. Ich möchte hier mit einer Wirksamkeit beginnen, die von jeder anderen wesentlich verschieden und auf welche ihr Recht gänzlich unabhängig ist von der Frage, die betreffs ihrer Fähigkeiten erhoben werden kann. Ich

meine das Wahlrecht, sowohl für das Parlament wie für die Kommunalämter. Das Recht der Teilnahme an der Wahl solcher Personen, denen ein öffentliches Vertrauensamt übertragen wird, ist gänzlich verschieden von dem, sich um ein solches Amt bewerben zu dürfen. Könnten nur diejenigen für ein Parlamentsmitglied stimmen, welche selbst die erforderlichen Eigenschaften eines Kandidaten dafür besitzen, so würde die Regierungsform eine beschränkte Oligarchie sein. Der Besitz einer Stimme bei der Wahl derer, von denen man regiert wird, ist ein Mittel des Selbstschutzes, das jedem zustehen sollte, bliebe er auch für immer von der Teilnahme an der Regierung ausgeschlossen; und dass es Frauen nicht an den Fähigkeiten für die geeignete Ausübung dieses Rechtes gebrechen kann, lässt sich doch, dächte ich, aus dem Umstande folgern, dass ihnen das Gesetz schon jetzt das Wahlrecht in dem für sie am allerwichtigsten Falle gewährt. Ist ja doch die Wahl des Mannes, der ihr ganzes Leben lang über sie herrschen soll, wie man wenigstens anzunehmen pflegt, in ihren freien Willen gestellt. Aufgabe jeder konstitutionellen Verfassung ist es, das Recht der Wahl für alle öffentlichen Vertrauensämter mit Gesetzen zu umgeben, welche die nötigen Garantien und Beschränkungen bieten, aber es bedarf für das weibliche Geschlecht durchaus keiner andern Vorsichtsmaßregeln, als für das männliche geboten sind. Es gibt nicht den Schatten eines gerechten Grundes dafür, dass man die Frauen nicht unter denselben Bedingungen und innerhalb derselben Grenzen, wie man sie für die Männer aufgestellt hat, zur Wahl zulässt. Die Majorität der Frauen aus einer Klasse würde in ihrer politischen Ansicht höchstwahrscheinlich nicht viel von der politischen Ansicht der Männer derselben Klasse abweichen, es sei denn, die Frage beträfe Dinge, in welchen das Interesse der Frauen als solche besonders verflochten wäre. Gibt es aber solche Fälle, so bedürfen Frauen umso mehr des Wahlrechts als der besten Garantie für eine gerechte und unparteiische Vertretung. Dies, dächte ich, müsste sogar denen einleuchten, welche sonst in keinem andern der von mir verteidigten Punkte mit mir übereinstimmen. Wäre selbst jede Frau verheiratet und müsste jede Ehefrau eine Sklavin sein, so bedürften diese Sklavinnen ja umso mehr des gesetzlichen Schutzes, und wir kennen den gesetzlichen Schutz, der den Sklaven durch Gesetze zuteilwird, die ihre Herren machen.

Was nun die Fähigkeit der Frauen anbetrifft, nicht allein das Wahlrecht auszuüben, sondern selbst Ämter zu verwalten oder Berufszweigen nachzugehen, mit denen eine wichtige Verantwortlichkeit der Öffentlichkeit gegenüber ver-

bunden ist, so habe ich bereits bemerkt, dass diese Erwägung für die praktische Behandlung der vorliegenden Frage nicht wesentlich ist, da jede Frau, die in einem freien Gewerbe etwas leistet, dadurch den besten Beweis liefert, dass sie dafür qualifiziert ist. Hinsichtlich der öffentlichen Ämter aber sind zwei Fälle möglich: Entweder das politische System des Landes schließt unfähige Männer von ihnen aus, dann wird es mit unfähigen Frauen dasselbe tun, oder es lässt ohne Prüfung jeden Mann zu, dann wird der Umstand, dass die unbefähigte Person eine Frau statt eines Mannes ist, das Übel nicht ärger machen. Sobald man daher zugeben muss, dass Frauen, und sollten dies auch nur wenige sein, für derartige Ämter die erforderlichen Eigenschaften besitzen, können die Gesetze, welche solchen Ausnahmen dazu den Zugang versperren, keine Rechtfertigung in den im Allgemeinen über die Kapazität der Frauen vorwaltenden Ansichten finden. Ist dieser letztere Grund auch nicht gerade einer der wesentlichsten, so ist er doch ein durchaus sachgemäßer. Eine vorurteilslose Erwägung desselben wird den Argumenten gegen die Untüchtigkeit der Frauen immer eine Verstärkung zuführen, besonders auch durch ernste Gründe der praktischen Nützlichkeit.

Sehen wir zuvorderst ab von allen psychologischen Erwägungen, welche dartun sollen, dass alle angeblich zwischen den beiden Geschlechtern existierenden geistigen Unterschiede nur die natürliche Folge von Erziehung und Verhältnissen sind und keineswegs ein von Natur radikaler Unterschied oder gar eine radikale Überlegenheit von der einen, Unterordnung von der andern Seite. Betrachten wir die Frauen einfach, wie sie jetzt sind oder wie man sie bis jetzt gekannt hat, und fassen wir die von ihnen bereits praktisch bewährten Fähigkeiten ins Auge. Wenn nichts weiter, so beweist das, was sie bis jetzt getan haben, doch wenigstens, dass sie das tun können. Wenn wir bedenken, wie geflissentlich ihre Erziehung sie von allen den Männern vorbehaltenen Beschäftigungen und Aufgaben entfernt hält, statt sie dafür vorzubilden, so nehme ich für sie doch wahrlich einen sehr bescheidenen Standpunkt in Anspruch, wenn ich ihre Sache nur auf das begründe, was sie wirklich vollbracht haben. Denn eine negative Evidenz gilt in diesem Falle sehr wenig, während jede positive Evidenz entscheidend ist.

Aus dem Umstand, dass bis jetzt noch keine Frau Werke hervorgebracht hat, die mit denen eines Homer, eines Aristoteles, eines Michelangelo oder eines Beethoven auf gleicher Höhe stehen, lässt sich nicht folgern, dass die Frauen überhaupt nicht imstande sind, in den Künsten und Wissenschaften,

in denen diese Meister Unsterbliches geleistet haben, das Höchste zu erreichen. Diese negative Beweisführung lässt die Frage ungewiss und jeder psychologischen Diskussion offen. Es ist dagegen ganz gewiss, dass eine Frau eine Königin Elisabeth, eine Deborah, eine Jeanne d'Arc* sein kann, denn wir haben es hier nicht mit einer Folgerung oder Voraussetzung, sondern mit einem Faktum zu tun, und es ist eine ganz eigentümliche Erscheinung, dass die bestehenden Gesetze die Frauen gerade von den Dingen ausschließen, von denen sie den Beweis geliefert haben, dass sie dafür befähigt sind. Es gibt kein Gesetz, das eine Frau daran gehindert hätte, alle Dramen Shakespeares zu schreiben oder sämtliche Opern Mozarts zu komponieren. Hätten aber Königin Elisabeth oder Königin Victoria** nicht den Thron geerbt, so würde man ihnen auch nicht das kleinste Teilchen einer politischen Wirksamkeit anvertraut haben, in welcher sich doch die Erstere den bedeutendsten Staatslenkern ebenbürtig gezeigt hat.

Wäre es möglich, ohne jegliche psychologische Analyse nur durch Schlüsse, die aus der Erfahrung gezogen sind, über etwas zu urteilen, wir könnten zu dem Satze kommen: Diejenigen Dinge, welche man den Frauen nicht zu tun erlaubt, sind gerade die, zu welchen sie die meiste Befähigung besitzen; so ist ohne Zweifel ihr Beruf für die Regierungskunst bei den wenigen Gelegenheiten, die ihnen zur Ausübung derselben geboten waren, glänzend zutage getreten, während in andern Zweigen der Kunst und Wissenschaft, die ihnen anscheinend immer offengestanden haben, sich keine in so eminenter Weise ausgezeichnet hat. Wir wissen, welche kleine Zahl regierender Königinnen die Geschichte im Vergleich zu den Königen aufzuweisen hat. Von dieser kleinen Zahl hat nun aber verhältnismäßig ein weit größerer Teil Talent für die Regierung gezeigt, obschon viele davon den Thron zu sehr verschiedenen Perioden, also auch unter ganz verschiedenen Bedingungen eingenommen haben. Merkwürdig ist außerdem, dass die gekrönten Frauen sich, wie sich an vielen Beispielen erweisen lässt, häufig durch Vorzüge ausgezeichnet haben, die der herkömmlichen Vorstellung vom weiblichen Charakter schnurstracks entgegen sind, nämlich Willenskraft, Festigkeit und Intelligenz. Vervollständigen

---

* Gemeint sind: Königin Elisabeth I. von England (1533–1603, Regentin seit 1558), die alttestamentarische Richterin Deborah (Buch der Richter, Kapitel 4 und 5) und die unter anderem von der anglikanischen Kirche zur Heiligen erhobene Johanna von Orléans (1412–1431).

** Victoria von England und Irland (1819–1901, Regentin seit 1837).

wir die Zahl der Königinnen und Kaiserinnen noch durch Regentinnen und Statthalterinnen von Provinzen, so dehnt sich die Liste der Frauen, welche sich als ausgezeichnete Herrscherinnen bewiesen haben, zu einer großen Länge aus.[4] Es ist dies auch eine so unleugbare Tatsache, dass man schon vor langer Zeit versucht hat, das Argument umzudrehen und die Wahrheit, die man zugeben musste, in einen Schimpf zu verwandeln, indem man sagte, Königinnen wären besser als Könige, denn unter den Königen regierten die Frauen, aber unter den Königinnen die Männer. Es mag wie eine Vergeudung der Beweisgründe erscheinen, wenn man dieselben auch gegen einen schlechten Scherz ins Feld führt; ein solcher setzt sich jedoch bei den Leuten oft fester als eine ernste Wahrheit, und ich habe den hier erwähnten von Leuten mit einer Miene wiederholen hören, als hätten sie damit etwas außerordentlich Gewichtiges und Tiefsinniges ausgesprochen. Auf jeden Fall kann dieser Ausspruch ebenso gut wie etwas anderes unserer Diskussion zum Anknüpfungspunkte dienen. Zuvörderst bestreite ich also den ersteren Teil des Satzes und sage: Es ist nicht wahr, dass unter Königen Frauen regieren. Solche Fälle sind große Ausnahmen, und schwache Könige sind zu ihrer schlechten Regierung ebenso oft durch den Einfluss männlicher als durch den Einfluss weiblicher Günstlinge verleitet worden. Lässt sich ein König lediglich infolge eines zwischen beiden bestehenden Liebesverhältnisses von einer Frau beherrschen, so ist allerdings keine gute Regierung zu erwarten, obgleich es selbst in diesem Falle Ausnahmen gibt. Dagegen zählt die französische Geschichte zwei Könige, welche die Leitung der Geschäfte während vieler Jahre freiwillig, der eine in die Hände seiner Mutter, der andere in die seiner Schwester legte.* Der eine dieser Könige, Karl VIII., war allerdings ein bloßer Knabe, folgte jedoch mit dieser Handlung den Intentionen seines Vaters, Ludwig XI., eines der größten Könige seiner Zeit; der andere, Ludwig der Heilige, war dagegen der beste und einer der kräftigsten Herrscher, die Frankreich seit Karl dem Großen gehabt hatte. Beide Fürstinnen regierten in einer Weise, der es wenige ihrer zeitgenössischen Fürsten gleichzutun vermochten. Kaiser Karl V., der staatsklügste Fürst seiner Zeit, der eine so große Anzahl tüchtiger Männer in seinen Diensten hatte, wie sie nur jemals einem Herrscher zu Gebote standen, der sicherlich der letzte von allen Souveränen war, dem es zuzutrauen gewesen wäre,

* Gemeint sind Blanka von Kastilien (1188–1252), Mutter von Ludwig IX., und Anne de Beaujeu (1461–1522), Schwester von Karl VIII.

dass er seine Interessen seinen persönlichen Gefühlen aufopfern könnte, ernannte zwei Prinzessinnen seines Hauses hintereinander zu Statthalterinnen der Niederlande. Er ließ eine derselben ihr ganzes Leben lang auf diesem Posten (später folgte ihnen sogar noch eine dritte Prinzessin aus derselben Familie).* Beide regierten mit dem besten Erfolg, und eine von ihnen, Margarete von Österreich, war eine der geschicktesten Politikerinnen jener Zeit. So viel über den ersten Teil des Satzes, und nun zum zweiten. Meint man mit dem Ausspruch, dass unter Königinnen Männer regieren, dasselbe, was man andeuten will, wenn man sagt, Könige würden von Frauen beherrscht? Will man damit zu verstehen geben, Königinnen wählten zu Werkzeugen ihrer Regierung immer die Gefährten ihrer persönlichen Ergötzlichkeiten? Der Fall ist selten vorgekommen, selbst bei solchen Fürstinnen, die in dem letzteren Punkt so wenig skrupulös waren wie Katharina die Zweite, und nicht aus diesen Fällen lassen sich die Beispiele für das angeblich durch das männliche Regiment gestiftete Gute herleiten. Wenn es sich also wirklich bewährt, dass unter einer Königin sich die Verwaltung des Staates in den Händen besserer Männer befindet, als dies durchschnittlich unter Königen der Fall ist, so ließe sich das nur erklären aus der größeren Fähigkeit der Königinnen, solche Männer auszuwählen. Daraus ginge hervor, Frauen wären nicht allein nur besser geeignet für das Amt des Monarchen, sondern auch für das des Premierministers; denn die Hauptaufgabe des Premierministers besteht nicht darin, dass er in Person regiert, sondern dass er jedes Departement der öffentlichen Angelegenheiten den dafür tüchtigsten Personen zur Leitung anvertraut. Es wird allgemein zugegeben, Frauen seien den Männern darin überlegen, dass sie eine schnellere Einsicht in den Charakter eines Menschen gewinnen, und diese Eigenschaft muss sie allerdings bei einigermaßen gleicher Befähigung in jeder andern Hinsicht geschickter als die Männer in jener Auswahl von Werkzeugen machen, worin beinahe die wichtigste Aufgabe aller, die mit Regierungsgeschäften zu tun haben, besteht. Selbst die grundsatzlose Katharina von Medici konnte den Wert eines Kanzlers de L'Hopital** begreifen. Es ist indes nicht minder wahr, dass große Königinnen durch ihr eigenes Regie-

---

* Margarete von Österreich (Regentin 1507–1530), Maria von Ungarn (Regentin 1531–1552) und Margarethe von Parma (Regentin 1559–1567).

** Michel de L'Hopital (1505–1573), französischer Diplomat, Politiker und humanistischer Schriftsteller, wurde trotz seiner Toleranz in religiösen Fragen 1560 zum Chancelier de France ernannt.

rungstalent groß gewesen sind und aus diesem Grunde gute Diener gehabt haben. Sie behielten die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten in ihren eigenen Händen, und wenn sie guten Ratgebern Gehör schenkten, so gaben sie dadurch den stärksten Beweis, wie sehr ihre Urteilskraft sie zur Entscheidung der größten Regierungsfragen tüchtig machte.

Ist es nun vernünftig, anzunehmen, diejenigen, welche für die größeren politischen Funktionen geeignet sind, wären unfähig, die geringeren zu verwalten? Liegt in der Natur der Dinge irgendein Grund dafür, dass Frauen und Schwestern von Fürsten, sobald sie zur Regierung berufen werden, sich dieser Aufgabe ebenso gewachsen zeigen können wie die Fürsten selbst, hingegen Frauen und Schwestern von Staatsmännern, Administratoren, Direktoren von Kompanien und Vorstehern öffentlicher Institute nicht imstande sein sollten, das zu tun, was ihre Männer und Brüder verrichten? Es gibt allerdings einen solchen Grund, und er ist einfach genug. Der Rang jener Prinzessinnen erhebt sie so hoch über die allgemeine Menschheit, dass auf sie die für ihr Geschlecht geltenden Gesetze der Unterordnung keine Anwendung gefunden haben; dass man sie nie lehrte, die Beschäftigung mit der Politik sei unstatthaft für sie, sondern ihnen erlaubte, sich ungehindert dem jedem gebildeten Menschen natürlichen Interesse für die ringsum sich vollziehenden großen Verhandlungen zu überlassen, an welchen teilzunehmen sie vielleicht selbst noch berufen werden konnten. Die Damen der regierenden Familien sind die einzigen Frauen, denen derselbe Grad und dieselbe Freiheit der Entwicklung gestattet sind wie den Männern, und so stehen sie denn diesen auch nicht nach. Überall, wo die Befähigung der Frauen für die Regierung erprobt wurde, zeigte dieselbe sich dem Herrschertalent des Mannes verhältnismäßig ganz gleichkommend.

Diese Tatsache steht in Verbindung mit den besten allgemeinen Folgerungen, welche die unvollkommene Erfahrung der Welt über die Frauen, wie sie bis jetzt gewesen sind, das heißt über ihre besonderen Eigentümlichkeiten und charakteristischen Fähigkeiten, an die Hand gibt. Ich sage, wie sie bis jetzt gewesen sind, nicht wie sie fortdauernd sein werden, denn ich habe es bereits mehrfach ausgesprochen: Ich halte es bei jedem für Vermessenheit, bestimmen zu wollen, was Frauen ihrer natürlichen Veranlagung nach sein oder nicht sein, tun oder nicht tun können. Sie sind bis jetzt, was die freiwillige Entwicklung anbetrifft, in einem so unnatürlichen Zustande erhalten worden, dass ihre Natur notwendigerweise verzerrt und entstellt sein muss.

Niemand kann mit Gewissheit sagen, welch ein hauptsächlicher Unterschied oder ob überhaupt ein Unterschied zwischen dem Charakter und den Fähigkeiten des Mannes und der Frau sein würde, wenn die Natur der letztern sich so frei hätte entfalten dürfen wie die des Mannes und keinen andern künstlichen Schliff bekommen hätte, als durch die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft absolut bedingt ist und beiden Geschlechtern in gleichem Maße gegeben wird. Ich werde sogleich nachweisen, dass selbst diejenigen der jetzt bestehenden Unterschiede, welche sich am wenigsten ableugnen lassen, von einer Beschaffenheit sind, vermöge welcher sie lediglich durch die Macht der Umstände, ohne jeden Unterschied der Naturanlagen, erzeugt sein können.

Betrachtet man die Frauen, wie die Erfahrung sie kennen lehrt, so darf man wohl mit mehr Wahrheit, als sonst die meisten allgemeinen Behauptungen über dieses Thema für sich haben, sagen: Die Richtung ihres Talentes gehe im Allgemeinen auf das Praktische. Diese Wahrnehmung steht im Einklang mit der Geschichte der Frauen in der Gegenwart wie in der Vergangenheit und wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt. Betrachten wir die spezielle Natur der geistigen Fähigkeiten einer talentvollen Frau. Sie sind alle derartig, dass sie dadurch für die Praxis befähigt und nach dieser Seite hingewiesen wird. Was versteht man unter der Fähigkeit der Frau für unmittelbare Wahrnehmung? Nichts anderes als schnelle und richtige Einsicht in vorhandene Tatsachen; von allgemeinen Prinzipien ist dabei nicht die Rede. Niemand entdeckte je ein wissenschaftliches Naturgesetz durch Intuition oder gelangte dadurch zu einer allgemeinen Vorschrift der Pflicht oder der Klugheit. Dies sind nur Resultate langsam und sorgfältig gesammelter Erfahrungen und daraus gezogener Folgerungen und Vergleiche. Weder Frauen noch Männer der Intuition pflegen auf diesem Gebiete zu glänzen, wenn nicht etwa die dazu nötige Erfahrung derartig ist, dass sie dieselbe durch sich selbst zu erlangen vermögen; denn dasjenige, was man als ihren unmittelbar erkennenden Scharfsinn bezeichnet, macht sie eben besonders geschickt, solche allgemeine Wahrheiten, die durch ihr individuelles Beobachtungsvermögen gesammelt werden können, zu einem Ganzen zusammenzustellen. Sind daher Frauen *zufällig* durch Studium und Erziehung ebenso gut wie Männer mit den Ergebnissen der Erfahrung anderer Leute versehen, so sind sie besser, als dies im Allgemeinen bei Männern der Fall ist, mit den Haupterfordernissen einer geschickten und erfolgreichen Praxis ausgerüstet. Ich habe absichtlich das Wort »zufällig« gebraucht, denn diejenigen Frauen, die Kenntnisse besitzen, welche

sie für größere Lebensaufgaben geschickt machen, besitzen diese lediglich als ein Resultat der Selbsterziehung. – Männern, die sehr viel gelernt haben, gebricht es leicht am Sinn für vorhandene Tatsachen; sie sehen in den ihnen vorliegenden Dingen nicht das, was letztere wirklich sind, sondern was man sie davon zu erwarten gelehrt hat. Bei Frauen, welche nur einigermaßen Fähigkeiten haben, wird dies selten der Fall sein. Ihre Gabe der »Intuition« bewahrt sie davor. Bei der gleichen Erfahrung und allgemeinen Begabung sieht eine Frau gewöhnlich mehr von den Dingen, die unmittelbar vor ihr sind, als ein Mann. Dieses Empfindungsvermögen für das Gegebene ist es aber eben, wovon die Fähigkeit für die Praxis abhängt. Die Entdeckung allgemeiner Grundlehren gehört den spekulativen Fähigkeiten an; aber das Unterscheiden und Abwägen derjenigen Fälle, in denen sie anwendbar oder nicht anwendbar sind, bedingt praktisches Talent, und das ist den Frauen, wie sie jetzt sind, ganz besonders eigen. Ich gebe zu, dass ohne Grundlehren keine gute Praxis denkbar ist und dass das Übergewicht, welches die Schnelligkeit der Beobachtung unter den Fähigkeiten einer Frau hat, sie leicht verleitet, vorschnelle Generalisierungen auf ihre eigenen Beobachtungen zu bauen, obschon sie gleichzeitig nicht weniger schnell bereit ist, sobald ihre Beobachtungen einen weiteren Gesichtskreis erlangen, nach diesen die früher geformten Generalisierungen zu berichtigen. Das Heilmittel gegen dieses Übel ist aber dem ganzen Menschengeschlechte zugänglich – es heißt: allgemeines Wissen – und wird am besten durch die Erziehung gewonnen. Die Fehler einer Frau sind genau dieselben, die ein gescheiter Mann, dessen Bildung ein Produkt der Selbsterziehung ist, zu begehen pflegt; er sieht oft, was Männer, welche eine regelmäßige Bildung erhalten haben, nicht gesehen haben, irrt jedoch aus Mangel an Kenntnissen in längst bekannten Dingen. Ein solcher Mann hat sich selbstverständlich einen guten Teil des vorhandenen Wissens angeeignet, denn sonst hätte er es überhaupt zu nichts bringen können; aber er hat, was er weiß, gerade wie die Frauen, in Fragmenten aufgelesen und nicht nach einem festen, einheitlichen System erworben.

Während nun allerdings die Gravitation des weiblichen Geistes zum Vorhandenen, Wirklichen der gegebenen Tatsache in ihrer Ausschließlichkeit eine Quelle der Irrtümer wird, dient sie doch auch dem entgegengesetzten Irrtum als ein sehr nützliches Gegengewicht. Die hauptsächlichste und charakteristische Verirrung spekulativer Geister als solche entsteht gerade aus dem Mangel der lebhaften Beobachtung und beständig gegenwärtigen Wahr-

nehmung objektiver Tatsachen. Weil ihnen dies gebricht, übersehen sie oft nicht nur den Widerspruch, in welchem äußere Tatsachen zu ihren Theorien stehen, sondern verlieren auch den eigentlichen Zweck der Spekulation ganz und gar aus den Augen und gestatten ihren spekulativen Fähigkeiten, in Regionen abzuschweifen, die nicht bevölkert sind mit wirklichen Wesen, möchten dieselben nun beseelt oder unbeseelt oder idealisiert sein, sondern mit personifizierten Schatten, die durch die Illusionen der Metaphysik oder auch durch bloße Worte gebildet sind, und halten diese Schatten für die eigentlichen Objekte der höchsten, übersinnlichsten Philosophie. Für einen Mann der Theorie und Spekulation, der sich nicht damit begnügt, eine Masse des Wissens durch die Beobachtung anzuhäufen, sondern der dasselbe durch ernste Gedankenarbeit in gedrängte und umfassende wissenschaftliche Wahrheiten und Lebensgesetze umwandeln will, kann es kaum etwas Wertvolleres geben als die Möglichkeit, seine Forderungen in Gemeinschaft und unter der Kritik einer geistig wirklich hochstehenden Frau ausführen zu können. Nichts ist besser geeignet, seine Gedanken innerhalb der Grenzen des Wirklichen und der in der Natur bestehenden Tatsachen zu halten. Eine Frau wird sehr selten unbesonnen einer Abstraktion nachlaufen. Sie ist geneigt und gewöhnt, sich mehr mit Individuen als mit Gruppen zu beschäftigen, und hegt – was damit in engster Verbindung steht – ein viel lebhafteres Interesse als der Mann für die augenblicklichen Gefühle der Personen, vermöge dessen sie bei allem, was mit dem Anspruche, von ihr ausgeführt zu werden, an sie herantritt, zuerst überlegt, welchen Einfluss es auf die Personen üben wird. Diese beiden Eigenschaften machen es ihr außerordentlich schwierig, irgendeiner Spekulation Vertrauen zu schenken, welche die Individuen aus den Augen verliert und die Dinge behandelt, als ob sie zum Besten irgendeiner imaginären Wesenheit, eines bloßen, nicht auf die Gefühle lebender Geschöpfe beziehbaren Gebildes der Phantasie existierten. Es ist mithin für denkende Männer ebenso nützlich, dass ihren Gedanken durch die der Frauen Wirklichkeit gegeben werde, wie die Gedanken der Männer den Frauen nützlich sind, um den Kreis der ihrigen zu erweitern und zu vergrößern. Was die Tiefe, wohl unterschieden von der Breite, anbetrifft, so bezweifle ich, ob selbst jetzt die Frauen, im Vergleich zu den Männern, im Nachteil sind.

Sind die jetzt bestehenden charakteristischen geistigen Eigenschaften der Frauen schon eine wertvolle Hilfe für die Spekulation, so sind sie noch weit wichtiger, sobald die Spekulation ihr Werk vollendet hat und es sich darum

handelt, die gewonnenen Resultate in die Praxis zu überführen. Aus den bereits angeführten Gründen verfallen Frauen lange nicht so leicht in den gewöhnlichen Irrtum der Männer, sich auf Regeln zu versteifen in einem Falle, dessen Spezialität ihn entweder als eine Ausnahme von der Klasse, auf welche die Regeln sich beziehen, kennzeichnet oder eine besondere Anwendung derselben bedingt.

Betrachten wir nun eine andere der Eigenschaften, in welchen man den Frauen eine größere Überlegenheit einräumt, nämlich eine größere Schnelligkeit im Begreifen. Ist dies nicht vornehmlich eine Eigenschaft, welche eine Person für die Praxis geeignet macht? In der Tätigkeit hängt fortdauernd alles von der schnellen Entscheidung ab, bei der Forschung gar nichts. Ein Denker kann warten, kann sich Zeit zum Überlegen nehmen, kann einen Beweis nach dem andern sammeln; er braucht seinen philosophischen Lehrsatz nicht sofort als fertig hinzustellen, aus Furcht, die rechte Zeit dafür könne verloren gehen. Das Vermögen, die bestmöglichen Schlüsse aus unzureichenden Daten zu ziehen, ist in der Philosophie in der Tat nicht nutzlos, die Konstruktion einer mit den vorhandenen Fakten vereinbarten vorläufigen Hypothese ist oft die notwendige Basis für weitere Forschungen. Diese Gabe ist in der Philosophie beinahe besser verwendbar als eine hohe Befähigung für sie, und der Philosoph kann sich sowohl für die Nebenarbeiten wie für seine Hauptaufgabe selbst so viel Zeit lassen, als ihm gefällt. Er bedarf, wie gesagt, nicht der Fähigkeit, das, was ihm zu tun obliegt, rasch zu tun; ihm ist weit mehr die Geduld notwendig, welche langsam fortarbeitet, bis ein ungewisses Licht zu einem gewissen geworden und eine Folgerung zu einem Lehrsatz herangereift ist.

Für diejenigen dagegen, welche es mit dem Flüchtigen, schnell Entschwindenden – mit den Dingen selbst, nicht bloß mit dem Wesen der Dinge – zu tun haben, ist die Schnelligkeit der Gedanken eine Eigenschaft, welche der Fähigkeit des Denkens selbst an Wichtigkeit am nächsten steht. Wem die Gedanken im Augenblick der Tat nicht unmittelbar zu Gebote stehen, der könnte sie ebenso gut gar nicht haben. Er mag für das Kritisieren geeignet sein, für Handeln ist er es nicht. Eingestandenermaßen zeichnen sich in dieser Eigenschaft die Frauen und diejenigen Männer aus, welche den Frauen am ähnlichsten sind, während andersgeartete Männer, so weit überlegen auch ihre Geisteskräfte sein mögen, doch nur langsam zu einer vollen Herrschaft über dieselben gelangen. Schnelligkeit des Urteils und Schnelligkeit der überlegten Handlung sind bei ihnen selbst in Dingen, mit denen sie am besten vertraut

sind, erst die allmählichen und letzten Resultate emsiger, zur Gewohnheit gewordener Anstrengungen.

Man wird vielleicht sagen, die größere nervöse Empfänglichkeit der Frau mache sie ungeeignet für jede andere Tätigkeit als die des häuslichen Lebens, da sie dadurch beweglich, veränderlich, zu lebhaft vom Augenblick beeinflusst, unfähig für eine stetige Beharrlichkeit, ungleich und ungewiss im Gebrauch ihrer Gaben würde.

Ich glaube mit diesen Phrasen die Mehrzahl der Bedenken zusammengefasst zu haben, die gewöhnlich gegen die Befähigung der Frauen für die höhere Klasse ernster Beschäftigungen erhoben werden. Ein Teil der weiblichen Reizbarkeit entspringt lediglich den zugrunde gehenden Überflüssen nervöser Energie und würde aufhören, sobald diese Energie auf ein bestimmtes Ziel gelenkt würde; ein anderer Teil ist nur die Folge einer bewussten oder unbewussten künstlichen Pflege, wie wir an dem beinahe gänzlichen Verschwinden der hysterischen Zufälle und Ohnmachten sehen, seit sie aus der Mode gekommen sind. Endlich – welche Erziehung gibt man vielen Frauen der höheren Klassen! Als eine Art von Treibhauspflanzen vor jedem schädlichen Luftzug gehütet, werden sie ferngehalten von jeder Beschäftigung und Bewegung, welche den Blutumlauf fördert und die Muskelkraft entwickelt, während man das Nervensystem, und besonders in seinen erregbarsten Teilen, in eine unnatürliche Tätigkeit versetzt. In manchen andern Ländern ist das noch viel schlimmer als in England. Ist es da ein Wunder, wenn diejenigen, welche nicht an der Schwindsucht sterben, mit einer Konstitution aufwachsen, welche durch die geringsten körperlichen oder geistigen Ursachen erschüttert werden kann; dass sie ohne Kraft sind für irgendeine Aufgabe, die fortgesetzte geistige oder physische Anstrengung erfordert?

Frauen, die erzogen sind, um für ihren Unterhalt zu arbeiten, zeigen dagegen keine derartigen Merkmale der Kränklichkeit, es sei denn, dass sie in engen, ungesunden Räumen an den Eisenring einer übertriebenen Arbeit gespannt sind, die sie zur sitzenden Lebensweise verurteilt. Frauen, welche in ihren Kinderjahren an der gesunden physischen Erziehung und körperlichen Freiheit ihrer Brüder teilnehmen durften und im späteren Leben reine Luft und Bewegung im ausreichenden Maße haben, leiden selten an einer zu großen Reizbarkeit der Nerven, so dass sie dadurch für diese oder jene Tätigkeit unfähig gemacht würden. Allerdings gibt es in beiden Geschlechtern eine gewisse Anzahl von Menschen, in deren Konstitution ein ungewöhnlicher

Grad von Nervenreizbarkeit begründet und in einem so hervorstechenden Maße ausgebildet ist, dass sie den Zug der ganzen Organisation ausmacht, welcher den größten Einfluss auf den ganzen Charakter der Lebenserscheinungen hat. Eine derartige Konstitution ist gleich andern physischen Bildungen erblich und wird sowohl auf Söhne wie auf Töchter verpflanzt; es ist jedoch möglich und wahrscheinlich, dass das nervöse Temperament – wie es genannt wird – sich häufiger auf das weibliche als auf das männliche Geschlecht vererbt. Wir wollen es sogar als ein Faktum annehmen, alsdann aber möchte ich fragen: Hält man denn Männer mit nervösem Temperament nicht für geeignet für die verschiedenen Berufszweige, denen Männer sich gewöhnlich zu widmen pflegen?

Die Eigentümlichkeiten des Temperamentes sind ohne Zweifel in einer gewissen Begrenzung ein Hindernis für den Erfolg auf manchen Tätigkeitsgebieten, auf andern sind sie im Gegenteil wieder eine Hilfe. Wir haben fortdauernd Beispiele des glänzendsten Erfolges, den Männer von hoher nervöser Empfindsamkeit erzielten, wenn die von ihnen gewählte Wirksamkeit ihrem Temperamente entsprach, und zuweilen selbst dann, wenn sie ihm nicht entsprach. Ihre praktische Tätigkeit zeichnet sich namentlich dadurch aus, dass vermöge des höheren Grades der Erregbarkeit ihrer physischen Konstitution auch ihre geistigen Kräfte in der Erregung sich in höherem Maße steigern, als dies bei andern Leuten der Fall ist; sie werden gleichsam über sich selbst hinausgehoben und können Dinge tun, zu denen sie zu andern Zeiten ganz unfähig wären. Und diese erhabenere Erregbarkeit ist nicht nur, außer bei körperlich schwachen Konstitutionen, ein Aufleuchten, das augenblicklich wieder verschwindet, keine dauernden Spuren hinter sich lässt und unvereinbar mit der beharrlichen und stetigen Verfolgung eines Zieles ist. Das nervöse Temperament ist vielmehr, wie die Erfahrung lehrt, einer *anhaltenden* Erregung fähig und vermag in derselben während langer, fortgesetzter Anstrengungen zu verharren. Diese Eigentümlichkeit ist es, welche das edle Ross mit unverringerter Schnelligkeit so lange dahinbrausen lässt, bis es tot zusammenstürzt. Dieselbe Eigentümlichkeit ist es, die schon mancher zarten Frau die Kraft verliehen hat, mit der erhabensten Standhaftigkeit nicht nur den grausamsten Tod durch Henkershand zu erleiden, sondern, was mehr ist, denselben Mut auch während der langen vorhergehenden geistigen und körperlichen Martern aufrechtzuerhalten. Leute von einem solchen Temperamente sind, das ist unverkennbar, ganz besonders geeignet für das, was man das aus-

führende Departement in der Führerschaft der Menschheit nennen könnte; sie sind das Material zu großen Rednern, großen Predigern, zu unwiderstehlichen Verbreitern neuer erhabener Wahrheiten. Weniger tauglich dürfte ihre Konstitution für die Stellung eines leitenden Staatsmannes oder Richters erscheinen, wenn aus dem Umstande, dass Leute erregbar sind, absolut zu folgern wäre, sie müssten sich immer in einem erregten Zustande befinden. Dies ist jedoch lediglich eine Frage der Erziehung. Das starke Fühlen ist auch das Instrument einer starken Selbstbeherrschung, aber es muss nach dieser Richtung hin ausgebildet sein; ist dies der Fall, so erzeugt es nicht allein die Helden des Impulses, sondern auch die Helden der Selbstüberwindung. Geschichte und Erfahrung lehren, dass die leidenschaftlichsten Charaktere gleichzeitig die fanatisch strengsten in ihrem Pflichtgefühl sind, sobald ihre Leidenschaft angehalten wurde, nach dieser Seite hin sich zu entfalten.

Der Richter, welcher in einer Sache, wo sein innerstes Gefühl nach der andern Seite hin interessiert ist, ein gerechtes Urteil fällt, zieht aus derselben Stärke des Gefühls das entschlossene Pflicht- und Rechtsbewusstsein, vermöge dessen er den Sieg über sich selbst zu erringen vermag. Die Fähigkeit für jenen erhabenen Enthusiasmus, die den Menschen über seinen täglichen Charakter erhebt, wirkt auf diesen alltäglichen Charakter selbst zurück. Das Wollen und Können seines Ausnahmezustandes werden der Maßstab, nach welchem er seine Gefühle und Bestrebungen zu andern Zeiten abwägt und würdigt, und demzufolge nehmen auch seine gewöhnlichen Vorsätze einen nach den Momenten höherer Erregung gebildeten und ihnen assimilierten Charakter an, obschon jene der Natur des Menschen nach nur vorübergehend sein können.

Die an ganzen Völkern wie an einzelnen Individuen gemachten Erfahrungen zeigen nicht, dass im Durchschnitt die erregbaren Menschen weniger geeignet für Denken oder Handeln gewesen wären als die weniger erregbaren. Die Franzosen und Italiener sind unzweifelhaft von Natur erregbarer als die germanischen Rassen und führen, im Vergleich zu den Engländern wenigstens, alltäglich und gewöhnlich ein viel bewegteres Leben; aber sind sie deshalb in den Wissenschaften, den öffentlichen Angelegenheiten, in ihrer Gesetzgebung und Rechtspflege oder im Kriege weniger bedeutend gewesen? Zahlreiche Beweise sprechen dafür, dass die Griechen des Altertums eine der erregbarsten Rassen des Menschengeschlechtes waren, wie es ihre Abkömmlinge und Nachfolger noch heute sind.

Es ist überflüssig, zu fragen, in welcher unter allen Künsten und Wissenschaften der Menschheit die Griechen nicht exzelliert haben. Die Römer hatten als ein ebenso südliches Volk wahrscheinlich ursprünglich dasselbe Temperament, aber wie die Spartaner, so machte auch sie der strenge Charakter ihrer nationalen Erziehung zum Beispiel des entgegengesetzten Typus, und die größere Stärke ihrer natürlichen Gefühle machte sich hauptsächlich bemerkbar in dem hohen Maße, in dem es diesem ursprünglichen Temperament möglich geworden war, dem künstlichen zu weichen. Zeigen diese Fälle, was aus einem von Natur erregbaren Temperament gemacht werden kann, so liefern die irischen Kelten wieder das schlagendste Beispiel, wie es ist, wenn es sich selbst überlassen bleibt – vorausgesetzt, dass man von einem Volke, welches jahrhundertelang dem indirekten Einfluss einer schlechten Regierung und der direkten Leitung der katholischen Geistlichkeit und dem strengen Glauben an die katholische Kirchenlehre ausgesetzt war, sagen kann, es sei sich selbst überlassen geblieben. Der irische Charakter muss daher als ein ungünstiges Beispiel betrachtet werden, und dennoch hat, sobald die Umstände dem Individuum günstig waren, kein Volk größere Naturanlage für die verschiedenste und mannigfachste individuelle Bedeutsamkeit gezeigt. Wie die Franzosen im Vergleich zu den Engländern, die Irländer im Vergleich zu den Schweizern, die Griechen oder Italiener im Vergleich zu den Deutschen, so wird man auch finden, dass die Frauen im Vergleich zu den Männern im Durchschnitt dieselben Dinge mit einiger Verschiedenheit in besonderer Art der Vollendung tun; ich sehe jedoch nicht den geringsten Grund, daran zu zweifeln, dass sie im Ganzen alles in einer völlig gleichen Vollendung ausführen würden, wenn ihre Erziehung und Bildung darauf gerichtet würde, die aus ihrem Temperamente entspringenden Mängel zu verbessern, statt dass sie jetzt dieselben geflissentlich vergrößert.

Nehmen wir indes als wahr an, dass die Frau von Natur beweglicheren Geistes als der Mann sei, weniger geeignet, lange dieselben fortgesetzten Anstrengungen zu machen, mehr geneigt, ihre Fähigkeiten auf mehrere Dinge zu verteilen, als auf einem Pfade zu dem höchsten Ziele menschlichen Lebens zu gelangen. Es ist dann aber nur wahr in Bezug auf die Frauen, wie sie jetzt sind, obgleich auch da nicht ohne große und zahlreiche Ausnahmen, und mag erklären, weshalb sie hinter den Männern, die auf der höchsten Stufe stehen, gerade in den Dingen zurückgeblieben sind, welche die Hingabe des ganzen Menschen an eine Idee und eine Beschäftigung am meisten erfordern.

Diese Verschiedenheit kann jedoch nur den Grad der Vortrefflichkeit, nicht die Vortrefflichkeit selbst oder ihren praktischen Wert berühren, und es ist erst noch zu beweisen, ob dieses gänzliche Hingeben an eine Idee und das Aufgehen in derselben, ob diese Konzentration in einer einzigen Wirksamkeit das normale und gesunde Verhältnis der menschlichen Fähigkeiten selbst für den spekulativen Gebrauch ist. Ich glaube, das, was durch diese Konzentration für die spezielle Entwicklung gewonnen wird, geht an Geistesfähigkeit für die andern Lebensaufgaben verloren, und es ist meine entschiedene Ansicht, dass der Geist mehr zu leisten imstande ist, wenn er häufig wieder zu einem schwierigen Problem zurückkehrt, als wenn er dabei ohne Unterbrechung verweilt. Für praktische Zwecke, mögen diese den höchsten oder geringsten Departements derselben angehören, ist es auf alle Fälle eine sehr wertvolle Fähigkeit, schnell von einem Gegenstand der Erwägung auf einen anderen übergehen zu können, ohne dass dabei der eine zu kurz kommt; und diese Fähigkeit besitzen dank der Beweglichkeit, die man ihnen zum Vorwurf macht, Frauen in hervorragender Weise. Vielleicht besitzen sie dieselbe von Natur, ganz gewiss aber durch Gewöhnung und Erziehung; denn beinahe alle Beschäftigungen der Frauen bestehen aus kleinen, aber mannigfachen Details, auf denen, jedes einzeln genommen, der Geist nicht eine Minute lang verweilen kann, von denen er immer sogleich auf andere Dinge überzugehen hat, und erfordert etwas ein längeres Nachdenken, so muss die Zeit dazu förmlich gestohlen werden. Es ist schon oft bemerkt worden, welche Fähigkeit die Frauen besitzen, unter Umständen und zu Zeiten zu denken, die beinahe jedem Mann eine genügende Entschuldigung sein würden, gar nicht erst einen Versuch damit zu machen; dass der Geist einer Frau, mag er immerhin nur mit kleinen Dingen beschäftigt sein, sich doch niemals eine völlige Trägheit gestattet, wie das der Mann so oft tut, wenn er nicht gerade mit dem beschäftigt ist, was er die Aufgabe seines Lebens nennt. Die Aufgabe des gewöhnlichen Lebens einer Frau sind die Dinge im Allgemeinen, deshalb kann in ihrer Arbeit so wenig ein Stillstand eintreten wie in der Bewegung der Erde.

Aber – sagt man – es gibt ja einen anatomischen Beweis für die geistige Überlegenheit der Männer, sie haben ein größeres Gehirn. Ich erwidere, dass zuvörderst das Faktum an und für sich zweifelhaft ist. Es ist durchaus nicht erwiesen, dass das Gehirn einer Frau kleiner sei als das eines Mannes. Leitet man diese Behauptung lediglich von dem Umstand ab, dass der Frauenkörper im Allgemeinen geringere Dimensionen hat als der männliche, so möchte

dieses Kriterium doch zu seltsamen Konsequenzen führen. Ein großer, starkknochiger Mann müsste demnach einem kleinen, schwächlichen Manne in geistiger Hinsicht sehr weit überlegen sein und der Elefant oder Walfisch das Menschengeschlecht unermesslich übertreffen. Nach dem Ausspruch der Anatomen variiert die Größe des Gehirns weit weniger als die Größe des Körpers oder selbst des Kopfes, und eins ist gar nicht nach dem andern zu bestimmen.

Es steht fest, dass es Frauen gibt, deren Gehirn ebenso groß ist wie das irgendeines Mannes. Ich weiß, dass ein Mann, der mehrere menschliche Gehirne gewogen hat, erklärt hat: Das schwerste, welches man bis dahin gefunden hat, also noch schwerer als das Cuviers*, sei das einer Frau gewesen. Ferner muss ich darauf aufmerksam machen, dass man über die Art der zwischen dem menschlichen Hirn und dem Denkvermögen bestehenden Beziehungen gar nicht einig ist, sondern dass darüber noch ein großer Streit schwebt. Dass eine sehr enge Verbindung zwischen beiden besteht, zieht niemand in Zweifel. Das Gehirn ist gewiss das Hauptorgan des Denkens und Empfindens, und ich gebe zu – abgesehen von der Kontroverse, wonach verschiedene Teile des Hirns verschiedenen geistigen Fähigkeiten als Organe dienen –, es wäre eine Anomalie und eine Ausnahme von allem, was wir über die allgemeinen Gesetze des Lebens und der Organisation wissen, wenn die Gestalt des Organs gänzlich ohne Einfluss auf die Funktion sein sollte und wenn aus der größeren Ausdehnung des Organs der Denkfähigkeit gar kein Zuwachs entstünde. Die Anomalie und Ausnahme wären aber ebenso groß, wenn das Organ *allein* durch seine Ausdehnung den Einfluss ausübte.

Bei allen zarteren Verrichtungen der Natur – von welchen die der belebten Schöpfung die zartesten und von diesen wieder die des Nervensystems die allerzartesten sind – hängen die Verschiedenheiten der Wirkung ebenso wohl von der Verschiedenheit der betreffenden Organe nach ihrer Qualität wie nach ihrer Quantität ab, und wenn die Qualität eines Instrumentes nach der Feinheit und Sauberkeit des Werkes, das es verrichten kann, zu beurteilen ist, so weist dieser Schluss auf eine durchschnittlich feinere Qualität des Gehirnes und Nervensystems der Frauen als der Männer hin. Sieht man indes von allen abstrakten Unterschieden der Qualität ab, die zu belegen immer eine schwierige Sache bleibt, so weiß man doch, dass die Wirksamkeit eines Organs nicht

---

* Mill verweist hier auf die Untersuchungen menschlicher Schädel des Forschers Georges Cuvier (1769–1832) und – indirekt – des Arztes Rudolf Virchow (1821–1902).

allein von seinem Umfange, sondern von seiner Tätigkeit abhängt, und von dieser haben wir ein annäherndes Maß in der Kraft, mit welcher das Blut durch dasselbe zirkuliert, da sowohl der Stimulus wie die ersetzende Kraft hauptsächlich von dieser Zirkulation abhängt.

Es würde gar nicht so sehr erstaunlich sein und wäre in der Tat eine Hypothese, die eine gute Erklärung für die an der geistigen Tätigkeit der beiden Geschlechter beobachteten Unterschiede an die Hand gäbe, wenn die Männer im Durchschnitt ein größeres Gehirn und die Frauen eine größere Tätigkeit der zerebralen* Zirkulation hätten. Die Resultate, zu welchen wir durch die auf dieser Analogie begründeten Schlussfolgerungen kämen, dürften mit denen übereinstimmen, die wir gewöhnlich wahrnehmen. Danach dürfte man zuvörderst die geistigen Verrichtungen der Männer für langsamer halten; sie würden weder im Denken noch im Fühlen so schnell wie die Frauen sein. Große Körper brauchen mehr Zeit, um in volle Tätigkeit zu kommen. Von der andern Seite würde das männliche Hirn, wenn es erst einmal in voller Bewegung ist, mehr Arbeit ertragen als das weibliche. Es würde ausdauernder in der einmal eingeschlagenen Richtung verharren, es würde ihm schwieriger sein, von einer Art der Tätigkeit zur andern überzugehen, aber bei der einen, die es einmal verrichtete, könnte es länger aushalten, ohne Kraft einzubüßen oder ein Gefühl der Ermüdung zu empfinden. Und finden wir nicht in der Tat, dass die Dinge, in welchen die Männer die Frauen am meisten übertreffen, solche sind, welche das meiste Kopfzerbrechen und ein langes Hämmern auf einen Gedanken erheischen, während die Frauen am besten tun, was sie schnell tun?

Das Gehirn einer Frau ist rascher ermüdet, rascher erschöpft, es ist aber auch anzunehmen, dass es sich schneller wieder erholen kann. Ich wiederhole es, diese Folgerung ist gänzlich hypothetisch und beansprucht nichts weiter, als eine Richtung für die Forschung anzugeben. Ich habe schon früher das als keineswegs gewiss bezeichnet, was man im Allgemeinen über einen zwischen den männlichen und weiblichen Fähigkeiten des Geistes nach Stärke und Richtung bestehenden Unterschied behauptet, und darauf hingewiesen, dass eine noch größere Ungewissheit über die Art dieses Unterschiedes herrsche. Die Erwerbung bestimmter Kenntnisse in dieser Beziehung steht auch nicht zu hoffen, solange man sich so wenig mit dem Studium der psychologischen

---

* Das Großhirn betreffend.

Gesetze unserer Charakterbildung selbst auf allgemeinerem Wege beschäftigt und die Details noch viel weniger wissenschaftlich untersucht. Die hervorstechendsten äußeren Ursachen der Charakterverschiedenheiten bleiben gewohnheitsmäßig unbeachtet, der Beobachter schenkt ihnen keine Aufmerksamkeit, die vorherrschenden Schulen der Naturforscher wie der Philosophen blicken mit vornehmer Geringschätzung auf dieselben herab. Mögen Naturforscher und Philosoph sich darin voneinander unterscheiden, dass der eine die Quelle dessen, was die menschlichen Geschöpfe hauptsächlich voneinander unterscheidet, in der Welt der Materie, der andere in der Welt des Geistes sucht – sie stimmen überein in der Geringschätzung derer, welche die Unterschiede aus den verschiedenen Beziehungen der Menschen zur Gesellschaft und zum Leben herleiten wollen.

Die Ansichten, welche man sich nach bloßen allgemeinen Annahmen, ohne Philosophie und Analyse, nur gestützt auf die ersten besten Beispiele, über die Natur der Frauen gebildet hat, sind in einem so lächerlichen Grade willkürlich, dass die populären Ideen über sie in den verschiedenen Ländern verschieden sind, je nachdem die Ansichten und gesellschaftlichen Zustände der einzelnen Länder gewisse Eigentümlichkeiten der in ihnen lebenden Frauen zur Entwicklung gebracht oder unentwickelt gelassen haben. Der Orientale hält die Frauen ihrer Natur nach für ganz besonders wollüstig; ich verweise als Beleg dafür auf die heftigen Schmähungen, denen sie aus diesem Grunde in den indischen Schriften ausgesetzt werden. Ein Engländer hält die Frauen gewöhnlich von Natur aus für kalt. Das Gerede von der Unbeständigkeit der Frauen ist, abwärts und aufwärts von dem berühmten Distichon Franz' I., hauptsächlich französischen Ursprungs.* In England ist das allgemeine Urteil, dass Frauen viel beständiger sind als Männer. Man hat in England seit viel längerer Zeit die Unbeständigkeit als entehrend für die Frau hingestellt als in Frankreich, und außerdem hat auch die Engländerin ihrer innersten Natur nach eine viel größere Achtung vor der öffentlichen Meinung als die Französin. Beiläufig sei hier noch bemerkt, dass die Engländer sich bei der Beurteilung dessen, was, nicht nur bei den Frauen, sondern auch bei den Männern und bei menschlichen Wesen überhaupt, natürlich oder nicht natürlich ist, in einer eigentümlich ungünstigen Lage befinden, wenigstens dann, wenn sie

* Vermutlich denkt Mill an die von Victor Hugo 1832 in *Le roi s'amuse* gegebene Version eines Ausspruchs, der dem französischen König Franz I. (1494–1547, Regent seit 1515) zugeschrieben wird: »Toute femme varie« – »Jede Frau ist anders«.

nur englische Erfahrungen haben, von denen sie ausgehen, denn es gibt auf der ganzen Erde keinen Fleck, wo die menschliche Natur so wenig von ihren ursprünglichen Zügen zeigt, wie England.

Die Engländer sind in gutem wie in bösem Sinne weiter vom Naturzustande entfernt als irgendein anderes Volk. Sie sind mehr als irgendein anderes Volk ein Produkt der Zivilisation und der strengen Schulung. England ist dasjenige Land, in dem es der gesellschaftlichen Disziplin am allermeisten gelungen ist, dasjenige, was geneigt sein könnte, mit ihr in Konflikt zu treten, nicht sowohl zu besiegen als zu unterdrücken. Die Engländer handeln nicht nur mehr als andere Völker nach bestimmten Regeln, sondern sie fühlen auch weit mehr als andere Völker danach. Die durch die Erziehung eingeprägten Ansichten und die Forderungen der Gesellschaft mögen in andern Ländern sehr starke Mächte sein, aber die individuelle Natur kommt doch immer darunter zum Vorschein und lehnt sich oft dagegen auf; das Gesetz mag stärker sein als die Natur, aber die Natur ist doch immer noch da. In England ist das Gesetz in einem sehr ausgedehnten Maße an die Stelle der Natur getreten. Man verbringt den größten Teil des Lebens nicht, indem man der Neigung unter der Aufsicht des Gesetzes folgt, sondern indem man keine Neigung hat als die, einem Gesetz oder einer Regel zu folgen. Dies hat ohne Zweifel seine guten, aber auch seine recht beklagenswerten Seiten; aber wie dem auch sei, jedenfalls muss der Engländer dadurch sehr ungeeignet gemacht werden, nach seiner eigenen Erfahrung ein Urteil über die Anlagen der menschlichen Natur zu fällen. Die Irrtümer, denen die Beobachter dieses Gegenstandes unterworfen sind, tragen an verschiedenen Orten einen verschiedenen Charakter. Ein Engländer ist hinsichtlich der menschlichen Natur unwissend, ein Franzose ist vorurteilsvoll. Die Irrtümer des Engländers sind negativ, die des Franzosen positiv. Der Engländer wähnt, die Dinge existierten nicht, weil er sie nicht sieht; der Franzose glaubt, sie müssen notwendigerweise überall existieren, weil er sie sieht. Der Engländer kennt die Natur nicht, weil er sie zu beobachten keine Gelegenheit gehabt hat; der Franzose kennt gewöhnlich ziemlich viel davon, beurteilt sie aber falsch, weil er sie nur immer sophistisch und verzerrt gesehen hat. Beides ist sehr erklärlich; denn der durch die Gesellschaft geschaffene künstliche Zustand entstellt die natürlichen Neigungen des den Gegenstand der Beobachtung bildenden Dinges nach zwei verschiedenen Richtungen: Er erstickt sie entweder oder wandelt sie um. In dem ersten Falle ist nur noch ein verkümmerter Rest für das Studium vorhanden, im

zweiten ist allerdings mehr da, aber es kann sich eher nach jeder andern Richtung entfaltet haben als nach der, nach welcher es, sich selbst überlassen, freiwillig gewachsen wäre.

Ich habe gesagt, man könne jetzt nicht wissen, inwieweit die existierenden geistigen Verschiedenheiten zwischen den beiden Geschlechtern natürlich, inwieweit sie künstlich oder ob sie überhaupt natürliche Verschiedenheiten wären – oder auch vorausbestimmen, welche Art von natürlichem Charakter zum Vorschein kommen würde, sobald man alle künstlichen Ursachen der Verschiedenheit entfernte. Ich bin deshalb durchaus nicht gewillt, zu versuchen, was ich soeben als eine Unmöglichkeit bezeichnet habe; wenn man indes Zweifel hegt, so verbietet das immer noch nicht, Vermutungen zu haben, und wo die Gewissheit unerreichbar ist, erscheint es doch vielleicht möglich, zu einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit zu gelangen. Der erste Punkt, der Ursprung der wirklich beobachteten Verschiedenheiten, ist derjenige, wo die Forschung am besten ihren Hebel ansetzen kann, und ich werde versuchen, mich ihm auf dem einzigen Pfade, auf dem zu ihm zu gelangen ist, zu nähern, nämlich indem ich den geistigen Folgen äußerer Einflüsse nachgehe. Wir können ein Individuum nicht dergestalt von allen seinen Verhältnissen ablösen, um durch Experimente festzustellen, wie und was es von Natur gewesen sein würde; wohl aber können wir in Betracht ziehen, was es ist, wie seine Verhältnisse sind und ob die letzten imstande waren, es zu dem zu machen, was es ist.

Nehmen wir daher den einzigen hervorstechenden Fall, den uns die Beobachtung von der anscheinenden Überlegenheit der Männer über die Frauen liefert, wenn wir von der lediglich durch die Körperkraft bedingten physischen Überlegenheit absehen. Keine Leistung ersten Ranges in Philosophie, Kunst oder Wissenschaft ist das Werk einer Frau. Gibt es nicht noch eine andere Erklärung für diese Erscheinung als die, dass die Frauen von Natur unfähig sind für Leistungen von solcher Höhe?

Zuvorderst dürfen wir wohl mit vollem Recht die Frage aufwerfen, ob die Erfahrung denn wirklich genügende Gründe für einen solchen Schluss liefert. Mit sehr geringen Ausnahmen haben Frauen erst seit drei Generationen angefangen, ihre Fähigkeiten für Philosophie, Wissenschaft und Kunst zu prüfen. Erst in dieser Generation sind diese Versuche zahlreicher geworden, und auch jetzt sind sie, außer in England und Frankreich, noch sehr vereinzelt.

Konnte man, dies ist eine wichtige Frage, erwarten, dass innerhalb dieser kurzen Zeit bloß durch ein günstiges Zusammentreffen der Umstände unter den Frauen, deren Neigungen und persönliche Stellung derartige Beschäftigungen gestatten, sogleich eine oder einige aufstehen und die Welt durch Meisterwerke der Wissenschaft oder der ausübenden Kunst in Staunen setzen sollten? In allen Zweigen, in denen sie mit der Zeit etwas geschaffen haben, und ganz besonders in demjenigen, in dem sie am längsten tätig sind – die Literatur, Poesie sowohl wie Prosa –, haben die Frauen, wenn sie auch nicht den höchsten Grad der Vollendung erreichten, doch gewiss so viel getan, so hohe und so viele Preise gewonnen, als man von der Länge der Zeit und der Zahl der Bewerberinnen erwarten durfte. Gehen wir zu früheren Perioden zurück, wo nur sehr wenig Frauen derartige Versuche machten, so finden wir doch von diesen wenigen mehrere mit großem Erfolge gekrönt. Die Griechen zählten Sappho stets unter ihre größten Dichter, und wir dürfen wohl annehmen, dass Myrtis, welche Pindars Lehrerin gewesen sein soll, und Korinna, die ihm fünfmal den Preis der Poesie abgewann, zum wenigsten Verdienste genug besessen haben, um einen Vergleich mit diesem berühmten Namen zulässig zu machen.* Aspasia hat keine philosophischen Schriften hinterlassen, es ist jedoch eine anerkannte Tatsache, dass Sokrates sich von ihr Belehrung erbat und selbst zugestand, sie empfangen zu haben.** Betrachten wir die Werke der Frauen neuerer Zeit und vergleichen sie mit denen der Männer, so finden wir, dass die Ersteren den Letzteren in der Literatur wie in der Kunst nur in einem Punkte, aber allerdings in einem sehr wesentlichen, nachstehen, nämlich in der Originalität. Nicht, dass es den Frauen gänzlich an Originalität gebräche, denn jedes Geistesprodukt von irgend selbständigem Werte hat an und für sich eine Originalität – ist aus dem Geiste selbst geboren und nicht die Nachahmung eines andern. Originalgedanken, in dem Sinne, dass sie nicht gestohlen, sondern aus der eigenen Beobachtung des Schriftstellers hervorgegangen sind, gibt es in den Schriften der Frauen im Überfluss. Aber sie haben noch nicht eine jener großen, erleuchtenden neuen Ideen verkündet,

---

* Die griechische Dichterin Sappho lebte um die Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert vor der heutigen Zeitrechnung und gilt als die bedeutendste Lyrikerin der Antike. Myrtis gehört wie Korinna zu den wenigen weiteren griechischen Dichterinnen.

** Aspasia von Milet war eine griechische Philosophin und die zweite Frau des Perikles. Sie lebte im 5. Jahrhundert vor der heutigen Zeitrechnung und unterhielt in Athen einen philosophischen Salon.

welche eine Ära in der Welt der Gedanken bilden, und ebenso wenig in der Kunst neue Grundgesetze gefunden, an die bis dahin niemand gedacht und die nun einen Umschwung in den bisherigen Kunstanschauungen herbeiführen und eine neue Schule gründen. Die Schöpfungen der Frauen gründen sich meistens auf den schon vorhandenen Gedankenschätzen, sie weichen nicht bedeutend von den existierenden Typen ab. Dies ist die Art der Untergeordnetheit, welche ihre Werke bekunden, denn was die Ausführung anbetrifft, so zeigt sich in der detaillierten Anwendung der Gedanken und der Vollendung des Stils keine Untergeordnetheit. Unsere beste Novellisten hinsichtlich der Komposition und des Stils sind meistens Frauen gewesen. In der ganzen neueren Literatur findet sich kein beredterer Ausdruck des Gedankens als der Stil der Frau von Staël, noch kann an rein künstlerischer Vollendung George Sands Prosa übertroffen werden, deren Stil auf das Nervensystem gleich einer Symphonie von Haydn oder Mozart wirkt. Was hauptsächlich fehlt, das ist, wie gesagt, hohe Originalität der schöpferischen Kraft, und nun wollen wir uns klarzumachen suchen, ob dieser Mangel sich auf irgendetwas zurückführen lässt.

Erwägen wir zuvörderst, was die Gedanken anbetrifft, dass während jener Periode in der Existenz der Welt und in den Fortschritten ihrer Entwicklung, in der man mit nur geringem Vorstudium und einem kleinen Vorrat von Kenntnissen durch die bloße Macht des Genius zu großen und fruchtbaren neuen Wahrheiten gelangen konnte, Frauen sich um spekulative Wissenschaften überhaupt nicht kümmerten. Von den Tagen der Hypatia bis zur Reformation war die berühmte Heloïse beinahe die einzige Frau,* der eine derartige Beschäftigung überhaupt möglich wurde, und wir wissen nicht, welch eine große Fähigkeit für spekulative Wissenschaften der Welt in ihr durch das Unglück ihres Lebens verloren gegangen ist. Solange Frauen sich nun aber in einer beträchtlicheren Anzahl ernster Gedankenarbeit zugewendet haben, ist die Originalität nicht mehr so leicht möglich. Beinahe alle Gedanken, zu denen man kraft seiner ursprünglichen Fähigkeiten gelangen kann, sind längst gedacht und verkündet worden, so dass Originalität in irgendeinem höhern Sinne des Wortes nur von denen zu erreichen ist, die umfassende Studien gemacht haben und tief eingeweiht in die Resultate früherer Perioden des

* Hypatia von Alexandria (um 355–415/416) war eine spätantike Philosophin, Mathematikerin und Naturwissenschaftlerin. Heloïse (um 1095–ca. 1164) war Äbtissin und Ehefrau des Philosophen Abälard.

Denkens sind. Ich glaube, Maurice* ist es, der über unser Jahrhundert die Bemerkung gemacht hat, seine originellsten Denker wären diejenigen, welche am gründlichsten mit dem vertraut sind, was ihre Vorgänger gedacht haben, und so wird es auch in Zukunft sein. Jeder neue Stein, der dem Gebäude hinzugefügt wird, kann nur auf dem Gipfel vieler anderer befestigt werden, und derjenige, welcher gegenwärtig an dem Weiterbau mitwirken will, hat erst eine große und beschwerliche Höhe zu erklimmen und eine beträchtliche Menge von Material hinaufzuschaffen. Wie viele Frauen gibt es denn jetzt, die einen solchen Prozess durchgemacht haben? Von allen Frauen, die sich je mit Mathematik beschäftigt haben, weiß vielleicht allein Mrs. Somerville** so viel, wie jetzt nötig ist, um irgendeine bedeutende mathematische Entdeckung zu machen; ist es nun ein Beweis für die niedrigere Stufe, auf der die Frauen stehen, dass sie zufällig nicht zu den zwei oder drei Personen gehört, denen es zu ihrer Zeit gelungen ist, ihre Namen mit einem epochemachenden Fortschritt dieser Wissenschaft in Verbindung zu bringen? Seitdem die Volkswirtschaft eine Wissenschaft geworden ist, haben nur zwei Frauen genug davon gewusst, um in einer nützlichen Weise über den Gegenstand zu schreiben, und wie viele von den unzähligen Männern, die während derselben Zeit darüber geschrieben haben, waren denn imstande, mit Wahrheit mehr davon zu sagen? Wenn bis jetzt keine Frau eine große Geschichtsschreiberin gewesen ist, welche Frau hat denn die nötige Gelehrsamkeit dazu gehabt? Wenn es keinen großen weiblichen Philologen gibt, welche Frau hat überhaupt Sanskrit oder die slawischen Sprachen oder das Gotische des Ulfilas oder das Persische der Zendavesta*** studiert? Wir wissen alle, worin selbst in praktischen Dingen der Wert der Originalität und des nicht erlernten Genies besteht. Es heißt dies nichts anderes, als etwas in seiner ursprünglichen Form wieder erfinden, das bereits von mehreren einander gefolgten Erfindern erfunden und verbessert war. Wenn Frauen erst alle die Vorbereitungen gehabt haben, deren

---

* Vgl. die Schrift des sozialistischen Theologen Frederick Denison Maurice (1805–1872): »Review of James Montgomery's *Pelican Island*«, in: *Westminster Review* 8 (Oktober 1827), S. 309–315.

** Mary Fairfax Greig Somerville (1780–1872) war eine schottische Mathematikerin und Astronomin, die sich ihr fachliches Wissen autodidaktisch angeeignet hatte.

*** Sanskrit ist die sprachliche Form des Altindischen. Ulfila (um 311–383), Bischof und Bibelübersetzer, entwickelte die aus der Runenschrift abgewandelte gotische Schrift. Die Zendavesta oder Avesta ist die heilige Schrift der von Zarathustra begründeten Religion des Zoroastrismus.

jetzt alle Männer bedürfen, um Arbeiten von wirklich bedeutender Originalität zu liefern, dann wird es, gestützt auf die Erfahrung, Zeit sein, über ihre Fähigkeit für Originalität zu urteilen.

Es kommt unzweifelhaft öfter vor, dass eine Person, welche die Gedanken anderer über einen Gegenstand weder genau noch umfassend studierte, durch natürlichen Scharfsinn eine glückliche Eingebung hat, welche sie vorzubringen, aber nicht zu beweisen vermag und die doch, wenn sie gereift ist, ein wichtiger Gewinn für die Wissenschaft sein kann. Man kann nun aber einer solchen Entdeckung nicht eher Gerechtigkeit widerfahren lassen, als bis ein anderer, der die erwähnten Studien gemacht hat, sie in die Hand nimmt, sie prüft, ihr eine wissenschaftliche oder praktische Form gibt und ihr unter den vorhandenen philosophischen oder wissenschaftlichen Wahrheiten den richtigen Platz anweist. Ist es nun anzunehmen, dass Frauen solche glücklichen Gedanken nicht haben sollten? Ganz im Gegenteil kommen sie Hunderten intelligenter Frauen, aber sie gehen meistens verloren aus Mangel an einem Gatten oder Freunde, der die andern Kenntnisse besitzt, welche ihn befähigen, sie zu würdigen und in die Öffentlichkeit zu bringen; und selbst wenn Letzteres geschieht, so erscheinen sie doch als die Idee des Mannes, und die, von der sie ausgegangen sind, bleibt unbekannt. Wer kann wissen, wie viele der originellsten Gedanken, denen wir in den Schriften von Männern begegnen, ursprünglich in Frauenköpfen entstanden und von jenen nur ausgearbeitet und erweitert worden sind? Wenn ich nach mir selbst urteilen darf, so muss es in der Tat eine große Menge sein.

Wenden wir uns von den spekulativen Wissenschaften zur Literatur im engeren Sinn und zu den schönen Künsten, so tritt der Grund, weshalb die Literatur der Frauen in ihrer Konzeption wie in ihren Hauptzügen eine Nachahmung der männlichen ist, sehr klar zutage. Weshalb ist die römische Literatur, wie die Kritiker bis zum Überdruss verkündet haben, keine Originalliteratur, sondern eine Nachahmung der griechischen? Einfach deshalb, weil die Griechen zuerst kamen. Lebten die Frauen in einem andern Lande als die Männer und hätten sie nie eine ihrer Schriften gelesen, so würden sie auch eine eigene Literatur gehabt haben. Wie die Sache liegt, haben sie keine Literatur geschaffen, da sie bereits eine herrlich entwickelte vorfanden. Hätte die Kunst und Wissenschaft des Altertums durch die nachfolgenden Jahrhunderte keine Unterbrechung erfahren oder wäre die Renaissance eingetreten, bevor die gotischen Kathedralen gebaut worden waren, diese wären niemals

gebaut worden. Wir sehen, dass in Frankreich und Italien die Nachahmung der alten Literatur die bereits begonnene Entwicklung der eigenen aufhielt. Alle schreibenden Frauen sind Schülerinnen der großen männlichen Schriftsteller. Die ersten Bilder eines Malers, und wäre dieser selbst ein Raffael, sind im Stil nicht von denen seines Meisters zu unterscheiden. Selbst ein Mozart entwickelt seine machtvolle Originalität nicht in seinen Erstlingsarbeiten. Was Jahre für begabte Individuen sind, das sind Generationen für die große Menge. Ist die Literatur der Frauen bestimmt, einen durch die verschiedenen natürlichen Anlagen bedingten Gesamtcharakter zu bekommen, so ist eine viel längere Zeit, als bis jetzt verstrichen ist, notwendig, um sie von dem Einfluss der angenommenen Vorbilder zu befreien und nach eigenen Impulsen vorwärtsgehen zu lassen. Wenn aber auch, wie ich glaube, sich keine den Frauen gemeinsamen und ihr Genie von dem der Männer unterscheidenden natürlichen Eigentümlichkeiten werden nachweisen lassen, so hat doch jede Schriftstellerin ihre individuellen Eigentümlichkeiten, die bisher durch den Einfluss von Vorbildern und Vorschriften unterdrückt sind, und es wird noch mancher Generation bedürfen, ehe die weibliche Individualität genug entwickelt sein wird, um diesem Einfluss die Spitze zu bieten.

Vor allen Dingen sind es aber die vorzugsweise so genannten schönen Künste, welche auf den ersten Blick die stärksten und häufigsten Beweise für den Mangel an schöpferischer Kraft in den Frauen liefern, da die öffentliche Meinung, wenn ich so sagen darf, sie ja davon nicht ausschließt, sondern weit eher dazu ermutigt, und die Erziehung in den vornehmeren Klassen hauptsächlich in der Ausbildung darin besteht. Trotzdem sind die Frauen gerade in diesen Leistungen am weitesten hinter den Männern zurückgeblieben; dieses Zurückbleiben bedarf indes keiner andern Erklärung als der Erwähnung einer allgemein bekannten Tatsache, die aber für die schönen Künste eine noch allgemeinere Wahrheit ist als für irgendetwas andres – nämlich der hohen Überlegenheit der Künstler vom Fach über Dilettanten. Frauen der gebildeten Klassen werden beinahe ohne Ausnahme in einer oder der andern der schönen Künste unterrichtet, aber nicht, um damit ihr Brot oder eine Stellung in der Gesellschaft zu erwerben. Weibliche Künstler sind alle Dilettanten; die Ausnahmen sind nur von der Art solcher, welche die Regel bestätigen.

Man unterrichtet die Frauen in der Musik, aber nicht, damit sie komponieren, sondern nur, damit sie ausüben können, und folglich sind in der Musik die Männer den Frauen als Komponisten überlegen. Die einzige unter den

schönen Künsten, der sich Frauen in ihrem ganzen Umfange als Beruf und Beschäftigung für das Leben widmen, ist die dramatische Kunst, und darin stehen ihre Leistungen anerkanntermaßen denen der Männer gleich, wenn sie letztere nicht noch übertreffen. Um einen ehrlichen Vergleich zu ziehen, müsste derselbe angestellt werden zwischen den Leistungen einer Frau in irgendeinem Zweige der Kunst und denen eines Mannes, welcher derselben Kunst nicht als Beruf obliegt. In musikalischen Kompositionen zum Beispiel haben Frauen gewiss ebenso gute Sachen geliefert wie männliche Dilettanten. Es gibt jetzt einige Frauen, eine sehr kleine Anzahl,[5] welche Malerinnen von Fach sind, und diese beginnen bereits so viel Talent zu zeigen, wie man nur erwarten kann. Selbst männliche Maler (*pace*, Mr. Ruskin)* haben in den letzten Jahrhunderten kein weltberühmtes Bild geliefert, und es wird auch wohl noch lange dauern, ehe dies wieder geschieht. Die alten Maler waren den modernen deshalb so sehr überlegen, weil eine an wissenschaftlicher Bildung bei weitem überlegenere Klasse von Menschen sich der Kunst widmete.

Die italienischen Maler des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts waren die kenntnisreichsten Leute ihrer Zeit. Die größten unter ihnen waren, gleich den großen Männern Griechenlands, Männer von enzyklopädischem Wissen. In ihren Zeiten war aber auch die Kunst für die Gefühle und Vorstellungen der Menschen mit das Erhabenste, nach welchem ein Mensch streben und worin er sich auszeichnen konnte, und sie vermochte ihre Jünger zu den Ehren zu erheben, welche jetzt nur auf dem Felde der Politik oder als Militär zu erwerben sind, nämlich der Gefährte von Königen und der Gleichgestellte der höchsten Aristokratie zu sein. In unserem Jahrhundert finden die Männer von solchem Gehalt für ihren eigenen Ruhm und zum Nutzen der modernen Welt wichtigere Aufgaben zu erfüllen, als Bilder zu malen, und es kommt nur dann und wann vor, dass Männer wie ein Reynolds, ein Turner** – über deren relativen Rang unter den bedeutenden Männern ich mir keine Meinung anmaße – sich der Kunst widmen.

Musik gehört in eine andere Kategorie, sie verlangt nicht dieselbe allgemeine geistige Bildung, scheint aber dagegen mehr von natürlichen Gaben

---

* Mill wendet sich mit diesem beschwichtigenden Einschub (»Friede«) an seinen Zeitgenossen, den Maler, Autor, Kunstkenner und Philosophen John Ruskin (1819–1900).

** Gemeint sind Sir Joshua Reynolds (1723–1792), Maler und erster Präsident der Royal Academy, und William Turner (1775–1851), Maler der Romantik und Vorläufer des Impressionismus.

abhängig, und es könnte Staunen erregen, dass es keinen einzigen großen Komponisten weiblichen Geschlechtes gibt. Aber selbst diese natürliche Gabe verlangt, um große Schöpfungen hervorbringen zu können, Studium und berufsmäßige Hingabe an dasselbe. Die einzigen Länder, welche Komponisten ersten Ranges selbst unter dem männlichen Geschlecht hervorgebracht haben, sind Deutschland und Italien, Länder, in welchen die Frauen sowohl hinsichtlich der allgemeinen wie der speziellen Bildung weit hinter Frankreich und England zurückgeblieben sind, indem sie im Allgemeinen – es mag dies ohne alle Übertreibung gesagt werden – wenig Erziehung genießen und kaum eine der höheren geistigen Fähigkeiten ausbilden.[6] In jenen Ländern zählen Männer, welche Generalbass studiert haben und mit der Kompositionslehre vertraut sind, nach Hunderten oder vielmehr nach Tausenden, während es nur einen so kleinen Kreis solcher Frauen gibt, dass wir auch hier nach der Durchschnittsberechnung nicht erwarten dürfen, mehr als eine bedeutende Frau auf fünfzig bedeutende Männer zu finden, und die letzten drei Jahrhunderte haben weder in Italien noch in Deutschland fünfzig bedeutende Komponisten hervorgebracht.

Außer den bisher angeführten Gründen gibt es nun aber noch andere, die erklären, weshalb die Frauen selbst in den für beide Geschlechter offenen Zweigen der Tätigkeit hinter den Männern zurückgeblieben sind. Zuerst haben nur wenige Frauen Zeit dazu. Dies mag paradox klingen, ist aber nichtsdestoweniger ein Faktum. An die Zeit und die Gedanken der Frauen werden für die praktischen Dinge schon früh große Ansprüche gestellt. Da ist erstens die Oberleitung der Familie und des Haushaltes, die in jeder Familie wenigstens *eine* Frau beschäftigt und gewöhnlich die, welche die reifste an Jahren und gesammelter Erfahrung ist, ausgenommen die Familie wäre so reich, dass sie diese Aufgabe einer gemieteten Kraft überlassen und alle daraus unvermeidlich entstehenden Verschwendungen und Unterschleife aushalten könnte. Die Führung des Haushaltes ist aber, selbst wenn in anderer Hinsicht nicht mühsam, doch für die Gedanken einer Frau sehr beschwerlich; dieselbe verlangt unausgesetzte Aufmerksamkeit, ein Auge, dem keine Einzelheit entgeht, und bringt zu jeder Stunde des Tages vorhergesehene und unvorhergesehene Fragen, die erwogen und gelöst werden müssen und welche die dafür verantwortliche Person fast niemals von sich abschütteln kann. Lebt eine Frau in einem Range und in Verhältnissen, welche sie in einem gewissen Maße von diesen Sorgen befreien, so fällt ihr doch wieder die Regelung des Verkehrs ihrer Fa-

milie mit andern – die Repräsentation – zu, und je weniger Ansprüche die ersteren Pflichten an sie machen, desto größere Dimensionen wird die letztere annehmen: die Mittags- und Abendgesellschaften, Konzerte, Morgenvisiten, Korrespondenz und was sonst noch dazugehört, und vor allem und über allem dann noch die alles absorbierende Pflicht, welche die Gesellschaft ausschließlich den Frauen auferlegt, nämlich sich reizend zu machen. Eine gescheite Frau aus den höheren Ständen findet beinahe eine hinreichende Anwendung ihrer Talente, indem sie die Anmut des Benehmens und die Künste der Konversation zur Vollendung bringt. Um nur bei einem äußern Punkte stehen zu bleiben: Die große, und fortgesetzte Aufmerksamkeit, welche Frauen, die Wert darauf legen, sich gut zu kleiden – ich meine nicht kostspielig, sondern mit Geschmack und Berücksichtigung natürlicher und künstlerischer Schicklichkeit –, auf ihre Toilette und vielleicht auch auf die ihrer Töchter verwenden müssten, dürfte allein schon hinreichen, wenn sie für Kunst, Literatur oder Wissenschaft aufgewendet würde, achtungswerte Resultate herbeizuführen, während sie jetzt die Zeit und die geistige Kraft, die vielen Frauen sonst dafür zu Gebote stünde, erschöpft.[7] Wäre es möglich, dass diese unzähligen kleinen praktischen Interessen, die für sie groß gemacht werden, ihnen jemals mehr Kraft und Freiheit des Geistes sowie mehr Muße ließen, sich den Künsten oder Wissenschaften zu widmen, so würden Frauen einen viel größeren ursprünglichen Vorrat von ausübendem Talent haben als die große Mehrzahl der Männer. Aber dies ist noch nicht alles. Außer der Erfüllung der einer Frau regelmäßig obliegenden täglichen Sorgen und Pflichten verlangt man auch noch von ihr, dass sie ihre Zeit und geistigen Kräfte stets für jedermann zur Verfügung haben soll. Hat ein Mann selbst keinen Beruf, der ihn vor solchen Anforderungen sicherstellt, so beleidigt er doch niemand, wenn er seine Zeit irgendeiner selbst gewählten Aufgabe widmet; Beschäftigtsein gilt bei ihm immer als eine genügende Entschuldigung für jeden gelegentlich an ihn herantretenden Anspruch. Werden die Beschäftigungen einer Frau, und ganz besonders die selbst gewählten, freiwilligen, jemals als eine Entschuldigung für sie erachtet in allem, was man die geselligen Pflichten nennt? Kaum, dass ihre notwendigen und als solche anerkannten Pflichten als ein Entschuldigungsgrund angenommen werden. Es bedarf einer Krankheit in der Familie oder sonst etwas Außergewöhnlichen, um sie zu berechtigen, ihrer Arbeit den Vorzug vor dem Vergnügen anderer Leute zu geben. Sie muss immer des Winkes von jemand, gewöhnlich aber von aller

Welt, gegenwärtig sein. Hat sie ein Studium oder sonst ein Streben, so muss sie dafür jede sich ihr zufällig bietende, wenn auch noch so kurze Zeit wie im Fluge erhaschen. Eine berühmte Frau bemerkt in einem Werke, das, wie ich hoffe, eines Tages veröffentlicht werden wird, sehr richtig: Alles, was eine Frau tue, werde zur ungewöhnlichen Zeit getan.* Ist es denn nun wunderbar, dass sie es nicht zur höchsten Vollkommenheit in Dingen bringt, welche erfordern, dass wir ihnen die unausgesetzte Aufmerksamkeit zuwenden und in ihnen unsere hauptsächlichsten Lebensinteressen konzentrieren? Dies verlangt die Philosophie, dies verlangt vor allem die Kunst, in welcher außer der Hingabe des Gedankens und Empfindens daran auch die Hand in beständiger Übung erhalten werden muss, um es zur höchsten Geschicklichkeit zu bringen.

Zu allen diesen Betrachtungen tritt nun noch eine andere. Die verschiedenen Künste und intellektuellen Beschäftigungen bringen Geld, um davon zu leben, und wenn sie einen höheren Grad erreicht haben und große Leistungen hervorbringen, so können sie auch den Namen unsterblich machen. Für die Erreichung des ersten Zweckes sind bei allen, die sich irgendeiner Tätigkeit berufsmäßig widmen, die angemessenen Beweggründe vorhanden; der letztere ist aber schwerlich jemals erreicht worden, wo nicht ein glühender Wunsch nach Berühmtheit vorherrscht oder doch wenigstens in einer Periode des Lebens vorgeherrscht hat.

Ebenso wenig ist der Trieb, sich langen, mühseligen Arbeiten mit Geduld und Beharrlichkeit zu unterziehen, ein sehr allgemein vorhandener, und doch ist dies, selbst bei der größten natürlichen Begabung, absolut notwendig, wenn man es zu großer Bedeutung in Künsten und Wissenschaften bringen will, in denen die Welt schon die glänzendsten Denkmäler des menschlichen Genius aufzuweisen hat. Die Frauen haben, sei es aus natürlichen oder künstlich erzeugten Ursachen, selten einen heftigen Ruhmesdurst. Ihr Ehrgeiz ist gewöhnlich auf engere Grenzen beschränkt. Der Einfluss, nach dem sie streben, erstreckt sich auf ihre unmittelbare Umgebung. Sie wünschen geliebt, bewundert, anerkannt zu werden von denen, die sie mit eigenen Augen sehen, und ihnen genügt meistens das Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten, welches ausreicht, ihnen die Erfüllung dieser Wünsche zu bringen. Dieser Zug darf durchaus nicht außer Acht gelassen werden, wenn man zu einem annä-

---

* Gemeint ist Florence Nightingale mit ihren zunächst privat gedruckten *Suggestions for Thought to the Searchers after Truth among the Artizans of England*, 3 Bde., London 1860.

hernd richtigen Urteil über die Frauen, wie sie jetzt sind, gelangen will. Ich glaube keineswegs, dass er ihnen angeboren sei; er ist nur das natürliche Resultat der Verhältnisse, in denen sie leben.

In den Männern wird die Ruhmesliebe durch die Erziehung und öffentliche Meinung ermutigt; selbst wenn sie »die Schwäche edler Geister« genannt wird, erklärt man es doch als einen unverkennbaren Zug ihres Wesens, dass sie um ihretwillen »Genuss verschmähen und mit schwerem Tagewerk leben«.* Der Ruhm ist ferner für die Männer das sicherste Mittel zur Erlangung aller Dinge, die der Ehrgeiz erstrebt, selbst die Frauengunst mit eingeschlossen, kein Wunder also, dass sie ihm eifriger nachjagen als die Frauen, denen alle diese Dinge doch unerreichbar sind und denen die Ruhmesliebe immer als unweiblich und für sie unschicklich geschildert wird. Und wie sollten endlich wohl alle Interessen der Frau sich auf etwas anderes konzentrieren können als auf die Eindrücke, die sie auf diejenigen macht, mit denen sie im täglichen Leben in Berührung kommt, da die Gesellschaft bestimmt hat, dass alle ihre Pflichten nur diesen gewidmet sein sollen, und da man alle ihre Freuden und Annehmlichkeiten nur von diesen abhängig gemacht hat?

Der natürliche Wunsch, bei unsern Mitmenschen Geltung zu finden, ist in den Frauen ebenso stark wie in den Männern; die Gesellschaft hat es jedoch so eingerichtet, dass in allen gewöhnlichen Fällen einer Frau öffentlich nur die Geltung zuteilwird, welche die Stellung ihres Gatten oder ihrer männlichen Verwandten ihr verschafft, und dass sie ihre Privatstellung verwirkt, sobald sie persönlich in den Vordergrund oder in einem andern Charakter auftritt, als der Appendix des Mannes zu sein. Wer nur im Geringsten befähigt ist, den Einfluss zu würdigen, den die ganze häusliche und soziale Stellung auf den Charakter ausübt, der muss in demselben auch eine vollkommen ausreichende Erklärung finden für beinahe alle anscheinenden Verschiedenheiten zwischen Frauen und Männern, mit Einschluss derer, in denen sich eine geringere Begabung kundtun soll.

Betrachtet man, getrennt von den intellektuellen Verschiedenheiten, die moralischen Verschiedenheiten der beiden Geschlechter, so fällt der Vergleich gewöhnlich zum Vorteil der Frauen aus. Man erklärt sie für besser als die Männer – ein leeres Kompliment, das jeder Frau von Geist ein bitteres Lächeln entlocken muss, da es kein anderes Verhältnis im Leben gibt, wo es herge-

---

* Aus John Miltons elegischem Gedicht *Lycidas* (1638).

brachte, für recht und naturgemäß gehaltene Ordnung ist, dass diejenigen, welche man für die Besseren erklärt, den Schlechteren gehorchen müssen. Ist dieses müßige Gerede zu irgendetwas gut, so ist es dazu, um als ein Eingeständnis der Männer zu dienen, dass die Gewalt einen demoralisierenden Einfluss hat, denn das ist gewiss die einzige Wahrheit, welche eine solche Tatsache – wenn es überhaupt eine Tatsache ist – beweist oder anschaulich macht. Und es *ist* wahr, dass die Knechtschaft, ausgenommen in den Fällen, wo sie tatsächlich verwildert, obgleich sie einen demoralisierenden Einfluss auf beide Teile ausübt, doch in dieser Hinsicht weniger nachteilig auf die Hörigen als auf die Herren wirkt.

Es ist der sittlichen Natur weniger schädlich, unterdrückt zu werden, und sei dies selbst durch eine Willkürherrschaft, als diese Willkürherrschaft selbst ausüben zu dürfen. Frauen sollen viel seltener den Strafgesetzen anheimfallen, den Kriminalannalen eine viel geringere Anzahl von Verbrechern liefern als Männer. Ich zweifle nicht einen Augenblick, dass sich dasselbe mit ebenso großer Wahrheit von den Negersklaven sagen lässt. Wer unter der Herrschaft eines andern steht, kann nicht so leicht Verbrechen begehen, außer auf Geheiß und zum Nutzen seines Herrn. Ich kenne kein eklatanteres Beispiel für die Blindheit, mit welcher die Welt, die studierten Männer mit eingeschlossen, alle Einflüsse der geselligen Verhältnisse auf die Charakterentwicklung ignoriert, als ihre törichte Unterschätzung der intellektuellen und ihr törichtes Loblied auf die moralische Natur der Frauen.

Hand in Hand mit der schmeichelhaften Meinung über die moralische Güte der Frau geht die verächtliche Ansicht, welche man über ihre größere Hinneigung zur Parteilichkeit hat. Es heißt, Frauen wären nicht imstande, ihrer persönlichen Vorliebe oder Abneigung zu widerstehen, ihr Urteil in wichtigen Angelegenheiten werde von diesen Nebenrücksichten beeinflusst und gefärbt. Nehmen wir selbst an, dem wäre so, bleibt es doch immer noch zu beweisen, ob Frauen häufiger von ihren persönlichen Gefühlen irregeleitet werden als Männer von ihren persönlichen Interessen.

Der hauptsächlichste Unterschied scheint in diesem Falle darin zu bestehen, dass Männer durch die Rücksicht für ihr persönliches Interesse vom Pfade der Pflicht abgelenkt werden, Frauen dagegen – denen man eigene Privatangelegenheiten zu haben ja nicht gestattet – von der Rücksicht für jemand anders. Ferner darf nicht außer Acht gelassen werden, dass die ganze Erziehung, welche die Gesellschaft der Frau angedeihen lässt, in ihr das Gefühl

nährt, sie habe keine anderen Pflichten zu erfüllen als gegen die Ihrigen, keine anderen Interessen als eben diese wahrzunehmen. Die Erziehung hält die Frauen fern selbst von den elementarsten Ideen, auf welchen sich intelligente Rücksichten für größere Interessen und höhere moralische Zwecke entwickeln könnten. Man klagt also die Frauen lediglich deshalb an, weil sie die einzige Pflicht, die man sie gelehrt hat, und beinahe die einzige, die man ihnen zu üben gestattet, nur zu gewissenhaft erfüllen.

Die Privilegierten sind selten geneigt, den Nichtprivilegierten irgendein Zugeständnis zu machen aus einem bessern Motiv, als weil diese es von ihnen mit Gewalt erzwingen; und so werden auch alle Argumente gegen die Prärogative des männlichen Geschlechtes im Allgemeinen nur sehr geringen Anklang finden, solange man sich immer noch bei dem Vorwand beruhigen kann, dass sich die Frauen ja gar nicht darüber beklagen.

Dieser Umstand dient allerdings dazu, den Männern die ungerechten Privilegien noch etwas länger zu erhalten, macht sie aber deshalb nicht weniger ungerecht. Man könnte genau dasselbe von den im Harem eines Orientalen lebenden Frauen sagen: Sie beklagen sich auch nicht, dass ihnen die Freiheit der Europäerinnen nicht gestattet ist; sie halten im Gegenteil unsere Frauen für unerträglich keck und unweiblich. Wie selten kommt es doch vor, dass selbst Männer sich über die allgemeine Ordnung der Dinge beklagen; und um wie viel seltener würden diese Klagen sein, wenn sie keine Kenntnisse von anderwärts existierenden anderen Einrichtungen hätten. Frauen beklagen sich nicht über das allgemeine Los der Frauen, oder vielmehr sie tun es, denn die Klagelieder darüber kommen in den Schriften der Frauen ziemlich häufig vor und waren noch häufiger, solange man nicht argwöhnen konnte, dass diese Lamentationen möglicherweise doch einen praktischen Zweck haben dürften. Die Klagen der Frauen über ihr Los gleichen den Klagen, welche Männer über die allgemeine Unvollkommenheit des Lebens anzustimmen pflegen; sie haben nicht die Absicht, irgendeinen direkten Tadel auszudrücken oder für eine Änderung zu plädieren. Beklagen sich die Frauen aber nicht über die Macht der Männer im Allgemeinen, so klagt doch jede über ihren eigenen Mann oder über den Mann ihrer Freundin. Ganz ebenso ist es in allen andern Fällen der Knechtschaft, wenigstens zu Anfang der Bewegung für die Emanzipation. Die Leibeigenen beklagen sich zuerst nicht über die Macht ihrer Herren, sondern nur über deren Tyrannei. Die Nichtadligen begannen, indem sie einige ständische Privilegien für sich beanspruchten, dann

forderten sie, dass man sie nicht länger ohne ihre Einwilligung besteuern dürfe, aber sie würden es damals für eine große Anmaßung gehalten haben, auch einen Anteil an der souveränen Gewalt des Königs zu beanspruchen. Der Fall, in welchem sich die Frauen befinden, ist gegenwärtig noch der einzige, in welchem ein Auflehnen gegen einmal bestehende Gesetze mit denselben Augen angesehen wird, wie früher der Anspruch eines Untertanen auf das Recht angesehen wurde, gegen das, was sein König will, Einspruch zu erheben. Eine Frau, die sich irgendeiner Bewegung anschließt, die von ihrem Gatten missbilligt wird, macht sich zur Märtyrerin, ohne dabei die Möglichkeit zu haben, ein Apostel zu werden, denn ihr Mann kann ihrem Aposteltum einen gesetzlichen Riegel vorschieben. Man kann daher nicht erwarten, dass die Frauen selbst sich der Emanzipation ihres Geschlechtes widmen sollen, ehe nicht eine beträchtliche Anzahl von Männern vorbereitet ist, sich mit ihnen zu dem Unternehmen zu verbinden.

Viertes Kapitel

Es bleibt uns jetzt noch eine Frage, die nicht minder wichtig ist als die bereits erörterten und die von denjenigen Widersachern, deren Überzeugung wir in den Hauptpunkten etwas erschüttert haben, mit umso größerer Dringlichkeit gestellt werden wird: Was haben wir von der für unsere Sitten und Einrichtungen vorgeschlagenen Veränderung Gutes zu erwarten? Würde es besser um die Menschheit stehen, wenn die Frauen frei wären? Und wenn dies nicht der Fall sein sollte, weshalb alsdann die Gemüter beunruhigen und im Namen eines abstrakten Rechtes den Versuch einer sozialen Revolution machen?

Es lässt sich kaum erwarten, dass man diese Frage in Bezug auf die vorgeschlagenen Veränderungen hinsichtlich der Ehe aufwerfen werde. Die Unsittlichkeiten, Leiden und Übel aller Art, welche in unzähligen Fällen aus der Unterwerfung der einzelnen Frau unter den einzelnen Mann hervorgehen, sind viel zu schrecklich, um übersehen zu werden. Mögen gedankenlose oder unaufrichtige Personen, welche nur extreme Fälle zählen oder solche, die in die Öffentlichkeit gelangen, vielleicht sagen, die Übel gehörten zu den Ausnahmen, aber niemand kann blind sein gegen ihre Existenz und gegen ihre Stärke in vielen Fällen. Es liegt aber auf der Hand, dass dem Missbrauch der

Gewalt nicht wirksam entgegengesteuert werden kann, solange man die Gewalt selbst aufrechterhält. Es ist ja eine Gewalt, die nicht vorzugsweise den guten oder den zartfühlenden Männern gegeben oder geboten wird, sondern allen Männern, dem rohesten und dem verbrecherischsten. Die einzige Schranke, welche es hier gibt, ist die öffentliche Meinung; derartige Männer unterliegen aber gewöhnlich nur der Beurteilung solcher Menschen, die mit ihnen auf derselben Stufe stehen. Wenn derartige Männer das einzige menschliche Wesen, das durch das Gesetz gezwungen ist, alles von ihnen zu ertragen, nicht in rohester Weise tyrannisieren sollten, müsste die menschliche Gesellschaft bereits einen paradiesischen Zustand erlangt haben. Wir bedürften nicht länger der Strafgesetze, um die bösen Neigungen und Begierden der Menschen niederzuhalten. Astraia* müsste nicht bloß zur Erde zurückgekehrt, sondern das Herz des schlechtesten Menschen müsste ihr Tempel geworden sein. Das Gesetz der Unterwerfung in der Ehe ist ein ungeheuerlicher Widerspruch, ein Hohn gegen alle Prinzipien der modernen Welt wie gegen alle Erfahrungen, durch welche diese Prinzipien langsam und mühsam erworben worden sind. Jetzt, wo die Sklaverei der Neger aufgehoben wurde, ist es der einzige noch existierende Fall, dass ein menschliches Wesen im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte der Gnade eines andern Menschen ausgeliefert wird in der Hoffnung, dieser werde die ihm eingeräumte Macht lediglich zum Besten des ihm Unterworfenen anwenden. Die Ehe ist die einzige wirkliche Leibeigenschaft, die unser Gesetz kennt. Es gibt keine Sklaven mehr außer den Herrinnen jedes Hauses.

Nicht von dieser Seite der Angelegenheit dürfen wir daher so leicht die Frage erwarten: *Cui bono*?** Man wird uns vielleicht sagen, das Böse werde das Gute überwiegen, aber das Gute selbst wird man ohne Widerrede zugeben. Handelt es sich dagegen um die größere Frage über die Aufhebung der auf den Frauen lastenden Beschränkungen, um ihre Gleichstellung mit den Männern hinsichtlich der bürgerlichen Rechte, um ihre Zulassung zu allen ehrenhaften Beschäftigungen, um eine sie für derartige Beschäftigungen tüchtig machende Erziehung, so werden sich viele Personen finden, denen es nicht genügt, wenn man ihnen sagt, dass diese Ungleichheit durch nichts zu rechtfertigen

---

* Figur der griechischen und römischen Mythologie, die in Geschichtsdichtungen im Zusammenhang mit dem Ende der Zeiten Erwähnung findet.

** Wem zum Vorteil?

sei, sondern die auch noch ausdrücklich wissen wollen, welche Vorteile man von der Abschaffung dieser Ungerechtigkeit zu erwarten haben würde.

Der Vorteil, der daraus erwüchse, wäre zuvörderst der, dass die allgemeinste und einflussreichste der Verbindungen der Menschen untereinander fortan durch Gerechtigkeit statt durch Ungerechtigkeit geregelt würde. Es ist kaum möglich, durch irgendeine Erklärung oder Erläuterung den großen Gewinn, welcher der menschlichen Natur daraus erstehen würde, anschaulicher zu machen, als dies bereits durch die einfache Darlegung der Sache für jeden geschehen sein muss, der Worten einen moralischen Sinn beilegt. Alle in der Menschheit vorhandenen selbstischen Neigungen, alle Selbstvergötterung und ungerechte Selbstbevorzugung wurzeln in der gegenwärtigen Verfassung des Verhältnisses zwischen Mann und Frau und ziehen ihre hauptsächlichste Nahrung aus derselben. Man stelle sich vor, was es für einen Knaben sagen will, wenn er in dem Glauben aufwächst, er stehe ohne jedes Verdienst oder jede Anstrengung von seiner Seite, gleichviel ob er der leichtsinnigste und hohlste oder der unwissendste und beschränkteste Mensch auf Gottes Erdboden sei, lediglich durch den Umstand, dass er als Mann geboren ist, dem Rechte nach über jedem Wesen, das einer ganzen Hälfte der Menschheit angehört, und unter denen sich wahrscheinlich eine oder einige finden, deren wirkliche Überlegenheit er täglich und stündlich an sich wahrzunehmen hat.

Welchen Einfluss muss solches Beispiel, solche Lehre auf den Charakter haben? Folgt ein Mann gewohnheitsmäßig in allem seinem Tun der Leitung einer Frau, so ist er entweder ein Narr, und sie denkt, dass sie nicht seinesgleichen ist und nicht seinesgleichen sein kann; und ist er kein Narr, so ist es noch schlimmer – er sieht ein, dass sie ihm überlegen ist, und ist trotzdem gesetzlich ihr Gebieter, kann von ihr Gehorsam verlangen. Kann ein solcher Zustand zur Veredlung der Menschen beitragen? Und Leute aus den gebildeten Klassen wissen oft gar nicht, wie tiefgehend die Wirkung auf eine immense Majorität männlicher Charaktere ist, weil unter gebildeten, feinfühlenden Leuten die Ungleichheit so viel wie möglich unsichtbar gemacht und vor allen Dingen den Kindern verborgen wird. Die Knaben werden zu gleichem Gehorsam gegen ihre Mutter wie gegen ihren Vater angehalten; sie dürfen ihre Schwestern nicht dominieren und sind auch nicht gewohnt, diese ihretwegen zurückgesetzt zu sehen, sondern eher das Gegenteil: kurz, die von dem ritterlichen Gefühl für die Sklaverei gemachte Kompensation ist vorherrschend, und die Sklaverei bleibt im Hintergrund. Wohlerzogene Jünglinge der besse-

ren Stände entgehen daher in ihren Kinderjahren oft den bösen Einflüssen der Situation und lernen sie erst kennen, wenn sie erwachsen der Herrschaft der nackten Wirklichkeit verfallen. Solche Leute lassen sich nicht träumen, wie früh in einem anders erzogenen Knaben das Bewusstsein der angeborenen Überlegenheit über das Mädchen Platz greift, wie es mit ihm wächst und stärker wird, je mehr er an Stärke gewinnt, wie ein Schulknabe es dem andern einimpft, wie früh der heranwachsende Knabe sich seiner Mutter überlegen und ihr vielleicht Schonung, aber keine Achtung schuldig zu sein glaubt, und welches erhabene, sultanartige Gefühl der Überlegenheit der junge Mann endlich vor allen andern Frauen gegen die hat, welcher er die Ehre erweist, sie zur Gefährtin seines Lebens zu machen. Kann man wirklich wähnen, dass alle diese Einwirkungen für das ganze Dasein des Mannes, sowohl als Individuum wie als Mitglied der Gesellschaft, nicht von der höchsten Entscheidung sein müssen? Es ist ganz dasselbe Gefühl wie bei einem König von Gottes Gnaden, er sei durch den Umstand, auf dem Thron geboren zu sein, erhaben über alle andern Menschen, oder wie das Gefühl eines Adligen, er sei edel, weil er adlig geboren sei. Das Verhältnis zwischen Mann und Frau ist genau dasselbe wie zwischen dem Feudalherrn und dem Vasallen, nur dass der Vasall nicht zu so unbegrenztem Gehorsam verpflichtet war. Mag die Hörigkeit auf den Charakter der Vasallen gut oder böse gewirkt haben: Niemand kann sich der Wahrnehmung verschließen, dass der dadurch auf den Lehnsherrn geübte Einfluss ein überwiegend nachteiliger gewesen ist, mochte er zu der Einsicht gelangen, dass seine Vasallen in Wirklichkeit ihm überlegen waren, oder fühlen, dass er über Leuten, die ebenso gut waren wie er selbst, nicht infolge eigenen Verdienstes oder eigener Arbeit als Gebieter stand, sondern lediglich weil er, wie Figaro sagt, die Mühe gehabt hatte, geboren zu werden. Die Selbstvergötterung des Monarchen oder des Feudalherrn findet ihresgleichen in der des Mannes.

Wir Menschen können nicht von Kindheit an im Besitze einer unverdienten Auszeichnung aufwachsen, ohne uns damit zu brüsten. Es ist immer nur eine kleine Anzahl Auserlesener, welche Vorrechte, die sie nicht durch ihr eigenes Verdienst erworben haben und die sie als dasselbe übersteigend erkennen, mit dem Gefühl der Demut erfüllen; allen Übrigen flößen sie nur Stolz ein, und zwar die schlimmste Art des Stolzes, die es gibt, der sich selbst nach zufälligen und nicht nach selbst errungenen Vorzügen schätzt. Gesellt sich zu dem Gefühl, erhaben über das ganze andere Geschlecht zu sein, die

persönliche Autorität über ein Individuum desselben, wie dies in der Ehe der Fall ist, so wird die Situation, wenn sie für Männer, in deren Charakter Gewissenhaftigkeit und Liebe die stärksten Seiten sind, eine Schule der Gewissenhaftigkeit und der liebevollsten Schonung. Für Männer anderer Art bildet sie eine regulär eingerichtete Akademie oder ein Gymnasium der Arroganz und Herrschsucht, welche Eigenschaften, falls sie durch die Gewissheit des Widerstandes im Verkehr mit andern Männern, die ihresgleichen sind, auch niedergehalten werden, doch gegen alle hervorbrechen, die sich in einer Stellung befinden, in der sie gezwungen sind, sie zu dulden. Solche Männer werden sich für den unfreiwilligen Zwang, den sie sich anderwärtig auflegen mussten, an dem unglücklichen Weibe rächen.

Indem man eine den ersten Prinzipien menschlicher Gerechtigkeit widersprechende Verbindung der ganzen Existenz der Familie zugrunde legte, gab man ein Beispiel, bildete man Gesinnungen aus, die der innersten Natur der Menschen nach in einer so ausgedehnten Weise verderblich wirken mussten, dass wir nach unseren jetzigen Erfahrungen uns kaum eine Veränderung vorstellen könnten, die gleichzeitig auch eine so viel größere Verbesserung sein würde als die Abschaffung dieser Einrichtung. Alles, was Erziehung und Zivilisation getan haben und noch tun, um den Einfluss zu verwischen, welchen die Herrschaft des Gesetzes der Gewalt auf den menschlichen Charakter gehabt hat, und an seine Stelle den Einfluss der Gerechtigkeit zu setzen, wird nur auf der Oberfläche bleiben, solange man den Feind nicht in seiner Verschanzung angreift. Das Prinzip der politischen und moralischen Umgestaltung der Neuzeit ist, dass einzig und allein das Verhalten des Menschen den Grad der Achtung bestimmt, die ihm gebührt; dass nicht, was er ist, sondern was er tut, für die ihm zu zollende Würdigung maßgebend ist, und dass vor allen Dingen das Verdienst und nicht die Geburt den einzigen rechtmäßigen Anspruch auf Macht und Ansehen gibt. Würde keinem menschlichen Wesen über das andere eine Autorität eingeräumt, die nicht ihrer Natur nach temporär ist, so wäre die Gesellschaft nicht beständig am Werke, mit der einen Hand Neigungen zu pflanzen, die sie mit der andern ausrotten muss. Das Kind würde zum ersten Male, solange die Menschheit besteht, durch die Erziehung auf den Weg gewiesen, den es gehen soll, und es wäre die Hoffnung vorhanden, dass es als Mann nicht davon abweichen werde. Solange jedoch das Recht des Starken, über den Schwächeren zu herrschen, noch im Herzen der Gesellschaft in vollster Kraft aufrechterhalten wird, bleibt jeder Versuch, das gleiche

Recht des Schwächeren zum Prinzip ihrer äußeren Handlungen zu machen, immer eine Sisyphusarbeit; denn das Gesetz der Gerechtigkeit, das zugleich das des Christentums ist, kann die innersten Gesinnungen der Menschen nicht durchdringen, und sie werden gegen dasselbe arbeiten, selbst wenn sie sich ihm beugen.

Ein anderer großer Vorteil, der zu erwarten stünde, wenn den Frauen der freie Gebrauch ihrer Fähigkeiten gewahrt würde, indem man ihnen die ungehinderte Wahl ihres Berufes überließe und ihnen dasselbe Feld der Tätigkeit und dieselben Preise und Ermutigungen wie den Männern öffnete, würde die Verdopplung der dem Dienst der Menschheit zu Gebote stehenden Summe der Intelligenz sein. Wo jetzt eine Person imstande ist, der Menschheit zu nützen und ihre allgemeine Entwicklung als öffentlicher Lehrer oder als Vorsteher und Leiter irgendeines Zweiges der öffentlichen oder sozialen Angelegenheiten zu fördern, würde künftig die Chance vorhanden sein, deren zwei zu haben. Geistige Bedeutsamkeit ist gegenwärtig in allen Zweigen so sehr unter dem Bedarf vorhanden, dass der Verlust, welcher der Welt zugefügt wird, indem man sich weigert, die eine Hälfte der Talente, die sie besitzt, nutzbar machen zu lassen, sehr schwer ins Gewicht fällt. Geben wir zu, dass diese Summe geistiger Kraft nicht ganz und gar verloren geht. Ein großer Teil davon findet in der häuslichen Tätigkeit und in den wenigen andern den Frauen offenstehenden Beschäftigungen Anwendung und wird darin stets Anwendung finden, und ein anderer stiftet indirekt Gutes durch den persönlichen Einfluss, den in vielen einzelnen Fällen bestimmte Frauen auf bestimmte Männer ausüben. Diese letzteren Vorteile sind jedoch immer nur sehr teilweise, ihre Ausdehnung ist äußerst begrenzt, und wenn man sie auch von der einen Seite von der Summe der frischen Kraft, welche der Gesellschaft durch das Freigeben der einen Hälfte menschlicher Intelligenz zuströmen würde, in Abzug zu bringen hat, so muss man doch auf der andern Seite hinzurechnen, welcher große Vorteil aus dem Ansporn erwüchse, den die Männer durch die Mitbewerbung der Frauen erhielten, oder bezeichnender ausgedrückt: durch die Notwendigkeit, den Vorrang vor diesen zu *verdienen*.

Dieser große Zuwachs zur intellektuellen Kraft des Menschengeschlechtes und zu der Summe der für die gute Führung ihrer Angelegenheiten verfügbaren Geschicklichkeit wäre teilweise zu erreichen durch die bessere und vollkommenere geistige Erziehung des weiblichen Geschlechtes, welches alsdann mit der geistigen Entwicklung des männlichen Geschlechts gleichen

Schritt halten würde. Die Frauen würden im Allgemeinen erzogen werden zu der gleichen Fähigkeit und dem gleichen Verständnis wie die Männer aus derselben Gesellschaftsklasse: für Geschäfte, öffentliche Angelegenheiten und höhere wissenschaftliche Studien, hingegen die kleinere Zahl Auserwählter des einen wie des andern Geschlechtes, die nicht nur geschickt wären, die Gedanken anderer zu verstehen, sondern selbst zu denken oder selbst etwas Tüchtiges zu tun, würde, gleichviel ob Mann oder Frau, es in gleicher Weise leicht finden, ihre Talente auszubilden und zu vervollkommnen. Die Erweiterung der Sphäre weiblicher Tätigkeit wirkte in dieser Weise dadurch Gutes, dass sie die Erziehung der Frauen zu dem Niveau derjenigen erhöbe, welche den Männern zuteilwird, und es jenen möglich machte, an allen Fortschritten dieser zu partizipieren. Unabhängig davon würde aber das Niederreißen der Schranken an und für sich schon eine erzieherische Wirkung vom höchsten Werte haben. Schon das bloße Abschütteln der Idee, dass alle größeren Ziele des Denkens und Handelns, alle Dinge, welche dem Gemeinwohl angehören und nicht lediglich Privatinteressen sind, nur die Männer angehen und dass man Frauen davon zurückzuhalten habe – indem man ihnen die meisten verbietet und sie in den wenigen, die man ihnen erlaubt, kalt und vornehm duldet –, schon das Bewusstsein, das die Frau erfüllen würde, ein Mensch gleich allen Menschen zu sein, die Berechtigung zu haben, sich ihre Lebenszwecke selbst zu wählen; durch dieselben Beweggründe wie jeder andere getrieben und veranlasst zu sein, sich für das zu interessieren, was menschliche Wesen interessiert; das Recht zu besitzen, denjenigen Teil des Einflusses auf alle die Menschheit betreffenden Angelegenheiten, welche im Bereich der individuellen Meinung liegen, auszuüben, mag sie nun tätigen Anteil daran nehmen oder nicht – dies allein würde schon die geistigen Anlagen der Frauen in ganz immenser Weise erweitern und einen nicht minder wichtigen Einfluss auf den Standpunkt ihrer moralischen Gesinnungen und Gefühle ausüben.

Außer der bedeutenden Vermehrung des für die Besorgung und Wahrnehmung der Angelegenheiten der Menschheit zur Verfügung stehenden individuellen Talentes, von dem gegenwärtig ganz gewiss nicht ein solcher Vorrat vorhanden ist, dass man die eine Hälfte dessen, was die Natur davon bietet, ungenützt beiseite liegen lassen dürfte, würde auch die Meinung der Frauen alsdann einen viel mehr segensreicheren als größeren Einfluss auf die Hauptsumme des menschlichen Glaubens und der menschlichen Empfindungen ausüben. Ich sage: einen viel mehr segensreicheren als größeren Einfluss, denn

der Einfluss der Frauen auf die allgemeinen Ansichten ist immer, oder doch wenigstens seit der frühesten Periode, ein sehr beträchtlicher gewesen. Der Einfluss der Mütter auf die erste Charakterbildung der Söhne und der Wunsch der jungen Leute, sich jungen Frauen gut zu empfehlen, sind in allen Zeiten sehr wichtige Faktoren für diese Charakterbildung gewesen und haben wichtige Momente im Fortschritt der Zivilisation bestimmt. Selbst im Zeitalter Homers wird αἰδώς vor den Τρῳάδας ἑλκεσιπέπλους* als ein mächtiges Motiv der Handlungsweise des großen Hektor anerkannt. Der moralische Einfluss der Frauen ist in zwiefacher Weise zur Erscheinung gekommen. Zuvörderst war er besänftigend. Diejenigen, welche am meisten der Gefahr ausgesetzt waren, Opfer der Gewalt zu werden, mussten ganz natürlich bestrebt sein, alles, was in ihrer Macht stand, zu tun, deren Sphäre zu begrenzen und ihre Exzesse zu mildern. Diejenigen, welche in der Kunst des Fechtens nicht erfahren waren, mussten ganz natürlich geneigt sein, jeder andern Art, Streitigkeiten zum Austrag zu bringen, den Vorzug zu geben. Im Allgemeinen sind immer diejenigen, welche am meisten von dem rücksichtslosen Gebaren selbstsüchtiger Leidenschaften gelitten haben, auch die eifrigsten Anhänger jedes Moralgesetzes gewesen, das Mittel bot, dieser Leidenschaft Zügel anzulegen. Frauen waren mächtige Werkzeuge für die Bekehrung der nordischen Eroberer zum Christentum, einem Glauben, der den Frauen viel günstiger war als alle früheren. Man darf die Bekehrung der Angelsachsen und Franken als seit der Zeit der Gemahlinnen Ethelberts und Chlodwigs** beginnend bezeichnen. Die zweite Art, in welcher der Einfluss der weiblichen Ansichten sich bemerklich gemacht, besteht darin, dass sie den Männern ein mächtiger Ansporn gewesen ist für die Entwicklung derjenigen Eigenschaften, die in den Frauen selbst nicht ausgebildet wurden und die bei ihren Beschützern zu finden deshalb notwendig für sie war. Mut und kriegerische Tugenden sind zu allen Zeiten zum großen Teil aus dem Wunsche der Römer hervorgegangen, die Bewunderung der Frauen zu erregen, und dieser Ansporn wirkt noch weit über diese eine Klasse hervorragender Eigenschaften hinaus, da, wie dies sich aus ihrer Stellung auch ganz natürlich erklären lässt, der beste Freipass für die Bewunderung und Gunst der Frauen für den einzelnen Mann immer das An-

---

* Furcht vor den in der *Ilias* erwähnten »saumnachschleppenden Trojanerinnen«. Vgl. Homer: *Ilias*, VI. Buch, Verse 441 f.

** Gemeint sind Bertha von Kent (um 561/562–zw. 601 u. 618) und Clothilde von Burgund (um 474–544).

sehen war, in dem er bei den andern Männern stand. Aus der Verschmelzung dieser beiden Arten des durch die Frauen geübten moralischen Einflusses entstand der Geist der Ritterlichkeit. Die Eigentümlichkeit desselben lag darin, dass er bestrebt war, das höchste Maß kriegerischer Eigenschaften mit der Pflege einer gänzlich verschiedenen Klasse von Tugenden zu vereinen – den Tugenden der Sanftheit, Großmut und Selbstverleugnung gegenüber den wehrlosen Klassen im Allgemeinen und einer noch ganz besonderen Unterwürfigkeit und Anbetung gegenüber den Frauen, welche von den andern wehrlosen Klassen sich dadurch unterschieden, dass es in ihrer Macht stand, denjenigen freiwillig den höchsten Lohn zu gewähren, die geduldig um ihre Gunst warben, statt ihre Unterwerfung gewalttätig zu erzwingen. Obgleich die Ritterlichkeit in der Ausübung hinter der Theorie derselben noch weit trauriger zurückblieb, als dies schon im Allgemeinen zwischen Praxis und Theorie der Fall zu sein pflegt, bleibt sie doch eins der köstlichsten Denkmäler der Sittengeschichte der Menschheit, denn sie ist ein merkwürdiges Beispiel eines von einer im höchsten Grade desorganisierten und zerfahrenen Gesellschaft gemachten übereinstimmenden und organisierten Versuchs, eine ihren sozialen Verhältnissen und Einrichtungen zum größten Vorteil gereichende moralische Idee in Umlauf zu bringen und in die Praxis zu überführen. Die Erscheinung ist umso bemerkenswerter, als sie, obgleich völlig fruchtlos in ihrem Hauptzweck, doch nichtsdestoweniger keineswegs ganz unwirksam gewesen ist, vielmehr einen ihr fühlbaren und zum größten Teil höchst wertvollen Eindruck auf die Ideen und Gefühle aller folgenden Zeiten hinterlassen hat.

Die Ritterlichkeit in ihrer idealen Gestalt ist der höchste Gipfel des Einflusses der weiblichen Empfindungen auf die moralische Veredlung des Menschengeschlechtes, und müssten die Frauen wirklich in ihrer hörigen Stellung verharren, so wäre es sehr zu beklagen, dass uns die Gesetze der Ritterlichkeit verloren gegangen sein sollten, denn sie allein wären imstande, den demoralisierenden Einfluss jener Stellung zu mildern. Die in der allgemeinen Lage der Menschheit vorgegangenen großen Veränderungen machen es jedoch unvermeidlich, ein total anderes Ideal der Sittlichkeit an die Stelle des ritterlichen Ideals zu setzen. Die Ritterlichkeit war der Versuch, moralische Elemente in einen Zustand der Gesellschaft einfließen zu lassen, wo alles, Gutes wie Böses, abhängig war von persönlicher Tapferkeit unter dem besänftigenden Einfluss individuellen Zartgefühls und persönlicher Großmut. In der modernen Gesellschaft werden alle Dinge, selbst diejenigen, welche dem Departement der

militärischen Angelegenheiten angehören, nicht durch persönliche Anstrengungen, sondern durch die vereinten Operationen größerer Massen entschieden, während die Hauptbeschäftigung der Gesellschaft jetzt nicht mehr im Fechten und Kämpfen, sondern in Handel und Industrie besteht. Die Anforderungen des modernen Lebens schließen die Tugenden der Großmut so wenig aus wie des alten, aber es beruht nicht mehr gänzlich darauf. Die hauptsächlichste Begründung des moralischen Lebens der Neuzeit muss Gerechtigkeit und Klugheit sein; die Achtung eines jeden vor den Rechten jedes andern und die Geschicklichkeit eines jeden, für sich selbst sorgen zu können. Die Ritterlichkeit bot keiner von allen Formen des Unrechts, welche die Gesellschaft durchaus ungestraft beherrschten, gesetzlichen Einhalt, sondern ermutigte nur durch die Mittel, welche sie zum Ausdruck des Preises und der Bewunderung wählte, einem lieber Recht als Unrecht zu tun. Das Gesetz der Sittlichkeit muss sich jedoch in Wahrheit immer auf seine Strafverordnungen stützen, auf die Macht, die es besitzt, vom Bösen zurückzuschrecken. Die Sicherheit der Gesellschaft kann nicht darauf beruhen, dass man lediglich die Ehre zum Gesetz macht, denn sie ist ein verhältnismäßig nur in wenigen starkes Motiv und übt auf manche durchaus gar keine Wirkung aus. Die moderne Gesellschaft ist imstande, in allen ihren Schichten und Verhältnissen das Böse zu unterdrücken durch eine zweckmäßige Anwendung der höheren Kraft, die ihr die Zivilisation verliehen hat, und auf diese Weise die Existenz der schwächeren Mitglieder der Gesellschaft, die nun nicht länger wehrlos sind, sondern unter dem Schutze des Gesetzes stehen, erträglich zu machen, ohne sich auf die ritterlichen Gefühle derer verlassen zu müssen, welche vermöge ihrer Stellung tyrannisieren könnten. Dem ritterlichen Charakter bleibt seine ganze Schönheit und Erhabenheit, aber das Recht der Schwachen und das allgemeine Wohlbehagen des menschlichen Lebens beruhen jetzt auf einem viel sichereren und zuverlässigeren Halt, oder besser, es beruht darauf in jedem Lebensverhältnis mit Ausnahme des ehelichen.

Der moralische Einfluss der Frauen ist gegenwärtig in nicht geringerem Maße vorhanden, er ist jedoch nicht mehr von einem so ausgeprägten und entschiedenen Charakter, sondern verliert sich mehr in den allgemeinen Einfluss der öffentlichen Meinung. Die Gefühle der Frauen tragen sowohl durch die Sympathie, welche sie einflößen, wie durch den Wunsch der Männer, in den Augen der Frauen zu glänzen, sehr viel dazu bei, am Leben zu erhalten, was noch vom ritterlichen Ideal übrig geblieben ist, indem sie die schönen

Empfindungen pflegen und die Traditionen der Tapferkeit und Großmut beibehalten. Nach diesen Seiten des Charakters ist ihr Standpunkt höher als der der Männer, in der Tugend der Gerechtigkeit ist er jedoch etwas niedriger. Hinsichtlich der Beziehungen des täglichen Lebens darf man wohl sagen, der Einfluss der Frauen sei im Ganzen für die sanfteren Tugenden ermutigend, für die strengeren entmutigend, obgleich diese Schilderung nur mit allen von dem individuellen Charakter abhängigen Modifikationen angewendet werden darf. In den meisten der größeren Prüfungen, welchen die Tugend in den Vorkommnissen des menschlichen Lebens ausgesetzt wird – den Konflikten zwischen Vorteil und Grundsatz –, ist die Richtung des weiblichen Einflusses von sehr gemischtem Charakter. Ist das in Frage kommende Prinzip zufällig eins der sehr wenigen, welche ihnen durch ihre religiöse oder moralische Erziehung sehr tief eingeimpft sind, so sind sie sehr mächtige Verbündete der Tugend, und ihre Gatten und Söhne werden oft von ihnen zu Handlungen der Selbstverleugnung veranlasst, deren sie ohne diesen Ansporn niemals fähig gewesen wären.

Bei der gegenwärtigen Erziehung und Stellung der Frauen bedecken die ihnen eingeflößten moralischen Prinzipien einen verhältnismäßig nur sehr kleinen Streifen des Feldes der Tugend und sind überdies grundsätzlich negativ, indem sie wohl einzelne Handlungen verbieten, aber sich um die allgemeine Richtung der Gedanken und Zwecke wenig kümmern. Ich fürchte, es muss gesagt werden, dass Uneigennützigkeit im allgemeinen Lebensverkehr – die Verfolgung von Zwecken, welche keine Privatvorteile für die Familie versprechen – sehr selten durch den Einfluss der Frauen ermutigt und unterstützt wird. Der Tadel trifft sie jedoch nicht schwer, dass sie Zwecke nicht ermutigen, von denen den Vorteil einzusehen man sie nicht gelehrt hat und welche ihre Gatten ihnen und dem Interesse der Familie entziehen; aber die Konsequenz bleibt deshalb dieselbe: Der Einfluss der Frauen ist den Tugenden des öffentlichen Lebens nicht günstig.

Seit die Sphäre ihrer Tätigkeit ein wenig erweitert ist und eine beträchtliche Anzahl von Frauen sich praktisch mit der Erreichung von Zielen beschäftigt, die außerhalb ihrer eigenen Familie und ihres Haushaltes liegen, haben die Frauen umso mehr einen gewissen Anteil an der öffentlichen Meinung. Ihr Einfluss fällt ins Gewicht bei zwei der hervorstechendsten Züge des modernen Lebens in Europa – der Abneigung gegen den Krieg und dem Hange zur Philanthropie. Es sind dies beides gewiss ganz vortreffliche Kennzeichen, aber

unglücklicherweise ist der Einfluss der Frauen, wenn auch für die Ermutigung, welche er diesen Gefühlen im Allgemeinen gibt, sehr wertvoll, für ihre besondere Anwendung wie für die Richtung, die er ihnen gibt, wenigstens ebenso oft schädlich wie nützlich. Im philanthropischen Bereich sind hauptsächlich die beiden Abteilungen religiöse Proselytenmacherei und Wohltätigkeit von den Frauen kultiviert. Die innere Mission ist aber nur ein anderes Wort für Verschärfung religiöser Animositäten, und die äußere Mission ist gewöhnlich ein blindes Jagen nach einem Ziel, ohne die verhängnisvollen Nachteile zu kennen oder zu beachten – verhängnisvoll sowohl für diesen als für alle andern wünschenswerten Zwecke –, welche durch die angewandten Mittel entstehen können. Bei der Ausübung der Wohltätigkeit wiederum können die dadurch hervorgebrachte augenblickliche Wirkung auf die dabei direkt beteiligten Personen und die sich daraus ergebenden endlichen Folgen für das allgemeine Gute im vollständigen Widerstreit zueinander stehen. Die Erziehung nämlich, die unsere Frauen erhalten – eine Erziehung viel mehr des Gefühls als des Verstandes –, und die ihnen durch ihr ganzes Leben eingeimpfte Gewohnheit, nur auf die augenblicklichen Wirkungen für die Personen und nicht auf die fernerliegenden Wirkungen auf Klassen und Personen zu sehen, macht sie unfähig zu erkennen und abgeneigt zuzugeben, dass irgendeine Form philanthropischer Wohltätigkeit, welche ihrem teilnehmenden Gefühl zusagt, schädliche Resultate haben könne.

Die große und fortwährend steigende Menge unwissender und kurzsichtiger Wohltätigkeit, welche die Sorge für den Unterhalt den Leuten aus den Händen nimmt und sie von den unangenehmen Folgen ihrer eigenen Handlung befreit, untergräbt recht eigentlich die Grundfesten der Selbstachtung, der Selbsthilfe, der Selbstbeherrschung, also der Hauptbedingungen des individuellen Wohlstandes und der gesellschaftlichen Tugend. Diese Vergeudung der Hilfsquellen und der wohlwollenden Gefühle, die Böses stiftet, wo sie Gutes tun will, wird unendlich durch die Beiträge der Frauen vermehrt und durch ihren Einfluss immer mehr angeregt. Wo Frauen wirklich die praktische Leitung bestimmter Aufgaben der Wohltätigkeit in der Hand haben, werden sie solche Missgriffe allerdings nicht so leicht begehen. Es kommt zuweilen vor, dass Frauen, welche öffentliche Wohltätigkeitsanstalten verwalten, vermöge der ihnen eigentümlichen Einsicht in vorhandene Dinge und besonders durch jenes Eindringen in das Gemüt und Gefühl der Personen, mit denen sie in unmittelbare Berührung kommen, worin Frauen Männer so weit über-

treffen, in der klarsten Weise den demoralisierenden Einfluss der gegebenen Almosen oder der geleisteten Hilfe erkennen und manchen Nationalökonomen über dieses Thema belehren könnten. Wie aber sollte man von Frauen, die nur ihr Geld geben und nicht Angesicht zu Angesicht mit den dadurch erzielten Wirkungen in Berührung kommen, erwarten, dass sie dieselben vorhersehen könnten? Wie sollte eine zum gegenwärtigen Los der Frauen geborene und mit demselben zufriedene Frau den Wert der Selbständigkeit schätzen können? Sie ist nicht selbständig; sie hat die Selbständigkeit nicht kennengelernt; ihre Bestimmung ist, alles von andern zu empfangen, und weshalb sollte, was gut genug für sie ist, von Übel für den Armen sein? Der ihr geläufige Begriff von »Gutes empfangen« bezieht sich auf die Geschenke und Gaben von einem Höhergestellten. Sie vergisst, dass sie unfrei, dass der Arme aber frei ist, dass sie nicht gezwungen werden kann, das zu erwerben, was ihr, ohne dass sie es erworben hat, gegeben wird; dass nicht für jeden von jedem gesorgt werden kann, sondern dass es Motive geben muss, Leute zu veranlassen, für sich selbst zu sorgen, und dass die einzige Wohltätigkeit, die sich bis ans Ende als Wohltätigkeit erweist, die ist, durch welche den Leuten, sofern sie physisch dazu imstande sind, geholfen wird, sich selbst zu helfen.

Diese Erwägungen zeigen, wie nützlich der Anteil, welchen die Frauen an der Bildung der öffentlichen Meinung nehmen, zum Bessern verändert werden würde durch jene erweiterte Kenntnis der Dinge und praktischen Verkehr mit denselben, auf welche ihre Meinung influiert*, die notwendigerweise die Folge ihrer politischen und sozialen Emanzipation sein würde. Aber die Verbesserungen, welchen dieselbe durch den Einfluss, den sie, jede in ihrer eigenen Familie, ausüben, hervorbringen würde, dürften immer noch bemerkbarer sein.

Es wird oft behauptet, dass in den Klassen, welche der Versuchung am meisten ausgesetzt sind, der Mann häufig durch seine Frau und Kinder auf dem Pfade der Redlichkeit und Ehrbarkeit erhalten wird, teils durch den direkten Einfluss, den die Frau auf ihn ausübt, teils durch die Rücksicht für ihre und der Kinder Zukunft. Dies mag wahr sein und verhält sich ohne Zweifel oft so bei solchen, die mehr schwach als verdorben sind, und dieser segensreiche Einfluss wird durch die gleichen Gesetze für beide bewahrt und noch verstärkt werden; er ist nicht abhängig von der Dienstbarkeit der Frau, son-

* Sich auswirken.

dern wird im Gegenteil vermindert durch die Nichtachtung, welche die Männer der niederen Klassen in ihrem Herzen immer gegen diejenigen fühlen, die ihrer Gewalt unterworfen sind. Steigen wir jedoch die Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft höher hinauf, so gelangen wir zu einer gänzlich verschiedenen Gattung bewegender Kräfte. Der Einfluss der Frau dient, so weit er reicht, dazu, den Mann davor zu bewahren, dass er nicht unter das Niveau der gewöhnlichen Achtung seines Standes hinabsinkt, er dient aber in ebenso hohem Maße dazu, ihn zu hindern, dass er nicht darüber hinaufsteige. Die Frau ist der Beistand der gewöhnlichen öffentlichen Meinung. Ein Mann, dessen Frau an Bildung tief unter ihm steht, hat an ihr beständig einen Ballast oder, schlimmer noch, einen Hemmschuh bei jeder Regung, die er fühlt, besser zu sein, als die öffentliche Meinung von ihm verlangt.

Für jemand, der in solchen Banden schmachtet, ist es beinahe unmöglich, es zu erhabenerer Tugend zu bringen. Weicht ein Mann in seinen Ansichten von der großen Menge ab – sieht er Wahrheiten, die dieser noch nicht aufgedämmert sind, oder fühlt er in seinem Herzen Wahrheiten, die andere nur mit den Lippen bekennen, während er in gewissenhafterer Weise als die Mehrzahl der Menschen danach handeln will –, so ist für alle solche Gedanken und Wünsche die Ehe das schwerste, unübersteiglichste Hindernis, es sei denn, er habe das seltene Glück, eine Frau zu besitzen, die ebenso hoch wie er selbst über der gewöhnlichen Menge steht.

Denn erstens bedingt ein derartiges Handeln immer Opfer des persönlichen Vorteiles, betreffe dies nun das gesellschaftliche Ansehen oder die finanziellen Mittel, zuweilen kann auch die ganze Existenz auf dem Spiel stehen. Ein Mann mag für seine Person bereit sein, diese Opfer und Gefahren auf sich zu nehmen, aber er wird doch zögern, ehe er sie seiner Familie auferlegt. Und seine Familie bedeutet in diesem Falle so viel wie seine Frau und Töchter, denn von seinen Söhnen hofft er immer, dass sie fühlen werden, wie er fühlt, und dass sie, was er entbehren kann, in gleichem Falle ebenso willig werden zu entbehren wissen. Aber seine Töchter – ihre Heirat hängt vielleicht davon ab – und seine Frau, die nicht imstande ist, die Ziele zu begreifen und zu verstehen, für die diese Opfer gebracht werden sollen – die, wenn sie dächte, dass sie irgendein Opfer wert wären, dies nur in gutem Glauben und um seinetwillen täte –, die keinen Teil hat an dem Enthusiasmus und der Befriedigung, welche vielleicht seinen Brustkorb schwellt, während die Dinge, die er zu opfern geneigt ist, alles in allem für sie sind! Wird da nicht der beste, der

selbstloseste Mann lange Rücksicht üben, ehe er derartige Konsequenzen über sie bringt? Und steht selbst nicht der Lebensunterhalt und der Komfort des Lebens, sondern nur die gesellschaftliche Geltung auf dem Spiel, so ist die Last für sein Gewissen und Gefühl doch immer noch eine sehr schwere. Wer Frau und Kinder hat, der hat auch Dame »Man sagt« bei sich aufgenommen. Mag er auch ihren Einflüsterungen kein Gehör geben, für seine Frau haben sie eine umso größere Wichtigkeit. Der Mann selbst mag über der öffentlichen Meinung stehen oder hinreichende Entschädigung in der Meinung, die Gleichgesinnte über ihn haben, finden; aber den zu ihm gehörigen Frauen kann er keine Entschädigung bieten.

Der sich beinahe immer gleichbleibende Hang der Frau, ihren Einfluss mit dem gesellschaftlichen Ansehen in eine Waagschale zu werfen, ist den Frauen zuweilen zum Vorwurf gemacht, selbst als ein besonderer Zug von Schwäche und kindischer Unreife in ihrem Charakter hingestellt worden, und ganz gewiss mit großem Unrecht. Die Gesellschaft macht das ganze Leben der Frauen in den bessern Klassen zu einem fortgesetzten Opfer, sie verlangt von ihnen eine unablässliche Unterdrückung ihrer natürlichen Neigungen, und der einzige Ersatz, den sie ihnen für das, was oft den Namen Märtyrertum verdient, gewährt, ist Ansehen. Das Ansehen der Frau aber ist untrennbar mit dem ihres Mannes verbunden, und sie fühlt, dass sie, nachdem sie den vollen Preis dafür gezahlt, es für eine Sache verliert, für die sie keine Sympathien haben kann. Sie hat dem gesellschaftlichen Ansehen ihr ganzes Leben zum Opfer gebracht, und ihr Mann will dafür nicht eine Laune, ein Hirngespinst, eine Exzentrizität opfern, etwas, das von der Welt weder anerkannt noch gestattet wird und worin die Welt mit ihr übereinstimmen wird, es für eine Torheit, wo nicht für etwas Schlimmeres zu halten. Dies Dilemma ist am schwersten für jene sehr verdienstvolle Klasse von Männern, die, ohne die Talente zu besitzen, welche sie befähigen, unter ihren Meinungsgenossen eine hervorragende Stellung einzunehmen, aus Überzeugung zu ihrer Meinung halten und sich durch Ehre und Gewissen gebunden fühlen, ihr zu dienen dadurch, dass sie ihren Glauben bekennen und mit ihrer Zeit, ihrer Arbeit und ihren Mitteln alles unterstützen, was zu seiner Ausbreitung unternommen wird. Der schlimmste Fall ist der, wenn solche Männer sich in einer Stellung befinden, die an und für sich ihnen weder Zutritt zu der sogenannten besten Gesellschaft gibt noch sie davon ausschließt, sondern ihre Aufnahme lediglich von der Meinung abhängig ist, die man über sie persönlich hat, dass dagegen

Geburt, Lebensgewohnheiten sowie der Umstand, dass sie sich zu einer Meinung bekennen oder einer Partei angehören, die bei denen Anstoß erregt, welche den Ton in der Gesellschaft angeben, sie aus dieser ohne Ausnahme effektiv ausschließen würde. Viele Frauen schmeicheln sich, in neun Fällen von zehn ganz irrtümlich, es würde sie und ihren Gatten nichts hindern, sich in der besten Gesellschaft ihrer Stadt oder ihrer Umgebung zu bewegen, zu der andere Leute ihrer Bekanntschaft, die ja derselben Lebensstellung wie sie angehören, freien Zutritt haben, wenn nur ihr Mann nicht unglücklicherweise ein Dissenter* wäre oder in dem Rufe stünde, der radikalsten politischen Partei anzugehören. Das allein ist es, denkt sie, was Georg verhindert, ein Offizierspatent oder eine Stelle zu bekommen, einer guten Heirat für Caroline im Wege steht und ihren Mann und sie um Einladungen, vielleicht gar um Ehren bringt, zu denen sie, nach allem, was sie sieht, ebenso gut berechtigt sind wie andere Leute. Ist es mit einem solchen Einfluss in jedem Hause, der entweder offen angewendet oder verdeckt und dadurch nur umso mächtiger in Bewegung gesetzt wird, ein Wunder, dass die Leute im Allgemeinen in jener mittelmäßigen Respektabilität niedergehalten werden, die ein so ausgeprägtes Kennzeichen der Neuzeit geworden ist?

Es gibt noch eine andere sehr bedenkliche Seite der Wirkungen, welche durch die ungenügende Bildung der Frauen hervorgebracht wird, und zwar ebenfalls nicht direkt, sondern durch den Unterschied, der dadurch zwischen der Erziehung und dem Charakter eines Mannes und einer Frau geschaffen wird. Das Ideal der Ehe ist innige Übereinstimmung in Gedanken und Neigungen; was könnte aber einer solchen ungünstiger sein als diese Verschiedenheit des Bildungsgrades? Das Ungleichartige mag anziehen, aber nur das Gleichartige vermag festzuhalten, und von dem Verhältnis ihrer Gleichartigkeit hängt es ab, in welchem Grade Menschen einander ein glückliches Leben zu bereiten vermögen. Solange die Frauen den Männern so ungleich sind, ist es gar nicht wunderbar, dass selbstsüchtige Männer die Notwendigkeit fühlen, die unumschränkte Herrschaft in Händen zu haben, um dadurch imstande zu sein, die lebenslangen Konflikte der Neigungen *in limine*** aufzuhalten, indem sie dieselben in der ihnen genehmen Weise scheiden. Bei gänzlich verschiedenen Leuten kann es auch keine wirkliche Übereinstimmung der Inte-

* Abweichler.

** Von Beginn an.

ressen geben. Sehr oft findet bei Eheleuten gerade über die höchsten Pflichten, über Gewissenssachen, eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit statt. Ist, wo dies der Fall ist, wirklich eine Übereinstimmung in der Ehe denkbar? Und doch kommt es nicht selten vor, und gerade da, wo die Frau einen tiefen Ernst des Charakters besitzt; am häufigsten aber ist diese Erscheinung in den katholischen Ländern, wo sie in ihrer abweichenden Ansicht von der einzigen Autorität unterstützt wird, die man sie neben oder über dem Mann anzuerkennen gelehrt hat – vom Priester. Der Einfluss der Priester auf die Frauen wird von protestantischen und liberalen Schriftstellern mit jener Unverschämtheit einer Macht, die nicht gewohnt ist, sie von irgendjemand bestritten zu sehen, angegriffen, weniger deshalb, weil er an und für sich von Übel sei, sondern weil er mit der Autorität des Gatten rivalisiert und eine Empörung gegen seine Unfehlbarkeit heraufbeschwört. In England entstehen auch wohl ähnliche Differenzen, wenn eine evangelische Frau mit einem Manne andern Glaubens verheiratet ist, im Allgemeinen ist aber diese Quelle der Nichtübereinstimmung doch verstopft worden, freilich nur dadurch, dass die Charaktere der Frauen zu einer solchen Nichtigkeit herabgedrückt sind, dass sie keine andere Meinung haben als die, welche der sogenannte gute Ton oder ihr Mann sie zu haben lehrt. Es bedarf aber gar nicht einmal der Meinungsverschiedenheiten, schon stark voneinander abweichende Geschmacksrichtungen können dem Glück des ehelichen Lebens bedeutenden Eintrag tun, und es führt, mag es auch vielleicht den Liebesneigungen der Männer einen höheren Reiz geben, doch gewiss nicht zum Glücke in der Ehe, dass man durch die Erziehung die vielleicht vorhandenen natürlichen Verschiedenheiten der Geschlechter in einer so künstlichen Weise übertreibt. Sind die Ehegatten wohlerzogen und wohlgesittete Leute, so duldet einer den Geschmack des andern; ist es denn aber ein Zustand gegenseitiger Duldung, den Leute, wenn sie in die Ehe treten, von derselben erwarten? Diese Verschiedenheit der Neigungen wird in allen entstehenden häuslichen Fragen ihre Wünsche, sofern sie dieselben nicht aus Liebe oder Pflichtgefühl unterdrücken, miteinander in Widerstreit bringen. Wie verschieden muss die Gesellschaft sein, welche die beiden Personen zu frequentieren oder bei sich zu empfangen wünschen! Jede wird das Verlangen haben, sich zu denen zu gesellen, die ihre Geschmacksrichtung teilen; Leute, die der einen zusagen, werden der andern vollkommen gleichgültig oder gar unangenehm sein, und doch sind beide gezwungen, einen gemeinschaftlichen Verkehr zu haben, da Eheleute

jetzt nicht mehr, wie zur Zeit Ludwigs XV.*, in verschiedenen Teilen des Hauses leben und jeder seine eigene Visitenliste hat, abgesehen davon, dass dies zu allen Zeiten nur bei einem sehr exklusiven Kreise der Fall sein konnte. Aber nicht bloß in Bezug auf den Umgang wird die Verschiedenheit der Wünsche hervortreten, sie wird sich in noch ernsterer Weise bei der Erziehung der Kinder geltend machen, in denen jeder seinen Geschmack und seine Gesinnungen herausgebildet haben möchte, und es bleibt hier nur die Wahl zwischen einem Kompromiss, der beide Teile nur halb befriedigt; oder die Frau muss – und oft mit recht bitteren Schmerzen – verzichten, doch wirkt alsdann, ob mit oder gegen ihre Absicht, ihr Einfluss den Zwecken des Gatten entgegen. Es wäre natürlich die größte Torheit, wenn man annehmen wollte, diese Verschiedenheit der Gefühle und Neigungen existiere lediglich deshalb, weil die Frauen anders als die Männer erzogen werden, und dass es unter andern, nur irgend denkbaren Verhältnissen nicht auch Verschiedenheiten des Geschmackes und der Neigungen geben müsse, man wird aber dessen ungeachtet mit der Behauptung nicht über das Ziel hinausschießen, dass die Verschiedenheit der Erziehung diese Verschiedenheiten unendlich vergrößert und sie ganz unvermeidlich macht. Solange man unsere Frauen so wie jetzt erzieht, werden Mann und Frau schwerlich in ihrem Geschmack und in ihren Wünschen zu einer wirklichen Übereinstimmung gelangen können, sofern man dabei vielleicht von ganz alltäglichen Dingen absieht. Sie werden es meistens als hoffnungslos aufgeben müssen und auf den Versuch verzichten, in dem nächsten Gefährten ihres Lebens das *idem velle, idem nolle*** zu haben, das als das Band einer Vereinigung, die in Wahrheit eine solche ist, anerkannt wird; oder wenn es dem Manne gelingt, es herbeizuführen, so geschieht es nur dadurch, dass er eine Frau wählt, die eine so vollkommene Null ist, dass sie überhaupt kein *velle* oder *nolle* hat und bereit ist, sich in alles zu schicken, was ihr von andern geheißen wird. Aber selbst diese Berechnung ist nicht so ganz untrüglich, Dummheit und Geistlosigkeit sind keineswegs eine Bürgschaft für die Unterwürfigkeit, welche man so zuversichtlich von ihr erwartet. Und wenn sie es nun wirklich wären, ist dies das Ideal der Ehe? Was bekommt der Mann in diesem Falle durch seine Heirat? – eine höhere Magd, eine Wär-

* Ludwig XV., König von Frankreich (1710–1774, seit 1715 König von Frankreich und Navarra).

** Dasselbe wollen, dasselbe nicht wollen. Umschreibung für vollständige Übereinstimmung.

terin, eine Mätresse! Wenn im Gegenteil jede der beiden Personen, statt ein Nichts zu sein, ein Etwas ist, wenn sie einander lieben und sich nicht zu unähnlich sind, um den Anfang für ein inniges Zusammenleben zu machen, so wird die beiderseitige beständige Teilnahme an den gleichen Dingen, unterstützt durch ihre Sympathie, die in dem einen schlummernden Fähigkeiten wecken, sich für Dinge zu interessieren, die zuerst nur für den andern Interesse hatten, so findet eine allmähliche Assimilation der Charaktere und Geschmacksrichtungen statt, teils durch eine ganz unmerklich mit jedem vorgehende Veränderung, bei weitem mehr aber dadurch, dass jede der beiden Naturen wirklich bereichert wird, indem jede den Geschmack und die Fähigkeit der andern noch zu den ihrigen hinzubekommt. Dergleichen geschieht häufig bei zwei Freunden desselben Geschlechtes, die viel miteinander verkehren, und es würde ein gewöhnlicher, wenn nicht der gewöhnlichste Fall in der Ehe sein, wenn nicht die gänzlich verschiedene Art und Weise der Erziehung beider Geschlechter das Schließen einer in der Wirklichkeit gut passenden Verbindung beinahe zu einer Unmöglichkeit machte. Ließe man darin nur eine Verbesserung eintreten, so würde, welche Verschiedenheit des individuellen Geschmackes sich alsdann noch ergeben möchte, als allgemeine Regel wenigstens, vollständige Übereinstimmung und Einigkeit in den großen Zwecken des Lebens herrschen. Wenn die beiden Personen nach großen Zielen streben und einander in allem, was sie betrifft, Hilfe und Ermutigung gewähren, so sind die geringeren Dinge, in denen ihr Geschmack voneinander abweichen mag, unwesentlich; sie haben die Grundlage für eine solide Freundschaft von dauerndem Charakter, wie sie nichts anderes zu geben vermag, und während des ganzen Lebens größere Freude durch die, welche dem andern bereitet, als die selbst genossen wird.

Ich habe bisher die Wirkungen in Erwägung gezogen, welche die Ungleichheit zwischen Mann und Frau auf die Freuden und das Behagen des ehelichen Lebens ausübt; diese üblen Wirkungen werden aber noch bedeutend vermehrt, wenn die Ungleichheit Unterwerfung ist. Bloße Ungleichheit, wenn damit nur eine Verschiedenheit an und für sich gleich guter Eigenschaften ausgedrückt wird, kann zum Segen gereichen, indem sie das Mittel zur gegenseitigen Veredlung wird, und braucht daher noch kein Hindernis des Glückes zu sein. Wenn jeder wünscht und bestrebt ist, die besonderen Eigentümlichkeiten des anderen anzunehmen, so bringt die Verschiedenheit keinen Widerstreit der Interessen, sondern im Gegenteil eine größere Übereinstim-

mung derselben hervor und macht den einen dem andern nur teurer. Wenn aber der eine an Bildung und Wissen tief unter dem andern steht und nicht tätig bestrebt ist, mit Hilfe des andern sich zu einer gleichen Stufe mit demselben zu erheben, so kann der Einfluss, den diese Verbindung auf die Fortbildung des geistig Höherstehenden ausübt, nur ein schädlicher sein, und zwar noch weit mehr in einer ziemlich glücklichen Ehe als in einer unglücklichen. Der Höherstehende kann nicht ungestraft sich mit einem niedriger Stehenden zusammenschließen und ihn zum einzigen nächsten Gefährten seines Lebens wählen. Jede Gemeinschaft, die nicht verbessernd auf uns wirkt, wirkt verschlechternd, und dies umso mehr, je näher und inniger sie ist. Selbst ein wahrhaft bedeutender Mann beginnt sich etwas zu vernachlässigen, wenn er gewöhnlich, wie man zu sagen pflegt, der König der Gesellschaft ist, und ein Mann, der eine weit unter ihm stehende Frau hat, ist dies in der Gesellschaft, die er am häufigsten hat, beständig. Während von der einen Seite seine Selbstbefriedigung unaufhörlich Nahrung erhält, bekommt er von der andern Seite ganz unmerklich eine Art, zu fühlen und die Dinge zu betrachten, welche einem weit niedrigeren oder beschränkteren Gesichtskreise angehört, als er besitzt. Dieses Übel unterscheidet sich von vielen der bisher besprochenen dadurch, dass es im Steigen begriffen ist. Die Verbindung der Männer und Frauen im täglichen Leben ist enger, als sie je vorher war. Das Leben der Männer ist häuslicher geworden. Früher führten ihre Vergnügungen wie ihre gewählten Beschäftigungen sie meist in die Gesellschaft von Männern, ihre Frauen waren nur ein Teil ihres Lebens. Gegenwärtig hat der Fortschritt der Zivilisation und das Anathema, welches die öffentliche Meinung gegen rohe Vergnügungen und schwelgerische Gelage, wie sie sonst die Männer zu halten pflegten, ausgesprochen hat, verbunden mit den höheren Ansichten, die, das kann nicht geleugnet werden, die Neuzeit von den Pflichten der Gegenseitigkeit hegt, die den Mann an die Frau fesseln, ihn mit seinen persönlichen und geselligen Vergnügungen weit mehr auf das Haus und dessen Bewohner angewiesen, während die Erziehung durch die Art und den Grad der Bildung, die sie der Frau angedeihen lässt, sie allerdings befähigt, in gewissen Ideen und Empfindungen mehr als früher die Gefährtin des Mannes zu sein. Leider wird aber das Werk sehr unzureichend getan, und sie bleibt in den meisten Dingen hoffnungslos unwissend und dem Manne gänzlich unebenbürtig. Sein Wunsch nach einem geistigen Gedankenaustausch wird daher gewöhnlich durch einen Austausch befriedigt, bei dem er nichts lernt. An die Stelle

der Gesellschaft ihm geistig Gleichstehender und Gleichstrebender, die er vielleicht aufzusuchen genötigt gewesen wäre, tritt nun eine ihn nicht fordernde und nicht anregende Unterhaltung. Wir sehen es oft genug, dass junge Männer, die zu den größten Hoffnungen berechtigten, sobald sie verheiratet sind, stehen bleiben oder vielmehr, da sie nicht vorwärtsschreiten, unvermeidlich zurückgehen. Treibt die Frau den Mann nicht vorwärts, so hält sie ihn zurück. Er hört auf, sich um das zu kümmern, um was sie sich nicht kümmert, er beginnt damit, Gesellschaft, die seinem frühern Streben zusagte und Bedürfnis war, nicht mehr zu suchen, und kommt dahin, sie unangenehm zu finden und zu vermeiden, weil sie ihn mit einem Gefühl der Beschämung wegen seines Nachlassens erfüllt; die höheren Fähigkeiten seines Herzens wie seines Geistes hören auf, tätig zu sein. Dieser Wechsel hängt eng zusammen mit den neuen selbstsüchtigen Interessen, welche die Familie in ihm erstehen lässt, und nach wenigen Jahren ist in keiner materiellen Hinsicht mehr ein Unterschied zwischen ihm und denjenigen, die nie andere Wünsche gehabt, als die sich auf die gewöhnlichen Eitelkeiten der Welt und die gewöhnlichen pekuniären Zwecke beziehen. Ich will nicht versuchen zu beschreiben, was die Ehe sein kann zwischen zwei Personen von gebildetem Geiste, übereinstimmend in ihren Ansichten und Zielen, zwischen denen die beste Gleichheit, die es geben kann, besteht, Ähnlichkeit der Kräfte und Fähigkeiten mit gegenseitiger Überlegenheit, so dass jeder abwechselnd sich den Luxus zu verschaffen vermag, zu dem andern emporzusehen, und abwechselnd das Vergnügen haben kann, auf dem Pfad der Entwicklung das Amt des Führenden zu übernehmen oder geführt zu werden. Denjenigen, welche es begreifen können, brauche ich es nicht zu beschreiben, denjenigen, die das nicht vermögen, würde die Beschreibung doch als der Traum eines Enthusiasten erscheinen. Aber ich behaupte aus vollster Überzeugung, dies und dies allein ist das Ideal einer Ehe, und alle Ansichten, Gebräuche und Institutionen, welche eine andere Anschauung davon begünstigen oder die Vorstellungen darüber und das darauf bezügliche Streben nach irgendeiner andern Richtung lenken, mit welchen Vorwänden sie auch herausstaffiert sein mögen, sind doch nichts als die Relikte einer primitiven Barbarei. Die moralische Regeneration der Menschheit wird in Wahrheit erst dann beginnen, wenn die Hauptgrundlage der gesellschaftlichen Beziehungen unter das Gesetz gleicher Gerechtigkeit gestellt ist und Menschen lernen, ihre stärksten Sympathien mit ihnen an Rechten wie an Bildung gleichstehenden Menschen zu kultivieren.

So weit über die Vorteile, welche der Welt daraus erwachsen würden, sobald sie aufhörte, das Geschlecht zu einem Hindernis für Privilegien und einem Kennzeichen individueller und gesellschaftlicher Unterdrückung zu machen.

Diese Vorteile würden bestehen in einer Vermehrung der Hauptsumme an Denk- und Arbeitskraft und in einer großen Verbesserung der allgemeinen Bedingungen der Verbindung zwischen Männern und Frauen. Es würde jedoch eine klägliche Darstellung der Sache sein, wollten wir den direktesten Vorteil mit Stillschweigen übergehen, nämlich den unaussprechlichen Gewinn an besonderer Glückseligkeit für die befreite Hälfte der Menschheit, den Unterschied für sie zwischen einem Leben der Unterwerfung unter den Willen anderer und einem Leben vernünftiger Freiheit. Nach den ursprünglichsten Bedürfnissen an Nahrung und Kleidung ist Freiheit die erste und stärkste Notwendigkeit für die menschliche Natur. Solange die Menschen ohne Gesetz sind, hegen sie den Wunsch nach gesetzloser Freiheit; haben sie aber erst die Bedeutung der Pflicht und den Wert der Vernunft verstehen gelernt, so werden sie immer mehr geneigt sein, sich durch diese beiden im Gebrauch der Freiheit leiten und beschränken zu lassen; aber sie lieben deshalb die Freiheit nicht weniger, sie sind deshalb nicht geneigt, den Willen anderer Völker als den Ausdruck und die Auslegung dieser leitenden Prinzipien anzunehmen. Im Gegenteil, die Gemeinwesen, in welchen die Vernunft am meisten ausgebildet worden und in welchen die Idee der sozialen Pflicht am mächtigsten gewesen ist, sind diejenigen, welche die Handlungsfreiheit für das Individuum am stärksten gesichert haben – die Freiheit für jeden, sein Verhalten nach seinem eigenen Pflichtgefühl und nach solchen Gesetzen und sozialen Beschränkungen zu regeln, die sein eigenes Gewissen ihm vorschreiben kann.

Um den Wert persönlicher Unabhängigkeit als ein Element des Glückes richtig zu würdigen, sollte jeder erwägen, welchen Wert er ihr als Bestandteil seines eigenen Glückes beimisst. Es ist ein unendlicher Unterschied in dem Urteil, das ein Mensch über eine Angelegenheit fällt, sobald sie ihn selbst, und dem Urteil, das er fällt, sobald sie andere Leute betrifft. Hört man andere sich darüber beklagen, dass die Freiheit ihrer Handlungen gehemmt sei, dass ihr eigener Wille keinen genügenden Einfluss auf die Regelung ihrer Angelegenheiten habe, so ist man sehr geneigt zu fragen, was denn dabei eigentlich ihr Kummer sei? Welchen positiven Schaden sie dabei erleiden? In welcher Hinsicht sie ihre Angelegenheiten gefährdet glauben? Können sie darauf keine bestimmte, genügende Antwort geben, so wendet man sich von ihnen und

hält ihre Klagen für Hirngespinste von Leuten, die mit vernünftigen Zuständen niemals zufrieden sein können. Sobald man jedoch für sich selbst zu urteilen hat, nimmt man einen ganz andern Standpunkt ein. Dann fühlt man sich von der untadelhaftesten Verwaltung seiner Angelegenheiten durch einen Vormund nicht zufriedengestellt, denn der Hauptgrund zur Unzufriedenheit liegt darin, dass man selbst von der Bestimmung über sein Wohl und Wehe ausgeschlossen ist, und es erscheint nebensächlich, noch zu erörtern, ob die Verwaltung des andern eine gute oder schlechte sei. Ebenso verhält es sich mit den Völkern. Welcher Bürger eines freien Landes würde Anerbietungen Gehör schenken, die ihm für den Verzicht auf die Freiheit die beste, geschickteste Regierung in Aussicht stellten? Selbst wenn er zu glauben vermöchte, es könnte bei einem Volk, das durch einen andern als seinen Willen regiert wird, eine gute, geschickte Regierung existieren, würde nicht doch das Bewusstsein, dass sein Volk sich das eigene Geschick unter eigener moralischer Verantwortlichkeit bereitet, ihm Ersatz bieten für etwa in seinem Lande bei den Details der öffentlichen Angelegenheiten vorkommende Unebenheiten und Unvollkommenheiten? Was jeder in dieser Beziehung fühlt, das fühlen, dessen mag er versichert sein, die Frauen ebenfalls. Was je seit Herodots* Zeiten bis zu den unsrigen gesagt und geschrieben worden ist über den veredelnden Einfluss einer freien Regierung, über die Frische und Elastizität, die sie allen Fähigkeiten gibt, über die größeren und höheren Zwecke, die sie dem Geist und dem Herzen bietet, über den selbstloseren Geist, der das öffentliche Leben erfüllt, über das lebendigere Pflichtgefühl, das sie hervorruft, über den höheren Standpunkt, zu dem sie das Individuum in moralischer, geistiger und sozialer Hinsicht erhebt – davon ist jedes Titelchen ebenso wahr für die Frauen wie für die Männer. Sind diese Dinge kein wichtiger Teil individuellen Glückes? Jeder Mann wolle sich ins Gedächtnis zurückrufen, was er empfand, als er, dem Jünglingsalter entwachsen, frei von der Vormundschaft und Aufsicht selbst der geliebtesten und zärtlichsten Eltern, das Mannesalter mit der eigenen Verantwortlichkeit antrat. War es nicht, als sei ihm eine schwere Last abgenommen oder als sei er von hindernden, wenn auch nicht in anderer Weise schmerzhaften Banden befreit worden? Fühlte er nicht noch einmal so viel Leben in sich, fühlte er sich nicht noch einmal so viel Mensch als zuvor? Und glaubt er, dass Frauen solche Gefühle nicht haben?

---

* Griechischer Geschichtsschreiber (490/480–um 424 v.Chr.).

Es ist aber eine auffallende Erscheinung, dass viele Männer die aus dem persönlichen Stolz entspringenden Genugtuungen und Kränkungen, obgleich sie, sobald es sie selbst betrifft, für die meisten alles in allem sind, bei andern Leuten nicht gelten lassen wollen und ihnen weniger als jedem andern menschlichen Gefühl die Berechtigung einräumen, einer Handlungsweise als Grund oder Rechtfertigung zu dienen; vielleicht deshalb, weil sie sich in ihrem eigenen Falle mit so vielen anderen Eigenschaften schmeicheln, dass sie selten wissen, welchen mächtigen Einfluss gerade diese Gefühle auf ihr Leben ausüben. Wir können uns aber versichert halten, dass ihr Einfluss auf das Leben und Fühlen der Frauen von nicht geringerer Bedeutung ist. Die Frauen sind geschult, sie in der natürlichsten und gesundesten Richtung zu unterdrücken, aber das innerste Prinzip bleibt und äußert sich in einer andern, äußeren Form. Verwehrt man einem tätigen, energischen Geist die Freiheit, so wird er nach Macht suchen; entzieht man ihm die Herrschaft über sich selbst, so wird er dies kompensieren, indem er andere zu beherrschen versucht. Indem man einem menschlichen Wesen keine eigene Existenz gestattet, sondern nur eine in der Abhängigkeit von andern, setzt man es einer gar zu großen Versuchung aus, andere seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Wo man auf keine Freiheit, wohl aber auf Macht hoffen kann, wird Macht das große Ziel der menschlichen Wünsche. Diejenigen, denen andere nicht die ungestörte Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten gönnen wollen, werden sich, wenn sie irgend können, dadurch zu entschädigen suchen, dass sie sich für ihre eigenen Zwecke wieder in die Angelegenheiten anderer mischen. Daher kommt dann die Leidenschaft der Frauen für persönliche Schönheit, Kleiderpracht und äußeren Glanz und alle die Übel, die daraus in der Gestalt von Luxus und sozialer Unsittlichkeit entstehen. Die Liebe zur Macht und die Liebe zur Freiheit sind in einem ewigen Widerstreit. Wo die wenigste Freiheit ist, da ist die Leidenschaft für die Macht am brennendsten und gewissenlosesten. Der Wunsch, Macht über andere zu besitzen, kann erst dann aufhören, eine demoralisierende Wirkung auf die Menschheit auszuüben, wenn jeder Mensch persönlich imstande sein wird, ihrer entbehren zu können, und das kann nur geschehen, wo die Achtung vor der Freiheit jedes andern in seinen persönlichen Angelegenheiten ein feststehender Grundsatz ist.

Die freie Entfaltung und der freie Gebrauch der eigenen Fähigkeiten ist aber nicht nur durch das dadurch erweckte Gefühl der eigenen Würde eine Quelle individuellen Glückes, die Fesselung und Unterdrückung desselben

nicht nur durch die Beeinträchtigung der eigenen Würde eine Quelle des Unglücks für menschliche Wesen, also auch für Frauen. Nächst Krankheit, Armut und Schuld ist nichts so verhängnisvoll für den freudigen Genuss des Lebens als der Mangel an einem würdigen Wirkungskreis. Frauen, welche die Sorge für eine Familie haben, besitzen einen solchen Wirkungskreis, und er genügt ihnen im Allgemeinen; was aber wird aus der bedeutend anwachsenden Zahl von Frauen, die nicht Gelegenheit haben, den Beruf zu erfüllen, den man ihnen mit grausamem Hohn als ihren einzigen nennt? Was wird aus den Frauen, deren Kinder gestorben oder getrennt von ihnen sind oder die erwachsen, sich verheiratet und einen eigenen Herd gegründet haben?

Es gibt unzählige Beispiele von Männern, die nach einem tätigen Geschäftsleben sich zurückziehen mit der Berechtigung, sich nun dem Genuss der Ruhe hingeben zu dürfen, wie sie hoffen, denen aber, da es ihnen nicht möglich ist, anstelle der alten Interessen und Aufregungen neue zu finden, der Wechsel von einem Leben der Arbeit in ein Leben der Untätigkeit Langeweile, Melancholie und einen vorzeitigen Tod bringt. Jedermann findet dergleichen ganz natürlich, aber niemand denkt an den gleichen Fall, in dem sich so viele brave, pflichttreue Frauen befinden, die das, was man ihre Schuld an die Gesellschaft nennt, bezahlt haben, indem sie Söhne und Töchter tadellos erzogen, die einen Haushalt führten, solange ein Haus da war, das ihrer Sorge bedurfte; denen nun die einzige Beschäftigung, für die sie sich tüchtig gemacht hatten, abhandengekommen ist und die für ihren unverminderten Tätigkeitstrieb keine Verwendung mehr haben, wenn nicht vielleicht eine Tochter oder Schwiegertochter geneigt ist, zu ihren Gunsten von der Leitung ihres jungen Haushaltes abzudanken. Gewiss, ein hartes Los für das Alter derer, die sich in würdiger Weise der Pflichten entledigt haben, solange es solche Pflichten zu erfüllen gab, welche die Welt als die einzigen bezeichnet, die sie gegenüber der Gesellschaft haben. Für solche Frauen und für jene andern, denen eine solche Pflicht überhaupt nicht zuteilgeworden ist – von welchen viele das Leben vergrämen im Bewusstsein einer verfehlten Bestimmung und einer ungenutzten Kraft, der man nicht gestattet hat, irgendwo tätig einzugreifen –, für diese sind, im Allgemeinen, die einzigen Hilfsquellen Religion und Wohltätigkeit. Ihre Religion, mag sie auch eine Religion des innigsten Gefühls und der Beobachtung der äußern Gebräuche sein, kann niemals eine Religion der Tat werden, es sei denn mit Hilfe der Wohltätigkeit. Zur Wohltätigkeit sind viele Frauen von Natur wunderbar befähigt; um sie jedoch praktisch nützlich aus-

zuüben, ja um dadurch kein Unheil zu stiften, bedarf es der Erziehung, mannigfaltiger Vorbereitung, der Kenntnis und der Denkkraft eines geschickten Administrators.

Es gibt wenig Verwaltungsposten in der Regierung, für die eine Person, die befähigt ist, Wohltaten nützlich zu verteilen, nicht geeignet wäre. In diesem wie in jedem andern Falle, vorzugsweise in dem der Kindererziehung, können die einer Frau gestatteten oder übertragenen Pflichten nicht in geeigneter Weise erfüllt werden, ohne dass sie auch zu den Pflichten erzogen wird, die sie zum großen Schaden für die Gesellschaft jetzt nicht als die ihrigen betrachten darf. Und hier möchte ich noch eine Bemerkung einflechten über die eigentümliche Weise, in welcher die Untüchtigkeit der Frauen für gewerbliche und wissenschaftliche Beschäftigung häufig von denen hingestellt wird, die es leichter finden, von dem, was ihnen nicht behagt, ein komisches Bild zu entwerfen, als Argumenten dafür entgegenzutreten. Wenn darauf hingewiesen wird, dass die exekutiven Fähigkeiten der Frauen und ihre klugen Ratschläge sich in Staatsangelegenheiten zuweilen sehr nützlich erweisen dürften, so erregen diese Spaßvögel das Gelächter der Welt, indem sie ein ergötzliches Gemälde von dem Kabinett oder dem Parlament entwerfen, in dem junge Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren oder Frauen Anfang der Zwanziger sitzen, angetan, als seien sie, wie sie gehen und stehen, aus dem Ballsaal in das Abgeordnetenhaus transportiert worden. Sie vergessen, dass Männer in so jungen Jahren gewöhnlich nicht ins Parlament gewählt oder zu einem wichtigen Staatsamt berufen werden. Der gesunde Menschenverstand müsste ihnen sagen, dass, wenn solche Vertrauensposten Frauen übertragen würden, dies solche wären, die keine besondere Berufung für die Ehe fühlten, derselben eine andere Anwendung ihrer Fähigkeiten vorzögen – wie ja selbst jetzt viele Frauen einen der wenigen ihnen offenstehenden Berufszweige der Ehe vorziehen – und die besten Jahre ihrer Jugend darauf verwendet hätten, sich für die von ihnen gewählte Laufbahn vorzubereiten; oder noch häufiger wahrscheinlich Witwen und Frauen von vierzig oder fünfzig Jahren, welche die Kenntnisse vom Leben und die Regierungsfähigkeit, die sie in ihren Familien erlangt hätten, mit Hilfe geeigneter Studien nun auf einem größeren Felde nützlich machen könnten.

Es gibt kein Land in Europa, in dem die gescheitesten Männer nicht häufig erfahren und freimütig bekannt haben, welchen hohen Wert für sie der Rat und die Hilfe einsichtsvoller Frauen für die Erreichung öffentlicher wie pri-

vater Zwecke gehabt hat, und es gibt wichtige Zweige der öffentlichen Verwaltung, für die wenige Männer so geeignet sind wie solche Frauen, unter anderem die detaillierte Kontrolle der Ausgaben. Doch wir haben es jetzt nicht mit dem Bedürfnis der Gesellschaft für die Dienste der Frauen in öffentlichen Angelegenheiten zu tun, sondern mit dem öden, hoffnungslosen Leben, zu welchem eben diese Gesellschaft sie so oft verdammt, indem sie ihnen verbietet, die Fähigkeiten, die zu besitzen viele von ihnen sich bewusst sind, auf einem weiteren Felde zu üben als auf dem einen, das vielen gar nicht geöffnet war und für andere schon wieder geschlossen ist.

Eine der wichtigsten Bedingungen für das Glück der Menschen ist, dass sie an ihrer gewöhnlichen Beschäftigung Geschmack finden. Dieses Erfordernis eines erfreulichen Lebens ist einem großen Teil der Menschheit nur sehr unvollkommen gewährt oder ganz und gar versagt, und sein Mangel macht manches Leben zu einem verfehlten, das allem Anschein nach mit allen Bedingungen ausgestattet war, um ein erfolgreiches zu werden. Wenn aber Verhältnisse, die zu bewältigen die Gesellschaft jetzt noch nicht geschickt genug ist, das Vorhandensein solcher verfehlter Existenzen oft unvermeidlich machen, so sollte die Gesellschaft sie sich doch nicht noch selbst schaffen. Die Ungerechtigkeit der Eltern, die eigene Unerfahrenheit des Jünglings oder der Mangel äußerer Gelegenheiten für einen zusagenden Beruf, während sie für einen nicht zusagenden vorhanden sind, verurteilt genug Männer, ihr Leben bei einer Beschäftigung zu verbringen, die sie widerstrebend und schlecht machen, während es andere Dinge gibt, die sie gut gemacht hätten und wobei sie glücklich gewesen wären. Den Frauen wird aber ein solches Los durch ein bestimmtes Gesetz und durch Gebräuche, die ebenfalls als Gesetz gelten, aufgezwungen. Was inmitten unaufgeklärter Gemeinwesen für manche Männer Farbe, Rasse, Religion oder in dem Falle, wo es sich um ein besiegtes Land handelt, Nationalität ist, das ist für alle Frauen ihr Geschlecht: eine unbedingte Ausschließung von beinahe allen ehrenhaften Tätigkeitszweigen mit Ausnahme derer, die nicht von andern ausgefüllt werden können oder denen sich zu widmen andern nicht der Mühe wert scheint. Die solcherart verursachten Leiden erfahren gewöhnlich so wenig Sympathie, dass selbst jetzt noch wenige Personen eine Vorstellung von der Summe des Unglücks haben, das aus dem Gefühl eines verfehlten Lebens entspringt. Und diese Fälle werden immer häufiger werden, je mehr die zunehmende Kultur immer größere Missverhältnisse zwischen den Ideen und Fähigkeiten der Frauen einerseits

und dem ihnen von der Gesellschaft gewährten Spielraum für ihre Tätigkeit andererseits schafft!

Erwägen wir die wahrnehmbaren Übel, welche für die für so viele Dinge untüchtig gemachte Hälfte der Menschheit aus dieser Untüchtigkeit erwachsen, erstens den Verlust der am meisten belebenden und erhebenden Art des persönlichen Genusses, und dann die Müdigkeit, die Täuschung und das tiefere Unbefriedigtsein vom Leben – so fühlt man, dass von allen Lehren, deren die Menschen für den Kampf mit den unvermeidlichen Unvollkommenheiten ihres Erdenloses bedürfen, keine notwendiger ist als die: Sie mögen sich wohl hüten, zu den Übeln, welche die Natur auferlegt, durch ihre eifersüchtigen, vorurteilsvollen Beschränkungen einer dem andern noch mehr Übel zu schaffen. Ihre törichte Furcht setzt andere und schlimmere Übel an die Stelle derer, denen sie vorbeugen wollen. Jede Beschränkung der freien Bewegung eines ihrer Mitmenschen – mit Ausnahme derer, die man für ein von ihnen verursachtes Übel zur Rechenschaft ziehen muss – trocknet *pro tanto** den Hauptquell der menschlichen Glückseligkeit aus und macht die Menschheit in einem sehr beträchtlichen Grade ärmer an allem, was dem einzelnen Menschen das Leben wertvoll und lebenswert erscheinen lässt.

* Soweit möglich.

IV.
Kurzbiographie John Stuart Mill und Harriet Taylor/Mill

1806 Am 20. Mai wird John Stuart Mill in Pentonville (London) als erstes von neun Geschwistern geboren. Seine Eltern sind der Philosoph, Ökonom und Historiker James Mill (1773–1836) und Harriet Mill, geb. Burrow (1782–1854). James Mill hat sich einen Namen als Verfasser der *Geschichte Britisch-Indiens* sowie zahlreicher politischer, psychologischer und nationalökonomischer Werke gemacht. Er war leitender Angestellter der East India Company.

1807 Am 8. Oktober wird Harriet Hardy als drittes von sieben Kindern von Thomas Hardy (1775–1849) und Harriet Hardy, geb. Hurst (1788–1869), in Waldworth/London geboren.

1809 John Stuart wird nach den rigorosen pädagogischen Prinzipien seines Vaters erzogen: Mit drei Jahren lernt er Griechisch, später fließend Französisch und Deutsch, was ihm die frühe Lektüre klassischer Autoren im Originaltext erlaubt.

1813 Mit sieben Jahren folgt die ausführliche Lektüre und Durcharbeitung der Dialoge Platons sowie das Studium der Arithmetik.

1814 Mit acht Jahren erlernt John Stuart die lateinische Sprache, unterrichtet seine jüngeren Geschwister darin und betreibt ausführliche Klassikerlektüre.

1817–1818 Zwischen dem elften und dem zwölften Lebensjahr verfasst Mill eine *Geschichte der römischen Regierungsgrundlagen*.

1819 Im Alter von dreizehn Jahren absolviert er einen kompletten Kurs der politischen Ökonomie, beschäftigt sich dabei mit David Ricardo und Adam Smith und schult sich außerdem in Staatslehre, Philosophie und Logik.

1820 Mit vierzehn reist Mill nach Frankreich und studiert dort Chemie, Zoologie, Mathematik, Logik und Metaphysik an der Faculté des Sciences in Montpellier. Während seines Besuchs hält er sich bei Samuel Bentham (1757–1831), dem Bruder von Jeremy Bentham, auf. Mill, der zuvor keinen Umgang mit Gleichaltrigen hatte, lernt auf Schloss Perpigneau nahe Toulouse reiten, schwimmen, fechten, tanzen und entdeckt Wanderungen und die Botanik als seine Hobbys. Während seines Aufenthaltes kommt er insbesondere über den Nationalökonomen Jean-Baptiste Say in

Kontakt mit dem französischen Liberalismus und entdeckt die Ideen Henri Saint-Simons.

1821 Nach der Rückkehr nach England beschäftigt er sich mit dem römischen Recht sowie mit den Schriften Jeremy Benthams und der Utilitaristen.

1822 Mill gründet mit Freunden die »Utilitaristische Gesellschaft«.

1823 Einen Tag nach seinem 17. Geburtstag tritt er als Junior-Clerk in das »India House« (»East India Company«) ein. Mill wird, weil er Flugblätter zur Geburtenkontrolle verteilt, kurzzeitig verhaftet, kommt aber nicht ins Gefängnis. Im *Morning Chronicle* wird seine erste Veröffentlichung abgedruckt.

1825 Im Jahr der Gründung der »London Debating Society« bereitet Mill die Herausgabe von Benthams *Treatise upon Evidence* vor, schreibt für verschiedene Zeitschriften und beschäftigt sich intensiv mit den Frühsozialisten Saint-Simon und Owen.

1826 Harriet Hardy heiratet am 14. März im Alter von 18 Jahren den elf Jahre älteren John Taylor (1796–1849) und lernt den Unitarier William Johnson Fox kennen. In den ersten Jahren nach der Heirat entstehen einige kleinere publizistische Beiträge und Entwürfe von ihr, die später unter anderem in der Zeitschrift *Monthly Repository* veröffentlicht werden.
Infolge einer Depression hinterfragt John Stuart Mill die von seinem Vater vertretenen Konzepte des Rationalismus und Utilitarismus. Bei der Überwindung seiner Krise hilft ihm die Lektüre von Romantikern wie Wordsworth, Coleridge und Goethe.

1827 Am 25. September wird der erste Sohn der Taylors, Herbert (1827–1903), geboren.
Mill gibt Benthams fünfbändiges *Rationale of Judicial Evidence* heraus.

1828 Es kommt zu einer Beförderung Mills im »India House«.
Das erste Fragment Harriet Taylors über die Erziehung der Frauen entsteht.

1829 Mill beendet sein Engagement bei der »London Debating Society«, nachdem sich seine Bekannten wegen seiner Verteidigung des

Romantikers William Wordsworth von ihm distanziert hatten. Er liest erstmals die soziologischen Schriften Auguste Comtes.

1830 Am 21. Februar wird der zweite Sohn von Harriet und John Taylor, Algernon, genannt »Haji« (1830–1903), geboren.

Im August hält Mill sich im revolutionären Paris auf und schreibt über seine Eindrücke. Außerdem arbeitet er am *System der Logik*. Im Sommer ist Mill gemeinsam mit Graham und Roebuck erstmals bei John Taylor eingeladen.

John Stuart Mill lernt über das befreundete Ehepaar Fox John Taylors Frau Harriet näher kennen. Es ist der Beginn ihres Briefwechsels und ihrer Liebes- und Arbeitsbeziehung.

1831 Am 27. Juli kommt Helen, »Lily« (1831–1907), als drittes Kind der Taylors zur Welt. Sie wird später die engste Vertraute ihrer Mutter sein und als Mills Nachlassverwalterin und Aktivistin der Frauenrechtsbewegung tätig werden.

1831–1834 Mill publiziert zahlreiche journalistische Arbeiten und Essays. In dieser Zeit hält er engen Kontakt zu Wordsworth.

1832 Während des Sommers kommt es zur Krise in der Beziehung zwischen Harriet Taylor und John Stuart Mill. Danach fassen sie die *Schriften über Ehe und Scheidung* ab, welche die gesellschaftliche Rolle der Geschlechter aus beider Sicht reflektieren.

Auch Harriet Taylors frühes Essay über *Toleranz* bzw. die *Ursprünge von Konformität* entsteht.

1833 Paris-Aufenthalt von Harriet Taylor und John Stuart, der ihr nachgereist war. John und Harriet Taylor trennen sich bei formaler Aufrechterhaltung der Ehe. Ihre beiden Söhne werden auf ein Internat geschickt, und Helen lebt fortan bei ihrer Mutter.

1834 Die schriftstellerische Zusammenarbeit von Harriet Taylor und John Stuart Mill wird intensiver. Harriet Taylor zieht nach Keston Heath nahe Bromley in Kent um.

1835 Mill wird Herausgeber der *London Review*, die er ein Jahr später mit der *Westminster Review*, dem Publikationsorgan des Kreises um Bentham, zur *London and Westminster Review* fusioniert und bis 1840 herausgibt. Mill beschäftigt sich ausgiebig mit Alexis de Tocquevilles *De la démocratie en Amérique*.

1836 Die Abhandlung *Civilization* wird in der *London and Westminster Review* veröffentlicht. Der Tod James Mills am 23. Juni löst bei J. S. Mill erneut Depressionen aus, die eine längere Arbeitspause erzwingen. Zur Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit unternimmt er mit Harriet Taylor, deren Kindern und seinen Brüdern Henry und George eine Europareise.

1838 Das Essay über Bentham erscheint in der *London and Westminster Review*.

1839 »Reorganization of the Reform Party« wird in der *London and Westminster Review* publiziert.
Harriet Taylor zieht in ein von John Taylor gekauftes Haus nach Walton an der Themse, vor den Toren Londons.

1840 Der Artikel »Coleridge« wird in der *London and Westminster Review* abgedruckt. Die Rezension zu Tocquevilles zweitem Band *Über die Demokratie in Amerika* ist in der *Edinburgh Review* zu lesen.
Harriets Bruder William stirbt.

1841 Mill tritt in einen Briefwechsel (bis 1846) mit Auguste Comte ein, dem Begründer der Soziologie.

1842 Mill macht Bekanntschaft mit seinem späteren Biographen Alexander Bain.

1843 *A System of Logic*, in dem Mill eine allgemeine Methodenlehre der Wissenschaften darlegt, wird veröffentlicht.

1844 Die bereits 1830/1831 verfassten *Essays on Some Unsettled Questions of Political Economy* kommen heraus.

1845 John Stuart Mill und Harriet Taylor beginnen ihre gemeinsame Arbeit an der *Politischen Ökonomie*.

1846 Mill bricht den intellektuellen Austausch mit Auguste Comte ab. Harriet Taylor und John Stuart Mill beginnen damit, gemeinsame Artikel für den *Morning Chronicle* zu verfassen, die sich mit verschiedenen Formen von Gewalt auseinandersetzen.

1848 Die *Grundsätze der politischen Ökonomie* erscheinen, es folgen zu Lebzeiten Mills sieben weitere Auflagen. Die Arbeiten zur Frauenrechtsfrage werden intensiviert.

1849 Mills »Vindication of the French Revolution of February 1848« ist in der *Westminster Review* zu lesen.
John Taylor, der Ehemann Harriet Taylors, den sie in den letzten Wochen seines Lebens pflegt, stirbt am 18. Juli. Zwei Monate zuvor war bereits ihr Vater verstorben.

1850 Es entstehen zahlreiche gemeinsame Zeitschriftenbeiträge.

1851 Am 21. April heiraten Mill und Harriet Taylor in Melcombe Regis nahe Weymouth. Die Hochzeit hat den weitgehenden Bruch mit seiner Familie und seinem Freundeskreis zur Folge. In der *Westminster Review* erscheint im Juli Harriets Schrift *Über Frauenemanzipation*, die zunächst John Stuart Mill zugeschrieben wird. Das Paar bezieht ein Haus in Blackheath Park, am Rande Londons.

1852 Es erscheinen Rezensionen von William Whewells *Elements of Morality* und anderer Werke. Gemeinschaftliche Revision der *Politischen Ökonomie*.

1853 Mill, der erneut unter seinem schlechten Gesundheitszustand leidet, unternimmt in enger Absprache mit seiner Frau Harriet erste Vorarbeiten für eine *Autobiographie* (sogenannter »Early Draft«).

1854 Nach einer Winterreise mit Harriet Taylor legt Mill ein *Gedankentagebuch* an. Am 15. Juni 1854 stirbt Mills Mutter. Wegen einer Lungenerkrankung tritt er eine achtmonatige Erholungsreise nach Süditalien und Griechenland an, wo er die Idee einer bereits zuvor mit Harriet geplanten und erörterten Freiheitsschrift konkretisiert und eine Liste mit zu bearbeitenden Themen anlegt.

1855 Nach seiner Rückkehr von der Europareise beginnt Mill gemeinsam mit Harriet Taylor die Arbeiten zu *Über die Freiheit*, *Utilitarismus* und *Die Unterwerfung der Frauen*.

1856 Mill wird bei der Ostindischen Gesellschaft zum »Head of the Examiner's Office« befördert. Harriets Tochter Helen schließt sich unter dem Pseudonym »Miss Trevor« einer Theatergruppe an, um eine Schauspielausbildung zu beginnen.

1857 Harriet Taylor Mill besucht ihre Tochter in Glasgow, wo sie ein Bühnenengagement hat.

1858 Die East India Company wird aufgelöst, und Mill erhält eine stattliche Pension. Er lehnt das Angebot des konservativen Premierministers Lord Stanley ab, einen Regierungsposten im neu gegründeten »Indischen Rat« anzunehmen. Am 3. November verstirbt seine Frau auf einer Erholungsreise, die über Südfrankreich nach Italien führen sollte, im Hotel d'Europe in Avignon. Mill erwirbt einen Altersruhesitz in der Nähe des Friedhofs St. Véran, wo er seiner Frau ein Grabmonument aus Marmor errichten lässt. Fortan verbringt er mit Harriets Tochter Helen Taylor jeweils etwa die Hälfte des Jahres in Südfrankreich.

1859 Das gemeinsam mit Harriet Taylor Mill verfasste Essay *Über die Freiheit*, das Mill seiner verstorbenen Frau zueignet, erscheint wie auch die *Gedanken über die Parlamentsreform*. Mit den *Dissertations and Discussions* beginnt Mill die Sammeledition seiner zuvor in Zeitschriften und Magazinen publizierten Werke.

1861 Die *Betrachtungen über die repräsentative Demokratie* kommen heraus.

1862 Mills *Der Wettbewerb in Amerika* wird im *Frazer's Magazine* veröffentlicht.

1863 Die Mitte der 1850er Jahre entstandene und zwei Jahre zuvor als Fortsetzungsserie in *Frazer's Magazine* erschienene Abhandlung *Utilitarismus* erscheint als Buch.

1865 Am 12. Juli wird Mill als Abgeordneter der »Whigs« (»Liberal Party«) für den Wahlkreis Westminster in das Unterhaus gewählt. *Auguste Comte und der Positivismus* (zuerst 1864 in *Westminster Review*) wird in Buchform publiziert, ebenso die umfangreiche *Überprüfung der Philosophie Sir William Hamiltons*, die aus einer Rezension entstand.

1866 Am 14. Februar hält Mill seine erste Parlamentsrede. In seinem ersten Jahr im Parlament präsentiert er eine Petition für das Frauenwahlrecht. Zur Aufklärung der Ermordung zahlreicher Farbiger in Jamaika unter Gouverneur Eyre wird Mill Mitglied des »Jamaica Committee«, eines Untersuchungsausschusses der sich mit der Rassenfrage auseinandersetzt. Die Studenten der Universität von St. Andrews wählen Mill zu ihrem Rektor.

1867 Mill trägt seine dreistündige *Inaugural Adress* als Rektor der Universität von St. Andrews vor, in der er seine Vorstellungen von ganzheitlicher universitärer Bildung darlegt. Im Parlament scheitert seine Initiative für das Frauenwahlrecht, die unter anderem den Vorschlag enthielt, das englische Substantiv »man« im offiziellen Regierungsentwurf durch »person« zu ersetzen.

1868 Mill veröffentlicht die Schrift *England und Irland*. Seine Tätigkeit als Parlamentsabgeordneter endet, da er bei Neuwahlen seinem konservativen Herausforderer unterliegt. Er zieht sich nach Avignon, in die Nähe der Grabstätte seiner Frau zurück und arbeitet an der *Autobiographie* und an der Herausgabe von Werken seines Vaters sowie an einer Abhandlung über den *Theismus*.
Seine Stieftochter Helen Taylor gründet die »National Society for Woman's Suffrage«, für die sich Mill in Vorträgen engagiert.

1869 Mill scheint die Zeit reif, das 1861 auf Bitten Helen Taylors gemeinschaftlich verfasste Essay *Die Unterwerfung der Frauen* zu publizieren, in das grundlegende Ideen Harriet Taylors einflossen. Es gibt Pläne für eine Schrift über den Sozialismus.

1871 Nachdem der Mietvertrag für das Haus in Blackheath ausgelaufen war, nimmt Mill eine Wohnung in der Victoria Street, 10 Albert Mansions.

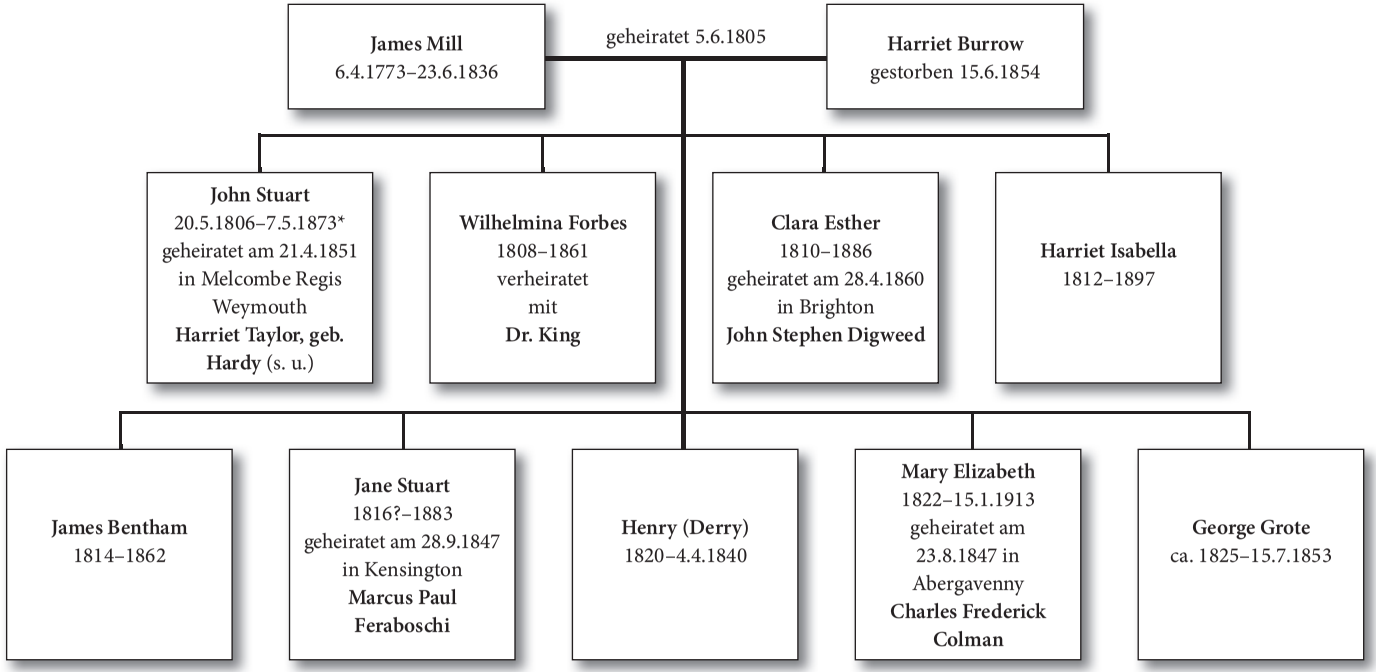
1873 *Tract on Right of Property in Land* wird eine der letzten zu Lebzeiten Mills publizierten Abhandlungen. Am 7. Mai verstirbt er in Avignon und wird an der Seite seiner Frau beigesetzt. In seinem Testament legte er fest, einen Großteil seines Vermögens für die Einrichtung von Stipendien für begabte Frauen an irischen und britischen Universitäten zu verwenden. Es erfolgt postum die Publikation der *Autobiographie* durch Helen Taylor, die sich um die Verwaltung seines Nachlasses kümmert.

1874 Ebenfalls postum erscheinen *Drei Essays über Religion* zu den Themen Natur, Nützlichkeit der Religion und Theismus, wiederum redigiert und herausgegeben von Helen Taylor.

1879 Mills unvollendete Schrift über den Sozialismus erscheint in einer Edition Helen Taylors als »Kapitel über Sozialismus« in der *Fortnightly Review*.

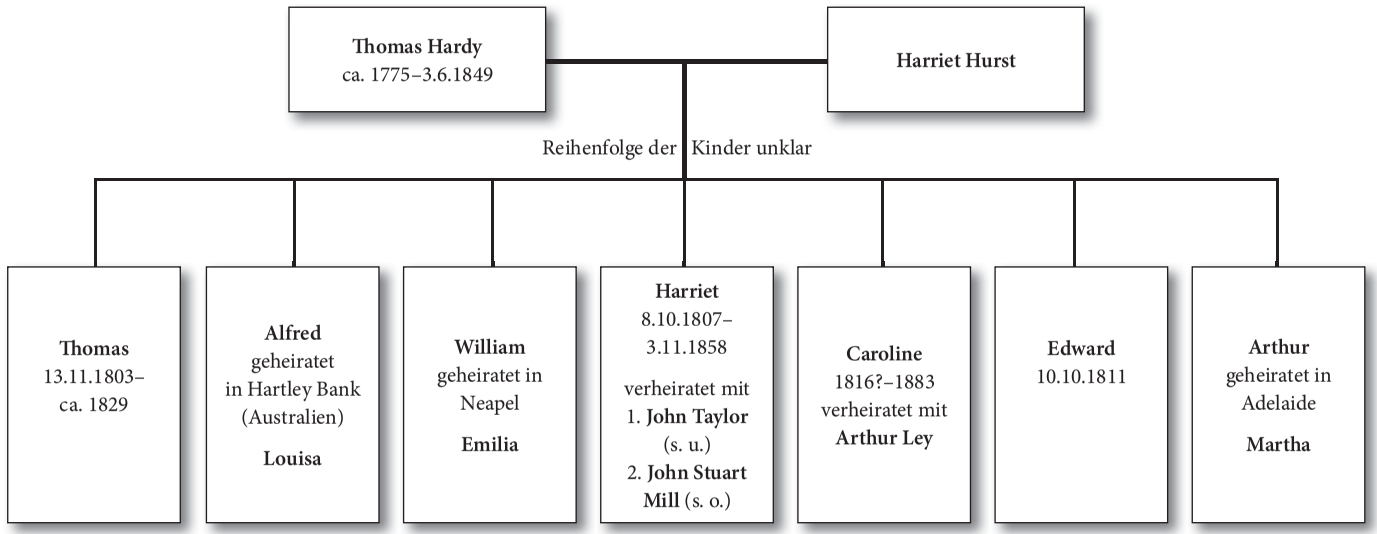
V.
Stammbäume der Familien Mill, Hardy und Taylor

1. Mill

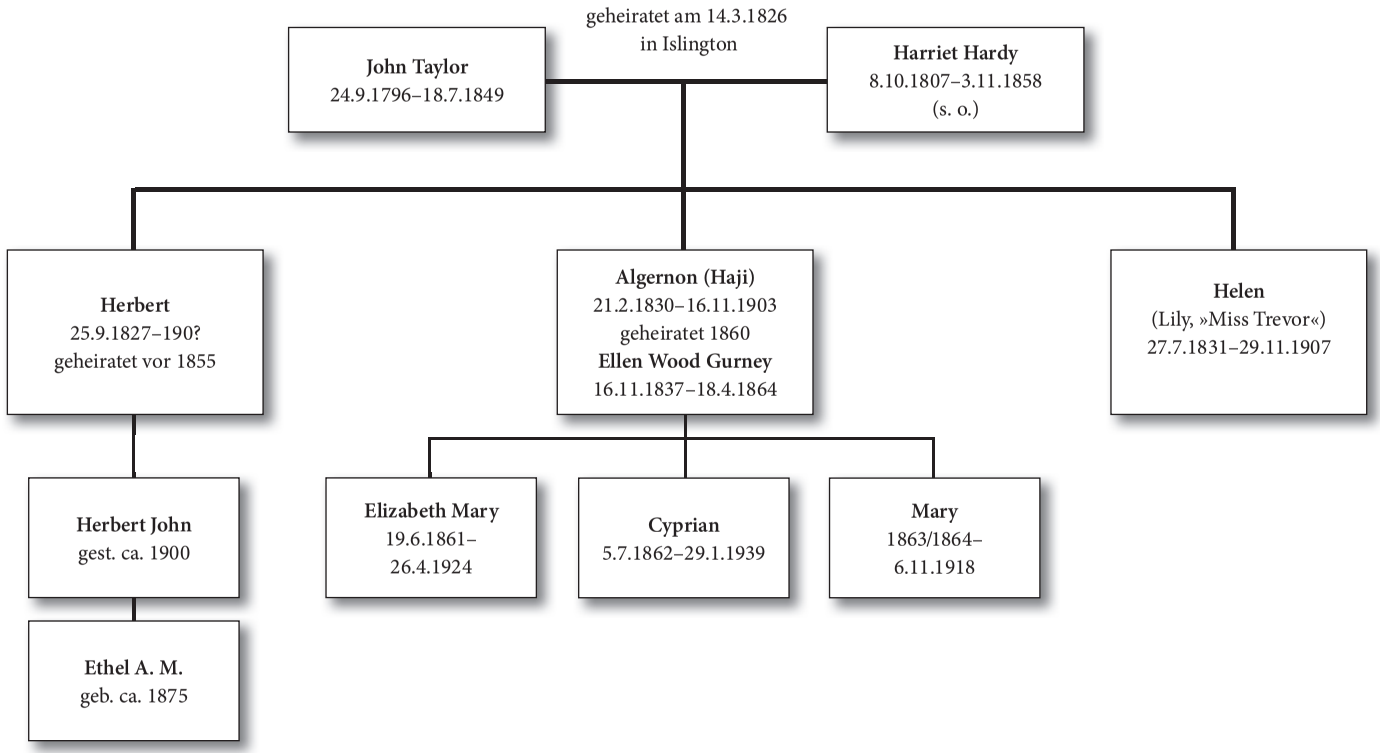


* Der 8. Mai 1873 wird fast ausnahmslos als Datum des Todes von John Stuart Mill angegeben. Professor Emile Thouverez druckt in seiner Schrift *Stuart Mill* (4. Auflage, Paris 1908, S. 23) die amtliche Eintragung in den *Registres de l'Etat civil d'Avignon* ab, woraus sich ergibt, dass Mill am Morgen des 7. Mai 1873 um 7 Uhr starb.

2. Hardy


Thomas Hardy
ca. 1775–3.6.1849
Harriet Hurst
Reihenfolge der Kinder unklar
Thomas
13.11.1803–
ca. 1829
Alfred
geheiratet
in Hartley Bank
(Australien)
Louisa
William
geheiratet in
Neapel
Emilia
Harriet
8.10.1807–
3.11.1858
verheiratet mit
1. John Taylor
(s. u.)
2. John Stuart
Mill (s. o.)
Caroline
1816?–1883
verheiratet mit
Arthur Ley
Edward
10.10.1811
Arthur
geheiratet in
Adelaide
Martha

3. Taylor


geheiratet am 14.3.1826
in Islington
John Taylor
24.9.1796–18.7.1849
Harriet Hardy
8.10.1807–3.11.1858
(s. o.)
Herbert
25.9.1827–190?
geheiratet vor 1855
Algernon (Haji)
21.2.1830–16.11.1903
geheiratet 1860
Ellen Wood Gurney
16.11.1837–18.4.1864
Helen
(Lily, »Miss Trevor«)
27.7.1831–29.11.1907
Herbert John
gest. ca. 1900
Elizabeth Mary
19.6.1861–
26.4.1924
Cyprian
5.7.1862–29.1.1939
Mary
1863/1864–
6.11.1918
Ethel A. M.
geb. ca. 1875

Anhang

Anmerkungen zu den Quellentexten

1. Briefwechsel John Stuart Mill – Harriet Taylor

Verzeichnis der von F. A. Hayek verwendeten Abkürzungen und Kurzzeichen

J. S. M.: John Stuart Mill

H. T.: Harriet Taylor (Mrs. John Taylor: bis 1851)

H. M.: Harriet Mill (Mrs. John Stuart Mill: seit 1851)

MTColl.: Mill-Taylor Collection in der British Library of Political and Economic Science (London School of Economics). Die Verweise (z.B. XXVII/233) gelten dem Band und der Nummer des einzelnen Schriftstücks (*nicht* der Seitenzahl bzw. der Blattnummer), es sei denn, sie beziehen sich ausdrücklich auf einen der gesondert mit römischen Zahlen numerierten Kartons.

Letters (Hg. Elliot): *The Letters of John Stuart Mill*, hg. von Hugh S. R. Elliot, 2 Bde., London 1910.

Letters of T.C. to J.S.M.: *Letters of Thomas Carlyle to John Stuart Mill, John Sterling and Robert Browning*, hg. von Alexander Carlyle, London 1910.

MacMinn et al., *Bibliography*: *Bibliography of the Published Writings of John Stuart Mill*, hg. von Ney MacMinn/J. R. Hainds/James McNab McCrimmon. North-Western University, Evanston, Illinois, 1945.

Autobiograpy: J. S. Mill, *Autobiography*. Die Seitenangaben beziehen sich auf die »World's Classics«-Ausgabe von Harold J. Laski (Oxford University Press 1924), außer in den Fällen, wo sie sich ausdrücklich auf die 1924 von der Columbia University Press veröffentlichte Gesamtausgabe (Hg. Coss) beziehen.

D.D.: J. S. Mill: *Dissertations and Discussions*, London 1859 und öfter.

[ ] Eckige Klammern kennzeichnen Einfügungen des Herausgebers in den Text der Dokumente.

[?] und [??] kennzeichnen eine Lücke von einem Wort oder mehreren.

(?) und (??) weisen darauf hin, dass die Lesart des vorangehenden Worts oder der vorangehenden Wörter unsicher ist.

… kennzeichnet Auslassungen oder fehlende Teile im Manuskript.

Einführung

1 *Autobiography*, S. 140; S. 174.
2 *Autobiography*, S. 158 f.
3 *D.D.*, Bd. II, S. 411.
4 Als Fox die Nachricht von Mrs. Mills Tod erhielt, schrieb er an Mrs. P. A. Taylor (16. November 1858): »*Mrs. Mill ist tot! Einst so zauberhaft! Stets so großartig!*« Und am folgenden Tage schrieb er an seine Tochter: »*Mrs. Mill starb am 3. in Avignon. Sie hätte wohl keine Einwände gehabt, dort begraben zu werden, in der Erde, der Petrarca weltweiten Ruhm verlieh und von der man sagen könnte (falls sie dort bleibt), ›Eine größere als Laura liegt hier‹.*« (Richard Garnett: *The Life of W. J. Fox,* 1910, S. 99).
5 E. C. Stanton/S. B. Anthony/J. A. Gage: *History of Women Suffrage,* New York 1889, Bd. I, S. 219 f.
6 Knut Hagberg: *Personalities and Powers*, London 1939, S. 196.
7 Siehe das von Mary Taylor vom 20. Februar 1904 bis 4. Juli 1906 geführte Tagebuch in MTColl. LVIII/B und Jules Veran: »Le souvenir de Stuart Mill à Avignon«, in: *Revue des Deux Mondes*, September 1937.
8 Siehe den Brief von H. S. R. Elliot an Lord Courtney, datiert auf den 8. Mai 1910, in MTColl. III/69.
9 Siehe den Brief von Messrs. A. P. Watt & Son an Mary Taylor, datiert auf den 30. Januar 1918, in MTColl. XXIX/315, worin der geplante Band auf einen Umfang von 272 Druckseiten geschätzt wird. Das bezog wahrscheinlich die umfangreiche Korrespondenz zwischen Mrs. Mill und Helen Taylor mit ein, die sich nun in der MTColl. befindet, aber in dem vorliegenden Werk nicht abgedruckt ist. Dass maschinengeschriebene Kopien der meisten dieser Briefe existiert haben müssen, ergibt sich aus dem Wort »maschinengeschrieben« auf vielen der Umschläge, worin sie aufbewahrt worden waren.

I. Harriet Taylor und ihr Kreis

1 In der *Autobiography* (S. 156) gibt Mill selber 1830 als das Jahr an, in dem sie sich kennenlernten, und fügt hinzu, dass er damals in seinem fünfundzwanzigsten und sie in ihrem dreiundzwanzigsten Lebensjahr war, was wörtlich verstanden das Datum auf die Zeit zwischen Mai und Oktober dieses Jahres legen würde. Dass es 1830 war (und nicht 1831, wie Bain behauptet), wird durch einen Brief Mrs. Mills vom 14. Februar 1854 bestätigt, der auf Seite 242–244 zitiert wird.
2 *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, S. xi. Für weitere Informationen und die Familien Hardy, Taylor und Mill siehe die genealogischen Tabellen.
3 *Autobiography*, S. 156.
4 Thomas Carlyle: *Reminiscences* (Hg. Norton), Bd. I, S. 110.
5 MTColl. XXIX/328.
6 MTColl. XXVIII/143, 144.
7 Zitiert bei Richard Garnett: *The Life of W. J. Fox*, London 1910, S. 98, aus den handschriftlichen Erinnerungen von Mrs. E. F. Bridell Fox, die anscheinend nicht im Original erhalten geblieben sind. Der Hinweis auf ihre Kinder, die Mrs. Taylor abgöttisch liebten, legt ebenfalls ein späteres Datum als 1831 nahe, als das jüngste gerade erst geboren war und die beiden Jungen noch sehr klein waren.

8 MTColl., Box III/79, unten im Kapitel III abgedruckt. Vergleiche auch eine ähnliche Passage, ebd., Box III/77. Es gibt auch, ebd., Box III/113, einen Entwurf für einen Teil der Rezension von *The Life of William Caxton* von W. Stevenson, das 1833 als Nr. 31 der »Library of Useful Knowledge« erschien. Dieser Entwurf ist teilweise in ihrer und teilweise in John Taylors Handschrift.

9 *Autobiography*, S. 157. Dass dieser Abschnitt sich auf Eliza Flower bezieht, wird durch eine mit Bleistift geschriebene Anmerkung Helen Taylors in der Originalhandschrift der *Autobiography* bestätigt, die in der Ausgabe der Columbia University Press von 1924, S. 130, wiedergegeben ist.

10 MTColl. XXXII/10–39.

11 Richard Garnett: *The Life of W. J. Fox*, 1910, S. 66. Anscheinend sind unglücklicherweise alle Dokumente von W. J. Fox, die von seiner Tochter Mrs. Bridell Fox für seine Biographie gesammelt worden waren, einschließlich einer biographischen Skizze von ihr im letzten Krieg zerstört worden mit der einzigen Ausnahme der Sammlung von Briefen Mills an Fox, die Lord Keynes erworben hatte und die nun in der Library of King's College, Cambridge, sind, und einer autobiographischen Skizze von Fox selber, die nun in Conway Hall, London, ist.

12 Mill rezensierte den *Producing Man's Companion* sowohl im *Monthly Repository* (Bd. VII, April 1833) und in *Tait's Edinburgh Magazine* (Juni 1833).

13 Zuerst im *Monthly Repository* (Juli 1837) veröffentlicht.

14 Siehe Francis E. Mineka: *The Dissidence of Dissent, the Monthly Repository, 1806–38,* Chapel Hill: University of North Carolina Press 1944.

15 Moncure D. Conway: *Centenary History of the South Place Society,* London: Williams & Norgate 1894, S. 89.

16 J. A. Froude: *Thomas Carlyle, The First Forty Years* (hg. 1882), Bd. II, S. 190.

17 C. G. Duffy: *Conversations with Carlyle*, London 1892, S. 167. Eine etwas frühere Beschreibung Mills in der *Autobiography of Henry Taylor, 1800–1875*, London 1885, Bd. I, S. 79, bezieht sich auf die Jahre 1824 bis 1827: »*Er war reinen Herzens – ich wollte sagen, er folgte seinem Gewissen –, aber damals schien er auf so natürliche und notwendige Weise gut zu sein und so unbeugsam, dass man von ihm kaum annahm, dass er eines Gewissens bedürfe oder sich ihm jemals eine Frage stellte, die vor diesem Richterstuhl entschieden werden müsste. Aber seine Hingabe an abstrakte Verstandestätigkeiten, seine verborgenen Leidenschaften und seine absolute Arglosigkeit waren wohl kaum vereinbar mit Menschenkenntnis und Lebensklugheit. Sein Betragen war schlicht, weder elegant noch plump; er hatte vergeistigte und ebenmäßige Gesichtszüge; seine Augen waren klein im Verhältnis zur Größe seines Gesichts, der Kiefer breit, die Nase gerade und fein geformt, die Lippen schmal und zusammengepresst und die Stirn und der Kopf groß; und sowohl sein Gesicht wie sein Körper schienen die Unbeugsamkeit seines Geistes zum Ausdruck zu bringen. Er schüttelte einem geradeheraus die Hand. Obwohl er zumeist über die Maßen ernsthaft war, war er ebenso wie andere empfänglich für Charles Austins oder Charles Villiers witzige Einfälle, und sein starker und gut gebauter Körper schüttelte sich dann einige Augenblicke lang vor halb unterdrücktem Lachen. Er nahm an Gesprächen teil und redete kompetent und gut, aber mit solch einer ängstlichen Beflissenheit, genau das zu denken, was er denken sollte, und genau das zu sagen, was er dachte, dass es den Anschein erweckte, ihm falle das Sprechen schwer und sein Verstand habe schwierige Hindernisse zu überwinden.«*

18 Caroline Fox: *Memories of Old Friends* (Neuauflage in einem Band, 1883), S. 110. John Sterling bezeichnet dieses Porträt in einem unveröffentlichten Brief an Mill aus dem Jahre 1840, jetzt in der Library of King's College, Cambridge, als ein »Medaillon«.

19 C. M. Cox: »The Early Mental Traits of Three Hundred Geniuses«, in: *Genetic Studies of Genius*, hg. von L. M. Terman, Bd. II, Stanford University Press 1926.

20 *Autobiography*, S. 26.

21 *Life and Letters of John Arthur Roebuck: with Chapters of Autobiography* (Hg. R. E. Leader, London 1897), S. 28. Vergleiche Mills eigene Äußerung Caroline Fox gegenüber: *»Ich war nie ein Junge, spielte nie Cricket«* (*Memories of Old Friends*, S. 107).

22 A. W. Levi: »The ›Mental Crisis‹ of John Stuart Mill«, in: *The Psychoanalytical Review*, Bd. XXXII (1945). Vergleiche S. 98: *»Der eigentliche Grund (für die geistige Krise) waren die unterdrückten Todeswünsche seinem Vater gegenüber, die unbestimmte und uneingestandene Schuld, die er deswegen empfand, und die latente, jedoch immer noch gegenwärtige Furcht, dass er nun nie mehr frei sein werde von der Herrschaft seines Vaters.«*

23 Ebd., S. 92 f. Dieser Passage nach zu urteilen, die fast die einzige zugängliche ist, ist dieser frühe Entwurf der *Autobiography* wahrscheinlich von erheblicher Bedeutung im Zusammenhang mit dem Thema dieses Buches. Wiederholte Bitten an die Nachlassverwalter des verstorbenen Professor Hollander um Einsicht in das Manuskript waren jedoch erfolglos.

24 H. Solly: *These Eighty Years*, 1893, Bd. I, S. 147.

25 H. Solly in: *The Workman's Magazine* (1873), S. 385.

26 Handschriftliche Aufzeichnung A. S. Wests eines Gesprächs mit dem Rev. J. Crompton in der Library of King's College, Cambridge.

27 Mill spricht tatsächlich in einem Brief, der weiter unten zitiert wird, davon, dass George zwanzig Jahre jünger sei als er, aber das muss nicht ganz wörtlich genommen werden. Die genauen Geburtsdaten der meisten Kinder James Mills sind nicht bekannt, da sie anscheinend nie getauft worden sind, weshalb ihre Geburt damals nie registriert worden zu sein scheint.

28 Ein Kommentar dazu von einer seiner Schwestern ist in einem Brief erhalten geblieben, der sich jetzt in der Library of King's College, Cambridge, befindet.
»Harriet I. Mill an den Rev. J. Crompton, 26. Oktober 1873: *Das Eheleben meiner armen Mutter muss von Anfang bis Ende furchtbar schwer gewesen sein: Ich hoffe und glaube, dass die achtzehn daran anschließenden Jahre, immer mit Ausnahme der Tatsache, dass ihr ältester Sohn sie verlassen hatte, Jahre der Zufriedenheit und der Freude waren. Ihr Eheleben war ein Beispiel dafür, wie zwei Menschen, ein Ehemann und eine Ehefrau, unter einem Dach so weit voneinander entfernt leben konnten wie der Nordpol vom Südpol, und das gewiss ohne irgendwelches ›Verschulden‹ seitens meiner armen Mutter; aber wie konnte eine Frau mit einer immer größer werdenden Familie und sehr geringen Mitteln (wie in den ersten Jahren der Ehe) etwas anderes als eine deutsche Hausfrau sein? Wie konnte sie ›intellektuell‹ eine Gefährtin für eine geistige Kapazität wie meinen Vater werden? Sein Hauptfehler war seine ›Unbeherrschtheit‹, obwohl ich ziemlich sicher bin, dass die Umstände in unserer Kindheit dazu geführt hatten, änderte er sich doch infolge der herzlichen Zuneigung seiner Jugendfreunde und wurde in seinen späteren Lebensjahren sehr viel milder und behandelte die jüngeren Kinder anders. Was würde man jetzt wohl* denken**,** *wenn unser Kindheitsschicksal bekannt würde? Sie werden vielleicht überrascht sein zu hören, dass die Erwähnung, einer jüngeren Schwester Lateinunterricht*

gegeben zu haben, die einzige Bezugnahme auf ein anderes Mitglied der Familie als meinen Vater ist: Diese Schwester muss die älteste gewesen sein, Willie (Mrs. King). Ich *erinnere mich nicht, dass John mir jemals Lateinunterricht erteilte – das Einzige, worin mein Vater uns je unterrichtete, wie er sagte, wobei er aber zugleich erwartete, dass wir über alles andere Bescheid wüssten, und uns wegen unserer Ignoranz beschimpfte, wenn dem nicht so war! Ich habe keine deutlichen Erinnerungen an John vor seiner Rückkehr aus Frankreich im Jahre 1821, als wir den Sommer in Marlow verbrachten, und er hielt sofort die Art, wie wir vier – meine zwei älteren Schwestern, ich und James – die Stunden des Tages verbringen sollten, schriftlich fest und befestigte den Zettel an der Wand. Soweit wir regelmäßigen Unterricht erhielten, geschah das durch ihn, und er brachte einige von uns in Mathematik und Algebra sehr weit. Er soll tatsächlich gesagt haben, dass ich den Wrangler's Degree für den besten Mathematikstudenten des Jahres an der Universität Cambridge hätte erhalten können.«*

29 *Autobiography*, S. 205.

30 *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, S. 2.

31 Vergleiche den Eintrag in J. J. Mallets Tagebuch unter dem Datum vom 2. März 1832 in: *Political Economy Club, Centenary Volume,* London 1921, S. 231, und Henry Crabb Robinsons Tagebuch (Typoskript in Dr. Williams' Library, Bd. XIV) unter dem Datum vom 27. März 1832.

II. Bekanntschaft und frühe Krisen

1 Dieser Bericht Carlyles erfolgte 1873 mündlich gegenüber Charles Eliot Norton, nachdem er die Nachricht von Mills Tod erhalten hatte, und ist im Wortlaut in *Letters of Charles Eliot Norton*, London: Constable & Co. 1913, Bd. I, S. 496 f. festgehalten: *»Eine sehr edle Seele war John Mill, ganz gewiss, und schön ist es, sich seiner zu erinnern. Ich vermochte nie herauszufinden, was in der Frau, die er so mochte, über das Gewöhnliche hinausging; aber seine Hingabe an sie zeichnete sich durch absolute Ernsthaftigkeit aus. Sie war die Tochter eines erfolgreichen unitarischen Geschäftsmannes in London, und ihr Ehemann war der Sohn eines anderen, und die beiden Familien arrangierten die Heirat. Taylor war ein sehr ehrenwerter Mann, aber seine Frau fand ihn langweilig; sie hatte geheimnisvolle schwarze, harte Augen und war von Natur wissbegierig und grübelte über viele Fragen nach, die sie umtrieben, und konnte keine Antworten darauf finden, und dieser unitarische Geistliche, von dem Sie gehört haben, mit dem Namen William Fox, sagte ihr schließlich, dass es einen jungen Philosophen von außergewöhnlichem Format gebe, den er für genau den richtigen Mann halte, sich ihres Falles anzunehmen. Und so konnte Mill unter großen Schwierigkeiten dazu gebracht werden, sich mit ihr zu treffen, und dieser Mann, der bis zu diesem Zeitpunkt noch nie einem weiblichen Wesen, nicht einmal einer Kuh, ins Gesicht geblickt hatte, fand sich nun diesen großen geheimnisvollen Augen gegenüber, die unsagbare Dinge funkelten, während er über das Sagbare an allen Arten von erhabenen Themen diskutierte.«* Ein ähnliches Gespräch mit Carlyle ist von C. G. Duffy festgehalten worden, *Conversations with Carlyle*, 1892, S. 167.

2 A. Bain: *J. S. Mill*, S. 164, und R. E. Leader (Hg.): *Life and Letters of J. A. Roebuck,* London 1897, S. 38. John Arthur Roebuck (1801–1879), Rechtsanwalt und führender Politiker der *Radicals*, war nach seiner Ankunft aus Kanada 1824 ein enger Freund Mills geworden. George John Graham (1801–1888) hatte wahrscheinlich zur selben Zeit mit Mill Bekanntschaft geschlossen, war aber im Jahre 1830 gerade erst von seinem fünfjähri-

gen Dienst als Military Secretary von Bombay zurückgekehrt. Er wurde 1838 oberster Standesbeamter.

3 A. Bain: *J. S. Mill*, S. 164, und Gordon S. Haight: *George Eliot and John Chapman,* New Haven: Yale University Press 1940, S. 213.

4 *Autobiography*, S. 156.

5 MTColl. XXVII/32. Das Datum ist dem Poststempel auf der, wie es scheint, Fortsetzung dieses Briefes entnommen, ebd., XXVII/37.

6 Dass Mill und Eliza Flower zu diesem Zeitpunkt bereits gute Bekannte waren, lässt sich der ersten, aber nicht letzten freundlichen Werbeaktion entnehmen, die er für einige ihrer Hymnen im *Examiner* des folgenden Monats betrieb. »Musical Illustrations of the Waverley Novels …« von Eliza Flower, in: *Examiner* vom 3. Juli 1831, S. 420 f. Ähnliche Hinweise Mills auf Lieder von Miss Flower erschienen im *Examiner* für den 8. April 1832 und den 17. Februar 1833. Siehe MacMinn: *Bibliography*, S. 17; 20; 25.

7 F. E. Mineka: *The Dissidence of Dissent,* Chapel Hill 1944, S. 405.

8 MTColl. L/3.

9 MTColl. XXIX/257.

10 Die folgende Einladung, die ebenfalls erhalten geblieben ist (MTColl. II/300), bestätigt bis zu einem gewissen Grade den Eindruck, dass diese Dokumente aus dem Januar 1831 stammen; man weiß, dass sich Monsieur Bontemps zu diesem Zeitpunkt in London aufhielt:
»*Mr. und Mrs. Taylor bitten um das Vergnügen von Mr. Mills Gesellschaft zum Dinner am nächsten Dienstag um 5 Uhr, wenn sie auch Mr. Fox und einige Freunde von M. Desainteville erwarten/Finsbury Square/28. Jan.*«

11 Siehe Mills Tagebuch seiner Wanderung im Mount Holyoke College, South Hadley, Mass.

12 MTColl. IX/16.

13 Yale University Library, Poststempel vom 1. September 1832.

14 Jules Bastide, französischer Publizist (1800–1879), war zum Tode verurteilt worden wegen seiner Teilnahme an den Straßenunruhen, die anlässlich des Begräbnisses von General Lamarque am 5. Juni 1832 in Paris stattgefunden hatten. Er kehrte 1834 nach Paris zurück. Hippolyte Dussard, französischer Wirtschaftswissenschaftler (1798–1876). Mill hatte aller Wahrscheinlichkeit nach die Bekanntschaft der beiden Männer bei seinem Parisbesuch zwei Jahre zuvor gemacht.

15 Major Revell war offenbar einer der Offiziere der im Oktober 1831 zur Unterstützung der Agitation für die Reform Bill gegründeten »National Political Union«.

16 Seite zerrissen.

17 Seite zerrissen.

18 MTColl. XXVII/4. Dieses Schreiben kann annähernd dadurch datiert werden, dass Mill am Donnerstag, dem 20. September, nach Cornwall abreiste (wo er den zweiten Teil seines Urlaubs verbrachte) und dass dem *Gentlemen's Magazine* vom September 1832 (S. 283) zufolge »Francis Edward Crawley esq. von Dorset Place« am 5. September im Alter von neunundzwanzig Jahren starb. Das war wahrscheinlich derselbe Crawley, der im Juli 1828 zusammen mit Horace Grant und Edwin Chadwick Mill auf seiner Wanderung durch Berkshire, Buckinghamshire und Surrey begleitet hatte (siehe das Tagebuch dieser Wanderung in der Yale University Library und das Tagebuch der Wanderung nach Cornwall in MTColl.).

19 Die Identifizierung der Artikel im *Monthly Repository* ist der Liste der Verfasserkürzel in der Sammlung dieser Zeitschrift entnommen, die ursprünglich einem Mitglied der Familie Fox gehörte und die jetzt in der Library of Conway Hall, London, aufbewahrt wird. Anscheinend entstammen sowohl die Identifizierung in Richard Garnetts *Life of W. J. Fox* und in dem Exemplar des *Monthly Repository* im British Museum, das für F. E. Minekas Untersuchung *The Dissidence of Dissent* (Chapel Hill: The University of North Carolina Press 1944) von Nutzen war, dieser Quelle. Neben der kurzen Rezension eines Buches über Australien (Robert Dawson: *The Present State of Australia*, dessen Autor wahrscheinlich ein Verwandter von Mrs. Taylor war), die schon in der Januar-Ausgabe 1831 erschien (Bd. V, S. 58 f.), und die im Text erwähnten Beiträge, die bei Mineka vollständig aufgeführt sind, schreibt diese Liste Mrs. John Taylor, allerdings mit einem »?«, zwei mit »Theta« signierte Artikel in Bd. VIII, 1834 zu, nämlich einen über »Female Education and Occupation/Bildung und Berufstätigkeit der Frau« (S. 489–498) und einen »On Tithes/Über den Zehnten« (S. 525–529). Diese Zuschreibungen scheinen jedoch sehr zweifelhaft, und zumindest der Text über den Zehnten ist aller Wahrscheinlichkeit nach von Mill, auch wenn er in einem Brief an Fox vom Februar 1834 (King's College, Cambridge) unter Bezugnahme auf einen früheren Text über dasselbe Thema schrieb: »*Sie werden heute von ihr den Text über den Zehnten erhalten haben.*«

20 *Monthly Repository* (zweite Folge), Bd. VI, 1832, S. 354.

21 Ebd., S. 402.

22 »Some Memorial of John Hampden, his Party and his Times. By Lord Nugent«, ebd., S. 443–449; »Mirabeau's Letters during his Residence in England«, ebd., S. 605–608, und »The Mysticism of Plato or Sincerity rested upon Reality«, ebd., S. 645 f.

23 Von Mrs. Taylor irrtümlich Sarah Austin zugeschrieben.

24 Ebd., S. 762.

25 Ebd., S. 827.

26 Siehe den Brief von J. S. M. an W. J. Fox vom 3. April 1832 in der Library of King's College, Cambridge, und abgedruckt in R. Garnetts *Life of W. J. Fox*, S. 100.

27 *Monthly Repository* (zweite Folge), Bd. VI, 1832, S. 649–659, abgedruckt in *Four Dialogues of Plato*. Translation and Notes by John Stuart Mill, hg. Ruth Borchardt, London: Watts & Co 1946, S. 28–40.

28 *Monthly Repository* (zweite Folge), Bd. VII, 1833, S. 262–270, abgedruckt in *D. D.*, Bd. I, S. 63, und in *Early Essays by John Stuart Mill*, Hg. J. W. M. Gibbs, London: George Bell & Sons 1897, S. 201–220.

29 Nachdem Thomas Carlyle Mill am 12. September 1831 zum zweiten Mal getroffen hatte, beschrieb er ihn als »*einen edlen, klar denkenden Enthusiasten, der es eines Tages zu etwas bringen wird, nicht jedoch im Bereich der Dichtkunst, glaube ich: Seine Einbildungskraft ist nicht stark genug*« (J. A. Froude: *Thomas Carlyle, The First Forty Years,* Bd. II, S. 200). J. A. Roebuck schrieb ähnlich von Mill, dass dieser »*in Wirklichkeit niemals poetische Gefühle hegte, und der Unterricht, den er in seiner frühen Kindheit erhielt, hatte sein Herz unempfindlich gemacht und seinen Geist abgestumpft für all die großartigen Einflüsse der Poesie*«. (R. E. Leader: *Life and Letters of J. A. Roebuck*, S. 38).

30 *Autobiography*, S. 126.

31 Der folgende unveröffentlichte Abschnitt aus dem frühen Entwurf der *Autobiography* in der Bibliothek des verstorbenen Professor Jacob Hollander beruht auf Notizen, die sich Mr. A. W. Levi vor einigen Jahren machte, als das Manuskript noch zugänglich war. Ich

bin Mr. Levi zu besonderem Dank verpflichtet, mir diese Notizen zur Verfügung gestellt zu haben.

32 T. Gomperz: *John Stuart Mill: Ein Nachruf,* Wien 1889, S. 44.

33 W. Minto in *John Stuart Mill; Notices of his Life and Work*, London 1873, S. 33.

34 Siehe den Brief von J. S. M. an W. J. Fox vom 19. Mai 1833 in der Library of King's College, Cambridge.

35 Siehe den Brief von J. S. M. an W. J. Fox vom Juni 1833 in derselben Sammlung.

36 Das Exemplar von *Pauline* mit den Randbemerkungen Mills gelangte später in den Besitz von John Forster und dann mit seiner Bibliothek in das Victoria and Albert Museum, London, wo es nun in der Forster and Dyce Collection (Signatur 48.D.46) aufbewahrt wird.

37 J. S. M. an W. J. Fox, 10. Oktober 1833, in der Library of King's College, Cambridge.

38 W. H. Griffin/H. C. M. Minchin: *The Life of Robert Browning*, London 1938, S. 59.

39 »Two Kinds of Poetry«, in: *Monthly Repository* vom November 1833, abgedruckt *D. D.*, Bd. I, S. 77, und in *Early Essays by John Stuart Mill*, Hg. J. W. M. Gibbs, 1897, S. 221–226.

40 »Tennyson's Poems« in: *London Review* (Juli 1835), abgedruckt in *Early Essays*, S. 239–267.

41 King's College, Cambridge.

42 King's College, Cambridge, ohne Datum, wahrscheinlich Juni 1833.

43 MTColl. II/324, mit dem Wasserzeichen »1831«. Wenn die datierten Briefe von Mrs. Taylor auf Papier mit datiertem Wasserzeichen geschrieben wurden, stimmen die Jahresangaben gewöhnlich überein oder differieren zumindest um nicht mehr als ein Jahr, und obwohl dieser Brief wahrscheinlich nicht aus dem Jahre 1831 stammt, könnte er sehr wohl von 1832 sein.

44 MTColl. II/316. Das zweite Blatt ist abgerissen, und der nach den Punkten gegebene Schluss folgt auf dem Rand nach einigen Wörtern, die einen Satz des fehlenden Teils beenden.

45 *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, S. 61.

46 Ebd., S. 62 f.

47 MTColl. L/4.

48 Es gibt in MTColl. II/321 auch das undatierte Fragment eines Schreibens von Mrs. Taylor, das einen ähnlichen Gedanken wahrscheinlich etwa zur gleichen Zeit formuliert: *»Ich habe ganz im Gegenteil Dir nie entweder ›geschrieben oder mit Dir gesprochen oder Dich angesehen, wie es mir in diesem Augenblick zumute war‹. Ich litt immer an einer instinktiven Furcht, dass meine Sprache für Dich eine Fremdsprache sein könnte. Aber das muss sich in Zukunft ändern wie so viele andere Dinge.«*

49 King's College, Cambridge.

50 Seite zerrissen.

51 Yale University Library. Der englische Poststempel ist auf den 7. November 1833 datiert.

52 Seite zerrissen.

53 Yale University Library.

54 Der Anfang des Briefes, wo es um anderes geht, ist nicht wiedergegeben worden.

55 Mrs. Taylors Bruder.

56 Datiert 26. November 1833 und teilweise veröffentlicht in Richard Garnett: *The Life of W. J. Fox*, S. 151.

57 J. S. M. an Thomas Carlyle, 25. November 1833. *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, S. 71–80.

58 H. Gomperz: *Theodor Gomperz, Briefe und Aufzeichnungen*, Bd. I, Wien 1936, S. 233.

59 In den 1830er Jahren scheint sie eine Zeitlang ein Haus in Kingston-on-Thames gemietet zu haben, bevor sie gegen 1839 nach Walton-on-Thames zog, wo sie während des größten Teils der nächsten zehn Jahre lebte.

III. Über Ehe und Scheidung

1 *Autobiography*, S. 206 f., Fußnote.
2 MTColl. XLI/1.
3 *Keuschheit*, Geschlechtsverkehr *mit* Zuneigung. Prostitution, Geschlechtsverkehr *ohne* Zuneigung. (J. S. M.s Fußnote).
4 MTColl., Box III/79, auf Papier mit dem Wasserzeichen »1832«. Ein früherer Entwurf eines Teils desselben Texts ist auf Papier mit dem Wasserzeichen »1831«, ebd., Box III/17.

IV. Freunde und Klatsch

1 R. E. Leader: *Life and Letters of J. A. Roebuck*, London 1897, S. 38. Das Fest bei den Bullers könnte durchaus die Abendgesellschaft vom 15. Juni 1835 gewesen sein, die in *Letters and Memorials of J. W. Carlyle* (Hg. J. A. Froude 1893), Bd. I, S. 21, erwähnt wird. Sie kann nicht vor 1835 stattgefunden haben, da die Bullers erst zu Beginn dieses Jahres nach London umzogen. Es existiert ein Brief von Roebuck an Helen Taylor, datiert auf den 23. August 1873 (MTColl. VIII/28), der Roebucks gedruckte Darstellung seiner Entfremdung von Mill bestätigt, wonach diese nämlich nicht, wie es Mill in der *Autobiography*, S. 127, andeutet, einzig unterschiedlichen Auffassungen über die jeweiligen Meriten von Byron und Wordsworth geschuldet ist.
2 J. A. Froude: *Thomas Carlyle, The First Forty Years*, Bd. II, S. 430.
3 J. A. Froude, ebd., Bd. II, S. 441.
4 Handgeschriebener Brief in der National Library of Scotland, unvollständig veröffentlicht in: *Letters of Thomas Carlyle* (Hg. Norton), 1888, Bd. II, S. 200.
5 J. A. Froude: *Thomas Carlyle, The First Forty Years*, Bd. II, S. 448, und *Letters of Thomas Carlyle 1826–1836* (Hg. Norton), Bd. II, S. 207. Siehe auch Carlyles Eintragung in sein *Journal* am 12. August 1834 (dem Tag der Abendgesellschaft), zitiert in *Reminiscences* (Hg. Norton), Bd. I, S. 114, Anmerkung.
6 Es hatten Vorbereitungsgespräche über die Gründung einer neuen *Radical Review* stattgefunden, die im folgenden Jahr zur Gründung der *London* (später *London and Westminster*) *Review* führten.
7 J. A. Froude: *Thomas Carlyle, The First Forty Years*, Bd. II, S. 466.
8 Handgeschriebener Brief in der National Library of Scotland, unvollständig veröffentlich in *Letters of Thomas Carlyle 1826–1836* (Hg. Norton), Bd. II, S. 240.
9 »Glar«, Schlamm oder jede feuchte, klebrige Substanz.
10 *New Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle* (Hg. A. Carlyle, 1903), Bd. I, S. 49, und auch J. A. Froude: *Carlyles Life in London* (Neuausgabe), Bd. I, S. 24.
11 *Letters of Thomas Carlyle 1826–1836*, Bd. II, S. 283 f. Am 16. Februar, dem Tag vor dem Fest, hatte Mrs. Carlyle an Dr. John Carlyle geschrieben: *»Wir gehen morgen zu Mrs. [Taylor] – ich möchte, dass Du sie kennenlernst und mir sagst, ob ich mich unsterblich in sie verlieben soll oder nicht«* (J. A. Froude: *Carlyle's Life in London* (Neuausgabe), Bd. I, S. 26).
12 »Hotches« = zappelt (herum).

13 C. G. Duffy, *Conversations with Carlyle,* 1892, S. 169. Die damalige Schilderung der Begebenheit, wie sie Carlyle in seinem Journal vornimmt (*Reminiscences*, Hg. Norton, Bd. I, S. 106), lässt das unerwähnt.
14 Siehe vor allem Carlyles Darstellung in *Letters of Charles Eliot Norton* (Hg. S. Norton und M. A. de Wolfe Howe), London 1913, Bd. I, S. 496, und Alfred H. Guernsay: *Thomas Carlyle*, London 1879, S. 86 f.
15 *Letters of T. C. to J. S. M.,* S. 109, Brief datiert auf den 9. März 1835.
16 National Library of Scotland, veröffentlicht in *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, S. 10. Siehe auch den Brief, den Mills Schwester Harriet kurz nach Mills Tod an Carlyle schrieb (*Letters of T. C. to J. S. M.*), worin sie erklärt, *»soweit ich mich erinnern kann, war das Missgeschick die Folge der eigenen Unachtsamkeit meines Bruders, insofern er Ihre Papiere zusammen mit dem Papierabfall für den Gebrauch in der Küche weggab«*, S. 107.
17 Siehe Carlyles Brief an Mill vom 30. Oktober 1835, worin er verspricht, Kent Terrace zu besuchen, in *Letters of T. C. to J. S. M.*, S. 119.
18 Thomas Carlyle: *Reminiscences* (Hg. Norton), Bd. I, S. 104.
19 *Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle* (Hg. Froude), Bd. I, S. 57.
20 J. A. Froude: *Thomas Carlyle, A History of his Life in London*, 1884, Bd. I, S. 74. James Mill war am 23. Juni gestorben, Carlyles Besuch fand vom 16. bis 18. Juni statt, und Mill reiste am 30. Juli nach Frankreich ab.
21 »Scrae«, im Dialekt von Dumfriesshire für »ein alter Schuh«.
22 *New Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle* (Hg. Alexander Carlyle), London 1903, Bd. I, S. 60.
23 *Letters of T. C. to J. S. M.*, S. 197 f.
24 *Letters of T. C. to J. S. M.*, S. 136. Horace Grant (1800–1859), Mills jüngerer Kollege im Examiner's Office des India House, 1826–1845.
25 National Library of Scotland, unvollständig veröffentlicht in *New Letters of Thomas Carlyle* (Hg. Alexander Carlyle), 1904, Bd. I, S. 53, und Teil des fehlenden Abschnitts von J. A. Froude: *Thomas Carlyle, A History of his Life in London*, Bd. I, S. 108, angeheftet an einen Brief mit anderem Datum.
26 Siehe *New Letters of Thomas Carlyle* (Hg. Alexander Carlyle), 1904, Bd. I, S. 116; S. 133 (Briefe datiert auf den 9. März und 18. Juli 1838), und in *Life in London*, Bd. I, S. 142 f. (Brief datiert auf den 27. Juli 1838).
27 Siehe Thomas Carlyle: *Life of John Sterling*, 1851, in *Works*, S. 221.
28 *Letters of T. C. to J. S. M.*, S. 165.
29 Ebd., S. 225 f. Vergleiche auch Sterlings Antwort, datiert auf den 30. September 1839, in A. K. Tuells *John Sterling,* New York 1941, S. 70:
»Mit der Post traf gestern ein erfreulicher Brief von Mill zusammen mit dem Deinen hier ein. Aber er sagt nichts über diese unglückliche Angelegenheit, worauf Du anspieltest. Ich finde, es spricht für einen Mann, wenn er diese Art von Versuchung stark empfindet, mehr aber noch für den, der sie sowohl empfindet wie ihr widersteht, und ich bin sicher, dass Mill das tat und tun wird.«
30 Siehe die Briefe in MTColl. XXVIII/149–151 an ihren Mann, der erste vom 27. Juli 1839, worin sie ihre Rückkehr – anscheinend von Brighton – nach Wilton Place ankündigt, die anderen vom Oktober, die an ihren Mann unter dieser Adresse adressiert sind.
31 *Letters of T. C. to J. S. M.*, S. 174.
32 MTColl. XXVII/2.

33 Letters of T. C. to J. S. M., S. 179, Brief von J. S. M. an T. Carlyle vom 24. Februar 1841 und von T. Carlyle an Mrs. Taylor vom 7. März 1841.
34 Der Besuch fand am 18. und 19. Juli statt. Siehe Helen Taylors Tagebuch in MTColl. XLV und *Letters of C. E. Norton* (Hg. G. Norton und M. A. de Wolfe Howe), London 1913, Bd. I, S. 498.
35 Dieses Exemplar von *Past and Present* befindet sich nun mit den Resten von Mills Bibliothek im Sommerville College, Oxford. Carlyles Darstellung zufolge dauerte Mills *»enge Verbundenheit«* mit ihm *»etwa zehn Jahre und endete dann plötzlich, ich habe nie erfahren, warum«* (*Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle*, Hg. J. A. Froude, Bd. I, S. 2).
36 *Letters of C. E. Norton*, Bd. I, S. 499.
37 1848 schickte Mill Carlyle jedoch ein Geschenkexemplar der *Political Economy* (F. Espinasse: *Literary Recollections*, London 1893, S. 218).
38 C. G. Duffy: *Conversations with Carlyle,* 1892, S. 169.
39 *Letters of Charles Eliot Norton*, Bd. I, S. 499 f. Der Name in eckigen Klammern ist in der Druckfassung ausgelassen worden und wurde mir freundlicherweise vom Librarian of the Houghton Library, Harvard University, zur Verfügung gestellt, dem gegenwärtigen Aufbewahrungsort von C. E. Nortons Papieren und seinem Tagebuch.
40 Janet Ross: *Three Generations of English Women* (durchgesehene und erweiterte Ausgabe), 1893, S. 432.
41 Siehe unten S. 173.
42 Janet Ross: *The Fourth Generation*, London 1912, S. 73 f.

V. Die Jahre der Freundschaft

1 MTColl. L/5. Das Datum ist nur auf einem maschinengeschriebenen Umschlag angegeben worden, wahrscheinlich von Mary Taylor.
2 King's College, Cambridge.
3 King's College, Cambridge.
4 Yale University Library.
5 MTColl. XXVIII/235, auf Papier mit dem Wasserzeichen »1833«.
6 MTColl. II/323.
7 MTColl. L/7, auf zwei Bögen mit dem Wasserzeichen »1835«.
8 MTColl. L/6, Wasserzeichen »1835«.
9 Die Fortsetzung fehlt. Ein anderes Schreiben Harriet Taylors (in MTColl. II/317), dessen Datierung ungewiss ist, das aber wahrscheinlich aus demselben Zeitraum stammt, kann hier zumindest eingefügt werden.
»**H. T. an J. S. M.** *Ja, Lieber, ich werde mich mit Dir treffen, irgendwo zwischen hier und Southend – die Zeit hängt davon ab, was morgen in Deinem Schreiben steht (das heißt, vorausgesetzt, dass ich eine Kalesche mieten kann, was sehr wahrscheinlich ist.)*
Alles Gute, Liebster! Ich habe gestern nicht geschrieben. Ich wollte, ich hätte geschrieben, denn Du scheinst das erwartet zu haben. Mir ging es recht gut, & ich war recht glücklich seit diesem herrlichen Abend, & ich sehe Dich vielleicht heute, wenn aber nicht, werde ich nicht enttäuscht sein – was traurig *betrifft, habe ich seit jenem Abend das Gefühl, als ob ich es nie wieder sein würde.*
Mir geht es in jeder Hinsicht gut, vor allem aber was meine Stimmung betrifft.
alles Gute Dir – morgen wird wunderbar sein, & ich freue mich darauf wie auf ein sehr großes Vergnügen.

Also, Lieber – wenn Du mich nicht auf [?] Straße von Southend triffst, weißt Du, dass ich die Chaise nicht bekommen konnte.

Freitag.«

10 King's College, Cambridge.

11 A. Bain: *J. S. Mill,* S. 43.

12 A. Bain: *J. S. Mill*, S. 163.

13 Thomas Falconer (1805–1882).

14 *New Letters of Thomas Carlyle* (Hg. A. Carlyle), 1904, Bd. I, S. 2.

15 MTColl. XLVII/3.

16 Herbert Taylor, der nur ein oder zwei Jahre jünger war als George Mill. Diese Bekanntschaft führte zu einer festen Freundschaft zwischen George Mill und den beiden Taylor-Jungen.

17 A. Bain: *J. S. Mill*, S. 44.

18 Ebd.

19 Siehe den Brief von Henry und John Stuart Mill an ihre Mutter und ihre Schwestern mit dem Poststempel Paris, 4. November 1836, MTColl. XLVII/4.

20 A. Bain, ebd., S. 44.

21 Jane Welsh Carlyle an John Sterling, Januar-Februar 1842, in *Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle* (Hg. Froude), 1893, Bd. I, S. 138.

22 T. Carlyle, *Reminiscences* (Hg. Norton), Bd. I, S. 110.

23 MTColl. XXVIII/135.

24 Angelo Usiglio, ein Flüchtling aus Modena und enger Freund Mazzinis.

25 Die erste Nummer der *London and Westminster Review*, herausgegeben von John Robertson (ca. 1810–1875), war die vom Juli 1837. Ein Artikel über die italienische Literatur seit 1830, gezeichnet »A. U.«, erschien in der Oktober-Nummer dieses Jahres, ein Artikel über Paolo Sarpi, gezeichnet »J. M.«, im April 1838 und ein Artikel über »Prince Napoleon Bonaparte«, gezeichnet »J. M.«, im Dezember 1838. Bei Mills Identifizierung der Artikel in dem Exemplar, das er Caroline Fox gegeben hatte, die in der Ausgabe von 1883 ihrer *Memories of Old Friends* (S. 102–104, Anmerkung) abgedruckt ist, werden alle drei Artikel Mazzini zugeschrieben, aber hier muss Mills Gedächtnis ihn im Stich gelassen haben, denn es gibt auch einen Hinweis auf den Artikel von Usiglio in einem der Briefe, die Mill an John Robertson schrieb, worauf weiter unten hingewiesen wird. Siehe auch Mazzinis Brief an seine Mutter vom 15. September 1837 in *Epistolario di Giuseppe Mazzini*, Imola 1912, Bd. II, S. 85.

26 *Morning Chronicle*, 22. September 1837, der Bezug nimmt auf die Ausweisung eines Flüchtlings namens Emile Usiglio aus Griechenland, der als Abgesandter Mazzinis in Athen eingetroffen war, um dort eine Dependance des »Jungen Europa« zu gründen.

27 Siehe die Briefe, die Mill auf dieser Reise an John Robertson schrieb, in G. D. M. Towers: »John Stuart Mill and the *London and Westminster Review*«, in: *Atlantic Monthly*, Bd. LXIX (1892).

28 MTColl. XXVIII/238, Wasserzeichen »1837«.

29 MTColl. XXVIII/234, Wasserzeichen »1838«.

30 A. Bain: *John Stuart Mill*, S. 44, zitiert einen Brief von Henry Mill vom 17. Januar 1839, wo es heißt:
»Was Johns Gesundheit betrifft, glaubt keiner von uns, dass es sich um etwas sehr Ernsthaftes handelt; wir gründen unser Urteil auf sein Aussehen, als er hier war, und auch

darauf, was wir von Dr. Arnott gehört haben. Uns wurde jedoch mitgeteilt, dass er wegen seiner Brustschmerzen ins Ausland geschickt wurde, die symptomatisch für seine Krankheit sind und einen Winter in Italien gerade jetzt angeraten erscheinen lassen, der ihm für sein ganzes Leben eine spürbare und dauernde Linderung gewähren wird.«

31 E. G. Wakefield an W. Molesworth, 27. November 1838: »*Unser edler Freund Mill ist nach Malta geschickt worden. Seine Lungen sind nicht organisch krank, werden es aber, falls er hierbleibt. Er glaubte bis vor kurzem, seine Krankheit sei tödlich, und doch rackerte er sich mit dem Durham-Fall ab, als ob er erwartete, ewig zu leben.*« (A. J. Harrop: *The Amazing Career of Edward Gibbon Wakefield*, London 1928, S. 109).

In seiner *Autobiography* (S. 211) nennt Mill seine Erkrankung in den Jahren 1854–1855 den »*ersten Anfall der Familienkrankheit*«, und seine Briefe aus dieser Zeit zeigen, dass er selber damals glaubte, es handle sich um einen ersten Anfall. Aber er muss auf jeden Fall schon zu dem früheren Zeitpunkt gewusst haben, dass er davon bedroht war. Caroline Fox (*Memories of Old Friends* [erneut durchgesehene Auflage], 1883, S. 97 f.) hält ein interessantes Gespräch mit Mill fest, als dieser im Frühling 1840 in Falmouth war, um seinen Bruder Henry zu pflegen, der an Schwindsucht starb:

»*Über die Schwindsucht und warum sie eng verbunden ist mit dem, was seinem Wesen nach schön und interessant ist. Die Krankheit selbst versetzt den Geist sowohl wie die körperliche Konstitution in einen Zustand der Frühreife, der wiederum am Körper zehrt. Nach einer vielsagenden Pause sagte Mill leise ›Ich rechne damit, an der Schwindsucht zu sterben‹.*«

32 Brief von John Taylor an Messrs. G. H. Gower aus Livorno, 19. Dezember 1838, MTColl. XXIX/271.

33 Mrs. Taylors Reiseplan lässt sich in allen Einzelheiten mit Hilfe ihres Passes in MTColl. Box III. rekonstruieren.

34 Auch Carlyle wurde von Mrs. Buller mitgeteilt, dass Mill nach Malta fahre, und er erzählte das prompt John Sterling weiter (T. Carlyle an John Sterling, 7. Dezember 1838, in: *Letters of T. C. to J. S. M.*, S. 217).

35 MTColl. XLVII/6.

36 Ein Brief an John Robertson, den Herausgeber der *London and Westminster Review*, über die Lage der *Review*, abgedruckt in G. D. M. Towers, »John Stuart Mill and the London and Westminster Review«, in: *Atlantic Monthly* 69 (1892).

37 MTColl. XXVIII/146.

38 MTColl. XXVIII/147.

39 A. Bain: *J. S. Mill*, S. 45.

40 Ebd.

41 MTColl. Box II.

42 MTColl. XLVII/7.

43 A. Bain: *J. S. Mill*, S. 164.

44 King's College, Cambridge.

45 MTColl. XXVIII/152. Der Brief ist nachträglich in anderer Handschrift datiert »28. April 1840«, vermutlich nach einem inzwischen verloren gegangenen Kuvert.

46 Ein Hinweis auf dieses Ereignis findet sich in Mills Brief an W. E. Hickson vom 4. März 1859 in der Huntington Library. Es fand wahrscheinlich Anfang Mai 1842 statt, als Helen Taylors Tagebuch zufolge Mr. und Mrs. Taylor aus einer Kutsche geschleudert worden waren. Mrs. Taylor war jedenfalls in den folgenden Monaten sehr krank.

47 Siehe Mary Taylor in *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, XLIII.
48 MTColl. XLV.
49 Am 6. Juni 1844 schrieb Mill in einem unveröffentlichten Brief an J. M. Kemble, dass er »*die Stadt für einige Wochen verlasse*«, und am 14. August an denselben, dass er »*gerade zurückgekehrt*« sei.
50 *Lettres inédites de John Stuart Mill à Auguste Comte*, (Hg. L. Lévy-Bruhl), Paris 1899, S. 296.
51 A. Bain: *J. S. Mill*, S. 74. Bains Anmerkungen zu der Korrespondenz, datiert auf das Jahr 1844, sind in MTColl. XLVII/8.
52 MTColl. II/327, fortgesetzt auf dem zweiten Bogen in Box III/103.
53 Wahrscheinlich Mills Brief vom 30. Oktober 1843, worin er seine Haltung zur Frauenfrage ausführlich zusammenfasst, oder sein Brief vom 8. Dezember 1843, womit er diese Diskussion abbricht.
54 MTColl. XXVIII/233. Der Brief ist mit Bleistift in einer anderen Handschrift »1845?« markiert, aber das ist wahrscheinlich zu spät, da der Brief zu erkennen gibt, dass Mrs. Taylors Jungen noch Kinder waren, während »Herby« 1845 achtzehn gewesen wäre. Es könnte durchaus gegen 1840 sein oder sogar früher.
55 Mrs. Taylors Bruder.
56 Wahrscheinlich die Mitgliedskarte der Zoological Society, die Zugang gewährte zu den Zoological Gardens, die vom Haus der Taylors aus in wenigen Minuten zu Fuß zu erreichen waren.

VI. Ein gemeinsames Werk

1 *Autobiography*, S. 207–210. Der ganze Abschnitt ist zu lang, um ihn ganz zitieren zu können, aber ich denke, es ließe sich nachweisen, dass Mill darin dem Einfluss Mrs. Taylors Ideen zuschreibt, die er nachweislich den Saint-Simonisten und Comte verdankt.
2 MacMinn et al., *Bibliography*, S. 59 und 69.
3 *Autobiography*, S. 199.
4 Autograph im Besitz von Mrs. Vera Eichelbaum, Wellington, Neuseeland, zitiert mit ihrer freundlichen Erlaubnis.
5 MTColl. XXVIII/170.
6 MTColl. XXVIII/174; Sir John Easthope, Baronet, 1784–1865, war nacheinander Mitglied des Unterhauses für St. Albans, Banbury und Leicester und seit 1834 Eigentümer des *Morning Chronicle*.
7 Wahrscheinlich Charles Farebrother, ein Mitglied der Vintner's Company und Ratsherr von 1826 bis zu seinem Tode 1858.
8 MTColl. XXVIII/178.
9 MTColl. XXVIII/179.
10 *Political Economy and the Philosophy of Government; a series of essays selected from the Works of M. de Sismondi: with a Historical Notice of his Life and Writings*, London 1847.
11 MTColl. XXVIII/180.
12 Die Widmung wurde in einer begrenzten Zahl von Geschenkexemplaren der zweiten Auflage der *Political Economy* (1849) wiederholt, in der 1853 erschienenen dritten aber ausgelassen, weil es, nachdem Harriet Taylor Mrs. Mill geworden war, wie sie in einem Brief an ihren Bruder Arthur Hardy erklärt, »*nicht mehr passend gewesen wäre*« (MTColl. XXVII/50, datiert auf den 7. September 1856).

13 MTColl. XXVII/40.
14 Die Fortsetzung fehlt.
15 King's College, Cambridge.
16 MTColl. L/8.
17 Der Parlamentsberichterstattung in der *Daily News* vom 24. Juli zufolge, die Mrs. Taylor vermutlich gelesen hatte, hatte W. J. Fox in der Debatte im Unterhaus über *»die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte (Irland)«* am 22. Juli gesagt, *»je eher der Gesetzentwurf verabschiedet würde, desto besser. Er werde alles in seiner Macht Stehende tun, der Regierung dabei behilflich zu sein, den Antrag sofort durchzubringen«*.
18 Eire Evans Crowe (1799–1868), von 1846 bis 1851 Herausgeber der *Daily News*.
19 *The Reasoner, A Weekly Journal, Utilitarian, Republican and Communist*, hg. von G. J. Holyoake, brachte zu der Zeit eine Serie von langen Auszügen aus Mills *Political Economy*, die mit einem Preis von £1 10s als unerschwinglich für die meisten Leser der Zeitung galt. Der im Brief weiter unten zitierte Abschnitt aus *The Reasoner* konnte nicht ausfindig gemacht werden und stand wahrscheinlich in einer viel früheren Ausgabe.
20 In einem Bericht ihres Pariser Korrespondenten über die Debatte über die neue Verfassung in der verfassunggebenden Versammlung in der *Daily News* vom 24. Juli 1848 (dritte Auflage, S. 3) hieß es, dass *»das einzige Ereignis, wodurch sich dieser Tag auszeichnete, die Unverfrorenheit von M. Proudhon war, der im 4. Amt eine Resolution einbrachte, dass die Fiktion, wie er es sieht, der Anerkennung der Existenz Gottes, womit die Präambel beginnt, gestrichen werden sollte. Dieser Antrag wurde natürlich ohne eine einzige Gegenstimme abgelehnt.«*
21 Falls die korrekte Schreibung dieses Namens »Trench« ist, was nicht ganz sicher ist, ist damit vermutlich Richard Chenevix Trench (1807–1886) gemeint, Erzbischof von Dublin. Er scheint aber kein Werk in zwei Bänden veröffentlicht zu haben, und der Kommentar muss sich deshalb auf zwei verschiedene Bücher von ihm beziehen.
22 Der folgende Absatz steht auf einem separaten Bogen, scheint aber ein Postskriptum zu dem vorangehenden Brief zu sein, obwohl der zitierte Abschnitt von Hume sich in den Zeitungen jener Tage nicht ausfindig machen ließ.
23 MTColl. II/322.
24 In einem Brief ihres Pariser Korrespondenten in der *Daily News* vom 27. Juli 1848 über die Debatte in der französischen verfassung- und gesetzgebenden Versammlung, den Gesetzesantrag über die politischen Klubs betreffend, hieß es, dass *»der Feuereifer, womit M. Flocon die geplanten gesetzlichen Maßnahmen attackierte, die den Frauen die Anwesenheit oder Teilnahme bei den Debatten verboten, viel Heiterkeit erregte«*.
25 Das könnte sich auf einen nicht betitelten Artikel Mills in der *Daily News* vom 9. August 1848 über die Vorgänge in Frankreich beziehen; es ist kein früherer Artikel ausfindig zu machen, und kein weiterer Artikel über die Stellung der Frau, wie ihn Mrs. Taylor angeregt hatte, scheint erschienen zu sein.
26 Das könnte sich auf den Artikel in der *Daily News* vom 9. August beziehen, worauf oben hingewiesen wurde. Kein anderer Artikel ist bei MacMinn et al., *Bibliography* aufgeführt.
27 Frances d'Arusmont, geborene Wright (1795–1852), eine Schottin, die an der Initiierung der Frauenbewegung in Amerika beteiligt war. Sie war 1847 in England gewesen, als Holyoake in Schwierigkeiten geriet, weil er offenbar ohne Erlaubnis einen Vortrag von ihr im *Reasoner* veröffentlicht hatte.

28 A. Bain: *J. S. Mill*, S. 90.
29 MTColl. XXVIII/199.
30 MTColl. XXVIII/203.
31 MTColl. XXVIII/217.
32 MTColl. XXVIII/219–327 und XXVII/109.
33 In der Yale University Library.
34 André-Michel Guerry (1802–1866), französischer Statistiker, Verfasser eines *Essai sur la statistique morale de la France* (Paris 1833), der wahrscheinlich eben diese Karten enthält, auf die Mill sich bezieht und aus denen der Verfasser schließt, dass »les départements où l'instruction est a moins répandus sont ceux où il se commet le plus des crimes«. Er veröffentlichte später ein umfangreicheres Werk: *Statistique morale de l'Angleterre comparée avec la statistique morale de la France*, Paris 1864.
35 Oberstleutnant William Henry Sykes, Fellow of the Federal Royal Society (1790–1872), Naturforscher und Soldat, einer der Gründer der Royal Statistical Society, seit 1840 ein Direktor der East India Company und seit 1856 Vorsitzender des Court of Directors.
36 F. P. G. Guizot: *De la démocratie en France* (*1849*), Paris 1849.
37 Die ersten beiden Bände von T. B. Macaulays *History of England*, die im Dezember 1848 erschienen waren.
38 MTColl. XLVII/11.
39 Wahrscheinlich George Henry Lewes (1817–1878).
40 *Autobiography*, S. 198 f. Vergleiche auch den Paragraphen, der dem Vorwort der zweiten Auflage der *Politischen Ökonomie* hinzugefügt wurde:
»Die Ergänzungen und Änderungen in der vorliegenden Auflage sind im Allgemeinen von geringer Bedeutung, aber da die kontroverse Frage des Sozialismus zunehmend an Bedeutung gewonnen hat, seit dieses Werk verfasst wurde, schien es wünschenswert, das Kapitel, das sich damit beschäftigt, zu erweitern, und dies umso mehr, als die darin vorgebrachten Einwände gegen die von einigen Sozialisten vertretenen konkreten Programme irrtümlicherweise als eine generelle Ablehnung all dessen verstanden wurden, was dieser Begriff gemeinhin beinhaltet. Eine ausführliche Würdigung des Sozialismus und der von ihm aufgeworfenen Fragen kann sinnvollerweise nur in einem separaten Werk unternommen werden.«
41 Yale University Library.
42 Die Abschnitte auf S. 247 f. von Bd. I der ersten Auflage der *Political Economy*, die gestrichen wurden, lauten folgendermaßen:
»Wer nie die Freiheit von Sorge um seinen Lebensunterhalt erlebte, überschätzt leicht den tatsächlichen Genuss, der durch die bloße Abwesenheit dieser Ungewissheit zu erlangen ist. Sind die für den Lebensunterhalt notwendigen Dinge das ganze Leben lang stets gesichert, werden sie kaum noch bewusster wahrgenommen und tragen kaum mehr zu unserem Glücke bei als die Elemente. Es gibt wenig Anziehendes an einer monotonen Routine ohne Wechselfälle, aber auch ohne Spannungen, an einem mit der erzwungenen Einhaltung einer von außen auferlegten Norm verbrachten Leben und der Ausführung einer vorgeschriebenen Aufgabe: Dabei fehlte der Arbeit ihr wichtigstes versöhnliches Moment, der Gedanke nämlich, dass jegliche Anstrengung sich spürbar auf die eigenen Belange des Arbeiters auswirkt oder diejenigen eines Menschen, mit dem er sich eins weiß; dabei könnte niemand durch seine eigenen Anstrengungen seine Lebensbedingungen verbessern oder die der Menschen, denen seine persönliche Zuneigung gilt; dabei würde niemands

Lebensweise, Beschäftigungen und Bestrebungen seiner freien Wahl entspringen, sondern ein jeder wäre der Sklave aller.«

Dieser Abschnitt wurde insgesamt in der zweiten Auflage durch die sehr viel wohlwollendere Darstellung auf S. 254–256 ersetzt, die mit den Worten beginnt: »*Das kommunistische System, einmal vorausgesetzt, dass es erfolgreich verwirklicht wäre, würde das Ende der Sorge um den Lebensunterhalt bedeuten, und das stellte einen erheblichen Gewinn für das Glück der Menschen dar.*«

43 Siehe den Abschnitt aus der ersten Auflage, der in der vorangehenden Fußnote zitiert wurde; er muss von Mrs. Taylor vorgeschlagen worden sein, als die erste Auflage geschrieben wurde.

44 Nichts in dem Kapitel, wie es in der zweiten Auflage steht, scheint mit diesem Satz übereinzustimmen, aber es könnte sehr wohl ein früherer Entwurf des letzten Abschnitts gewesen sein, der folgendermaßen beginnt (S. 265):
»*Wir wissen bislang zu wenig, was entweder individuelles Handeln in seiner bestmöglichen Form oder der Sozialismus in seiner bestmöglichen Form zu erreichen vermögen, um entscheiden zu können, welche der beiden die höchste Form der Gesellschaft sein wird.*«

Das ersetzt den Abschnitt in der ersten Auflage (S. 254), der die Dinge, »*die nicht durch individuelles Handeln vollbracht werden können*«, zum »*eigentlichen Bereich kollektiven Handelns*« erklärt und wo das Argument vertreten wird, dass »*individuelles Handeln, wo es überhaupt nur geeignet ist, fast immer am geeignetsten ist*«.

45 Erste Auflage, S. 250: »*Ich glaube, dass die Bedingungen für die Arbeiter in einer wohlgeordneten Fabrik, bei einer erheblichen Kürzung der Arbeitsstunden und einer beträchtlichen Vielfalt der Arten von Arbeit, den Bedingungen für alle in einer Sozialistischen Gemeinschaft sehr ähnlich sein würden. Ich glaube, dass die Mehrheit sich nicht für etwas darüber Hinausgehendes einsetzen würde, und falls sie das nicht tut, wird es auch niemand anderes tun. Auf dieser Grundlage wird sich das menschliche Leben wohl in einen unveränderlichen Kreislauf eingewöhnen.*«

Im Gegensatz zu dem, was Mill oben sagte, wurde der zweite Satz dieses Zitats in der zweiten Auflage (S. 257) vollständig ausgelassen, während das Wort »Sozialistisch« im ersten Satz durch »Owensch« ersetzt wurde.

46 W. E. Hickson, damals Herausgeber der *Westminster Review*, wo der Artikel über »Lord Brougham and the French Revolution« erschien.

47 Yale University Library.

48 *Principles of Political Economy* (zweite Auflage), Bd. I, S. 102–106.

49 Eine »politische und sozialistische Zeitschrift«, mit der im Jahr zuvor in Paris begonnen worden war, um für die Rechte aller Frauen einzutreten.

50 Wahrscheinlich ein erster Versuch dessen, was zwei Jahre später der Artikel über »The Enfranchisement of Women« wurde.

51 Generalmajor Sir Archibald Galloway (1779–1850) und John Shepherd, 1849 Vorsitzender beziehungsweise stellvertretender Vorsitzender der East India Company.

52 Der Rest der letzten Zeile, etwa fünf oder sechs Wörter, wurde weggeschnitten.

53 MTColl. XXVIII/225.

54 MTColl. XXVII/109.

55 Mills Rezension der Bände V und VI von George Grotes *History of Greece* erschien im *Spectator* vom 3. und 10. März 1849 (Bd. XII, S. 202 f. und 227 f.).

56 Yale University Library.

57 W. J. Fox: *Lectures Addressed Chiefly to the Working Classes*, London 1849, Bd. IV, S. xix–xx. Der dort zitierte Abschnitt ist Bd. II, S. 525 f. der Erstausgabe der *Political Economy* entnommen.

58 Ralph Waldo Emersons Vortrag über England, den er am 27. Dezember 1848 vor der Boston Mercantile Library Association hielt, widmete die *Times* vom 14. März 1849 einen sehr ausführlichen Bericht, wonach *»er von der Ausgeglichenheit ihrer wesentlichen Eigenschaften als dem hervorstechendsten Merkmal und dem Geheimnis ihres Erfolges sprach. Alles in England verkündet Leben. … Die Engländer übertreffen alle anderen an Allgemeinbildung – kein anderes Volk hat sich so harmonisch entwickelt. Jegliche Niederträchtigkeit bei einem Individuum wird von ihnen rasch erkannt. Und es ist durchaus verständlich, dass sie all diese anspruchsvollen Ansichten hegen, die Reichtum und Macht nun einmal hervorzubringen pflegen.«*

59 James Anthony Froude, *The Nemesis of Faith*, 1849. Der erwähnte Bruder war Richard Hurrell Froude.

60 *The Spectator* vom 10. März 1849, der den zweiten Teil von Mills Rezension von G. Grotes *History of Greece* enthielt.

61 J. A. Froude war von den Professoren des University College, London, für die Stelle ausgewählt worden, wurde aber infolge der Angriffe seitens der Zeitungen gebeten, seine Bewerbung zurückzuziehen, was er auch tat.

62 Auf dem, was von dieser Seite übrig geblieben ist, heißt es: *»der alte Weg, & … hat den Vorteil, … zu nehmen … Toulouse, aber ich vermute, dass die Beförderungsmittel auf dieser Strecke viel langsamer & unsicherer sind, bis wir Bourges oder Châteaurouge erreichen, wo wir auf die Eisenbahn stoßen. Ich glaube, dass den Zeitungen zufolge das Ganze oder fast das Ganze …«*

63 Yale University Library. Das Datum des Briefes selbst fehlt zusammen mit seinem Anfang, aber da der englische Poststempel des wahrscheinlich dazugehörigen Umschlags vom 18. März zu sein scheint, ist das Datum wahrscheinlich der 16. oder 17. März.

64 In seiner Rezension der Bände V und VI von George Grotes *History of Greece* im *Spectator* vom 3. und 10. März 1849; abschließend hatte er dort gesagt (S. 228):
»Hätte es irgendein Mittel gegeben, wodurch die Unabhängigkeit und Freiheit Griechenlands auf Dauer hätten bewahrt werden können, dann wäre es die einige weitere Generationen dauernde Verlängerung des Zusammenschlusses der größeren Hälfte Griechenlands unter der Vorherrschaft Athens gewesen; eine allerdings durch Gewalt erzwungene und aufrechterhaltene Vorherrschaft, aber die sanfteste, die zivilisierendste und in ihren dauerhaften Auswirkungen auf das Geschick der Menschheit glanzvollste und nützlichste aller usurpatorischen Machtausübungen in der Geschichte.«

65 Henry Fleming (gest. 1876), Assistant Secretary of the Poor Law Board seit dessen Gründung im Jahre 1847 und seit 1860 für viele Jahre Secretary. Da er dort von Charles Buller eingeführt worden war, der der erste Präsident des Poor Law Board war, ist es sehr wahrscheinlich, dass Mill ihn durch den Buller-Kreis kannte.

66 Yale University Library.

67 Siehe oben, S. 167–170.

68 Mrs. Charles Buller, die Mutter von Mills Freund Charles Buller, war am 13. März 1849 gestorben, innerhalb von zehn Monaten nach dem Tod ihres Mannes (17. Mai 1848) und ihres ältesten Sohnes (29. September 1848).

69 In dem von der ersten Seite übrig gebliebenen unvollständigen Satz scheint es nur um das Wetter der vorangegangenen Tage zu gehen.

70 *Political Economy* (erste Auflage), Bd. I, S. 441:
»*Gehört es nicht immer noch zu den bevorzugten Empfehlungen eines jeden durch allgemeine Wahlen erlangten Gemeindeamtes, eine große Familie zu haben und nicht in der Lage zu sein, sie zu unterhalten? Plakatieren die Kandidaten ihre Unmäßigkeit nicht an den Wänden und veröffentlichen sie durch Rundschreiben in der ganzen Stadt?*«
In der zweiten Auflage (S. 457) wird die im Text erwähnte Änderung vorgenommen und die folgende Fußnote hinzugefügt, die vermutlich die von Mrs. Taylor beigetragenen zwei Sätze enthält:
»*Wenig moralische Besserung kann erwartet werden, solange auf die Erzeugung großer Familien nicht ebenso reagiert wird wie auf eine übermäßige Vorliebe für Wein oder andere physische Exzesse. Aber was kann von den Armen erwartet werden, solange Adel und Geistlichkeit an erster Stelle ein Beispiel für Zügellosigkeit geben?*«

71 Der Vorschlag Mills, den er im Winter 1846/1847 im *Morning Chronicle* in einer Artikelserie ausgearbeitet hatte, plädierte für die Schaffung von bäuerlichem Grundeigentum auf dem Brachland Irlands.

72 Wahrscheinlich V. P. Considérant: *Le Socialisme devant le vieux monde, ou, le vivant devant les morts*, Paris 1848.

73 Der folgende Abschnitt beginnt auf einem neuen Bogen anderen Formats als derjenige, worauf der vorangehende Teil des Briefes stand, und es ist nur wahrscheinlich, dass damit derselbe Brief fortgesetzt wird.

74 Siehe oben, S. 187 f.

75 Dieser Klub wurde im Juli 1838 als der »Anonymous Club« von John Sterling gegründet, ein wenig mehr als sechs Jahre vor seinem Tod. Siehe Sterlings auf den 14. Juli 1838 datierten Brief, worin er Mill über die Entstehung des Klubs informiert, in A. K. Tuell: *John Sterling*, S. 366, und T. Carlyle: *The Life of John Sterling*, Teil II, Kapitel VI, wo eine Liste der ursprünglichen Mitglieder wiedergegeben ist. Die Zeitungsangriffe auf den Sterling Club wurden am 8. März vom *Record* begonnen und das ganze Jahr hindurch fortgesetzt.

76 Julius C. Hare hatte 1848 als Einführung in die Ausgabe von dessen gesammelten *Essays and Tales* Erinnerungen an das Leben von John Sterling veröffentlicht.

77 John Pringle Nichol, Fellow of the Federal Royal Society, 1804–1859, seit 1836 Professor der Astronomie an der Universität Glasgow, Mitarbeiter der *London and Westminster Review* während Mills Herausgeberschaft, als er regelmäßig mit Mill korrespondierte. Ein Buch über Amerika von ihm ist anscheinend nicht veröffentlicht worden.

78 MTColl. XXVIII/227.

79 MTColl. XXVIII/229.

VII. John Taylors Krankheit und Tod

1 MTColl. L/9–37. Von hier an und bis zum Ende dieses Buches werden nur noch ausgewählte Passagen aus der Korrespondenz abgedruckt.

2 MTColl. L/16.

3 MTColl. L/17.

4 MTColl. L/28.

5 MTColl. L/30.

6 MTColl. L/18.
7 MTColl. L/12.
8 MTColl. L/27.
9 MTColl. L/25.
10 MTColl. L/28. Ein Bogen in J. S. M.s Handschrift, von ihm mit dem Inhaltsvermerk »Mich betreffende Auszüge aus den Briefen Sterlings« versehen, befindet sich in MTColl. XLIX/21, enthält aber keine der weiter unten beklagten Passagen.
11 MTColl. L/31.
12 MacMinn et al.: *Bibliography*, 71. Der Artikel erschien in der *Daily News* vom 14. Juli 1849.
13 MTColl. L/32.
14 MTColl. L/34.
15 MTColl. L/36.
16 MTColl. L/37.

VIII. Heirat und Bruch mit Mills Familie

1 MTColl. L/39. Dieser Brief lässt sich allein deshalb einem annähernden Datum zuordnen, weil das Briefpapier das gleiche ist wie das des folgenden Briefes.
2 MTColl. L/38.
3 Die beiden Ohio-Tagungen fanden am 19. und 20. April 1850 in Salem statt und am 28. und 29. Mai 1851 in Acron.
4 William Lloyd Garrison (1805–1879), Wendell Phillips (1811–1884) und Frederick Douglas (1817–1895).
5 Zur Zeit der Veröffentlichung des Artikels ging man anscheinend allgemein davon aus, dass Mill der Verfasser sei, und Charlotte Brontë nimmt auf ihn als solchen Bezug in einem bereits auf den 20. September datierten Brief, der in Mrs. Gaskells *Life of Charlotte Brontë* (Everyman Edition, S. 344) zitiert ist. Mill nahm dazu in einem Brief vermutlich an Mrs. Gaskell Stellung, wo es heißt:
»Ich bin nicht der Verfasser des Artikels, darf aber beanspruchen, sein Herausgeber zu sein: und ich wäre stolz, mit jedem Gedanken, jeder Meinung, jeder Äußerung darin identifiziert zu werden. Der Verfasser ist eine Frau großherzigster und wohlwollendster Gesinnung und gänzlich achtlos sich selbst gegenüber in ihrem edlen Eifer, andere zu ehren, wie ich eine solche noch nie kennengelernt hatte.« (*The Brontës: Their Lives, Friendships and Correspondence, The Shakespeare Head Brontë*, Hg. T. J. Wise und J. A. Symington, Oxford 1932, Bd. III., S. 278).
6 Manuskript in der Huntington Library. Siehe auch die weiteren Briefe an Hickson in derselben Sammlung mit dem Datum vom 10. und 19. März 1851 und vom 19. März 1850. W. E. Hickson (1803–1870) hatte im Juni 1840 die *Westminster Review* von Mill übernommen.
7 *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, S. 158, worin sich auch eine Faksimilereproduktion findet.
8 Entwurf eines Briefes an Wilhelmina King, MTColl. XLVII/15, Brief an Jane Ferraboschi, Yale University Library.
9 Siehe George Mills Brief an Mrs. Mill, der weiter unten, S. 221, zitiert wird, und das Zitat aus J. S. Mills Brief in A. Bain: *J. S. Mill*, S. 93.
10 Seite zerrissen.
11 Harriet T. Mill an den Rev. J. Crompton, 26. Oktober 1873, im King's College, Cambridge.

12 In einem Brief etwa zur selben Zeit (in der Yale University Library, datiert auf den 27. Juli 1851), worin Mills alter Freund und früherer Kollege im India House, Horace Grant, ihm etwas verspätet zur *»Heirat mit einer liebenswürdigen Frau gratuliert, die imstande ist, Deine Bemühungen zu verstehen und zu würdigen«*, berichtet dieser auch, dass *»ich vor einiger Zeit Mary & ihre Kinder sah & dachte, sie sehe gesund und glücklich aus. Ihre Bemühungen an den Lumpenschulen überraschten mich ein wenig – da sie eher schüchtern zu sein pflegte: aber ich nehme an, dass die Erscheinung eines schönen weiblichen Wesens inmitten einer Schar von jugendlichen Dieben & Strolchen, die nichts anderes kennen, als von ihren Autoritätspersonen geohrfeigt und herumgestoßen zu werden, ganz wie die eines guten Engels gewesen sein muss & viel Gutes geschaffen hat.«*

13 MTColl. XLVII/18. In Mills Handschrift mit dem Inhaltsvermerk versehen: *»Mary – eine Antwort 14. August 1851. Ihre Erwiderung 30. August.«* Diese sind nicht erhalten geblieben.

14 Die Tochter von Mills ältester Schwester, Wilhelmina King.

15 MTColl. XLVII/4.

16 Die Adresse der Firma David Taylor & Sons.

17 Entwurf in MTColl. XLVII/5, datiert wie oben und in derselben Handschrift bestätigt »kopiert am 16. Juli 1851«.

18 Entwurf in MTColl. XLVII/20. Es existiert auch ein noch aggressiverer und wahrscheinlich früherer Entwurf, ebd., XLVII/45.

19 MTColl. XLVII/21.

20 MTColl. XLVII/22.

21 MTColl. XLVII/24.

22 MTColl. XLVII/23.

IX. Krankheit

1 *Letters of Charles Eliot Norton* (Hg. S. Norton und M. A. de Wolfe Howe), London 1913), Bd. I, S. 330.

2 Siehe Lord Ashburtons Brief an Mill in der Yale University Library:
»Bath House/26. Mai 51/Mein lieber Mill/Ich versprach Lady Ashburton, Ihnen zu schreiben, & ich löse mein Versprechen höchst bereitwillig ein, denn ich würde es bedauern, sollten Sie Grund zu der Annahme haben, dass wir das Ereignis in Ihrem Leben, das so viel zu diesem beizutragen hat, übersehen könnten.

Wir sind darüber auch in eigener Sache hocherfreut, hoffen wir doch, durch diese Veränderung ebenso zu gewinnen wie Sie. Wir sind sicher, dass Sie nun nicht länger allein für Ihre Bücher leben werden, dass Sie menschlicher Anteilnahme erlauben werden, Zugang zu Ihrem Denken zu erlangen.

Möglicherweise werden Sie dann gezwungen sein, sich daran zu erinnern, dass es einst gewisse Freunde gab, die glaubten, Sie in der Hand zu haben, die glaubten, sie seien für Sie ebenso notwendig, wie Sie es für sie sind.

Nun sind diese Freunde, in keiner Weise entmutigt durch frühere Misserfolge, sehr darauf bedacht, Mrs. Mill für sich zu gewinnen, und ich würde es für äußerst unfair halten, wenn Sie ihnen nicht bald eine Gelegenheit dazu verschaffen würden. Wir werden Ihnen deshalb keinerlei Ausflüchte zugestehen, keine Fluchtmöglichkeiten vor Ihrem Geschick.

Es steht geschrieben, dass an einem Tag in diesem Monat oder zu Beginn des nächsten Sie uns entweder mitteilen, wo wir Mrs. Mill einen Besuch abstatten können, oder einen

Zeitpunkt verabreden, wann Sie Mrs. Mill zu einem Besuch bei uns veranlassen werden. Höre und gehorche. Die Schicksalsgöttinnen wollen es so./Ihr Ashburton.«

3 Siehe John Chapmans Tagebuch in Gordon S. Haight: *George Eliot and John Chapman*, New Haven: Yale University Press 1940, S. 169 f., unter dem Datum vom 24. Mai 1851: *»Mrs Hennell sagt, dass die Dame, die er [Mill] gerade geheiratet hat, eine Witwe sei, deren Mann seit anderthalb Jahren tot ist, und dass sich zu Lebzeiten ihres früheren Mannes eine ›stürmische Freundschaft‹ zwischen ihr und ihm entwickelte, was es ihm angeraten erscheinen ließ, sich auf den Kontinent zu begeben, wohin sie ihm gefolgt sein soll; und jetzt (aufgrund dieser Umstände, wie sie vermutet) weigert sich Mrs. Thornton Hunt, Mr. und Mrs. Mill zu besuchen.«*

4 *Political Club, Minutes and Proceedings*, Bd. VI (Centenary Volume), London: Macmillan 1921, S. 65–68, dem zu entnehmen ist, dass Mill bei sechs der zwanzig in den Jahren 1851–1853 abgehaltenen Treffen des Klubs die Diskussion eröffnete.

5 MTColl. LI.

6 Algernon Taylor: *Memories of a Student* (zweite, erweiterte Auflage), London: Simpkin Marshall 1895 – eine erste Auflage war nur als Privatdruck im Umlauf, S. 10. Algernon Taylor fügt hinzu, dass nach Mills Tod *»eine Zeitschrift für Musik – der ›Musical Standard‹, wenn ich mich recht erinnere – auf seinen überdurchschnittlich guten, wenn auch wenig bekannten musikalischen Geschmack und seine musikalischen Fähigkeiten aufmerksam machte«*. Später wird in demselben Werk erwähnt (S. 233), dass Mill auch ein guter Schachspieler war.

7 MacMinn et al.*: Bibliography*, S. 76.

8 *Remarks on Mr. Fitzroy's Bill for the more effectual Prevention of Assaults on Women and Children*. Privatdruck 1853. Siehe MacMinn et al.*, Bibliography*, S. 79.

9 Vier dieser Briefe, auf den 26., 29., 31. August und September 1853 datiert, sind in der Yale University Library und einer, nicht datiert, aber wahrscheinlich vom 27. August, in MTColl. II/305. Alle in diesem Kapitel zitierten Briefe von Mill an seine Frau sind in der Yale University Library.

10 Weiter oben als »die große Physiologie« beschrieben.

11 Offenbar der Essay über »Natur«, 1874 postum als Teil des Bandes *Nature, the Utility of Religion, and Theism* veröffentlicht, der aber 1853 Teil eines Essaybandes sein sollte, an dem Mill damals arbeitete und woraus schließlich *Über die Freiheit, Utilitarismus* und vielleicht ein anderes seiner späteren Werke entstand.

12 Die Rezension der Bände IX–XI von G. Grotes *History of Greece*, worauf Mill im Sommer dieses Jahres viel Zeit verwendet hatte, bevor sie in der *Edinburgh Review* vom Oktober erschien.

13 George Cornewall Lewis (1806–1863), Herausgeber der *Edinburgh Review* von 1852 bis 1855.

14 Seite durch das Siegel zerrissen.

15 Der jüngste Bruder, George, war jedoch wenige Monate zuvor in Madeira durch Suizid gestorben, womit er dem tödlichen Verlauf seiner Krankheit, für die er vergeblich ein Heilmittel gesucht hatte, nur um eine kurze Zeitspanne zuvorkam.

16 Russell Elice war damals Vorsitzender des Court of Directors und David Hill und W. T. Thornton (1813–1880) Beamte der East India Company ebenso wie Thomas Love Peacock (1785–1866), der Romancier, der von 1836 bis 1856 das Examiner's Department leitete; Mill wurde sein Nachfolger.

17 J. S. Mills jüngerer Bruder, der vor kurzem aus Indien zurückgekehrt war.
18 William George Prescott, George Grotes Partner bei der Bank Prescott, Grote & Company und eines der drei ersten Mitglieder der Utilitarian Society.
19 *Letters* (Hg. Elliot), Bd. II, S. 357–386.
20 »Parliamentary Purification«, in: *Edinburgh Review*, Bd. XCVIII/200, S. 566–624, vermutlich von William Rathbone Greg (1809–1881), der in den vorangegangenen Jahren für die Zeitschrift regelmäßig über ähnliche Themen geschrieben hatte.
21 Dieser Brief an Lord Monteagle, der auf den 20. März 1853 datiert ist und den Erhalt seiner Broschüre über die *Representation of Minorities* bestätigt, ist abgedruckt in *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, S. 173.
22 Wahrscheinlich die Broschüre *Thoughts on Parliamentary Reform*, die erst 1859 veröffentlicht wurde, aber Bain: *J. S. Mill* (S. 103) zufolge einige Jahre früher geschrieben worden ist.
23 Unter der Post, die Mill bei seiner Rückkehr vorgefunden hatte, befand sich auch eine Anfrage John Chapmans, des damaligen Herausgebers der *Westminster Review*, an Mill, Harriet Martineaus gekürzte Übersetzung von Comtes *Positive Philosophy* zu rezensieren, die John Chapman 1853 veröffentlicht hatte.
24 Sir James Clark (1788–1870), Baronet, Fellow of the Federal Royal Society, Leibarzt der Königin Victoria.
25 MTColl. L(i). Das ist eine mit Bleistift geschriebene Mitteilung, sehr verblasst, und einige der Lesarten sind nicht sicher. Sie trägt die Nummer 15, während Mills Brief, auf den sie antwortet, sein 14. ist.
26 *The Utility of Religion* wurde der Titel des zweiten der in dem postumen Band über *Nature, the Utility of Religion, and Theism* (1874) enthaltenen Essays. Helen Taylors *Introduction* in den Band zufolge wurde er zusammen mit dem Essay über *Nature* etwa zu dieser Zeit geschrieben.
27 Eine Rezension der *Letters of Rachel Lady Russell* (Hg. J. R. [Earl Russell]), London 1853, im *Examiner* vom 4. Februar 1854, S. 68 f.
28 7., 13. und 15. Februar und 6. März.
29 28. Februar.
30 Dieser Brief von G. O. Trevelyan, datiert auf den 8. März 1854, und zwei spätere Briefe mit dem Entwurf von Mills Antwort befinden sich in der »Hutzler Collection of Economic Classics« an der Johns Hopkins University.
31 Siehe auch Trevelyans Briefe an Mill, datiert auf den 11. und 24. Mai 1854, in MTColl. I/27 f.
32 Frederick James Furnival (1825–1910).
33 J. S. M. an H. M., 4. Februar 1854. Dieser Brief, in dem er die Erlaubnis erteilt, datiert auf den 13. Februar, ist abgedruckt in *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, S. 177.
34 J. S. M. an H. M., 14. März 1854.
35 Der vorgesehene Nachdruck dieses Kapitels lässt sich nicht mehr ausfindig machen, und es ist zweifelhaft, ob er je erschien. Die Übersetzung der französischsprachigen Abschnitte wurde später für die Volksausgabe der *Political Economy* benützt, und die Ergänzungen erscheinen alle in der 4. Auflage von 1857. Der auf Vorschlag Mrs. Mills eingefügte »Vorbehalt« ist offenbar der in eckigen Klammern stehende Satz im folgenden Abschnitt, wie er sich auf S. 350 der 4. Auflage findet, aber nicht im Entwurf dieses Abschnitts enthalten ist, den Mill an seine Frau schickte:

»Einer der schändlichsten der in letzter Zeit von den arbeitenden Klassen Englands gebotenen Anhaltspunkte für ihren niedrigen moralischen Zustand ist ihr Widerstand gegen den Stück- oder Akkordlohn. [Wenn der Stücklohn nicht ausreichend hoch ist, stellt dies eine Rechtfertigung dar, sich dagegen zu wehren.] Aber die Ablehnung des Stücklohns, es sei denn unter irrigen Annahmen, kann nichts anderes sein als Ablehnung der Gerechtigkeit oder Fairness, als ein Wunsch zu betrügen, indem man Arbeit nicht im Verhältnis zum Lohn leistet. Stücklohn ist die Vervollkommnung von Vertrag*: und Vertrag ist bei jeder Arbeit und bis ins kleinste Detail – das Prinzip von so und so viel Lohn für so und so viel Arbeitsleistung zum Extrem getrieben – das System, das gegenüber allen anderen in der gegenwärtigen Gesellschaft für den Arbeiter am vorteilhaftesten ist, auch wenn es am unvorteilhaftesten für den Nichtarbeiter ist, der für seinen Müßiggang bezahlt werden möchte.«*

36 J. S. M. an H. M., 8. April 1854.

37 Francis Hopkins Ramadge, M.D. (1793–1867), Chefarzt des Krankenhauses für Asthma und Schwindsucht und andere Lungenkrankheiten, hatte 1834 das Buch *Consumption Curable (Die Lungenschwindsucht ist heilbar)* veröffentlicht, das viele Auflagen hatte und in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

38 J. S. M. an H. M., 8. April 1854.

39 J. S. M. an H. M., 5. April 1854.

40 Das Original dieses Briefes von Mills Mutter an ihn befindet sich in der MTColl. XLVII/24. Es beginnt mit den Worten:
»4 Westbourne Park Villas/29. März/Mein lieber John/Leider hast Du mir nicht gesagt, ob Du Deinen Husten losgeworden bist, ich fürchte, dass dem nicht so ist. Was mich betrifft …« und fährt fort, wie von Mill zitiert. Die Briefunterschrift ist *»Deine Dich liebende Mutter/H. Mill«* und hat das folgende Postskriptum: *»James' Adresse ist/Ullaport/North Britain/Wenn Du mir das nächste Mal schreibst, kannst Du mir sagen, was für ein Ruhestandsgeld er hat?«*

Von John Mills Brief an seinen Bruder James, wofür ihm seine Mutter die Adresse gab, befindet sich eine abgerissene letzte Seite in MTColl. XLVII/25, mit dem Poststempel vom 31. März 1854. Nach einem unvollständigen Satz über irgendjemands Gesundheit heißt es weiter:
»Ich weiß nicht, wieweit Du Dich für vorübergehende Ereignisse interessierst. Sehr bald werden die neuen Anordnungen für den India Act in Kraft treten. Was mich betrifft, so scheinen mir alle Änderungen, abgesehen davon, dass der Staatsdienst für den Wettbewerb geöffnet wird, Verschlechterungen zu sein. Es ist das fehlerhafteste Stück Arbeit, das diese Minister produziert haben – die ich ansonsten allen Ministern vorziehe, die England je hatte./Herzlich Dein/J. S. Mill.«

41 Die älteste von Mills Schwestern, die in Deutschland lebte.

42 Diese Schreiben sind in MTColl. XLVII/28, 29. Eines soll hier wiedergegeben werden:
»Clara E. Mill an J. S. M.: *4, Westbourne Park Villas, 10. April./Lieber John/Falls Du nicht anderweitig davon Kenntnis erhalten hast, halte ich es für richtig, Dir mitzuteilen, dass meine arme Mutter ernsthaft krank ist. Die Ärzte erklärten, dass es sich bei ihrem Leiden um einen Lebertumor handle. Ich glaube nicht, dass sie ihren Zustand für kritisch halten, aber sie verheimlichen nicht, dass es in jedem Alter eine sehr ernsthafte Sache ist, und in ihrem Fall besteht kein Zweifel, dass ihre Kräfte nachlassen. Sir James Clark untersuchte sie vor etwa 10 Tagen, & Mr. Quain (32 Cavendish Square) untersuchte sie am Samstag &*

kommt mindestens zweimal in der Woche – von jedem der beiden kannst Du natürlich all die von Dir gewünschten Informationen erhalten./Meine Mutter weiß nicht, dass ich Dir schreibe,/C. E. Mill.«

43 J. S. M. an H. M., Saint-Malo, 14. Juni 1854.

44 MTColl. XLVII/32.

45 Entwurf in MTColl. XLVII/31. Der letzte Absatz lautete zunächst:
»Falls Du Gelegenheit haben solltest, mir zu schreiben, schicke den Brief an die Adresse meines Hauses in Blackheath, und meine Frau wird ihn mir nachsenden. Meine Frau wünscht Dir alles Gute & bedauert es, dass ihre Gesundheit es ihr nicht erlaubte, Dir einen Besuch abzustatten, wie sie es sehr gerne getan hätte«, und die letzten vier Wörter wurden zuerst ersetzt durch *»andernfalls längst getan hätte«* und dann durch *»sehr gerne getan hätte«* und schließlich durch den Absatz im Text.

46 Alle diese Briefe befinden sich in der Yale University Library.

47 Später aufgenommen in *Utilitarianism*. Bain (*J. S. Mill*, S. 112) verweist auf einen Brief, der ihm die Annahme nahelegte, dass *Utilitarianism* 1854 geschrieben worden sei, aber den hier zitierten Briefen zufolge ist es wahrscheinlicher, dass die damals geschriebenen Essays noch nicht für ein Buch unter diesem Titel vorgesehen waren, auch wenn sie später bei der Abfassung von *Utilitarianism* benutzt wurden.

48 Wahrscheinlich die *Thoughts on Parliamentary Reform*, die fünf Jahre später veröffentlicht wurden.

49 MTColl. XLVII/38.

X. Italien und Sizilien

1 Mrs. Mill litt zu der Zeit neben ihren Problemen mit der Lunge anscheinend auch an einer weiteren Krankheit. Am 30. Oktober schrieb sie ihrem Bruder Arthus in Australien (MTColl. XXVII/48):
»Ich habe selten die Kraft, mehr als ein paar Zeilen auf einmal zu schreiben, denn meine Kräfte haben so sehr nachgelassen seit meiner schweren Erkrankung 1853, als ein Blutgefäß in der Lunge platzte und man monatelang nicht erwartete, dass ich mich je wieder erholen würde, und seitdem bin ich zweimal operiert worden.«

2 Alle Briefe Mills, aus denen in diesem und dem folgenden Kapitel Abschnitte zitiert werden, befinden sich in der Yale University Library.

3 So in einem Brief an Auguste Comte vom 12. August 1842 beschrieben. Siehe *Lettres inédites de John Stuart Mill à Auguste Comte*, Paris 1899, S. 94.

4 Offensichtlich ein Brief der Königin an Mr. Sidney Herbert, abgedruckt in *The Times* vom 5. Januar 1855:
»Windsor Castle, 6. Dez. 1854. Würden Sie bitte Mrs. Herbert sagen, dass ich Sie darum bitte, mich die Berichte, die sie von Miss Florence Nightingale oder Mrs. Bracebridge erhält, häufig lesen zu lassen, *da* ich keine Einzelheiten über die Verwundeten erfahre, *auch wenn ich so viele den Berichten der Offiziere etc. vom Schlachtfeld entnehme, und natürlich müssen erstere* meine *Teilnahme mehr erwecken als die eines jeden anderen.*

Würden Sie Mrs. Herbert auch von meinem Wunsch in Kenntnis setzen, dass Miss Nightingale und die Damen diesen armen edlen und kranken Männern sagen, NIEMAND nehme *eine innigere Anteilnahme an ihren Leiden und empfinde ein* stärkeres *Mitgefühl dafür oder bewundere ihren Mut und ihr Heldentum MEHR als ihre Königin. Tag und Nacht denkt sie an ihre geliebten Soldaten, wie es auch der Prinzgemahl Albert tut.*

Bitten Sie Mrs. Herbert, diese meine Worte jenen Damen mitzuteilen, da ich weiß, dass unser *Mitgefühl von diesen edlen Gefährtinnen sehr geschätzt wird.*
Victoria.«

5 Frederic Lucas, M.P., geboren 1812, Rechtsanwalt und Konvertit zum Katholizismus, Freund Carlyles, seit 1840 Herausgeber von *The Tablet*. Er kehrte im Mai 1855 nach London zurück und starb dort im Herbst desselben Jahres. Seinem Biographen zufolge *»widmete er neuerdings viel Zeit dem Studium der politischen Ökonomie und interessierte sich ganz besonders für die Gesellschaftstheorien John Stuart Mills«*. 1851 hatten Lucas und Charles Gavan Duffy Mill im Auftrag des Council of the Tenant League aufgefordert, für einen irischen Wahlbezirk für das Parlament zu kandidieren. Siehe *Autobiography*, S. 237 und *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, S. 159, *The Life of Frederic Lucas, M.P.* von seinem Bruder Edward Lucas, 2 Bde., London 1886, besonders Bd. II, S. 122; S. 126, und C. G. Duffy: *Conversations with Carlyle*, S. 166.

6 Wahrscheinlich Abraham Hayward.

7 Die jüngere Lady Duff Gordon müsste Lucy sein, die Tochter von Sarah Austin.

8 Vergleiche Mills Darstellung der Idee für das Buch *On Liberty* in der *Autobiography*, S. 212: *»Ich hatte es 1854 zunächst als ein kurzes Essay geplant und geschrieben. Erst als ich im Januar 1855 die Treppe zum Capitol hinaufging, kam mir zum ersten Mal der Gedanke, es zu einem Buch zu machen.«*

9 Father Kyne, ein katholischer Geistlicher, der Frederic Lucas nach Rom begleitet hatte.

10 Lord Aberdeens Kabinett, auf das die erste Regierung von Lord Palmerston folgte, nachdem am 29. Januar ein Antrag auf einen Untersuchungsausschuss für die Misswirtschaft beim Krimfeldzug mit 305 gegen 148 Stimmen angenommen worden war.

11 Edward Lucas erzählt in der Biographie seines Bruders, dass er *»häufig gehört hatte, wie sich Father Kyne, der selber ein kenntnisreicher Mann war, über die Unterhaltung, Diskussion und die beiläufigen Bemerkungen der beiden Männer [Mill und Lucas] auslieβ, die ihm zufolge alles in den Schatten stellten, was ihm jemals an Unterhaltungen begegnet war.«* (*The Life of Fredric Lucas, M.P.* von seinem Bruder Edward Lucas, London 1886, Bd. II, S. 126).

12 Siehe *Report from the Select Committee for the Savings of the Middle and Working Classes*, Parliamentary Papers, 1850, Bd. XIX, insbesondere Mills Antworten auf die Fragen S. 839; S. 847–851; S. 879–880; S. 906; S. 913.

13 Der englische Konsul in Palermo.

14 Goethe, der 1787 im Verlauf seiner italienischen Reise auch eine Reise durch Sizilien unternommen hatte, die der Mills recht ähnlich war, war damals siebenunddreißig Jahre alt.

15 George Finlay (1799–1875), Historiker und Verfasser einer *History of Greece*, hatte am Griechischen Unabhängigkeitskrieg teilgenommen und Lord Byron gekannt.

16 Sir Thomas Wyse (1791–1892), seit 1849 englischer Gesandter in Athen und früher Secretary of the Board of Control for India.

XI. Griechenland

1 J. S. M. an H. M., Korfu, 10. April 1855. Alle in diesem Kapitel abgedruckten Briefe Mills befinden sich in der Yale University Library.

2 Sir H. Ward, der Lord High Commissioner to the Ionian Islands.

3 Sir J. Young.

4 Joseph Hume, Politiker und Parteigänger der Radicals, war am 20. Februar 1855 gestorben.
5 Mit dem Rücktritt W. E. Gladstones als Finanzminister und zweier anderer Minister war Sir George Cornewall Lewis Finanzminister geworden und R. V. Smith President of the Board of Control.
6 Colonel Wodehouse, Resident auf Ithaka.
7 Adjutant beim High Commissioner.
8 Henry Reeve (1813–1895), der fünfzehn Jahre lang Auslandsredakteur von *The Times* gewesen war und 1855, als G. C. Lewis Finanzminister wurde und die Stelle des Herausgebers der *Edinburgh Review* aufgab, dessen Nachfolger bei der *Edinburgh Review* wurde und diese Stellung bis zu seinem Tode vierzig Jahre später innehatte.
9 MTColl. XXVII/46. Das ist eine Kopie des Schlussteils des Briefes mit dem später hinzugefügten, offenkundig irrtümlichen Datum »März 1855«.
10 Der irische Botaniker, dessen Bekanntschaft Mill auf Korfu gemacht hatte.
11 Der *sous-préfet* von Xirochorion, für den sie ein Empfehlungsschreiben hatten.
12 Christopher Wordsworth (Bischof von Lincoln): *Greece, pictorial, descriptive and historical, with upwards of three hundred and fifty engravings by Copley, Fielding etc.*, London 1839. Eine Neuauflage dieses Werks war 1853 erschienen.
13 Mill besuchte jedoch nach Mrs. Mills Tod Griechenland noch einmal und verbrachte 1862 einige Monate mit Helen Taylor dort und in Konstantinopel.
14 Der englische Arzt in Florenz, den er konsultiert hatte.

XII. Die letzten Jahre und der Tod von Mrs. Mill

1 Yale University Library.
2 MTColl. LI/1.
3 MTColl. LI und LII.
4 Einer aus York, offensichtlich vom 14. Februar, in MTColl. LII/125, und sieben aus London, wahrscheinlich vom 16., 17., 18., 19., 24., 25. und 26. Februar, in der Yale University Library.
5 Yale University Library.
6 Yale University Library.
7 Falls sich das, was wahrscheinlich ist, auf Buch I, Kapitel VIII, § 5 der *Political Economy* bezieht, das in der vorangegangenen (dritten) Auflage erheblich geändert worden war, scheinen bei dieser Gelegenheit keine weiteren Änderungen vorgenommen worden zu sein.
8 Yale University Library. Das folgende undatierte Fragment, ebenfalls in der Yale University Library, gehört wahrscheinlich demselben Zeitraum an. Es ist auf einem einzelnen Bogen, der offensichtlich absichtlich dadurch verstümmelt wurde, dass der untere Teil abgeschnitten worden ist. Und folglich ist der Text auf den beiden Seiten nicht fortlaufend, und es ist auch unmöglich zu sagen, welcher Teil zuerst kommt.
»**J. S. M. an H. M., Februar 1857 (?):** *wenn Du nur wüsstest, mit welcher Freude ich alles aufgeben & mein ganzes Leben in Australien leben würde, wenn Du anderswo nicht gesund sein kannst – wie schrecklich wäre es, wenn das aus mich betreffenden Erwägungen heraus so lange nicht geschähe, bis es sinnlos wäre.*

O meine Geliebte, habe Mitleid mit mir & rette dieses kostbare Leben, das das einzige Leben ist, das es für mich auf dieser Welt gibt –

[Anfang der zweiten Seite:] ich musste so sehr bei Dir sein, ich sehnte mich so sehr danach – & immer bei Dir – wenn Du krank bist. Zwar quält mich das Gefühl meiner eigenen Hilflosigkeit & Nutzlosigkeit in praktischen Dingen, wenn diese so wichtig sind, aber Deine vollkommene Liebe vermag, was …«

9 Vier Briefe von Mill an seine Frau vom 13., 16., 18. und 19. September befinden sich in der Yale University Library. Von Mrs. Mill gibt es nur den einen Brief, worauf in der folgenden Fußnote Bezug genommen wird.

10 MTColl. XXVIII/240.

11 H. M. an ihre Mutter, 4. Dezember 1857, MTColl. XXVII/83.

12 J. S. Mills Briefe aus Matlock vom 11. und 12. Juli, Edensor vom 13. Juli und Bakewell vom 15. Juli 1858 befinden sich in der Yale University Library und Mrs. Mills Briefe vom 12. und 13. Juli in MTColl. XXVIII/236 und 237.

13 Ein in Matlock am Sonntagabend zur Post gebrachter Brief, welcher am nächsten Morgen in Blackheath ausgetragen worden ist!

14 Sir Edward Bulwer-Lytton (später Lord Lytton) (1803–1873), der Romancier, der kurz zuvor Kolonialminister in Lord Derbys zweitem Kabinett geworden war.

15 MTColl. LIII/(i) 1–29, für Mrs. Mills Briefe während der Reise an Helen Taylor mit Helen Taylors Antwortschreiben; auch Mrs. Mills Brief an Algernon Taylor, Paris, 15. Oktober 1858, MTColl. XXVII/119.

16 Yale University Library. In einem Brief, der im *Literary Guide* vom 1. Juli 1907 erschien, erklärt Mary Taylor, dass sie im Besitz eines Briefes von Mill an Dr. Gurney sei, worin er diesem ein Honorar von £ 1000 für die Behandlung seiner Frau anbiete. Das würde bedeuten, dass der Arzt sich zunächst weigerte zu kommen, was dem Inhalt des Briefwechsels widerspricht. Miss Taylor verdankte ihr Wissen jedoch dem besonderen Umstand, dass Dr. Gurney ihr Onkel war – ihr Vater, Algernon Taylor, hatte 1860 Dr. Gurneys Schwester geheiratet.

17 Yale University Library. Die Interpunktion, die im Original weitgehend fehlt, ist ergänzt worden.

18 Yale University Library. Helen Taylors Antwort in MTColl. LIII(i)/29.

19 A. Bain: *J. S. Mill*, S. 102. Die Anzeige von Mrs. Mills Tod, die Mill mit dem Brief an Thornton geschickt hatte, erschien in *The Times* vom 13. November 1858.

20 Jules Veran: »Le souvenir de Stuart Mill à Avignon«, *Revue des Deux Mondes,* 1. September 1937, S. 216.

21 Entwurf in der Yale University Library. Vergleiche auch die Briefe an George Grote vom 28. November 1858 und an Pasquale Villari vom 6. und 28. März 1859, in: *Letters* (Hg. Elliot), Bd. I, S. 213; 216; 217.

22 In MTColl. XLI/11 sind mehrere aufeinanderfolgende Entwürfe dieser Inschrift in Mills Handschrift, wovon drei Mrs. Mills Geburtsdatum fälschlicherweise mit 8. Oktober 1808 angeben (anstatt 1807), in einem Fall wird dies an die Stelle eines früheren »1806« gesetzt.

23 Alexander Bain an Helen Taylor, 13. September 1873, MTColl. IV/17. In einem früheren Brief (6. September 1873, MTColl. IV/15) hatte Bain Helen Taylor erfolglos gedrängt, einige der überspannteren Abschnitte von Mills Lob seiner Frau auszulassen. Obwohl Helen Taylor da, wo sich die Abschnitte auf sie selbst bezogen, zumindest teilweise Bains Rat folgte, hinterließ sie Anweisungen, dass das vollständige Manuskript *»ohne Änderungen oder Auslassungen innerhalb eines Jahres nach ihrem Tode veröffent-*

licht werden« sollte. Diese Anweisungen wurden nicht ausgeführt, und eine ungekürzte Veröffentlichung stellte erst die Ausgabe von 1924 dar, die in Anmerkung 25 weiter unten zitiert wird.

24 Die folgende Beschreibung seitens eines amerikanischen Besuchers von Mills Beziehung zu Helen Taylor gegen Ende seines Lebens ist in diesem Zusammenhang von Interesse:

»**C. E. Norton an Chauncey Wright, 13. September 1870:** *Ich hege Zweifel, ob Mills Anteilnahme an der Frauenfrage ihm als Denker dienlich ist. Sie tendiert dazu, den vom Gefühl geprägten Teil seiner geistigen Fähigkeiten zu betonen, der enorm stark ist und nur durch seinen Respekt vor der eigenen Vernunft gebührend kontrolliert wurde. Dieser Respekt verringert sich jedoch unter dem nachhaltigen Einfluss seiner Tochter, Miss Taylors, die zweifellos eine bewundernswerte Persönlichkeit ist, aber das ist, was man, gehörte sie dem Geschlecht an, das sie als minderwertig betrachtet, als äußerst hochnäsig bezeichnen würde. Ihr Selbstvertrauen, das ihr Vertrauen in Mill einschließt, ist gewaltig, und Mill ist davon überwältigt. Ihre Worte haben für ihn einen orakelhaften Wert – mehr als nur ihre bloße Bedeutung, und Miss Taylors unbewusste Schmeichelei zusammen mit der sehr direkten Schmeichelei vieler anderer berühmter Führer der großen weiblichen Armee üben eine keineswegs unnatürliche Wirkung auf seine empfindliche, leicht zu beeindruckende und teilnahmsvolle Natur aus. Wenn ich den Fall so nachdrücklich schildere, tue ich das vielleicht mit allzu großer Emphase, aber Sie werden angesichts der Überdeutlichkeit meiner Worte die erforderlichen Einschränkungen vornehmen.*« (*Letters of Charles Eliot Norton*, London 1913, Bd. I, S. 400)

25 *Autobiography of John Stuart Mill*, zum ersten Mal veröffentlicht ohne Änderungen oder Auslassungen nach dem Originalmanuskript im Besitz der Columbia University mit einem Vorwort von John Jacob Coss, New York: Columbia University Press 1924, S. 184 f.

Nachtrag

Jane Welsh Carlyle: *A New Selection of her Letters*, zusammengestellt von Trudy Bliss, London, Victor Gollancz Ltd. 1950, die erschien, als der vorliegende Band im Druck war, enthält nicht nur einige weitere relevante Abschnitte aus Mrs. Carlyles Korrespondenz (besonders S. 60; S. 82; S. 125), sondern macht es auch wahrscheinlich, dass die umfangreiche Korrespondenz der Carlyles in Edinburgh noch mehr Informationen über Mill und Mrs. Taylor enthält.

Über Mills Schriften zur Poesie siehe nun auch J. R. Hainds: »J. S. Mill's *Examiner* Articles on Art«, in: *Journal of the History of Ideas* (April 1950), Bd. XI, Nr. 2.

2. Ursprünge von Konformität

1 MTColl., Box III/78, auf Seiten mit dem Wasserzeichen »1832«.

2 Eine im Manuskript gelassenen Lücke für ein Wort, das später eingesetzt werden sollte.

3. Schriften über Frauenrechte

1 Elizabeth Fry (1780–1845), Reformerin des britischen Gefängniswesens.

2 Vgl. das Evangelium des Lukas Kap. 9,11–15.

4. George Sand

1 Lücke im Manuskript, »élan« in der französischen Fassung.
2 Lücke für zwei Wörter nach durchgestrichenem Auftakt »I fear that contrary«. Diese Passage findet sich nicht in der französischen Fassung.

5. Über Frauenemanzipation

1 Das heißt die in *Dissertations and Discussions*, 2 Bde., London 1859, bei Parker publizierten.
2 Paulina Kellog Wright Davis (1813–1876) leitete die Versammlung.
3 Jacob Gilbert Forman: »Woman's Rights Convention at Worcester, Mass.«, in: *New York Daily Tribune* vom 26. Oktober 1850, S. 6.
4 *A Declaration by the Representatives of the United States of America, in General Congress Assembled*, Philadelphia 1776.
5 Anmerkung Harriet Taylors: *Wir können es uns nicht versagen, aus einem Aufsatz von Sydney Smith in der* Edingburgh Review *eine vortreffliche Stelle über diesen Teil des Gegenstandes hierherzusetzen: »Es ist viel von einer ursprünglichen Verschiedenheit der geistigen Anlage bei Frauen und Männern geredet worden: dass die Frauen eine raschere Auffassung, die Männer ein sichreres Urteil besitzen, dass die Frauen sich mehr durch Feinheit der Gedankenverbindung, die Männer mehr durch Fähigkeit, Gedanken festzuhalten, auszeichnen. Ich gestehe, dass mir das alles sehr phantastisch vorkommt. Dass zwischen den Geistesgaben der Männer und der Frauen, denen wir alle Tage begegnen, ein Unterschied besteht, muss, glauben wir, jedermann bemerken; aber es ist gewiss kein solcher, der nicht durch die Verschiedenheit der Verhältnisse, in welche sie gebracht worden sind, zur Genüge erklärt werden kann, ohne dass man eine Verschiedenheit der ursprünglichen Geistesanlage anzunehmen brauchte. Solange Knaben und Mädchen sich im Straßenkot herumtummeln und zusammen Reifen rollen, sind sie einander völlig gleich. Wenn man dann die eine Hälfte dieser Geschöpfe einfängt und sie für eine besondere Reihe von Meinungen und Handlungen abrichtet und die andere Hälfte für eine genau entgegengesetzte, dann wird natürlich ihr Geist sich verschieden gestaltet haben, da die eine oder die andere Art von Beschäftigung diese oder jene Fähigkeit wachgerufen hat. Es ist gewiss kein Grund vorhanden, sich in irgendwelche tieferen oder abstruseren Spekulationen einzulassen, um eine so überaus einfache Erscheinung zu erklären.«* Vgl. »Female Education (1810)«, in: Sydney Smith: *Works*, London 1840, Bd. I, S. 200.
6 Charlotte de la Trémoille beziehungsweise Charlotte Stanley (1599–1668).
7 Margarete von Asturien beziehungsweise Louise von Savoyen.
8 Anmerkung Harriet Taylors: *Die wahrhaft schrecklichen Folgen des gegenwärtigen Zustandes der Gesetze bei dem untersten Teil der arbeitenden Bevölkerung zeigen sich in jenen Fällen von grässlicher Misshandlung der Frauen durch ihre Männer, mit denen jedes Zeitungsblatt, jeder Polizeibericht überfüllt ist. Elende, die nicht verdienen, die geringste Autorität über irgendein lebendes Wesen zu besitzen, haben ein hilfloses Weib zu ihrer Haussklavin. Solche Ausschreitungen könnten nicht vorkommen, wenn die Frauen einen Teil des Einkommens der Familie sowohl erwerben würden als zu besitzen das Recht hätten.*
9 Claude Adrien Helvétius, *De l'esprit*, Paris 1758, S. 53–55.

10 John Milton, *Paradise Lost* (1667), in: ders.: *The Poetical Works*, London 1695, S. 1–343. Die Schlacht von Marengo wurde von Napoleon I. gewonnen.
11 Griseldis ist die Protagonistin der zehnten Geschichte des zehnten Tages in Boccaccios *Dekameron* (1353), deren loyale Geduld sprichwörtlich geworden ist. Vgl. für die Reden: William Shakespeare, *Heinrich der VIII*.
12 Vgl. »A Petition of the Female Inhabitants of the Borough of Sheffield in the County of York, in Public Meeting Assembled, Praying Their Lordships ›to Take into Their Serious Consideration the Property of Enacting an Electoral Law Which Will Include Adult Females within Its Provisions‹ (13. Februar 1851)«, in: *Journals of the House of Lords* 83 (1851), S. 23.

6. Parlamentsrede über das Wahlrecht für Frauen

1 Vgl. »Parliamentary Intelligence. House of Commons, Friday June 8«, in: *The Times* vom 9. Juni 1866, S. 6.
2 James Whiteside (1804–1876): »Speech of the Elective Franchise Bill« (30. Mai 1866).
3 Disraeli: Rede zur Vorlage der People Bill (27. April 1866).

7. Parlamentsrede über die Zulassung der Frauen zum Wahlrecht

1 Vgl. für diesen Ausspruch William Windham (1750–1810): »Speech on Defence of the Country« am 22. Juli 1807 im House of Commons.
2 Sarah Emily Davies (1830–1921): *On the Application of Funds to the Education of Girls*, London 1865. Ursprünglich hielt sie den Vortrag am 3. Mai 1865 vor der Erziehungsabteilung der »National Association for the Promotion of Social Sciences«.
3 Elizabeth Garret (1836–1917), später Anderson.
4 Drei junge Frauen waren auf Elizabeth Garrets Pfad gewandelt, aber ihr und anderen potenziellen Kandidatinnen wurde durch eine Regelung die Zulassung verwehrt, da man öffentliche Vorlesungen als Voraussetzungen verlangte, von denen Frauen aber *per se* ausgeschlossen waren. Vgl. »Female Candidates at Apothecaries«, in: *Medical Times Gazette* vom 2. März 1867, S. 229, und »Ladies Not Admittet«, in: *British Medical Journal* vom 9. März 1867, S. 269.
5 Der Verweis auf die Mitglieder der Royal Academy ist uneindeutig. Als die Akademie 1768 gegründet worden war, wurden mit Angelica Kauffmann und Mary Moser zwei Frauen assoziiert. Bis in das 20. Jahrhundert wurden keine weiteren Frauen mehr in die Royal Academy gewählt. Dennoch stellten Frauen bei den jährlichen Ausstellungen der Akademie aus und waren seit 1861 in begrenztem Maße als Studentinnen zugelassen. Laura Anne Herford, die erste Studentin Großbritanniens, war jedoch vermutlich deshalb zugelassen worden, weil sie die Einschreibung mit ihren Initialen beantragte.

8. Parlamentsrede über das Eigentum verheirateter Frauen

1 Jacob Bright (1821–1899) und Robert Lowe (1811–1892).
2 Edward Kent Karslake (1820–1892).
3 Shaw-Lefevre, der den Gesetzentwurf eingebracht und später darüber gesprochen hat.

4 Stanley und Pakington.
5 Lawrence Peel (1799–1884) war Oberster Richter von Kalkutta (1842–1855) und ein Direktor der East India Company (seit 1857) gewesen, als Mill Chief Examiner (Hauptprüfer) war.
6 Thomas Erskine Perry (1806–1882), damals Parlamentsabgeordneter für Devonport, der am 14. Mai 1857 eine Rede über die Gesetzesvorlage zum Eigentum verheirateter Frauen hielt.
7 Am 31. Mai 1856. Vgl. hierzu den Bericht: »Property of Married Women«, in: *The Times* vom 2. Juni 1856, S. 5.
8 Russell Gurney (1804–1878) war, wie Mill, ein Unterstützer der Gesetzesvorlage.
9 John Burgess Karslake (1821–1881).
10 Mill verweist mit dem Zitat auf Karslakes Redebeitrag.

10. Reden zum Frauenwahlrecht

1 William Shakespeare: *Othello*, II. Akt, 1. Aufzug.
2 Tatsächlich ist eine ähnliche Gesetzesvorlage in der vorangehenden Sitzung eingebracht worden; die Maßnahme ist erneut vorgebracht worden als »A Bill to Amend the Law with Respect to the Property of Married Women« (25. Februar 1869), wurde aber nicht beschlossen.
3 Die »Ladies' National Association for the Repeal of the Contagious Disease Acts« wurde von Josephine Butler (1828–1906) angeführt. Harriet Martineau (1802–1876) war eine energische Beiträgerin zu der Kampagne; ihre Artikel in den *Daily News* führten Ende 1869 zum formellen »Women's Protest«, der von 2000 Frauen unterzeichnet und in den *Daily News* veröffentlicht wurde. Zu den Unterzeichnerinnen gehörten Florence Nightingale, Mary Carpenter, Priscilla McLaren (die Schwester von John und Jacob Bright) und ihre Schwester Margaret Lucas. Letztere war bei dieser Versammlung auf dem Podium, ebenso wie Ursula Bright (Jacobs Ehefrau) und Frances Bailey Martineau (verheiratet mit Harriet Martineaus Neffen Russell).
4 Vgl. die nicht angenommene »Bill to Remove the Electoral Disabilities of Women« vom 16. Februar 1870.
5 David Masson (1822–1907), Professor für Rhetorik und Englische Literatur in Edinburgh seit 1865.
6 Philip Kelland (1808–1879), Professor für Mathematik in Edinburgh seit 1838.
7 Robert Wallace (1831–1899), Rektor von Old Greyfriars, Edinburgh, seit 1868 und Prüfer in Philosophie in St. Andrews seit 1866.
8 Neben Priscilla McLaren, der Ehefrau Duncans, bezieht sich Mill insbesondere auf Duncans Tochter (aus einer früheren Ehe) Agnes (1837–1913); beide waren auf dem Podium, Priscilla McLaren als Präsidentin und Agnes McLaren als Sekretärin des Edinburgher Zweiges der »National Society for Women's Suffrage«.

11. Die Unterwerfung der Frauen

1 »Petition for Extension (of the Elective Franchise) to all Householders without Distinction of Sex« (Public Petition Nr. 8501), von Mill am 7. Juni 1866 dem House of Commons überbracht.

2 Vgl. das gleichlautende Titelblatt von Mme. de Staël: *Delphine*, 4 Bde., Genua 1802.

3 Vgl. Francis Bacon: »Novum Organum (1620)«, in: ders.: *Works*, 14 Bde., London 1857–1874, Bd. I, S. 125.

4 Anmerkung John Stuart Mills: *Um die ganze Wahrheit dieses Satzes zu ermessen, dürfen wir uns nicht auf Europa beschränken, sondern müssen auch Asien mit in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen. Ist ein indisches Fürstentum kräftig, sorgsam und sparsam regiert, wird daselbst Ordnung ohne Bedrückung aufrechterhalten, schreitet die Kultur vor, wird das Volk wohlhabend, so ist in drei Fällen von vier darauf zu wetten, dass dieses Land unter der Herrschaft einer Frau steht. Ich habe diese mir ganz unerwartet gekommene Tatsache einem langen offiziellen Bericht über die Regierungen von Hindustan entnommen. Die vorkommenden Beispiele dafür sind häufig; denn obwohl nach den indischen Einrichtungen eine Frau nicht selbständig zur Regierung gelangen kann, so ist sie doch die gesetzliche Regentin während der Minderjährigkeit ihres den Thron erbenden Sohnes, solche Minderjährigkeit tritt aber oft ein, da dem Leben der männlichen Herrscher durch Trägheit und sinnliche Ausschweifungen häufig ein vorzeitiges Ende bereitet wird. Erwägen wir nun, dass diese Prinzessinnen niemals öffentlich erschienen sind, nie mit einem nicht zu ihrem engsten Familienkreise gehörigen Mann gesprochen haben, ohne von ihm durch einen Teppich getrennt zu sein, dass sie nicht lesen können und dass es, wenn sie dies selbst verstünden, in ihrer Sprache kein Buch gibt, das ihnen nur über die geringste politische Angelegenheit Ratschläge erteilen könnte, so muss man zugestehen, dass sie ein sehr schlagendes Beispiel der Geschicklichkeit der Frauen für die Regierungskunst liefern.*

5 Anmerkung der Übersetzerin Jenny Hirsch (1872): In Deutschland ist die Anzahl der Malerinnen von Fach gar nicht so klein, wie der Katalog der Berliner Kunstausstellung beweist.

6 Anmerkung der Übersetzerin Jenny Hirsch (1872): Bei aller Achtung vor dem Verfasser können wir doch nicht unbemerkt lassen, dass er hier dennoch etwas übertreibt. Für die Erlangung von Fachwissenschaften ist für die Frauen Deutschlands allerdings noch wenig getan, und auch ihre allgemeine Bildung lässt im Ganzen noch viel zu wünschen übrig; so viel schlechter als in England ist es aber darum doch nicht bestellt, und Frankreich ist uns darin durchaus nicht überlegen, sondern steht uns mit seiner Klostererziehung weit nach.

7 Anmerkung John Stuart Mills: *Es scheint derselbe richtige Takt, der den Mann befähigt, die Wahrheit oder die richtige Idee dessen, was sich gehört, sowohl in den Ornamenten wie in den festeren Prinzipien der Kunst zu finden. Es hat immer dasselbe Zentrum der Vollkommenheit, wenn es auch das Zentrum eines kleineren Zirkels ist. – Dies ist an den Kleidermoden zu illustrieren, in welchen man guten und schlechten Geschmack haben kann. Die einzelnen Teile des Anzuges wechseln beständig von klein zu groß, von kurz zu lang, aber die allgemeine Form bleibt, es ist immer derselbe Hauptanzug, der gewissermaßen feststeht, obschon auf einem sehr schwachen Grunde, und doch ist er es, auf dem die Mode ruhen muss. Derjenige, welcher Anzüge mit dem besten Erfolge und vom besten Geschmack erfinden kann, würde wahrscheinlich, wenn er denselben Scharfsinn auf größere Zwecke verwendete, die höchsten Aufgaben der Kunst mit derselben Geschicklichkeit und demselben richtigen Geschmack ausgeführt haben. Sir Josuah Reynold's* Discourses**.**

Quellen-, Übersetzungs- und Literaturverzeichnis

Abkürzungen

CW = Collected Works/John M. Robson (Hg.): *Collected Works of John Stuart Mill,* Bd. I–XXXIII, Toronto 1963–1991

GW = Gesammelte Werke/Theodor Gomperz (Hg.): *John Stuart Mill. Gesammelte Werke,* Bd. I–XII, Leipzig 1869–1886 (Neudruck Aalen 1968)

Hayek = Friedrich August Hayek (Hg.): *John Stuart Mill and Harriet Taylor. Their Correspondence and Subsequent Marriage*, London 1951

Jacobs = Jo Ellen Jacobs (Hg.): *The Complete Works of Harriet Taylor Mill*, Bloomington (Ind.) 1998

Quellen und Übersetzungen

1. **Briefwechsel John Stuart Mill – Harriet Taylor (1830–1858)** in der Zusammenstellung und Kommentierung Friedrich August von Hayeks [1951] (CW XII: The Early Letters of J.S.M. 1812–1848, Teil 1: 1812–1837; CW XIII: The Early Letters of J.S.M. 1812–1848, Teil 2: 1837–1848; CW XIV: The Later Letters of J.S.M. 1849–1873, Teil 1: 1849–1855; CW XV: The Later Letters of J.S.M. 1849–1873, Teil 2: 1856–1864; CW XVI: The Later Letters of J.S.M. 1849–1873, Teil 3: 1865–1868; CW XVII: The Late Letters of J.S.M. 1849–1873, Teil 4: 1869–1873; CW XXXI: Additional Letters of J.S.M.; Jacobs, S. 319–587)
   Übersetzung von Siegfried Kohlhammer

   Mit den Texten:

   Über Ehe und Scheidung von John Stuart Mill (1832/1833?) (CW XXI, S. 35–49: On Marriage; Hayek, S. 58–75: On Marriage and Divorce)
   »John Stuart Mill und Harriet Taylor, Frühe Essays über Ehe und Scheidung«, in: Hannelore Schröder (Hg.): *John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill, Helen Taylor: Die Hörigkeit der Frau und andere Schriften zur Frauenemanzipation*, Frankfurt am Main 1976, S. 45–66
   Übersetzung von Hans-Günther Holl

   Über Ehe und Scheidung von Harriet Taylor (1832/1833?) (CW XXI, Appendix A, S. 374–377: On Marriage by Harriet Taylor; Hayek, S. 75–78: On Marriage and Divorce; Jacobs, S. 21–25)
   »John Stuart Mill und Harriet Taylor, Frühe Essays über Ehe und Scheidung«, in: Hannelore Schröder (Hg.): *John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill, Helen Taylor: Die Hörigkeit der Frau und andere Schriften zur Frauenemanzipation*, Frankfurt am Main 1976, S. 67–70
   Übersetzung von Hans-Günther Holl

Stellungnahme zur Eheschließung von John Stuart Mill (1851) (CW XXI, S. 97–99: Statement on Marriage; Hayek, S. 168: Formal Promise)
Übersetzung von Siegfried Kohlhammer

2. **Ursprünge von Konformität (Über Toleranz). Ein frühes Essay von Harriet Taylor (1832)** (Hayek, Appendix II, S. 275–279: An Early Essay by Harriet Taylor; Jacobs, S. 137–148: Sources of Conformity)
Übersetzung von Siegfried Kohlhammer

3. **Schriften über Frauenrechte von Harriet Taylor und John Stuart Mill (1847–1850)** (CW XXI, Appendix B, S. 378–392: Papers on Women's Rights by Harriet Taylor and John Stuart Mill; Jacobs, S. 34–43: Rights of Women – And Especially With the Regard to the Elective Franchise – By a Woman – Dedicated to Queen Victoria)
Übersetzung von Florian Wolfrum

4. **George Sand. Ein unveröffentlichter Brief an die Zeitschrift *Voix des Femmes* von Harriet Taylor und John Stuart Mill (1848)** (CW XXV, S. 1094–1095 französisch; Appendix D, S. 1260–1261 englisch: George Sand; Jacobs, S. 33–34: On George Sand's Letter to the Réforme)
Übersetzung von Florian Wolfrum

5. **Über Frauenemanzipation von Harriet Taylor unter dem Namen John Stuart Mills (1851)** (CW XXI, Appendix C, S. 393–415: Enfranchisement of Women by Harriet Taylor; Jacobs: S. 51–73: Enfranchisement of Women)
Übersetzung der Vorbemerkungen John Stuart Mills aus Bd. II der Dissertations and Discussions ***(1859) von Florian Wolfrum***
Übersetzung des Essays Harriet Taylors (1851) von Sigmund Freud: »Ueber Frauenemancipation«, in: *GW, Bd. XII*, S. 1–29

   Weitere deutschsprachige Ausgaben:

   Leonore Rapp (Hg.): *John Stuart Mill-Taylor: Frauenbefreiung*, München, Wien, Zürich 1919

   »Harriet Taylor: Über Frauenemanzipation. Deutsch von Sigmund Freud«, in: Hannelore Schröder (Hg.): *John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill, Helen Taylor: Die Hörigkeit der Frau und andere Schriften zur Frauenemanzipation*, Frankfurt am Main 1976, S. 71–108

6. **Parlamentsrede über das Wahlrecht für Frauen von John Stuart Mill (1866)** (CW XXVIII, S. 91–93: Electoral Franchise for Women)
Übersetzung von Florian Wolfrum

7. **Parlamentsrede über die Zulassung der Frauen zum Wahlrecht (in Auszügen) von John Stuart Mill (1867)** (CW XXVIII, S. 151–162: The Admission of Women to the Electoral Franchise)
   »John Stuart Mill/Helen Taylor: Über die Zulassung der Frauen zum Wahlrecht«, in: Hannelore Schröder (Hg.): *Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation*, Bd. I: *1789–1870*, München 1979, S. 125–140
Übersetzung von Hannelore Schröder

8. **Parlamentsrede über das Eigentum verheirateter Frauen von John Stuart Mill (1868)** (CW XXVIII, S. 283–286: Married Women's Property)
   Übersetzung von Florian Wolfrum

9. **Brief an die Neuengland-Vereinigung für Frauenwahlrecht von John Stuart Mill (1869)** (CW XXV, S. 1220–1221: New England Women's Suffrage Association)
   Übersetzung von Florian Wolfrum

10. **Reden zum Frauenwahlrecht von John Stuart Mill (1869–1871)** (CW XXIX, S. 373–381; S. 386–391; S. 402–409: Women's Suffrage)
    Übersetzung von Florian Wolfrum

11. **Die Unterwerfung der Frauen von John Stuart Mill und Helen Taylor unter Rückgriff auf Gedanken von Harriet Taylor (1869)** (CW XXI, S. 259–340: The Subjection of Women)

    Jenny Hirsch (Hg.): *Die Hörigkeit der Frau*, Berlin 1869; 2. Auflage Berlin 1872: *Die Hörigkeit der Frau* nebst einem Vorbericht enthalten eine kurze Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Frauenfrage von der Übersetzerin; 3. Auflage Berlin 1891
    Übersetzung von Jenny Hirsch

    Weitere deutschsprachige Ausgaben:

    Alexander Reyer (Hg.): *Auszug aus John Stuart Mills Unterordnung der Frauen*, Graz 1869

    Ludwig Stöckmann (Hg.): *Die Hörigkeit der Frau. Von John Stuart Mill*, Berlin, Leipzig 1891

    »John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill, Helen Taylor: Die Hörigkeit der Frau. Deutsch von Jenny Hirsch«, in: Hannelore Schröder (Hg.): *John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill, Helen Taylor: Die Hörigkeit der Frau und andere Schriften zur Frauenemanzipation*, Frankfurt am Main 1976, S. 125–278

    Ulrike Helmer (Hg.): *John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill, Helen Taylor. Die Hörigkeit der Frau.* Mit einem Nachwort von Hannelore Schröder. Aus dem Englischen von Jenny Hirsch. Frankfurt am Main 1991; 2. unveränderte Auflage 1997

Literaturverzeichnis

1. Im Quellentext erwähnte Werke von John Stuart Mill/Harriet Taylor

Autobiographie (1853/1854 »Early Draft«, publiziert 1873 von Helen Taylor), vgl. Bd. II dieser Ausgabe (CW I, S. 1–290: Autobiography; Appendix G, S. 608–624: Rejected Leaves of the Early Draft of Autobiography; Appendix H, S. 625–626: Helen Taylor's Continuation of the Autobiography)

Die Contagious Diseases Acts (1871), vgl. Bd. III dieser Ausgabe (CW XXI, S.349–371: The Contagious Diseases Acts)

Die Unterwerfung der Frauen (1869), vgl. Bd. I dieser Ausgabe (CW XXI, S. 259–340: The Subjection of Women)

Dissertations and Discussions (1859–1875) (Da die dort zusammengestellten Texte zuvor anderweitig erschienen waren, ist die Textsammlung nicht als solche in CW abgedruckt, dort findet sich zum Beispiel aber das in Bd. I erwähnte Vorwort Mills zu Taylors *Enfranchisement of Women/Über Frauenamanzipation* von 1851, CW XXI, S. 391–415; dort: S. 393–394, das den *Dissertations and Discussions* entstammt; *Dissertations and Discussions, Bd. I–II*, London 1859, *Bd. III*, London 1867, *Bd. IV*, London 1875)
Drei Essays über Religion: Natur, Nützlichkeit der Religion, Theismus (1874 postum hg. von Helen Taylor), vgl. Bd. V dieser Ausgabe (CW X, S. 369–489: Three Essays on Religion)
Essays über einige ungelöste Probleme der politischen Ökonomie (1844) (CW IV, S. 229–339: Essays on Some Unsettled Problems of Political Economy)
Gedanken über die Parlamentsreform (1859), vgl. Bd. IV dieser Ausgabe (CW XIX, S. 341–370: Thoughts on Parliamentary Reform)
Grotes Geschichte Griechenlands (1846/1853), vgl. Bd. IV dieser Ausgabe (CW XI, S. 271–338: Grotes History of Greece I & II)
Grundsätze der politischen Ökonomie (1848, u.ö. bis 7. Auflage letzter Hand), vgl. Bd. IV dieser Ausgabe (CW II und III)
Ideentagebuch (1854) (CW XXVII, S. 639–668: Diary 1854)
Rechtfertigung der französischen Februarrevolution gegen die Angriffe Lord Brougham's und Anderer (1849), vgl. Bd. V dieser Ausgabe (CW XX, S. 317–363: Vindication of French Revolution of February 1848)
Stellungnahme zur Eheschließung (1851), vgl. Bd. I dieser Ausgabe (CW XXI, S. 97–99: Statement on Marriage; Hayek, S. 168: Formal Promise)
System der deduktiven und induktiven Logik. Eine Darlegung der Grundsätze der Beweislehre und der Methoden wissenschaftlicher Forschung (1843 u.ö. bis 7. Auflage letzter Hand), vgl. Bd. III und V dieser Ausgabe (CW VII & VIII: A System of Logic Ratiocinative and Inductive Beeing a Connected View of the Principles of Evidence and the Methods of Scientific Investigation)
Über Ehe und Scheidung von Harriet Taylor (1832/1833), vgl. Bd. I dieser Ausgabe (CW XXI, Appendix A, S. 375–377: On Marriage by Harriet Taylor)
Über Ehe und Scheidung von John Stuart Mill (1832/1833), vgl. Bd. I dieser Ausgabe (CW XXI, S. 35–49: On Marriage)
Über die Freiheit (1859), vgl. Bd. III dieser Ausgabe (CW XVIII, S. 213–310: On Liberty; Appendix D, S. 657: Substantive variants in the People's Edition of On Liberty)
Über Frauenemanzipation (1851), vgl. Bd. I dieser Ausgabe (CW XXI, S. 393–415: Enfranchisement of Women)
Über Genialität (1832) (CW I, S. 327–339: On Genius)
Zwei Artikel über Dichtung (1833) (CW I, S. 341–365: Thoughts on Poetry and Its Varieties)

2. Im Quellentext erwähnte Werke anderer Autoren

Adams, William Bridges (unter dem Pseudonym Junius Redivivus): *The Producing Man's Companion. An Essay on the Present State of Society, Moral, Political, and Physical, in England*, London 1833
Alison, Archibald: *Modern History of Europe from the French Revolution in 1789 to the Restauration of the Bourbons*, Paris 1841
Beaumarchais, Pierre Augustin Caron de: »La folle journee, ou Le Mariage de Figaro« (1785), in: ders.: *Œuvres complèts*, 7 Bde., Paris 1809, Bd. II

Beecher Stowe, Harriet: *Uncle Tom's Cabin*, 2 Bde., Boston 1852
Blake, William: »Prologue to King John (1783)«, in: Woodcock, Bruce (Hg.): *The Selected Poems of William Blake*, London 2000, S. 40
Boccachio, Giovanni: *Il Decamerone*, Florenz 1470 (Erstdruck der zwischen 1349 und 1353 entstandenen Novellensammlung)
Brougham, Henry: *Letter to the Marquess of Landsdowne on the Late Revolution in France*, London 1848
Browning, Robert: *Pauline: A Fragment of a Confession*, London 1833
Carlyle, Thomas: *Reminiscences*, hg. von James Anthony Froude, London 1881
Carlyle, Thomas: *Past and Present*, London 1843
Carlyle, Thomas: *The French Revolution. A History*, London 1837
Carlyle, Thomas: *Sartor Resartus. The Life and Opinions of Herr Teufelsdrockh*, London 1838
Cicero, Marcus Tullius: *Atticus-Briefe lateinisch/deutsch.* Herausgegeben und übersetzt von Helmut Kasten, Düsseldorf 1998
Collins, Wilkie: *The Red Vial*, unveröffentlicht 1858, später ausgebaut zu *Jezebels Daughter*, London 1880
Comte, Auguste: *Cours de philosophie positive*, 6 Bde., Paris 1830–1842
Comte, Auguste: *Système de politique positive, ou traité de sociologie*, 4 Bde., Paris 1851–1854
Dante Alighieri: *Divina Commedia*, Mantua 1472 (Erstdruck: Beginn des 14. Jahrhunderts)
Flower Adams, Sarah: *Vivia Perpetua. A Dramatic Poem in 5 Acts*, London 1841
Froude, James Anthony: *The Nemesis of Faith*, London 1849
Goethe, Wolfgang von: *Italienische Reise (1786/1787)*, 2 Bde., hg. von Christoph Michel und Hans-Georg Dewitz, Berlin 2011 (Erstausgabe in zwei Teilen 1817 und 1818 in der Ausgabe letzter Hand unter dem Titel: *Aus meinem Leben*)
Grote, George: *A History of Greece,* 12 Bde., London 1846–1856
Hall, Basil: *Travels in North America in the Years 1827 and 1828*, 3 Bde., Edinburgh 1829
Homer: *Ilias*. Übersetzt von Johann Heinrich Voss, Augsburg 1899
Hugo, Victor: *Le Roi s'amuse*, Paris 1832
Hunt, Leigh: »Blue-Stocking Revels; Or the Feast of the Violets«, in: *Monthly Repository* 127 (1837), Juli-Heft, S. 33–57
Fletcher, John/Shakespeare, William: *The Two Noble Kinsmen*, London 1634
Macaulay, Thomas Babington: *History of England from the Accession of James II*, 5 Bde., London 1848–1861
Macaulay, Thomas Babington: »Mill on Government«, in: *Edinburgh Review* 97 vom März 1829
Macaulay, Thomas Babington: *Critical and Historical Essays Contributed to the Edinburgh Review*, 5 Bde., Leipzig 1850
Mill, James: *Essay on Government*, London 1825
Milton, John: »Lycidas« (1638), in: ders.: *The Poems of Mr. John Milton. Both English and Latin*, London 1645
Montgomery, James: *The Pelican Island and other Poems*, London 1828
Moore, Thomas: *The Works of Lord Byron. With His Letters and Journals, and His Life*, London 1835
Nightingale, Florence: *Suggestions for Thought to the Searcher after Truth among the Artizans of England*, London 1860

Northcode, Stafford H./Trevelyan, Charles E.: *The Organisation of the Permanent Civil Service. Together with a Letter of the Rev. B. Jowett*, London 1854
Plinius, Secundus Gaius: *Naturgeschichte*, ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. C. Wittstein, hg. von Lenelotte Möller und Manuel Vogel, Wiesbaden 2007
Pückler-Muskau, Hermann Ludwig Heinrich von: *Briefe eines Verstorbenen*, 4 Bde., Stuttgart 1830–1831
Ramadge, Francis: *Consumption Curabel*, London 1834
Rousseau, Jean-Jacques: *Émile, ou De l'éducation*, Amsterdam 1762
Sarrans, Bernard: *Louis Phillipe et la contre-révolution de 1830*, Paris 1834
Schiller, Friedrich von: *Maria Stuart. Ein Trauerspiel*, Tübingen 1801
Scott, Walter: *The Life of Napoleon Buonapartes, Emperor of the French. With a Preliminary View of the French Revolution*, Edinburgh 1827
Shakespeare, William: *Sonetts*, London 1609 (Erstdruck)
Shakespeare, William: *The Tragedy of Hamlet, Prince of Denmark*, London 1603 (Erstdruck)
Shakespeare, William: *Troilus and Cressida*, London 1609 (Erstdruck)
Shelley, Percy Bysshe: »Hymn to Intellectual Beauty«, in: *Examiner* vom 19. Januar 1817
Sismondi, Jean-Charles-Léonard Simonde de: *Études sur l'économie politique*, 2 Bde., Paris 1837–1838
Sismondi, Jean-Charles-Léonard Simonde de: *Histoire des républiques italiennes du Moyen Âge*, 16 Bde., Paris 1807–1818
Starke, Mariana: *Travels in Europe for the use of Travellers on the Continent and likewise in the Island of Sicily, to which is added an account of the Remains of Ancient Italy*, Paris 1832
Swift, Jonathan: »Travels into Several Remote Nations of the World. By Lemuel Gulliver (1726)«, in: Scott, Walter (Hg.): *Works of Johnathan Swift*, 19 Bde., Edinburgh, London, Dublin 1814, Bd. XII, S. 1–382
Tasso, Torquato: *Gerusalemme Liberata*, Parma 1581 (erster autorisierter Druck)
Tennyson, Alfred: *Poems*, London 1833
Tocqueville, Alexis de: *De la démocratie en Amérique*, 2 Teile, Brüssel 1835, 1840
Trollope, Frances Milton: *Domestic Manners of the Americans*, London 1832

3. Auswahlbibliographie

Abbey, Ruth: »Odd Bedfellows: Nietzsche and Mill on Marriage«, in: *History of European Ideas* 23 (1997), S. 81–104
Ackermann, Ulrike: »Das Experiment des Lebens. John Stuart Mills ›Über die Freiheit‹«, in: *Merkur* 64 (2010), Heft 9/10, S. 815–822
Allen, Virginia: »On Liberty and Logic: The Collaboration of Harriet Taylor and John Stuart Mill«, in: Wertheimer, Molly Meijer (Hg.): *Listening to Their Voices: The Rhetorical Activities of Historical Women,* Columbia 1997, S. 42–68
Anderson, Elizabeth S.: »John Stuart Mill and Experiments in Living«, in: *Ethics* 102 (1991), S. 4–26
Anderson, Patricia: *When Passion Reigned: Sex and the Victorians,* New York 1995
Annas, Julia: »Mill and the Subjection of Women«, in: *Philosophy* 52 (1977), S. 179–194
Anschutz, Richard Paul: *The Philosophy of John Stuart Mill*, Oxford 1953
Anschutz, Richard Paul: »John Stuart Mill, Carlyle, and Mr. Taylor«, in: *Political Science* 7 (1955), S. 65–75
Ashworth, M.: »The Marriage of John Stuart Mill«, in: *Englishwoman* 30 (1916), S. 159–172

August, Eugene: *John Stuart Mill – A Mind at Large*, London 1976
Axelrod, Rise B.: »Argument and Strategy in Mill's ›The Subjection of Women‹«, in: *Victorian Newsletter* 46 (1974), S. 10–14
Backhaus, Jürgen: *John Stuart Mill*, Berlin 2002
Bain, Alexander: *John Stuart Mill. A Criticism with Personal Recollections*, London 1882
Bain, Alexander: *James Mill. A Biography*, London 1882
Ball, Terence (Hg.): *James Mill, Political Writings*, Cambridge 1992
Ball, Terence: »The Formation of Character: Mill's ›Ethology‹ Reconsidered«, in: *Polity* 33 (2000), S. 25–48
Barret-Ducrocq, Françoise: *Love in the Time of Victoria: Sexuality, Class and Gender in Nineteenth-Century London*, London 1991
Barker, Ernest: *Political Thought in England 1848–1914*, London, Oxford 1915
Barker, Juliet: *Wordsworth. A Life*, London 2000
Bäumer, Gertrud: »Die Geschichte der englischen Frauenrechtsbewegung«, in: Lange, Helene/Bäumer, Gertrud (Hg.): *Handbuch der Frauenbewegung. I. Teil: Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern*, Berlin 1901, S. 225–288
Bell, Susan Groag: »The Feminization of John Stuart Mill«, in: dies./Yalom, Marilyn (Hg.): *Revealing Lives: Autobiography, Biography, and Gender,* Albany 1990, S. 81–92
Bentham, Jeremy: *Collected Works*, Oxford 1983
Berger, Fred R.: *Happiness, Justice and Freedom. The Moral and Political Philosophy of John Stuart Mill*, London 1984
Berlin, Isaiah: »John Stuart Mill and the Ends of Live«, in: ders.: *Four Essays on Liberty*, Oxford 1969, S. 173–206
Birnbacher, Dieter: »John Stuart Mill«, in: Höffe, Ottfried (Hg.): *Klassiker der Philosophie*, Bd. II, München 1981, S. 132–152
Blackstone, William T.: »Freedom and Women«, in: *Ethics* 85 (1975), Heft 3, S. 243–248
Blanshard, Brand: *Four Reasonable Men: Aurelius, Mill, Renan, Sidgwick,* Middleton 1984
Bodkin, Ronald G.: »Women's Agency in Classical Economic Thought: Adam Smith, Harriet Taylor Mill, and J. S. Mill«, in: *Feminist Economics* 5 (1999), S. 45–60
Borchard, Ruth: *John Stuart Mill. The Man*, London 1957
Boucsein, Hildegard: *John Stuart Mill und die Idee der Solidarität. Ein Beitrag zum liberalen Werteverständnis*, Frankfurt am Main 1983
Britton, Karl: *John Stuart Mill. An Introduction to the Life and Teaching of a Great Pioneer of Modern Social Philosophy and Logic*, Melbourne 1953
Brose, Karl: »Nietzsches Verhältnis zu John Stuart Mill«, in: *Nietzsche Studien* 3 (1974), S. 152–174
Budde, Gunilla-Frederike: »Harriet und ihre Schwestern. Frauen und Zivilgesellschaft im 19. Jahrhundert«, in: Jessen, Ralph/Reichardt, Sven/Klein, Ansgar (Hg.): *Zivilgesellschaft als Geschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*, Wiesbaden 2004, S. 327–343
Burns, J. H.: »The Light of Reason. Philosophical History in the Two Mills«, in: Robson, John M./Laine, Michael (Hg.): *James and John Stuart Mill. Papers of the Centenary Conference*, Toronto 1976, S. 3–20
Caine, Barbara: »Feminism and Political Economy in Victorian England – or John Stuart Mill, Henry Fawcett, and Henry Sidgwick Ponder the ›Woman Question‹, in: Groenewegen, Peter (Hg.): *Feminism and Political Thought in Victorian England*, Aldershot, Brookfield (Vt.) 1994, S. 25–45

Caldwell, Bruce: »Hayek on Mill«, in: *History of Political Economy* 40 (2008), Heft 4, S. 689–704
Capaldi, Nicholas: *John Stuart Mill. A Biography*, Cambridge 2004
Carlisle, Janice: *John Stuart Mill and the Writing of Character,* Athens 1991
Carlyle, Alexander (Hg.): *Letters of Thomas Carlyle to John Stuart Mill, John Sterling and Robert Browning*, London 1923
Carr, Robert: »The Religious Thought of John Stuart Mill. A Study in Reluctant Scepticism«, in: *Journal of the History of Ideas* 23 (1962), S. 475–595
Clarke, Martin L.: *George Grote. A Biography*, London 1962
Claeys, Gregory (Hg.): *Der soziale Liberalismus John Stuart Mills*, Baden-Baden 1987
Coit, Stanton (Hg.): *The Subjection of the Women by John Stuart Mill. With a introductory Analysis*, London 1911
Collini, Stefan: »From Sectarian Radical to National Possession. John Stuart Mill in English Culture«, in: Laine, Michael (Hg.): *A Cultivated Mind. Essays on John Stuart Mill Presented to John M. Robson*, Toronto 1991, S. 242–272
Collini, Stefan: »Introduction«, in: Robson, John M. (Hg.): *CW XXI: Essays on Equality, Law, and Education by John Stuart Mill*, Toronto 1984, S. vii–lvi
Coole, Diana H.: *Women in Political Theory*, Brighton 1988
Coss, John Jacob (Hg.): *Autobiography of John Stuart Mill*, New York 1924
Courtney, William Leonard: *The Life of John Stuart Mill*, London 1889
Courtney, William Leonard: *The Metaphysics of John Stuart Mill*, London 1879
Cowling, Maurice: *Mill and Liberalism*, Cambridge 1963
Cranston, Maurice: *John Stuart Mill*, London 1958
Cranston, Maurice: »Mr. and Mrs. Mill on Liberty«, in: *The Listener* 62 (1959), S. 385 f.
Cumming, Ian: *A Manufactured Man. The Education of John Stuart Mill*, Auckland 1960
Daniels, Anthony: »A Taste for Wormwood and Gall. On the Masochism of John Stuart Mill«, in: *The New Criterion* 29 (2010), Heft 11, S. 4
Davidson, William Leslie: *Political Thought in England. The Utilitarians from Bentham to John Stuart Mill*, London 1957
D'Eichthal, Eugène (Hg.): *Correspondence inédite de John Stuart Mill avec Gustave d'Eichthal*, Paris 1898
De Jong, Willem: *The Semantics of John Stuart Mill*, Dordrecht 1982
Delap, Lucy: »Woman Question and the Origins of Feminism«, in: Stedman Jones, Gareth/Claeys, Gregory (Hg.): *The Cambridge History of Nineteenth-Century Political Thought,* Cambridge 2011, S. 319–348
De Marchi, Neil: »John Stuart Mill«, in: Starbatty, Joachim (Hg.): *Klassiker des ökonomischen Denkens*, Bd. I, München 1991, S. 266–317
De Schweinitz, Karl: »John Stuart Mill and India«, in: *Research in the History of Economic Thought and Methodology* 2 (1984), S. 47–61
Diffenbaugh, Guy Linton: »Mrs. Taylor Seen Through Other Eyes than Mill's«, in: *Sewanee Review* 31 (1923), S. 198–204
Dinwiddy, John: *Bentham. Past Masters*, New York 1989
Di Stefano, Christine: »Rereading J. S. Mill: Interpolations from the (M)Otherworld«, in: Barr, Marten S./Feldstein, Richard (Hg.): *Discontented Discourses: Feminism, Textual Intervention, Psychoanalysis,* Urbana 1989, S. 160–172

Donner, Wendy: »John Stuart Mill's Liberal Feminism«, in: *Philosophical Studies* 69 (1993), S. 155–166
Donner, Wendy: *The Liberal Self. John Stuart Mill's Moral Theory*, Oxford 1994
Donner, Wendy/Fumerton, Richard A.: *Mill*, Malden 2009
Douglas, Charles M.: *John Stuart Mill. A Study of His Philosophy*, London 1895
Durham, John: »The Influence of John Stuart Mill's Mental Crisis on His Thoughts«, in: *American Imago* 20 (1963), S. 369–384
Ede, Lisa/Lunsford, Andrea: *Singular Texts/Plural Authors. Perspectives on Collaborative Writing*, Carbondale 1990
Eggleston, Ben/Miller, Dale/Weinstein, David (Ed.): *Stuart Mill and the Art of Live*, Oxford-New York 2010
Eisenach, Eldon J.: »Self-Reform as Political Reform in the Writings of John Stuart Mill«, in: *Utilitas* 1 (1989), S. 242–258
Ellery, John B.: *John Stuart Mill*, New York 1964
Elliot, Hugh Samuel Roger (Hg.): *The Letters of John Stuart Mill. With a Note on Mill's Private Live by Mary Taylor*, 2 Bde., London 1910
Elshtain, Jean Bethke: *Public Man, Private Woman. Women in Social and Political Thought,* Princeton 1981
Farrant, Andrew (Hg.): *Hayek, Mill, and the Liberal Tradition*, London 2011
Feaver, George: »Comment: Overcoming History? Ms. Hughes's Treatment of Mr. Mill«, in: *Canadian Journal of Political Science* 12 (1979), S. 543–554
Filipiuk, Marion: »John Stuart Mill and France«, in: Laine, Michael (Hg.): *A Cultivated Mind. Essays on John Stuart Mill Presented to John M. Robson*, Toronto 1991, S. 80–120
Fitzpatrick, John: R.: *Starting with Mill*, London, New York 2010
Fox, Caroline: *Memories of Old Friends,* London 1883
Fox Bourne, Henry Richard (Hg.): *John Stuart Mill. His Life and Works. Twelve Sketches by Herbert Spencer, Henry Fawcett, Frederic Harrison, and Other Distinguished Authors*, Boston 1873
Freud, Sigmund: *Briefe 1873–1939. Ausgewählt und Herausgegeben von Ernst und Lucie Freud*, 2. erweiterte Auflage, Frankfurt am Main 1968
Froude, James Anthony: *Thomas Carlyle: A History of His Life in London 1834–1881*, 2 Bde., London 1884
Froude, James Anthony: *Thomas Carlyle: A History of the First Forty Years of Life 1795–1835*, 2 Bde., London 1882
Garnett, Richard: *The Life of W. J. Fox. Public Teacher & Social Reformer, 1786–1864*, London 1910
Garforth, Francis William: *Educative Democracy. John Stuart Mill on Education in Society*, Oxford 1980
Garforth, Francis William (Hg.): *John Stuart Mill on Education*, New York 1971
Garforth, Francis William: *John Stuart Mill's Theory of Education*, New York 1979
Gaulke, Jürgen: *John Stuart Mill*, Reinbek bei Hamburg 1996
Gerhard, Ute/Pommerenke, Petra/Wischermann, Ulla (Hg.): *Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte,* Bd. I: *1789–1919*, Königstein 2008
Gill, Stephen (Hg.): *William Wordsworth: The Major Works*, Oxford 2000
Glassman, Peter: *John Stuart Mill. The Evolution of a Genius*, Gainesville 1985
Goehlert, Robert U.: *John Stuart Mill. A Bibliography*, Monticello 1982

Goldstein, Leslie: »Mill, Marx, and Women's Liberation«, in: *Journal of the History of Philosophy* 18 (1980), S. 325–330
Gomperz, Heinrich (Hg.): *Theodor Gomperz, Briefe und Aufzeichnungen*, 2 Bde., Wien 1936
Gomperz, Theodor: »Zur Erinnerung an John Stuart Mill (1806–1873)«, in: ders. (Hg.): *Essays und Erinnerungen*, Stuttgart, Leipzig 1905, S. 87–105; S. 234–243
Gomperz, Theodor: »Schlußwort des Herausgebers«, in: *GW XII*, S. 227–228
Gore, David: »John Stuart Mill's Art and Business of Life and the Humility of bona fide Scholarship«, in: Clift, Edward M. (Hg.): *How Language Is Used to Do Business. Essays on the Rhetoric of Economics*, Lewiston 2008, S. 35–52
Gräfrath, Bernd: *John Stuart Mill: Über Freiheit. Ein einführender Kommentar*, Paderborn 1992
Gray, John: *Mill on Liberty: A Defence*, London 1983
Gray, John/Smith, G. W. (Hg.): *John Stuart Mill on Liberty: In Focus*, London 1991
Grote, Harriet: *The Personal Life of George Grote*, London 1873
Guillin, Vincent: *Auguste Comte and John Stuart Mill on Sexual Equality. Historical, Methodological and Philosophical Issues*, Leiden, Boston 2009
Haac, Oscar (Hg.): *The Correspondence of John Stuart Mill and Auguste Comte*, New Brunswick, London 1995
Hackleman, Leah: »Suppressed Speech: The Language of Emotion in Harriet Taylor's ›*The Enfranchisement of Women*‹«, in: *Women's Studies* 20 (1992), S. 273–286
Hagberg, Knut: *Personalities and Powers*, London 1930
Halliday, Richard J.: *John Stuart Mill*, London 1976
Hamburger, Joseph: *Intellectuals in Politics. John Stuart Mill and the Philosophical Radicals*, New Haven, London 1965
Hamburger, Joseph: »The Writings of John Stuart Mill and His Father James Mill in the Archives of the Indian Office«, in: *American Philosophical Society Yearbook* (1957), S. 324–326
Hamilton, Mary Agnes: *John Stuart Mill*, London 1933
Hammerton, A. James: »Victorian Marriage and the Law of Matrimonial Cruelty«, in: *Victorian Studies* 33 (1990), S. 269–292
Harris, Wilson: *Caroline Fox*, London 1944
Harrison, Frederick: »John Stuart Mill«, in: *Nineteenth Century* 40 (1896), S. 487–508
Harrison, Ross: *Bentham*, London 1983
Harrison, Ross: »John Stuart Mill, Mid-Victorian«, in: Stedman Jones, Gareth/Claeys, Gregory (Hg.): *The Cambridge History of Nineteenth-Century Political Thought*, Cambridge 2011, S. 295–318
Hart, Herbert Lionel Adolphus: »Natural Rights. Bentham and John Stuart Mill«, in: ders. (Hg.): *Essays on Bentham. Jurisprudence and Political Theory*, Oxford 1982
Hayek, Friedrich August: »Introduction«, in: *CW XII: The Earlier Letters of John Stuart Mill,* Toronto 1963, S. xv–xxiv
Hayek, Friedrich August: »John Stuart Mill at the Age of Twenty-Five«, in: ders. (Hg.): *John Stuart Mill: The Spirit of the Age*, Chicago 1942
Hayek, Friedrich August: »John Stuart Mill's Correspondence«, in: Cunningham, John Wood (Hg.): *John Stuart Mill. Critical Assessments*, Bd. IV, London 1988, S. 40–43
Hayek, Friedrich August: *Studies in Philosophy, Politics and Economics*, London 1967
Heertje, Arnold/Schoorl, Evert: »Jean-Baptiste Say and the Education of John Stuart Mill«, in: *Mill Newsletter* 8 (1972), Heft 1, S. 10–15

Hekman, Susan: »John Stuart Mill's ›The Subjection of Women‹: the Foundations of Liberal Feminism«, in: *History of European Ideas* 15 (1992), S. 681–686
Held, Virginia: »Justice and Harriet Taylor«, in: *The Nation* vom 25. Oktober 1971, S. 405–406
Henshaw, Sarah E.: »John Stuart Mill and Mrs. Taylor«, in: *Overland Monthly 13* (1874), S. 516–523
Hermann, Imre: »Goethes Aufsatz ›Die Natur‹ und Freuds weitere philosophisch-psychologische Lektüre aus den Jahren 1880–1900«, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 7 (1974), S. 77–100
Himmelfarb, Gertrude (Hg.): *John Stuart Mill on Politics and Culture*, Garden City 1963
Himmelfarb, Gertrude: *Marriage and Morals Among the Victorians*, Boston, London 1986
Himmelfarb, Gertrude: *On Liberty and Liberalism: The Case of John Stuart Mill*, New York 1974
Himmelfarb, Gertrude: »Two Mill's«, in: *The New Leader* vom 10. Mai 1965, S. 26–29
Höntzsch, Frauke: *Individuelle Freiheit zum Wohle Aller. Die soziale Dimension des Freiheitsbegriffs im Werk des John Stuart Mill*, Wiesbaden 2010
Höntzsch, Frauke (Hg.): *John Stuart Mill und der sozialliberale Staatsbegriff*, Stuttgart 2011
Hofmann, Wilhelm: »John Stuart Mill (1806–1873)«, in: Heidenreich, Bernd (Hg.): *Politische Theorien des 19. Jahrhunderts. Konservatismus, Liberalismus, Sozialismus*, Berlin 2002, S. 289–312
Holcombe, Lee: *Wives and Property. Reform of the Married Women's Property Law in Nineteenth-Century England*, Toronto 1983
Holland-Cunz, Barbara: *Die alte neue Frauenfrage*, Frankfurt am Main 2003
Hollander, Samuel: *The Economics of John Stuart Mill*, 2 Bde., Oxford 1985
Hollis, Patricia: *Women in Public. The Women's Movement 1850–1900*, London 1979
Hughes, Patricia: »The Reality Versus the Ideal. John Stuart Mill's Treatment of Women, Workers, and Private Property«, in: *Canadian Journal of Political Science* 12 (1979), Heft 3, S. 523–542
Jacobs, Jo Ellen: »Harriet Taylor Mill's Collaboration with John Stuart Mill«, in: Tougas, Cecile T./Ebenreck, Sara (Hg.): *Presenting Women Philosophers,* Philadelphia 2000, S. 155–166
Jacobs, Jo Ellen: »Introduction«, in: Jacobs, S. xi–xliv
Jacobs, Jo Ellen: »The Lot of Gifted Ladies is Hard: *A Study of Harriet Taylor Mill Criticism*«, in: *Hypatia* 9 (1994), Heft 3, S. 132–162
Jacobs, Jo Ellen: *The Voice of Harriet Taylor Mill*, Bloomington 2002
Jake, Stanley J.: »Mill's Mental Crisis Revisited«, in: *Mill Newsletter* 9 (1973), Heft 1, S. 2–12
Jenks, Edward: *Thomas Carlyle and John Stuart Mill,* Orpington 1888
Jones, Aled: *Powers of the Press: Newspapers, Power and the Public in Nineteenth-Century England,* Brookfield 1996
Justman, Stewart: *The Hidden Text of Mill's »Liberty«,* Savage 1991
Kahn, Alan S.: *Aristocratic Liberalism. The Social and Political Thought of Jacob Burckhardt, John Stuart Mill, and Alexis de Tocqueville*, Oxford 1992
Kamm, Josephine: *John Stuart Mill in Love*, London 1977
Kaplan, Fred: *Thomas Carlyle. A Biography*, Cambridge 1983
Kinzer, Bruce: *John Stuart Mill Revisited. Biographical and Political Explorations*, New York 2007

Kinzer, Bruce: »John Stuart Mill and the Experiment of Political Engagement«, in: Laine, Michael (Hg.): *A Cultivated Mind. Essays on John Stuart Mill Presented to John M. Robson*, Toronto 1991, S. 182–214
Kinzer, Bruce/Robson, Ann P./Robson, John M.: *A Moralist In and Out of Parliament. John Stuart Mill at Westminster 1865–1868*, Toronto 1992
Kolb, Carl (Hg.): *John Stuart Mills Selbstbiographie.* Autorisierte deutsche Übersetzung, Stuttgart 1874
Kornberg, Jacques: »Feminism and the Liberal Dialectic: John Stuart Mill on Women's Rights«, in: *Historical Papers* 9 (1974), S. 37–63
Krouse, Richard W.: »Patriarchal Liberalism and Beyond: From John Stuart Mill to Harriet Taylor«, in: Elsthain, Jean Bethke (Hg.): *The Family in Political Thought,* Amherst 1982, S. 145–172
Kuenzle, Dominique/Schefczyk, Michael: *John Stuart Mill zur Einführung*, Hamburg 2009
Ladenson, Robert F.: »Mill's Conception of Individuality«, in: *Social Theory and Practice* 4 (1977), S. 167–182
Laine, Michael: *Bibliography of Works on John Stuart Mill*, Toronto, Buffalo, London 1982
Laski, Harold J. (Hg.): *Autobiography by John Stuart Mill. With an Appendix of hitherto unpublished Speeches and a Preface*, London 1924
Leavis, F. R.: *Mill on Bentham and Coleridge*, London 1959
Le Doeuff, Michèle: *Women and Philosophy in French Feminist Thought*, Oxford 1987
Légé, Philippe: »Hayek's Readings of Mill«, in: *Journal of the History of Economic Thought* 30 (2008), Heft 2, S. 199–215
Leonhard, Jörn: *Liberalismus: Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters*, München 2001
Levi, Albert William: »The ›Mental Crisis‹ of John Stuart Mill«, in: *Psychoanalytical Review* 32 (1945), S. 86–101
Levi, Albert William: »The Writing of Mill's *Autobiography«, in: Ethics* 61 (1951), S. 284–296
Levine, Philippa: »The Humanising Influences of Five O'Clock Tea. Victorian Feminist Periodicals«, in: *Victorian Studies* 33 (1990), S. 293–306
Lévy-Bruhl, Lucien (Hg.): *Lettres inédites de John Stuart Mill à Auguste Comte*, Paris 1899, Neuauflage Paris 2007
Lindley, Dwight N./Mineka, Francis E.: »Introduction«, in: *CW Bd. XIV: The Later Letters of John Stuart Mill 1849–1873*, Toronto 1972, S. xv–xliv
Lloyd, Trevor: »Mill and the East India Company«, in: Laine, Michael (Hg.): *A Cultivated Mind,* Toronto 1991, S. 44–79
Loesberg, Jonathan: *Fictions of Consciousness: Mill, Newman, and the Reading of Victorian Prose,* New Brunswick 1986
Lugones, Maria: »Playfulness, ›World‹-Travelling, and Loving Perception«, in: *Hypatia* 2 (1987), S. 3–19
MacCunn, John: *Six Radical Thinkers: Jeremy Bentham, John Stuart Mill, Richard Cobden, Thomas Carlyle, Guiseppe Mazzini, Thomas Hill Green*, London 1907
MacMinn, Ney/Hainds, John R./McCrimmon, James M. (Hg.): *Bibliography of the Published Writings of John Stuart Mill. Edited from the Manuscripts with Corrections and Notes*, Evanston 1945
Man, Glenn K. S.: »John Stuart Mill and Harriet Taylor«, in: *Antigonish Review* 14 (1973), S. 43–50

Marston, Mansfield: *The Life of John Stuart Mill. Politician and Philosopher, Critic and Metaphysician*, London 1873
Mason, Michael: *The Making of Victorian Sexuality,* Oxford 1995
Maureau, Alain: »Stuart Mill à Avignon«, unveröffentlichtes Vortragsmanuskript im Palais du Roure, Avignon, 22. Mai 1987
Mazlish, Bruce: *James and John Stuart Mill. Father and Son in the Nineteenth Century*, New York 1975
McCloskey, Henry John: *John Stuart Mill: A Critical Study,* London 1971
McDonald, Lynn (Hg.): *The Collected Works of Florence Nightingale,* Bd. I–XV, Waterloo 2001–2011
Mendus, Susan: »John Stuart Mill and Harriet Taylor on Women and Marriage«, in: *Utilitas* 6 (1994), Heft 2, S. 287–299
Mendus, Susan: »The Marriage of True Minds. The Ideal of Marriage in the Philosophy of John Stuart Mill«, in: dies. (Hg.): *Sexuality and Subordination,* London 1989, S. 171–192
Meyer, Ursula I.: »Harriet Taylor Mill. Die Hörigkeit der Frau«, in: dies. (Hg.): *Die Welt der Philosophin*, Bd. III: *Aufklärung und revolutionärer Aufbruch,* Aachen 1997, S. 285–293
Mill, Anna Jean: »The Education of John: Some Further Evidence«, in: *Mill Newsletter* 11 (1976), Heft 1, S. 10–14
Mill, Anna Jean: »J. S. Mill's Visit to Wordsworth 1831«, in: *Modern Language Review* 44 (1949), S. 341–350
Mill, Anna Jean: *John Stuart Mills Boyhood Visit to France. Beeing a Journal and Notebook Written by John Stuart Mill in France 1820–21*, Toronto 1960
Mill, James: *The Collected Works of James Mill*, London 1992
Mill, John Stuart/Taylor, Harriet/Taylor, Helen: *The Economic, Political and Feminist Papers. The J. S. Mill, Harriet and Helen Taylor Collection from the British Library of Political and Economic Science*, London 1988
Miller, Dale E.: *J. S. Mill. Moral, Social and Political Thought,* Cambridge 2010
Mineka, Francis E.: *The Dissidence of Dissent: »The Monthly Repository«* 1806–1838, Chapel Hill 1944
Mineka, Francis E.: »The Autobiography and the Lady«, in: *University of Toronto Quarterly* 32 (1963), S. 301–306
Millett, Kate: *Sexual Politics*, London 1971
Moir, Martin/Peers, Douglas/Zastoupil, Lynn (Hg.): *John Stuart Mill's Encounter with India*, Toronto, Buffalo, London 1999
Moore, Robin J.: »John Stuart Mill at East India House«, in: *Historical Studies* 20 (1983) S. 497–519
Morales, Maria H. (Hg.): *Mill's »The Subjection of Women«. Critical Essays*, Oxford 2005
Moser, Friedhelm: *Alles am Weibe ist ein Rätsel … Der philosophische Blick auf die Frau*, Frankfurt am Main 1998
Mozley, Anne: »Mr. Mill on the Subjection of Women«, in: *Blackwoods Magazine* 106 (1869), S. 309–321
Mueller, Iris Wessel: *John Stuart Mill and French Thougth*, Urbana 1956
Narewski, Ringo: *John Stuart Mill und Harriet Taylor. Leben und Werk*, Wiesbaden 2008
Neff, Emery: *Carlyle and Mill. An Introduction to Victorian Thought*, New York 1926

Nietzsche, Friedrich: *Menschliches, Allzumenschliches, I und II*, Kritische Studienausgabe hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Neuausgabe der 4. Auflage 1999, München 2008
Nussbaum, Martha C.: »Mill between Aristotle and Bentham«, in: *Daedalus* 133 (2004), S. 60–68
Okin, Susan M.: »John Stuart Mill's Feminism. ›The Subjection of Women‹ and the Improvement of Mankind«, in: Morales, Maria H. (Hg.): *Mill's »The Subjection of Women«. Critical Essays*, Oxford 2005, S. 24–51
Okin, Susan M.: *Women in Western Political Thought,* Princeton 1979
Oliphant, Margaret: »Mill on ›The Subjection of Women‹«, in: *Edinburgh Review* 130 (1869), S. 572–602
Packe, Michael St. John: *The Life of John Stuart Mill*, London 1954
Pankhurst, Richard K. P.: *The Saint Simonians, Mill and Carlyle*, London 1957
Pappé, Hellmut Otto: *John Stuart Mill and the Harriet Taylor Myth*, Melbourne 1960
Pappé, Hellmut Otto: »The Mill's and Harriet Taylor«, in: *Political Science* 8 (1956), S. 19–30
Partridge, Michael: *Lives of Victorian Political Figures IV*, Bd. I: *John Stuart Mill*, London 2009
Pickering, Mary: *Auguste Comte. An Intellectual Biography*, 3 Bde., Cambridge 1993–2009
Pitts, Jennifer A.: »Bentham und John Stuart Mill über das britische Empire«, in: Asbach, Olaf (Hg.): *Vom Nutzen des Staates. Staatsverständnisse des klassischen Utilitarismus: Hume – Bentham – Mill*, Baden-Baden 2009, S. 269–291
Plamenatz, John Petrov: *The English Utilitarians*, Oxford 1949
Price, Henry H.: »Mill's View of the External World«, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 27 (1926), S. 109–140
Pugh, Evelyn L.: »John Stuart Mill, Harriet Taylor, and Women's Rights in America 1850–1873«, in: *Canadian Journal of History* 13 (1978), S. 423–442
Pujol, Michèle A.: *Feminism and Anti-Feminism in Early Economic Thought,* Brookfield 1978
Pujol, Michèle A.: »The Feminist Economic Thought of Harriet Taylor (1807–1858)«, in: Dimand, Mary Ann/Dimand, Robert W./Forget, Evelyn L. (Hg.): *Women of Value. Feminist Essays on the History of Women in Economics*, Aldershot, Brookfield 1995, S. 82–102
Pyle, Andrew (Hg.): *The Subjection of Women. Contemporary Responses to John Stuart Mill,* Bristol 1995
Rausch, Heinz: »John Stuart Mill«, in: Maier, Hans/Rausch, Heinz/Denzer, Horst (Hg.): *Klassiker des politischen Denkens*, Bd. II, München 1968, S. 240–261
Rawls, John: »Mill«, in: ders.: *Geschichte der politischen Philosophie.* Hg. von Samuel Freeman. Aus dem Englischen von Joachim Schulte, Frankfurt am Main 2008, S. 367–457
Rees, John C.: *Mill and his Early Critics*, Leicester 1956
Rees, John C.: »The Thesis of the ›Two Mills‹«, in: *Political Studies* 25 (1977), Heft 3, S. 368–382
Reßler, Anni: *Die beiden Mills*, Ichenhausen 1929
Reeves, Richard: *John Stuart Mill. Victorian Firebrand*, London 2007
Rey, Pastor Louis: *Le Roman de John Stuart Mill*, Paris 1913
Rey, Pastor Louis: *John Stuart Mill en Avignon*, Vaison 1921
Riley, Jonathan: *Mill on Liberty*, London 1998
Riley, Jonathan: *Mill's Radical Liberalism. An Essay in Retrieval*, London 2009

Rinderle, Peter: *John Stuart Mill,* München 2000
Rinehart, Keith: »John Mill's Autobiography: It's Art and Appeal«, in: *University of Kansas City Review* 19 (1953), S. 265–273
Ring, Jennifer: »Mill's ›The Subjection of Women‹. The Methodological Limits of Liberal Feminism«, in: *The Review of Politics* 47 (1985), S. 27–44
Robbins, Lionel: »Packe on Mill«, in: *Economics 2*4 (1957), S. 250–259
Robson, Ann P.: »Introduction«, in: *CW Bd. XXII: Newspaper Writings*, Toronto 1986, S. xix–ciii
Robson, Ann P.: »›Joint Authorship‹ Again: The Evidence in the Third Edition of Mill's *Logic*«, in: *Mill Newsletter* 6 (1971), S. 15–20
Robson, Ann P.: »Mill's Second Prize in the Lottery of Life«, in: Laine, Michael (Hg.): *A Cultivated Mind: Essays on J. S. Mill Presented to John M. Robson,* Toronto 1991, S. 215–241
Robson, Ann P.: »No Laughing Matter: John Stuart Mill's Establishment of Women's Suffrage as a Parliamentary Matter«, in: *Utilitas* 2 (1990), Heft 1, S. 88–101
Robson, Ann P. (Hg.): *Sexual Equality. Writings by John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill, and Helen Taylor*, Toronto 1994
Robson, Ann P.: *The Improvement of Mankind. The Social and Political Thought of John Stuart Mill,* London 1968
Robson, John M.: »›Feminine‹ and ›Masculine‹: Mill vs. Grote«, in: *Mill Newsletter* 12 (1977), S. 18–22
Robson, John M.: »Harriet Taylor and John Stuart Mill: Artist and Scientist«, in: *Queens Quarterly* 73 (1966), S. 167–186
Robson, John M.: »John Stuart Mills Theory of Poetry«, in: *University of Toronto Quarterly* 29 (1960), S. 420–438
Robson, John M.: »›Joint Authorship Again‹: The Evidence in the Third Edition of Mill's Logic«, in: *Mill Newsletter* 6 (1972), S. 15–20
Robson, John M.: »Mill in Parliament. The View from the Comic Papers«, in: *Utilitas* 2 (1990), S. 102–142
Robson, John M.: »›Mill on Women and other Poets‹«, in: *Victorian Studies Association Newsletter* 12 (1973), S. 13–17
Robson, John M.: »Textual Introduction«, in: *CW Bd. XXI: Essays on Equality, Law, and Education by John Stuart Mill*, Toronto 1984, S. lvii–lxxxiii
Robson, John M.: *The Improvement of Mankind*, London 1968
Robson, John M.: »Why ›Men‹: Mill on the Masculine Gender«, in: *Mill Newsletter* 20 (1985), Heft 1, S. 20–22
Robson, John M./Laine, Michael (Hg.): *James and John Stuart Mill. Papers of the Centenary Conference*, Toronto 1976
Roebuck, John Arthur: *Life and Letters of John Arthur Roebuck,* hg. von Robert Eadon Leader, London 1897
Rover, Constance: *Women's Suffrage and Party Politics in Britain 1866–1914,* London 1967
Rose, Phyllis: »Harriet Taylor and John Stuart Mill (1830–1858)«, in: dies.: *Parallel Lives. Five Victorian Marriages*, New York 1984, S. 95–140
Rosen, Frederick: »From Jeremy Bentham's Radical Philosophy to J. S. Mill's Philosophica Radicalism«, in: Stedman Jones, Gareth/Claeys, Gregory (Hg.): *The Cambridge History of Nineteenth-Century Political Thought,* Cambridge 2011, S. 257–294

Ross, Janet: *Three Generations of English Women. Memoirs and Correspondence of Susanna Taylor, Sarah Austin and Lady Duff Gordon*, London 1893
Rossi, Alice S. (Hg.): *Essays on Sex Equality by John Stuart Mill and Harriet Taylor Mill,* Chicago 1970
Rossi, Alice S.: »Introduction: Sentiment and Intellect. The Story of John Stuart Mill and Harriet Taylor Mill«, in: dies. (Hg.): *Essays on Sex Equality by John Stuart Mill and Harriet Taylor Mill*, Chicago 1970, S. 3–63
Rossi, Alice S. (Hg.): *The Feminist Papers. From Adam to de Beauvoir*, Boston 1973
Rowbotham, Sheila: *Im Dunkel der Geschichte. Frauenbewegung in England vom 17. bis 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1980
Rullmann, Marita: »Harriet Taylor Mill«, in: dies. (Hg.): *Philosophinnen von der Antike bis zur Aufklärung*, Frankfurt/Main 1998, S. 273–280
Russel, Bertrand: »John Stuart Mill«, in: Schneewind, Jerome B. (Hg.): *Mill. A Collection of Critical Essays*, New York 1968, S. 1–21
Ryan, Allan: *John Stuart Mill*, London 1974
Ryan, Allan: »John Stuart Mill's Art of Living«, in: Gray, John/Smith, G. W. (Hg.): *John Stuart Mill on Liberty: In Focus*, London 1991, S. 162–168
Ryan, Allan: »Sense and Sensibility in Mill's Political Thought«, in: Laine, Michael (Hg.): *A Cultivated Mind: Essays on John Stuart Mill Presented to John M. Robson*, Toronto 1991, S. 121–130
Ryan, Allan: »The Passionate Hero, Then and Now«, in: *The New York Review of Books* vom 8. Dezember 2011, S. 59–63
Ryan, Allan: *The Philosophy of John Stuart Mill*, London 1970
Saenger, Samuel: *John Stuart Mill. Sein Leben und Lebenswerk*, Stuttgart 1901
Sanchez-Valenzia, Victor (Hg.): *The General Philosophy of John Stuart Mill*, Dartmouth 2002
Sanders, Richard (Hg.): *The Collected Letters of Thomas and Jane Welsh Carlyle*, Durham 1970
Scarre, Geoffrey: *Logic and Reality in the Philosophy of John Stuart Mill*, Dordrecht, Boston, London 1989
Schmoly, Eva: »Harriet Taylor Mill (1807–1858)«, in: Gronert, Anke (Hg.): *Frauen in der Ökonomie. Die Anfänge in Großbritannien*, Marburg 2001, S. 61–91
Schneewind, Jerome B. (Hg.): *Mill. A Collection of Critical Essays*, New York 1968
Schneewind, Jerome B. (Hg.): *Mill's Essays on Literature and Society*, New York 1965
Schröder, Hannelore: »Einleitung«, in: dies. (Hg.): *John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill, Helen Taylor: Die Hörigkeit der Frau und andere Schriften zur Frauenemanzipation*, Frankfurt am Main 1976, S. 7–43
Schumacher, Ralph: *John Stuart Mill,* Frankfurt am Main 1994
Seiz, Janet/Pujol, Michèle: »Harriet Taylor Mill«, in: *The American Economic Review* 90 (2000), Heft 2, S. 476–479
Shanley, Mary Lyndon: *Feminism, Marriage, and the Law in Victorian England 1850–1895,* Princeton 1989
Shanley, Mary Lyndon: »Marital Slavery and Friendship: John Stuart Mill's ›The Subjection of Women‹«, in: *Political Theory* 9 (1981), Heft 2, S. 229–247
Shanley, Mary Lyndon: »The Subjection of Women«, in: Skorupski, John (Hg.): *The Cambridge Companion to Mill*, Cambridge 1998, S. 396–422
Sharpless, Francis Parvin: *The Literary Criticism of John Stuart Mill*, Den Haag 1967

Sigot, Nathalie: »John Stuart Mill and the Employment of Married Women. Reconciling Utility and Justice«, in: *Journal of the History of Economic Thought* 31 (2009), Heft 3, S. 281–304
Skorupski, John: *John Stuart Mill*, London 1989
Skorupski, John (Hg.): *The Cambridge Companion to Philosophy: John Stuart Mill*, Cambridge 1998
Skorupski, John: *Why Read Mill Today?*, London 2006
Smith, G. W.: *John Stuart Mill's Social and Political Thought: Critical Assessments*, Bd. IV: *Method, Live, Feminism, Culture*, London 1998
Smith, G. W.: »John Stuart Mill on What We Don't Know About Women«, in: *Utilitas* 12 (2000), Heft 1, S. 41–61
Sotiropoulos, Dimitris: »Why John Stuart Mill Should not Be Enlistet Among Neoclassical Economists«, in: *The European Journal of the History of Economic Thought* 16 (2009), S. 455–473
Spender, Dale: *Women of Ideas and What Men Have Done to Them from Aphra Behn to Adrienne Rich,* London 1983
Stafford, William: »Is Mill's ›Liberal‹ Feminism ›Masculinist‹?«, in: *Journal of Political Ideologies* 9 (2004), Heft 2, S. 159–179
Stafford, William: *John Stuart Mill*, London 1998
Stephen, Leslie: *The English Utilitarians in three Volumes*, Bd. III: *John Stuart Mill*, London 1950
Stillinger, Jack (Hg.): *Autobiography by John Stuart Mill*, Boston 1969
Stillinger, Jack: »John Mills Education – Fact, Fiction and Myth«, in: Laine, Alan (Hg.): *A Cultivated Mind: Essays on John Stuart Mill Presented to John M. Robson*, Toronto 1991, S. 19–43
Stillinger, Jack (Hg.): *The Early Draft of John Stuart Mill's »Autobiography«*, Urbana 1961
Stillinger, Jack: »The Text of John Stuart Mill's Autobiography«, in: *Bulletin of the John Rylands Library* 43 (1969), S. 220–242
Stillinger, Jack: »Who Wrote Mill's Autobiography?«, in: *Victorian Studies* 27 (1973), S. 7–23
Stove, David: »The Subjection of John Stuart Mill«, in: *Philosophy* 68 (1993), S. 5–13
Strachey, Ray: *The Cause. A Short History of the Women's Movement in Great Britain*, Portway 1928
Sumner, Wayne L.: »More Lights on the Later Mill«, in: *Philosophical Review* 83 (1974), S. 504–527
Tatalovich, Anne: »John Stuart Mill: The Subjection of Women. An Analysis«, in: *Southern Quarterly* 12 (1973), S. 87–105
Taylor, Algernon: *Memories of a Student*, 2. Auflage, London 1895
Taylor, Henry: *Autobiography*, 2 Bde., London 1885
Taylor, Mary: »Mrs. John Stuart Mill. A Vindication by her Granddaughter«, in: *Nineteenth Century and After* 71 (1912), S. 357–363
Thomas, Kathleen: *The Crisis and Analysis of John Stuart Mill's Life*, Edinburgh 1994
Thomas, William: »James Mill's Politics: The ›Essay on Government‹ and the Movement for Reform«, in: *Historical Journal* 12 (1969), Heft 2, S. 249–284
Thomas, William: *Mill*, Oxford 1985
Thomas, William: *The Philosophic Radicals: Nine Studies in Theory and Practice 1817–1841*, Oxford 1979

Thompson, Dennis F.: *John Stuart Mill and Representative Government*, Princeton 1976
Trilling, Diana: »Mill's Intellectual Beacon«, in: *Partisan Review* 19 (1952), S. 115–120
Tulloch, Gail: *Mill and Sexual Equality*, Boulder 1989
Tuell, Anne Kimball: *John Sterling: A Representative Victorian,* New York 1941
Ulrich, Peter/Aßländer, Michael S. (Hg.): *John Stuart Mill. Der vergessene politische Ökonom und Philosoph*, Bern, Stuttgart 2006
Urbinati, Nadia: »John Stuart Mill on Androgyny and Ideal Marriage«, in: *Political Theory* 19 (1991), Heft 4, S. 626–648
Varouxakis, Georgios: *Mill on Nationality*, London, New York 2002
Varouxakis, Georgios: »The Public Moralist Versus Ethnocentrism: John Stuart Mill's French Enterprise«, in: *European Review of History* 3 (1996), S. 27–38
Varouxakis, Georgios: *Victorian Political Thought on France and the French,* London 2002
Varouxakis, Georgios/Kelly, Paul (Hg.): *John Stuart Mill – Thought and Influence: The Saint of Rationalism*, London, New York 2010
Viner, Jacob: »Bentham and J. S. Mill. The Utilitarian Background«, in: *American Economic Review* 39 (1949), S. 360–382
Warner, Martin: »Philosophical Autobiography. St. Augustine and John Stuart Mill«, in: *Philosophy* (1984), Supplement 16, S. 189–210
Weinberg, Adelaide: *Theodor Gomperz and John Stuart Mill*, Genf 1963
West, Julius: *John Stuart Mill*, London 1913
William, Geraint L. (Hg.): *John Stuart Mill on Politics and Society*, London 1976
Williford, Mariam: »Bentham on the Rights of Women«, in: *Journal of the History of Ideas* 36 (1975), S. 167–176
Wilson, Fred: *Psychological Analysis and the Philosophy of John Stuart Mill*, Toronto 1990
Woodhouse, Margaret K.: »The Marriage and Divorce Bill of 1857«, in: *American Journal of Legal History* 3 (1959), S. 260–275
Wolf, Jean-Claude: »Die liberale Paternalismuskritik von John Stuart Mill«, in: Anderheiden, Michael/Bürkli, Peter/Heinig, Hans Michael/Kirste, Stephan/Seelmann, Kurt (Hg.): *Paternalismus und Recht*, Tübingen 2006, S. 55–68
Wolf, Jean-Claude (Hg.): *John Stuart Mill: Autobiographie.* Übersetzt und mit einer Einleitung herausgegeben von dems., Hamburg 2011
Wollheim, Richard: »John Stuart Mill and the Limits of State Action«, in: *Social Research* 40 (1973), S. 1–30
Woods, Thomas: *Poetry and Philosophy. A Study in the Thought of John Stuart Mill,* London 1961
Zastoupil, Lynn: *John Stuart Mill and India*, Stanford 1994
Zerilli, Linda M.-G.: »Constructing Harriet Taylor: Another Look at J. S. Mill's *Autobiography*«, in: Levine, George (Hg.): *Constructions of the Self,* New Brunswick 1992, S. 191–212

Verzeichnis der Abbildungen

Abb. 1 (S. 152): Harriet Taylor, circa 1834, *Ölporträt* (aus: Hayek)

Abb. 2 (S. 153): John Taylor, *Miniatur in der British Library of Political and Economic Science* (aus: Hayek)

Abb. 3 (S. 154): Harriet Taylor, circa 1844, *Zwei Miniaturen in der British Library of Political and Economic Science* (aus: Hayek)

Abb. 4 (S. 155): John Stuart Mill, 1840, *Reproduktion des Medaillons in »The Letters of John Stuart Mill«, hg. von H. S. R. Elliot* (aus: Hayek)

Abb. 5 (S. 156–159): Ein Brief von John Stuart Mill an Harriet Taylor, circa 1834, *Faksimile des Originals in der Yale University Library* (aus: Hayek)

Sachregister

Aachen 145
Abano Terme 144
Aberdeen 236, 311 f., 314
Abschaffung der Sklaverei 183, 194, 212, 338
Absolutismus 480
Achmet Aga 288
Adel 187, 321, 329, 454, 456, 459, 592
Airolo 299 f.
Akrokorinth 285
Akropolis 284 f.
Amazonien 455
Amendment der US-Verfassung 410
Amt 110, 114, 150, 161, 180, 183, 201, 222, 248, 270, 281, 329, 334, 357, 367, 376, 424, 462, 498, 499–502, 505, 553, 558, 588
Angebot und Nachfrage 368
Antike 193, 265, 277, 286, 290 f., 336, 521, 522
Apenninen 142
Arbeit 100 f., 150, 166, 170, 180, 182, 251, 329, 344, 357 f., 368, 371 f., 394, 401, 415, 418 f., 434, 472, 477, 496, 511, 515, 517, 528, 536, 547, 557, 589 f., 597
Arbeiter 107, 150, 168, 170, 182, 250, 268, 304, 334 f., 368, 381, 398 f., 415, 418 f., 453, 472, 589 f., 597
Arbeitgeber 345, 381, 398
Argos 286
Aristokratie 29, 172, 345, 359, 382, 526
Arithmetik 10, 399, 562
Arme 189, 273, 401, 414–416, 418, 425, 545, 592
Armutshilfe 314
Asiaten 453
Asien 365, 371, 449, 606
Atheismus 168 f., 184, 189, 195, 234
Athen 18, 277 f., 283 f., 286 f., 292, 294, 296, 521, 585, 591, 599
Athener 188 f., 278
Atlantic Monthly, The 585 f.
Ätna (Berg) 273, 278
Attika 286 f.
Ausbildung 11, 24, 31, 59, 100–102, 149, 190, 347, 374 f., 399, 416, 418, 455, 525
Ausschluss 29, 33, 50, 68, 98, 166, 328–331, 335, 341, 345, 347, 360, 364, 366, 367, 387, 391, 406, 413, 415, 418, 420, 426, 428, 435, 498, 501, 555, 604
Australien 174, 371, 580, 598, 600
Autobiographie 11, 15, 28, 31 f., 43 f., 47 f., 55, 59, 61, 63–67, 70, 76, 92, 160 f., 178, 232, 244, 318, 566, 568
Autonomie 8–10, 12, 15, 18, 20
Autorität 13, 55, 167, 257, 271, 365, 379, 444, 448, 452 f., 468 f., 480, 484, 487 f., 537, 549, 594, 603
Auxerre 141
Avignon 10, 30, 32, 52, 141, 232, 261, 267, 311 f., 314–316, 410, 567 f., 575, 601

Bagnères 196
Bakewell 309, 601
Banbury 587
Barbarei 189, 204, 288, 365, 441
Basel 300
Bassano 144
Bath House 594
Bayern 144
Behörde 289, 358, 418, 459
Belgien 147, 228
Benachteiligung 330 f., 341, 387, 398, 413, 435
Berkshire 579
Bern 301
Beruf 30 f., 54, 100, 102, 150, 329, 334, 341, 347, 358, 364–367, 374, 382, 400, 402, 415, 418, 426, 459–462, 471 f., 476, 497, 499, 501, 503, 526–529, 538, 557, 559, 580
Besançon 301
Bestechung 201, 378, 397, 452
Bewusstsein 77, 95, 101, 105, 179, 233, 248, 318, 323, 334, 372, 447, 481, 487, 513, 536, 539, 555, 557
Beziehung 9, 14 f., 25–27, 36 f., 46, 51, 70–72, 81, 112 f., 116 f., 125, 127, 131, 135, 145, 214, 243 f., 564, 602
Béziers 261
Bibel 187, 212, 329, 495
Bibliothek der Leeds University 53
Bibliothek der North-Western University 53, 574
Bildung 11, 15 f., 18, 24, 29, 34, 45, 57, 63, 68, 76, 107, 109, 147, 246, 250, 331, 334, 342 f., 347, 358, 374, 394, 399, 406, 415, 418–420, 423 f., 426, 434, 457, 464, 467, 473, 482, 490, 492, 508, 514, 518, 526 f., 537, 540, 546, 548, 552 f., 568, 580, 591, 606
Bill to Remove the Electoral Disabilities of Women 605
Biographie 37, 45 f., 48, 78, 244, 576, 599
Birksgate 54
Blackheath Park 52, 216, 228, 230, 235, 254 f., 260, 285, 308, 311, 315, 566, 568, 598, 601
Blackpool 306 f.
Board of Control for India 599 f.
Bologna 142, 296
Bombay 579
Bordeaux 175, 260 f.
Borgo Valsugana 144
Böse, das 79 f., 83, 123, 127, 205 f., 307, 322–325, 337, 443, 446, 479–481, 483, 485, 519, 534, 536, 541 f., 544
Boston 187, 410, 591
Boston Mercantile Library Association 591
Boulogne 140, 232, 260, 302, 311
Bourges 591
Brachland-Plan 192
Brahmaismus 494 f.
Brest 256
Bretagne 255 f.
Brighton 135, 145, 162, 303, 305 f., 583
British Library 53, 574
British Museum 580
British Quarterly Review, The 222
Bromley 564
Broughton 307
Brüssel 143, 145
Buckinghamshire 579
Buddhismus 494
Bürger 12, 14, 16, 18, 29, 31, 34, 54, 110, 183, 330, 336, 345, 356–358, 360, 362 f., 378, 386, 412, 422,

424, 428, 432 f., 449, 454, 459, 461, 491 f., 534, 555
Bürgerrecht 31, 345, 367, 410, 534

Cambridge 24, 48, 576 f., 580 f., 584–586, 588, 593
Carcassonne 261
Castelvetrano 276
Catania 278
Cauterets 196
Cavendish Park 597
Chalkida 287
Chalons 141
Chamonix 301
Charakter 11, 35, 43, 82, 101, 107 f., 150, 179, 239, 244, 274, 337, 341, 345 f., 354, 366, 372 f., 376, 378 f., 395, 454, 457, 466–469, 479 f., 482–484, 487, 489 f., 493, 503, 505, 507, 512–514, 518, 520, 530 f., 535–537, 540, 542 f., 547–549, 551
Chartisten 166, 360
Châteaurouge 591
Chelsea 118, 121
Christentum 34, 58, 114 f., 180, 183 f., 188, 217, 221, 250, 380, 414, 445, 449 f., 475 f., 489, 491 f., 494 f., 538, 540
Christopher Street 56
Church & State Gazette, The 194
Clairmont 173
Combe 182
Common Law 27, 401
Conduit Street 412
Contagious Disease Acts 424, 605
Conway Hall 58, 576
Cornwall 579
Council of the Tenant League 599
Council of University College 187
Craigenputtock 81
Craven 307
Cross Street 55, 207

Daily Telegraph, The 309, 412, 421
Debatte 8, 10, 14, 24, 27 f., 68, 92, 167, 170, 178, 187, 256, 404, 588
Deduktion 467
Delphi 291
Demokratie 12, 16–18, 34, 171, 180, 187, 201, 340, 359 f., 363, 379, 382, 414, 450, 565
Demokratische Partei 359 f., 390
Denken 8 f., 18, 43, 45, 47–49, 63, 68, 128, 130, 147, 149 f., 193, 195, 198, 231, 236, 244 f., 318, 322 f., 351, 355, 375, 444, 463, 510, 513, 516 f., 523, 539, 594
Depression 11, 64, 68, 132, 199, 563, 565
Derbyshire 308
Despotismus 34, 200, 299, 334, 337, 340, 363, 377, 392, 473, 479, 481, 488, 492
Deutsche 8, 67, 115, 144, 148, 168, 195, 274, 287 f., 514, 577, 606
Deutschland 11, 20, 32, 33, 143–145, 268, 329, 456, 527, 577, 597, 606
Devonshire 230
Dichtung/Poesie 11, 43, 58 f., 74, 76–79, 83 f., 110 f., 129, 137, 147, 183, 207, 243, 272, 279, 297, 323, 355, 372, 374, 521, 530, 534, 580, 602
Die Unterwerfung der Frauen 10, 14, 26, 32 f., 37 f., 92, 439, 566, 568, 605
Dijon 301, 311
Dissertations and Discussions 20, 44, 46, 213, 316, 354, 567, 574, 603
Doncaster 303
Dorking 65, 118
Dorsetshire 215
Dr. Williams' Library 54
Drei Essays über Religion 19, 244, 569
Dublin 588
Dumfriesshire 583

East India Company (Ostindische Gesellschaft) 10, 66, 305, 310, 562 f., 566 f., 589 f., 595, 605
Edensor 601
Edinburgh 15, 70, 200, 233 f., 257, 283, 303, 305, 428, 437, 565, 568, 576, 595 f., 600, 602, 605
Edinburgh Review 70, 200, 233, 234, 257, 283, 565, 595 f., 600
Egoismus/Selbstsucht 36, 78 f., 90, 103, 134, 165, 167 f., 171, 190, 198, 243, 258, 304, 309, 325, 336, 347, 369, 372, 376, 378, 432, 458, 482 f., 489, 535, 540, 548, 553
Ehe 14, 24 f., 27, 29, 35, 37, 41, 54, 92, 94–98, 102–107, 115, 121, 165, 180, 214, 216, 221, 225, 230, 244, 335, 346 f., 350, 358, 375, 377, 379, 406, 422, 473 f., 478, 480, 485–487, 495, 497, 533 f., 537, 542, 546, 548–553, 558, 564, 577, 593, 605
Ehefrau 24 f., 27, 43, 115, 334, 336, 338, 395, 398, 401, 405 f., 424, 429, 432 f., 468, 475, 501, 522, 577, 605
Ehekontrakt 57, 98, 103, 106 f., 109 f., 214, 347, 474 f., 486 f.
Ehemann 25, 28, 31, 36, 96, 99, 107, 114, 120, 147, 162, 217, 346, 358, 398, 405 f., 468, 480, 486, 488, 549, 566, 577 f.
Eherecht 27, 95, 97, 102, 214, 473
Eigeninteresse (s. Interesse) 103, 304, 338, 391
Eigentum/Eigentümer 31, 103, 107, 162, 178, 186, 188, 193, 210, 214, 258, 329, 338 f., 346 f., 357 f., 360 f., 368, 390–392, 399, 401–403, 405 f., 421, 448, 450, 475, 477, 483, 495, 587, 604 f.
Einkommen 184, 222, 246, 368, 390, 397, 401, 405, 421, 496, 539, 603
Emanzipation 17, 24, 31, 38, 165 f., 172, 344, 351, 356, 380 f., 419, 452, 532 f., 545
Engländer 173, 187, 189, 256, 263 f., 270, 281, 286–288, 294, 297, 304, 344, 351, 450, 454, 513 f., 518 f., 591
England 9, 14, 24–26, 31, 52, 58, 64, 69, 73, 90, 121, 141–144, 147 f., 161 f., 166, 168, 172, 174, 179, 186 f., 193 f., 196, 212, 215, 242, 249, 254 f., 258, 263 f., 266, 268, 279, 281, 296, 299, 301, 314–316, 332, 334, 337, 343, 345, 350, 357, 377, 379 f., 382, 401, 410, 436, 450 f., 455, 460, 470, 475, 478, 503, 511, 518–520, 527, 529, 549, 563, 568, 580, 588 f., 591, 597, 606
English Churchman, The 194
Erbe/Erbschaft 258, 347, 358, 459, 475, 606
Erfahrung 9, 12, 26, 32, 34, 48, 84, 95, 105, 141, 161, 173, 213, 222, 261, 277, 283, 305, 321, 337, 364, 379, 394, 416 f., 429, 440, 444, 448, 454, 460, 464, 468, 479, 481, 486, 493, 499, 503, 506–508, 512 f., 519 f., 524, 527, 534, 537, 559

Erziehung 11 f., 15, 27, 30, 33, 57, 61–64, 97, 99, 100 f., 109, 183, 193 f., 223, 239, 292, 322 f., 331, 340 f., 344, 346, 357 f., 366 f., 370, 372, 374 f., 383, 396, 399, 415, 418, 457, 465, 467, 470, 474, 490, 492, 496 f., 502, 507 f., 511, 513–515, 519, 525, 527, 530–532, 534, 537–539, 543 f., 548–552, 558, 563
Essays über einige ungelöste Probleme der politischen Ökonomie 69
Ethik 58, 176, 230, 272
Ethologie 145
Europa 8, 19, 26, 193, 280, 298, 329, 331, 333, 365, 371, 449, 459, 543, 558, 585, 606
Evening Standard, The 187
Examiner, The 77, 90, 116, 204, 243, 245, 579, 596, 602
Experiment 12, 25, 38, 63, 141, 233, 520
Exzentrizität 26, 60, 321, 470, 547

Faculté des Sciences in Montpellier 562
Fähigkeit der Frau 34, 48, 101, 150, 179, 341, 355, 358, 364, 367, 372, 374, 397, 414, 419 f., 431, 433 f., 468, 471–473, 497 f., 500 f., 505–508, 514, 517, 520, 522, 527, 538 f., 558 f.
Falmouth 586
Familie 25, 34 f., 37, 100, 329, 334, 336 f., 344, 365, 368, 374, 378, 395 f., 398, 401, 406, 433, 437, 454, 462, 468, 476, 479 f., 482, 485, 489, 492 f., 496–498, 505 f., 527 f., 537, 543, 545 f., 553, 557 f., 577, 592, 603, 606
Fanatismus 453, 513
Februarrevolution 19, 181, 183, 186, 201
Federal Royal Society 589, 592, 596
Feminismus 13, 28, 37, 61, 350
Fiesole 142
Finsbury Circus 56
Finsbury Square 55, 579
Fleetwood 306 f.
Florenz 142 f., 296–298, 600
Flüelen 299 f.
Fontainebleau 141
Fortnightly Review, The 569
Fortschritt 8, 12, 16 f., 19, 31, 33–35, 43, 98, 107, 160, 165, 171, 178 f., 188, 193, 231, 265, 328, 330, 337, 340, 355, 357, 372, 375, 379, 383, 397, 412–414, 419, 421, 428, 435, 436, 441, 445 f., 453, 459, 463 f., 495, 522 f., 539 f., 552
Fourierismus 180 f., 193
Frankreich 12, 26, 28, 56, 69, 72, 75, 118, 123, 171, 173, 176, 180, 182, 200, 219, 228, 256, 260 f., 279, 301, 313, 351, 365, 456, 479, 504, 518, 520, 525, 527, 550, 562, 578, 583, 588, 606
französische Nationalversammlung 171 f., 181, 183, 350
Französische Revolution 19, 69, 116 f., 329, 450, 479
Franzosen 12, 71, 73, 169, 173, 176, 200, 287, 466, 513 f., 519
Frauenemanzipation 14, 24, 28 f., 32, 37 f., 46, 212 f., 217, 250, 328, 353 f., 356 f., 603
Frauenrecht 14, 28 f., 45, 183, 327 f., 339, 344, 356, 361, 433, 455, 490, 496, 565, 590, 602
Frauenrechtsbewegung 29, 172, 564
Frauenwahlrecht 8, 14, 26, 28 f., 31, 35, 171, 187, 338 f., 342, 345, 350, 385 f., 396 f., 401, 409–412, 414, 420, 425, 428, 430 f., 434 f., 501, 567 f., 604 f.
Frazer's Magazine 567
freier Wille 19, 472, 501
Freiheit 8–14, 16, 18 f., 24 f., 27–29, 31, 33–38, 43, 85, 95, 99, 108, 166, 170 f., 194, 214, 239, 264 f., 270 f., 275, 278, 299, 329–332, 337, 341 f., 346 f., 359–362, 364, 367, 380 f., 393, 410, 412, 414, 436, 441 f., 453, 455 f., 459 f., 462, 465 f., 471, 473, 476, 478, 483, 485 f., 488, 491 f., 506, 511, 528, 532, 554–556, 589, 591
freiwillig 35, 54, 99, 102, 107, 362, 367, 415, 418, 454 f., 457, 472, 474, 479, 485, 493, 504, 506, 520, 528, 541
Freude 74, 80, 90, 109, 125 f., 129, 132 f., 144, 166, 182, 199, 222, 230, 240, 253, 263, 265, 268 f., 276, 288, 296, 309, 320, 324, 410, 452, 457, 530, 551, 577, 600
Freundschaft 9, 24 f., 35, 37, 41, 48, 50, 56, 63, 67 f., 74, 76, 90 f., 112–115, 120, 125, 130, 137, 148, 151, 165, 180, 198, 202, 237, 240, 243 f., 270, 304, 332, 373, 377, 381, 395, 404, 487, 551, 578, 584–586, 591, 594 f., 599
Frieden 80, 365, 490, 526
Frühsozialisten 12, 26, 107, 180, 563
Funchal 221, 225

Galignani's Messenger 279, 296, 298
Garonne (Fluss) 260 f.
Geburt 248, 329 f., 361, 390, 414, 435, 459, 462 f., 537, 548
Gedanken über die Parlamentsreform 234, 567
Gefängnisstrafe/Haftstrafe 11, 168, 171, 204–206, 261, 338, 430, 563
Gefühle 11, 44, 57, 65, 67, 77, 80, 82–84, 86–88, 94–96, 99, 101, 104–106, 108–110, 118, 122, 125–129, 131–135, 150, 164, 166 f., 179, 189, 193, 196, 198 f., 202, 207–209, 217–219, 221, 223, 225, 229, 233–237, 243, 245, 247, 251 f., 261, 263, 269, 274 f., 277, 285, 297 f., 303, 314, 336, 351, 354 f., 363, 367, 369, 372, 376, 378, 382, 390, 392–396, 398, 404, 420 f., 427 f., 430, 432 f., 440–443, 446, 450 f., 454 f., 458, 462, 467–470, 473, 475, 478–481, 484, 489, 493–495, 505, 509, 513 f., 519, 526, 531, 535 f., 539, 541 f., 544, 550, 555–557, 580, 601 f.
Gehirn 322, 515–517
Gehorsam 72, 94, 340, 357, 431, 442, 444 f., 454, 457, 474 f., 486 f., 490, 492, 494 f., 531, 535, 536
Geist 32, 43 f., 47 f., 61, 64, 67, 75 f., 79 f., 89, 92, 94, 101, 103, 108–110, 118, 129, 131 f., 150, 167 f., 211, 236, 238, 240, 245, 249, 286, 304, 318, 320, 323–325, 336, 342 f., 346, 350, 354 f., 362, 365, 368, 370, 372–377, 379 f., 383, 394, 396, 424, 427, 432, 441, 457, 464 f., 467, 487, 496, 498 f., 502, 507–509, 511 f., 514–518, 520, 526, 528, 530, 534, 538 f., 541, 552 f., 555 f., 576 f., 580, 586, 602 f.
Geld 59, 74, 145, 184, 201 f., 205, 222, 246, 289, 336, 340, 378, 394, 399 f., 405, 417, 475 f., 485, 495 f., 529, 545 f.

Gemeinschaft 85, 96, 105, 170, 190, 328, 330, 335, 345, 359, 362, 373, 380, 423, 428, 452, 459, 477, 484 f., 487, 495, 509, 549, 552, 590
Genf 136, 301
Genossenschaft 12, 17, 168, 176, 193, 371 f., 375
Gentleman's Magazine, The 579
Genua 136, 261, 606
Georgia 496
Gerechtigkeit 29, 31, 44, 46, 108, 117, 149 f., 164–167, 171, 202, 206, 220, 223, 235 f., 239, 257, 330, 332, 340, 343, 345, 354, 358, 360 f., 363–366, 376, 380, 382 f., 390–392, 394, 401, 404, 406, 413, 419–421, 425, 427, 429, 431, 434, 436 f., 445, 447, 452 f., 461, 463, 490–493, 495–498, 500 f., 513, 524, 532, 535, 537 f., 542 f., 553, 559, 597
Gerede 59, 123, 164, 194, 383, 489, 518, 531
Gericht 171, 206, 338, 358, 360, 388, 399, 405, 424, 481, 487
Geschichte 8 f., 14–16, 19, 33, 36, 45, 47, 68 f., 78, 185, 194, 230, 235, 241, 244, 256, 272, 285 f., 324, 328, 355, 365, 392, 394, 396, 414, 441, 447, 451, 458, 464, 469, 474, 491, 503 f., 507, 513, 523, 555, 562, 591
Geschlecht 13, 24, 26, 29 f., 34–38, 95, 98, 105, 108 f., 239, 330, 334, 339, 341, 345, 357, 359, 364, 366, 371, 375, 377, 381, 386, 397, 399 f., 404, 410, 421, 428, 431, 435 f., 440, 444 f., 451, 453, 455–457, 462, 464, 467, 472 f., 491, 498, 501, 506, 512, 517, 527, 530, 532 f., 536, 538 f., 549, 551, 554, 559, 564, 602
Geschlechterverhältnis 10, 14, 24, 29, 31, 33–35, 102, 104, 110, 183, 339, 356, 362, 365, 373, 377, 440, 444, 465–467, 502, 507, 511, 520
Gesellschaft 8–10, 12 f., 16–19, 24, 27, 29–31, 33–35, 38, 63, 84, 95, 97 f., 102, 115, 160, 166, 170, 180, 218, 249, 320 f., 325, 328, 330 f., 337, 339–341, 347, 350 f., 363–365, 370, 373, 378, 381 f., 387, 390, 394, 396, 401, 404, 414, 415, 418–422, 424, 429, 432, 435 f., 444 f., 447 f., 454–456, 458 f., 461–463, 465 f., 469, 471 f., 474, 478, 480, 483, 485, 487, 490–492, 494 f., 498, 500, 507, 518 f., 525, 528, 530 f., 534, 536–539, 541 f., 546–549, 552–554, 557–560, 564, 590, 597
Gesetz 29 f., 92 f., 95–98, 102, 107, 109 f., 166 f., 169–171, 183, 190, 192, 205 f., 207, 214, 248 f., 324, 331 f., 339–342, 344–347, 357 f., 360, 362 f., 366, 368, 376 f., 381, 386, 390 f., 397, 399–402, 404–407, 414, 416–420, 422, 424 f., 428–431, 435 f., 442, 444–451, 454–456, 459–463, 466 f., 471, 473–481, 485–494, 496–498, 501–503, 506 f., 509, 513, 516, 518 f., 531, 533–535, 537 f., 540–542, 545, 553 f., 559, 588, 603–605
Gesundheit 50, 61–63, 80, 88, 95, 116, 119, 131, 133–136, 139–143, 147, 172, 174, 177, 182, 184 f., 187, 191 f., 195 f., 198 f., 222, 227, 230, 232 f., 236–238, 240, 242, 246, 251–255, 258, 261, 265, 267, 270, 272, 276 f., 281, 283 f., 289, 292, 308–312, 315, 331, 417, 424, 443, 511, 556, 566, 585, 594, 597 f., 600
Gewalt 31, 108, 170, 204–206, 338–340, 346, 359 f., 368, 371–373, 381, 416, 422, 424, 444, 449–452, 454, 455 f., 465, 472, 474, 476 f., 480 f., 486 f., 490–492, 498, 531–534, 537, 540 f., 546, 565, 591
Gewerbe 33, 169, 362, 459 f., 497, 502
Gewissen 38, 44, 65, 149 f., 171, 193, 323, 336, 346, 354, 361, 372, 376, 386, 393, 396, 398, 405, 416, 422 f., 427, 432 f., 448, 485, 532, 537, 547, 549, 554, 556, 576
Gewohnheit 8, 34, 38, 51, 57, 75, 82, 96, 101, 105, 108–110, 148, 162, 180, 202, 225, 232, 242, 262, 324, 328, 341, 343, 361 f., 392, 414, 431, 436, 443, 446, 452, 454, 483, 492, 511, 544
Glasgow 303 f., 567
Gleichberechtigung 8, 10, 13 f., 20, 24, 27, 35, 37 f., 92, 102, 107, 165, 212
Gleichheit 28 f., 31, 33–35, 98, 101, 107, 109, 167, 180 f., 330, 339, 342 f., 350, 357 f., 360–363, 378, 381–383, 413, 421 f., 440–442, 444, 455, 458, 464, 478, 486 f., 489–493, 496, 534 f., 551, 553
Glück 12, 16, 18, 25, 27, 34, 38, 80, 83, 85–87, 89, 93–97, 99, 102–106, 115, 125, 129 f., 132, 175, 214, 219, 249, 277, 284, 300, 302, 305 f., 315, 321, 325, 370, 372, 400, 413 f., 444, 471, 480, 499, 546, 548 f., 559, 590
Glücksfähigkeit 94 f., 104–106, 125
Gott 75, 89, 108, 114, 133, 150, 169 f., 187, 243, 323, 379, 414, 443, 463, 479, 494, 535 f., 588
Gravesend 135
Griechen 16, 265, 274, 287, 292, 372, 447, 453, 455, 466, 479, 513 f., 521, 524
Griechenland 138, 260, 270, 278 f., 281, 283, 285 f., 288, 290–293, 296, 521, 566, 585, 599 f.
Großbritannien 12, 17, 169, 192, 250, 281, 308, 332, 360, 393, 412
Große Versammlung zugunsten des Frauenwahlrechts 428
Grotes Geschichte Griechenlands 18, 230
Grundsätze der politischen Ökonomie 10, 12, 17, 33, 45, 47, 69, 145, 160, 162 f., 172, 175 f., 178, 189, 191 f., 201, 230, 245–247, 250, 304, 565 f., 589, 599
Gute, das 12, 55, 79, 83 f., 109, 130, 139, 151, 163, 165, 168, 183, 188, 200, 211, 226, 249, 282, 324 f., 330, 340, 361, 432, 479, 480, 484 f., 493, 505, 534, 538 f., 541, 544 f., 594

Habeas-Corpus-Akte 170 f., 588
Hanover Square 421
Harrow 192
Heidelberg 145
Heirat/Hochzeit 25, 27, 45, 50 f., 56, 60, 65 f., 103, 109, 122, 211, 214 f., 217–219, 221, 224–226, 228, 230, 335, 400, 472 f., 478, 495–497, 546, 548, 550, 563, 566, 578, 594
Heldentum 146, 359, 365, 513, 598

Herrschaft 8, 32 f., 64 f., 98, 166, 239, 287, 308, 330, 334, 340, 359–361, 363, 371 f., 377, 406, 416, 426, 430, 435, 442, 444, 450 f., 453–457, 459, 470, 478–480, 484, 486, 492, 497 f., 501, 504, 510, 531, 536 f., 548, 551, 556, 577, 606
Herrschsucht 537
Hinduismus 329, 333, 494
Hörigkeit 32, 362, 490 f., 498, 531, 536, 541
Houghton Library, Harvard University 584
House of Commons 386, 390, 604 f.
House of Lords 187, 331, 604
Humanität 160, 357, 445
Huntington Library, Kalifornien 586, 593
Hyères 232, 242, 311, 315

Ideen 8 f., 12, 16, 19, 24, 32, 45, 47, 61, 63, 66, 68, 90, 92, 107, 148, 166, 177 f., 194, 229, 231, 245, 256, 272, 317, 328 f., 337, 355, 360, 444, 459, 518, 521, 532, 541, 552, 559, 563, 568, 587
India Act 597
India Board 282
India House 113, 120, 122, 135–137, 145, 177, 182, 213, 219, 222 f., 227, 230, 232–235, 237 f., 246, 249, 275, 282 f., 305, 310, 315, 563, 583, 594
Indian Civil Service 249
Indien 68, 134, 231, 307 f., 333, 596
Indischer Rat 567
Individualität 8 f., 12–16, 26, 33, 35, 37 f., 98, 150, 179, 190, 320, 337, 341, 347, 452, 460, 479, 484, 486, 497, 507, 525, 539, 541, 543 f., 551, 554–556, 590
Individuum 10–13, 15 f., 18, 20, 24, 27, 33, 37 f., 75, 95, 166, 321, 334, 340, 344, 445, 466, 509, 513, 525
Ingleborough (Berg) 308
Innsbruck 144
Inspiration 110, 314, 316, 355
Instinkt 65, 126, 209, 322, 324, 443, 458, 491, 581
Intellekt/Intelligenz 31, 62, 131, 170, 202, 338, 375, 390, 415, 426 f., 433, 436, 503, 524, 532, 538
Interesse (s. Eigeninteresse) 12, 46, 48 f., 51, 55–57, 67, 69, 74, 76, 79, 92, 96, 101, 103, 105, 110, 114 f., 131, 133, 137, 145, 147 f. 166 f., 178, 191, 213, 217 f., 221 f., 225, 265, 304, 315, 330, 336–338, 343, 347, 362, 369, 370–372, 374, 377–379, 381 f., 387, 391, 393–398, 400–402, 420 f., 428–433, 446, 448, 450–453, 458, 463, 466, 468, 477, 483–485, 495, 498 f., 501, 505 f., 509, 528–532, 539, 543, 548, 551, 553, 557, 602
International Herald Tribune 187
Intuitionismus 230, 468, 507 f.
Ionische Inseln 599
Iren 78, 168
Irland 168, 170, 192 f., 266, 332, 503, 514, 568, 588, 600
Irrtum 76, 85, 220, 236, 257, 323 f., 345, 351, 378, 427, 440, 447, 493, 508, 510, 519, 548, 580
Islam 34, 333, 494, 495
Isle of Wight 72, 162, 167
Italien 56, 113, 119 f., 136, 138, 142–144, 183, 235, 260, 273 f., 279, 311, 456, 525, 527, 567, 585 f., 598
Italiener 138, 144, 261, 287, 513 f.
Ithaka 600

Jamaica Committee 567
Jamaika 567
Jersey (Insel) 255
Jewish Relief Act (auch Jewish Disability Bill) 183
Jews Bill 189, 191
John W. Parker and Son (Verlag) 186
Johns Hopkins University 53, 596
Juden 150, 183 f., 449
Julirevolution 12, 69, 180

Kalifornien 184, 496
Kalkutta 605
Kanada 161, 578
Kapital 145, 368
Katechismus 322
Katholizismus 148 f., 187, 266, 270, 378, 449, 514, 549, 599
Kausalität 239
Kefalonia 282 f.
Kensington 177, 219 f., 227, 234, 243
Kent 79 f., 91, 120, 165, 285, 540, 564, 583, 604
Kent Terrace 79 f., 91, 120, 165, 583
Keston Heath 564
Khan von Georgitsi (Lakonien) 294
Kind 64 f., 100 f., 104–106, 110, 190, 229, 325, 338, 341, 366, 368, 370, 378, 397, 401, 406, 415, 445, 456 f., 469, 472, 477 f., 480, 482, 484, 489, 492, 495 f., 511, 535–537, 545, 547, 550, 557
Kindererziehung 34, 100, 370, 558
King's College, Cambridge 576 f., 580 f., 584–586, 588, 593
Kingston-on-Thames 582
Kirche 56, 67, 109, 148, 172, 187, 194 f., 216, 264, 266 f., 274, 298, 347, 449, 463, 474, 494, 503
Kirkburton 54
Klasse 100, 111, 150, 160 f., 166 f., 187, 201, 248, 250, 329, 331, 334 f., 337 f., 340, 342 f., 345, 361, 363, 365, 367, 371, 373, 380, 387, 390, 395, 397 f., 400–402, 405, 414 f., 418–420, 426 f., 431, 441, 448, 450, 453 f., 456, 459, 462, 465 f., 469, 475, 480, 489, 491, 493, 501, 510 f., 525 f., 535, 539–541, 544–547, 597
Klatsch 25, 112 f., 119 f., 123, 196, 201, 220, 227, 582
Klavier 144, 177, 229
Klerus 165, 194 f., 209, 264, 343, 347, 362, 393, 426 f., 514, 578, 592, 599
Kloster 449, 474
Knockholt Beeches 285
König 171, 180, 365, 371 f., 449, 479, 489, 504 f., 518, 533, 536, 550, 552
Königin 204–206, 320, 328, 346, 434, 454, 503–505, 596, 598
Körper 62, 88, 98, 101 f., 118, 130, 143, 166, 171, 173, 191, 193, 204, 206 f., 238, 252, 254 f., 286, 295, 298, 325, 329, 341, 368, 370 f., 430 f., 455, 467, 496, 511, 515–517, 520, 576, 586
Kolonialismus 19, 68, 161, 180, 270, 308, 601
Kommunismus 170, 176, 178–182, 186, 190, 590
Konformismus 8, 27, 319 f., 323, 325, 564, 602
Konkurrenz 33, 99, 325, 338, 366–368, 433, 471, 500

Konservatismus 195, 252, 379, 387, 567 f.
Konservative (s. Tories) 391
Konstantinopel 600
Konstantinos 294
Konvention 10, 25, 27–29, 34 f., 57, 60, 105, 180, 239
Korfu 279, 281–284, 296, 599 f.
Korinth 284, 286, 292
Korngesetze 58, 192
Krankheit 26, 62, 82, 117 f., 120, 133–135, 140 f., 145, 147, 172 f., 182, 184, 191, 197–200, 208, 215, 229 f., 232–234, 237, 240, 251, 253 f., 260, 262, 272, 277, 279, 282, 292, 296, 298, 304 f., 312–316, 416–418, 424, 528, 557, 586, 592, 594 f., 597 f., 601
Krieg 20, 63, 93, 193, 266, 270 f., 277, 286 f., 339, 363, 365, 404, 434, 449, 454, 479, 513, 540 f., 543, 576
Krim 296
Kultur 10, 12 f., 33 f., 68, 331, 436, 445, 490, 559, 606
Kunst 11, 25, 44, 55, 58–60, 102, 165, 267, 274 f., 285, 297, 324, 355, 374, 503, 520–522, 524–526, 528 f., 540, 580, 606

La Spezia 262 f.
Lake District 305, 307 f.
Ladies' Committee 437
Lamia 289 f.
Lancashire 305
Lancaster 307, 338
Lausanne 136
Le Pont 301
Leamington 308
Lebensexperiment 12, 25, 38
Leibeigenschaft 150, 329, 339, 430, 449, 454, 458 f., 475, 532, 534
Leicester 587
Leid 45, 88–90, 93, 95, 105, 109, 119, 132, 144, 197–201, 206, 218–220, 243, 250, 254, 258, 277, 294, 309, 324 f., 331, 340, 369, 379, 382, 399 f., 406, 417, 430, 451, 456, 496, 500, 511, 533, 559, 566, 597 f.
Leidenschaft 11, 13, 25–27, 29, 35, 38, 79, 87, 94, 96 f., 105 f., 109, 114, 116, 119, 126, 132, 193, 199 f., 206, 219, 258, 277, 355, 369, 382, 399, 406, 412 f., 433, 436, 449, 451, 453, 456, 500, 511, 513, 540, 556, 576
Lemington 306
Liberalismus 8–10, 16, 18, 24, 36 f., 55, 161, 163, 169, 194, 299, 335, 379, 549, 563, 567
Libourne 261
Library of Conway Hall, London 580
Library of King's College 576 f., 580 f.
Liebe 9, 24–27, 29, 35, 37 f., 64, 78, 80, 82, 87, 94, 99, 101, 105, 110, 126, 131, 133, 141, 166, 175, 199, 218, 221, 239, 243 f., 302, 308, 312, 350, 381, 457 f., 468, 479 f., 484, 492, 504, 537, 549, 556, 601
Limoges 196
Literary Guide, The 601
Literatur 17, 19, 43, 52 f., 57, 60, 74, 115, 195, 250, 272, 350 f., 382, 469 f., 473, 521 f., 524 f., 528, 585, 605
Livadia 291
Livorno 141, 586
Logik 10, 17, 47, 49, 68, 145, 161, 176, 238, 245 f., 275, 321, 441, 443, 472, 562
Lohn 99, 243, 309, 368, 401, 472, 541, 597
London 9, 10, 32, 35 f., 48, 53 f., 56, 71, 74, 89, 113, 119, 135–138, 140, 145, 147, 174, 180, 186, 192, 194–197, 201, 215, 217, 222, 226, 228, 232, 302, 308, 310, 316, 390, 412, 421, 428, 437, 529, 562–565, 574–587, 591 f., 594–596, 599 f., 602–604, 606
London and Westminster Review, The 119, 137, 145, 564 f., 582, 585 f., 592
London Debating Society 563
London Review, The (später *London and Westminster Review, The*) 114, 135, 564, 581 f.
London School of Economics (auch British Library of Political and Economic Science) 53, 574
Lorient 257
Louisiana 472
Lugano 299
Lyon 232, 311 f., 315

Macht, 8, 14, 38, 43, 75, 87, 95 f., 98, 108 f., 190, 193, 213 f., 243, 248, 256, 262, 271, 278, 318, 320, 324, 329, 332, 340, 343 f., 346, 361, 369, 370, 372, 376 f., 379, 381 f., 387, 390, 393, 396–398, 401, 406, 413 f., 419, 422 f., 426, 428, 431 f., 436, 440, 443, 446–449, 451–454, 456 f., 459, 472, 474, 476, 479 f., 482–488, 493, 495 f., 507, 519, 522, 525, 532, 534, 537, 540–543, 549, 556, 591
Madeira 174, 177, 215, 221, 595
Märtyrer/in 146, 491, 533, 547
Mailand 136, 298
Makedonien 278
Malerei 60, 268, 297, 525 f., 606
Malta 120, 140, 279, 586
Manchester 307 f., 404
Mann, der 29 f., 34, 36 f., 91, 108, 150, 166, 172, 203, 211 f., 333 f., 356, 363–382, 386, 395–401, 406, 413, 422–425, 427, 429–433, 442, 444–446, 451–453, 457–462, 464–478, 480–485, 487–502, 504–510, 512, 514–518, 523–528, 530–559, 603, 606
Mannheim 143
Mantua 298
Marktwirtschaft 12 f., 99
Marseille 140 f., 232, 260
Massachusetts 212 f., 356
Matlock 308, 601
Mehrheit 12, 18, 163, 179, 328 f., 374, 413, 415, 426, 434, 437, 590
Meinung 11, 13, 19, 27, 43, 45, 49, 57, 67, 95–97, 106–108, 110, 130, 148 f., 162, 174, 224, 256 f., 320, 331–337, 342, 346, 362, 372, 375, 379, 394, 397 f., 402, 427, 432 f., 435, 437, 440, 461 f., 469, 473, 497, 539, 547–549, 593, 603
Melcombe Regis 215, 217, 566
Mendenitsa 290
Menschenrechte 361, 491, 537
Menschheit 11, 29, 31, 35, 38, 44 f., 48, 75, 89, 93, 100, 102, 126, 150, 165–167, 226, 239, 251, 262, 292, 328–330, 333, 337, 339–341, 355, 359, 361, 363, 370, 372, 380, 393, 413 f., 427, 435 f., 440 f., 444–447, 450, 453, 458, 460, 463 f., 482, 489–492, 494, 498, 500, 506, 508, 513 f., 516, 533, 535, 537–539, 541, 553 f., 556, 559, 560, 591

menschliche Natur 19, 44, 149 f., 244, 261, 448, 479, 513, 519, 554, 569
Messina 279, 286
Metaphysik 10, 118, 257, 509, 562
Methode 28, 33, 150, 375, 416, 459, 460
Mickleham 65, 118
Misanthropie 67
Mittelalter 142, 235, 362, 365, 435, 454, 459, 492
Mittenwald 144
Modena 585
Moderne 9 f., 12, 16, 24, 27, 33 f., 115, 171, 192, 268, 274, 330 f., 343, 345, 362, 371, 375, 379, 413 f., 434 f., 441, 447, 459, 461–463, 471, 491 f., 526, 534, 541 f.
Molos 289
Monarchie 19, 334, 451, 453, 462 f., 505, 536
Monopol 165, 367, 435, 498
Montauban 196
Monte Pelegrino (Berg) 272
Monthly Repository, The 57 f., 60, 71, 74–76, 79, 83, 114, 116, 563, 576, 580 f.
Montpellier 10, 261, 312 f., 562
Moral 15–17, 20, 27, 31, 33–35, 44, 47, 64, 93–95, 97 f., 101, 104–106, 150, 167–169, 179, 201–203, 207, 209, 239, 243, 248, 320, 323, 325, 339 f., 350, 371 f., 376, 377, 381, 383, 394, 398, 401, 414, 418, 422–430, 433, 446, 449, 466 f., 476, 480, 484, 488, 490, 492 f., 497, 500, 530–532, 535, 537, 539–543, 553, 555, 592, 597
Moralphilosophie 8, 13, 17, 230, 324
Morlaix 256
Morning Chronicle, The 161–163, 229, 247, 563, 565, 585, 587, 592
Morning Star 412
Motiv/Motivation 97, 102, 245, 404, 406, 450, 452, 461, 488, 532, 540, 542, 545
Mount Holyoke College 579
Musical Standard, The 595
Musik 59, 144, 148, 177, 229, 288, 525 f., 595

Nantes 258 f.
Narbonne 261
Nation 17, 34, 75, 166, 183, 239, 266, 340, 347, 358–360, 362 f., 386, 402, 412, 415 f., 418, 428, 430, 446, 450, 462, 514, 559
National Association for the Promotion of Social Sciences 404
National Library of Scotland 582, 583
National Political Union 73, 579
National Society for Women's Suffrage 412, 421, 605
Naturgesetz 324, 456, 507
Nauplia 286
Neapel 140 f., 264, 267, 269–272
Nebo (Berg) 212
Neger/Schwarze 29 f., 166, 212, 331, 337, 356, 363, 410, 420, 450, 453, 472, 531, 534
Neuenburger See 301
Neuengland-Vereinigung für Frauenwahlrecht (New England Woman's Suffrage Association) 409 f.
Neuseeland 161, 587
Nevada 496
New Forest, 71, 72
New Monthly Review, The, 200
New York Daily News, 162 f., 170 f., 189, 191, 204 f., 421, 428, 588, 593, 605
New York Tribune 212, 357, 410, 603
Newcastle 229, 302
Newington Green 55
Niederlande 505
Nîmes 261
Nizza 119, 232, 276, 312, 314 f.
Nordstaaten Amerikas 415
Norfolk 151
Normandie 147
Northcote-Trevelyan Report 247
Norwich 58

öffentliche Meinung 107, 172, 178, 320, 339, 462, 470, 518, 525, 530, 534, 542–545, 547, 552
Öffentlichkeit 8, 12, 15, 27, 36, 58, 93, 95, 107, 110, 172, 178, 181, 187, 191, 194, 204, 208, 212, 248, 275, 320, 329, 338 f., 350, 354, 356, 364, 366, 378, 390–392, 394–396, 410, 416 f., 428, 432 f., 445, 447, 455, 462, 470, 482, 500 f., 506, 524 f., 530, 534, 538 f., 544, 546, 552, 555, 558, 604, 606
Österreich 183, 299, 505
Ohio 212, 356
Old Greyfriars, Edinburgh 605
Opfer 94, 127, 257, 325, 336, 358, 372, 379, 382, 401, 449, 452, 481–484, 489, 495, 505, 540, 546 f.
Oreos 289
Orient 289
Originalität 34, 47, 63, 318, 436, 470, 521–525
Orléans 175, 196, 261, 503
Ostende 145
Oxford 194, 281, 574, 584, 593
Oxford English Dictionary, The 250

Padua 142, 144
Paestum 269
Palazzo Braschi 267
Palazzo Colonna 267
Palermo 272–275, 279, 599
Paris 25, 67, 69, 81, 84, 87–90, 123, 125, 135, 140 f., 170, 175, 181, 196 f., 232, 237, 244, 253 f., 260, 279, 296 f., 300 f., 311, 350, 564, 579, 585, 588, 590
Parlament 18, 26, 63, 166, 168, 183–185, 189, 201, 234, 236, 247, 266, 316, 366 f., 386 f., 390, 419, 422, 431, 436, 455 f., 461, 501, 558, 567 f., 599
Parnass (Berg) 290 f., 293
Pau 174 f., 184, 188, 196
Peak Destrict 308
Pendeli (Berg) 285 f.
Pentonville 562
People Bill 604
Peparethos (heute Skopelos) 288
Petition 26, 31, 386 f., 396, 412, 436, 455, 567
Petition zur Verleihung des Frauenwahlrechts 26, 31, 383, 386, 567
Pflicht 31, 44, 47, 66, 81, 94, 100, 104 f., 107, 114 f., 133, 137, 145, 170, 190, 193, 201, 214, 221, 236, 321, 332, 341, 358, 366 f., 369–372, 378, 392, 395, 398, 405 f., 427 f., 430, 433, 442, 448 f., 457, 469, 475 f., 480, 486 f., 491, 494–497, 507, 513, 528, 530–532, 549, 552, 554 f., 557 f.
Pflichtgefühl 47, 190, 193, 398, 513, 549, 554 f.
Philosophie 8 f., 11, 13, 15–17, 19, 36, 47, 49, 95, 113, 148, 160, 180,

272, 355, 436, 489, 509 f., 518, 520 f., 524, 529, 562, 567, 605
Piali 263
Piemont 136
Pisa 140, 263
Platää (Plataiai) 291
Plebejer 458 f.
Polen 298
Political Economy Club 228, 578
Politik 8–10, 12 f., 16–18, 20, 24–26, 28–31, 34, 36 f., 47, 55 f., 58, 60, 63, 67–69, 74 f., 92, 110, 137 f., 145, 160 f., 165, 167, 169 f., 173, 180–183, 185, 187, 189, 192, 201, 215, 234, 236, 247 f., 252, 256, 264, 266, 268, 270–272, 275 f., 305, 320, 329–331, 334–338, 343, 350, 356 f., 359–362, 364–367, 369, 374, 378, 380, 383, 387, 390–395, 397 f., 402, 404, 412–415, 417, 420–423, 425 f., 428, 431 f., 435, 440 f., 445, 451, 454–456, 458, 466, 479–481, 485, 491, 494, 498, 501–503, 505 f., 526, 537, 545, 548, 562, 578, 588, 590, 599 f.
Polizei 192, 204–206, 429 f., 603
Poor Law Board 189, 591
Positivismus 19, 567
Prostitution 99, 107, 582
Prügelstrafe/Körperstrafe 204–206
Psychologie 45, 78, 183, 443, 466 f., 502 f., 517, 562
Puritanismus 55, 243, 320
Pyrenäen 175
Pyrgos (auf dem Peloponnes) 295

Quäker 338, 362
Quarterly Review, The 200
Quimper 257 f.

Radicals/Philosophische Radikale 24 f., 55 f., 58, 60, 73, 75, 119, 137, 145, 256 f., 360, 415, 578, 600
Rasse 20, 29, 239, 331, 339, 341, 363, 453, 513, 559, 568
Rationalismus 11, 47, 49, 563
Reasoner, The 168 f., 588
Recht 13, 16, 28–31, 33, 35, 97, 103, 109 f., 121, 170, 180, 183, 214, 216, 245, 248, 289, 321, 329 f., 332, 334, 338–340, 347, 350, 356–364, 367–369, 376 f., 381–383, 390, 393, 398, 402, 404–407, 412–414, 416, 420–422, 424, 427–433, 435 f., 440, 442, 445 f., 448, 450, 456, 459 f., 476–478, 485, 487 f., 491, 493, 495 f., 498, 500 f., 513, 533–535, 537–539, 542, 547, 553, 603
Recht des Stärkeren 107, 362, 446–448, 454
Record, The 195, 592
Reform 12, 18, 25, 31, 55, 63, 107, 137, 161, 165, 171 f., 185, 205, 234, 247–249, 264, 268, 316, 345, 347, 357, 360, 374, 387, 391, 410, 418, 429, 602
Reform-Akt 169
Reform Bill 31, 69, 412, 579
Reform Club 56
Reformation 30, 329, 365, 522
Réforme, La 350
Regent's Park 79
Regierung 17–19, 75, 170, 180 f., 183, 192, 200 f., 234, 248 f., 266, 269, 271, 276, 282, 292, 310, 335, 357, 359 f. 365, 387, 417, 423 f., 428 f., 434, 459, 485, 494, 498, 501, 503–506, 514, 555, 558, 567 f., 588, 599, 606
Religion 19, 149, 168 f., 172, 239, 242–244, 247, 252, 256, 266, 320, 329, 335, 347, 363, 426, 457, 463, 474, 488 f., 494, 505, 523, 543 f., 557, 559, 569, 595 f.
Renaissance 524
Repräsentation 9, 13, 17, 18, 33, 60, 178, 180, 282, 346, 391 f., 402, 420, 429, 431, 436, 447, 482, 528, 567
Republik 19, 183, 336, 448, 463
Revolution 12, 19, 31, 75, 116, 171–173, 178, 180 f., 183, 186, 193, 201, 256, 363, 391, 394, 402, 404, 533, 564, 566, 590
Rhein (Fluss) 162
Richmond 121, 222
Ritterlichkeit 491, 535, 541 f.
Rochefort 258
Römer 16, 183, 200, 265 f. 278, 297, 329, 372, 475, 479, 491, 494, 514, 524, 534, 540, 562, 574
Rom 120, 141, 143, 263–270, 297, 599
Romantik 8, 11, 19, 49, 113, 180, 526, 563 f.
Rouen 259
Royal Academy 526, 604
Royal Statistical Society 589
Russland 296, 365, 456
Ryde 162, 167, 171, 182

Saint-Malo 255, 258, 598
Saint-Simonisten 71, 587
Saint-Veran 316
Salem 593
Sankt-Gotthard-Pass 299
Savoyen 301, 603
Scheidung 61, 92, 96, 102, 105–107, 109 f., 115, 364, 405, 449, 477 f., 481, 497, 548, 564
Schlacht von Marengo 372, 604
Schloss Perpigneau 562
Schottland 118, 332, 437, 523
Schweiz 136, 286, 301, 456
Scotsman, The 428
Selbständigkeit 320–322, 340, 368, 370, 458, 545, 606
Selbstbestimmung 9, 12 f., 16, 24, 35, 457
Selbstschutz 420, 427, 429, 491, 501
Selbstvergötterung 169, 372, 489, 535 f.
Selbstverleugnung 489, 541, 543
Sens 141
Sensualismus 95, 102, 108
Sepoya-Aufstand 308
Sestri Levante 262
Settle 307 f.
Sevenoaks 129
Sexualität 36 f., 96, 243, 371
Sheffield 310, 383, 604
Sidmouth 230, 232
Sitten 97, 361 f., 373, 404, 413 f., 436, 443, 445, 447, 449 f., 457, 462, 490–493, 531, 533, 541, 549, 556
Sizilien 143, 260, 270, 272, 274 f., 278–280, 286, 292, 294, 598 f.
Skiathos 288
Sklaverei 29, 99, 107 f., 165 f., 168, 171 f., 212, 321, 329, 338–341, 345, 359, 362 f., 371, 374, 406, 420, 430, 445, 447–450, 453, 457, 459, 465, 472, 475–480, 485, 491, 493 f., 501, 534 f., 590
Skyros 288
Somerset House 189, 271
Sommerville College, Oxford 584
Sorrent 270 f., 276
Sotheby's 53
South Carolina 472
Southend 584 f.
Souverän 376, 475, 504, 533

Sozialismus 12, 17, 26, 107, 176, 178–181, 230, 239, 250, 256, 404, 523, 563, 568 f., 589 f.
Sozinianer 114 f.
Soziologie 12, 19, 34, 564 f.
Sparta 293 f., 455
Spectator, The 187, 257, 590 f.
Spekulation 43 f., 160, 303, 355, 508 f., 515, 522, 524
Sperchios (Fluss) 290
St. Albans 587
St. Helier 255
St. Martin 302
Stanmore 192
Stellung der Frau 10, 27, 30, 33, 57, 92, 95–98, 101, 107, 109, 148, 166 f., 250, 358, 362, 368, 370, 374 f., 381 f., 426, 455, 462, 464, 477, 496, 540 f., 543, 588
Sterling Club (Anonymus Club) 67, 194, 592
Steuern 276, 283, 346, 357, 360, 391, 397 f., 422, 431, 456, 533
Stoiker 449
Strafe 107 f., 119, 183, 204–206, 320, 399, 405, 429–431, 448, 456, 475 f., 480 f., 531, 534, 542, 552
Straßburg 300
Stylida 289, 290
Südfrankreich 144, 173, 260, 284, 311, 313, 315, 567
Süditalien 566
Südstaaten 453
Sunderland 302
Surrey 65, 118, 579
Syrakus 277 f., 286
System der deduktiven und induktiven Logik 19, 160, 564

Tablet, The 599
Tait's Edinburgh Magazine 77
Talent 60, 192, 282, 302, 318, 344, 351, 364, 382, 412, 503, 506–508, 526, 528, 538 f., 547
Taormina 279
Tatoi 286
Taygetos (Berg) 293–295
Ten Hours' Bill 170
Terracina 269
Texas 180, 496
Theater 302
Theismus 19, 244, 568 f.
Thermopylen 289
Thraker 453
Times, The 163, 181, 188, 191, 193, 248, 263, 269–271, 307, 309, 311, 390, 404, 421, 428, 591, 598, 600 f.
Tirol 143 f.
Toleranz/Intoleranz 13, 25, 27, 319–322, 505, 564
Topolia 290 f.
Tories (s. Konservative) 162 f., 257, 415
Torquay 260, 263
Toskana 183
Toulouse 10, 196, 261, 562, 591
Trient 144
Troja 441
Türkei 109, 466
Tugend 16, 29, 34, 107, 111, 130, 322, 325, 344, 370 f., 373, 378, 396, 413, 425, 433, 437, 491 f., 540–544, 546
Tunbridge Wells 146
Tyrannei 8, 12, 18, 38, 57, 335, 339, 340, 346, 362, 368, 371 f., 382, 423, 449, 454, 456, 476, 478 f., 481, 483 f., 485, 500, 532, 534, 542

Über die Freiheit 10, 11, 14, 16, 18, 26–28, 33, 35, 44, 47, 316, 566 f., 595, 599
Über Ehe und Scheidung von Harriet Taylor 14, 27, 93, 108, 582
Über Ehe und Scheidung von John Stuart Mill 14, 27, 93, 108, 582
Über Frauenemanzipation 14, 28 f., 46, 212 f., 353 f., 603
Überlegenheit 35, 57, 97, 339, 376, 395, 398, 406, 413, 434 f., 447, 461, 502, 505, 510, 515 f., 520, 525, 535 f., 553
Ullaport 597
Unabhängigkeit 30, 99, 303, 320, 346, 361, 452, 455, 554, 591
Unabhängigkeitserklärung 359
Ungarn 505
Unitarian Association 58
Unitarier 54, 56, 58, 60 f., 114, 563, 578
Universität 10, 15, 17, 19, 21, 24, 53, 194, 201, 246, 347, 358, 399, 568, 578, 592
Universität Cambridge 19, 578
Universität Dublin 387
Universität Glasgow 592
Universität Oxford 17
Universität St. Andrews 15, 568, 605
Universität von Montpellier 10
Unterdrückung 30, 33, 94, 96, 101, 108 f., 172, 183, 252, 318, 341, 413 f., 424, 428, 447, 449, 452, 454, 456–458, 463, 465, 481, 483, 497, 519, 525, 531, 542, 547, 549, 554, 556, 577
Unterwerfung 30, 33, 35, 118, 339 f., 344, 346, 363, 365, 369, 371, 380, 402, 422, 429, 441, 445, 454, 457, 470, 480, 488, 491, 494, 519, 533 f., 541, 546, 551, 554
Unterwürfigkeit 320, 381 f., 541, 550
Utilitarismus 10, 16, 566 f., 595
Utilitarismus, der 10, 11, 15 f., 19, 61, 63, 75, 115, 125, 137, 563
Utilitaristische Gesellschaft (Utilitarian Society) 563, 596

Valence 311, 313
Vallorbe 301
Vaucluse 302
Venedig 142–144
Verantwortung 31, 65, 106, 358, 427 f., 432, 435, 486 f., 496, 501, 555
Verbrechen/Kriminalität 176, 206, 398 f., 405, 448, 475, 480, 498, 531, 534
Vereinigte Staaten von Amerika 18, 122, 181, 195, 201, 331, 357, 359, 364, 410, 420, 434, 450, 453, 455, 565, 567, 588, 592
Vernunft 11, 27, 115, 169, 318, 357 f., 383, 392, 440, 442 f., 554
Verona 298
Verstand 59, 121, 149 f., 167, 206, 212, 223, 375, 443, 544, 558, 576
Vertrag von Cambray 365
Victoria and Albert Museum, London 581
Victoria Street 568
Vintner's Company 587
Vierwaldstätter See 299
Voix des Femmes, La 28, 183, 349, 350
Vorurteil 8, 38, 98, 149, 183, 236, 325, 361–363, 413, 426, 432, 436, 442 f., 502, 519
Vurlia 293

Wahl 67, 95, 161, 169, 183, 234, 256 f., 309, 331, 333 f., 338 f., 346, 357, 387, 391, 393, 422, 433, 436, 461, 499, 592
Wahlrecht 13, 29, 31, 166 f., 171, 257, 333–335, 338 f., 345–347, 357–360, 367, 383, 385–393, 396–398, 402, 410, 412–414, 416, 419 f., 422–431, 434–436, 455, 501
Waldworth 562
Walton-on-Thames 121–123, 145, 147 f., 162 f., 173, 209, 243, 565, 582
Watford 191
Weib, das 30, 358, 360, 368, 371, 373, 375–379, 382, 458, 480, 489, 494, 537, 603
weiblich 27, 29 f., 33, 108, 166, 212, 344, 364, 371, 374, 445, 457, 484, 498, 501, 503 f., 508, 511 f., 517, 523, 525, 527, 538–541, 543, 578, 602
Wellington, Neuseeland 587
Wert 15, 38, 47, 96, 105, 129, 184, 205, 262, 318, 322, 332–334, 374, 399, 414, 418, 430, 448, 472, 484, 493, 496, 505, 515, 521, 523, 528, 539, 544 f., 554, 558, 560, 602
Westbourne Park Villas 226, 597
Westindien 338
Westminster Review, The 55, 61, 189, 213, 230, 234, 523, 564, 566 f., 590, 593, 596
Weybridge 173, 176
Weymouth 215, 566
Whigs 169, 185, 201, 234, 257, 266, 415
Wille 65, 83, 94, 107, 214, 239, 264, 274, 335, 346, 370 f., 376 f., 398, 429, 457–459, 474, 482, 485, 489 f., 494, 554 f.
Wilton Place 120, 583
Windsor Castle 598
Windsor Park 182
Wissenschaft 9, 17, 47, 77, 160, 231, 324, 358, 374, 461, 497, 502 f., 507, 509, 513 f., 518, 520–524, 526, 528 f., 539, 558, 565, 579, 606
Wohlstand 8, 12, 17, 363, 462, 544, 591
Wohltätigkeit/Philanthropie 369, 423, 543–545, 557 f.
Women's Rights Convention 212
Worcester, Mass. 212, 356, 603
Workman's Magazine, The 577
Worthing 162, 173, 174
Wright & Owen (Verlag) 172
Würde 105, 187, 196, 234, 240, 275, 285, 324, 341, 344, 350, 365, 375, 400, 406, 421, 458, 462, 493, 497, 533, 537, 556 f.

Xirochorion 289, 600
Yale University Library 53, 579, 581, 584, 589–591, 593–595, 598–601
York 32, 37, 303, 575, 583, 600, 602, 604
Yorkshire 307

Zakynthos 282 f., 295 f.
Zeitalter 33, 149, 150, 340, 357, 361 f., 369, 413 f., 420, 464, 495, 540
Zivilisation 8, 14, 16, 18 f., 33, 95, 98, 107 f., 296, 308, 356 f., 369, 371 f., 376, 379, 406, 414, 446 f., 450, 453, 464, 475, 482, 491, 519, 537, 540, 542, 552, 591
Zoological Society 587

Personenregister

Abbey, Ruth 24
Aberdeen, Lord 599
Adams, William Bridges 60 f.
Albert von Sachsen-Coburg-Gotha 598
Alexander (der Große) 278
Alexander, Mr. 177, 196
Alison, Archibald 19
Anthony, S. B. 575
Aristoteles 453, 502
Arnott, Neil 586
Ashburton, Lord 228, 594
Aspasia von Milet 521
Astraia 534
Austin, Charles 576
Austin, John 113, 115, 123, 173, 176, 201
Austin, Lucy (später Lady Duff Gordon) 599
Austin, Sarah 113, 123, 580, 599

Bacon, Francis 606
Bailey Martenau, Frances 605
Bain, Alexander 35, 48, 70, 135, 145 f., 148, 172, 228, 314, 318, 565, 575, 578 f., 585–587, 589, 593, 596, 598, 601
Balzac, Honoré de 274
Baring, Harriet (Lady Ashburton) 124
Bastide, Jules 72 f., 579
Beaujeu, Anne 504
Beecher Stowe, Harriet 476
Beethoven, Ludwig van 502
Bell, Andrew 338
Bellini, Giovanni 267
Bentham, Jeremy 10 f., 15 f., 19, 61, 63, 172, 231, 562 f., 565
Bentham, Sir Samuel 261, 562
Bernays, Martha 30
Bertha von Kent 540
Bickersteth, Henry (Lord Langdale) 264
Biggs, Caroline 412
Blake, William 325
Blanc, Louis 181, 186
Blanka von Kastilien 365
Bliss, Trudy 602
Boccaccio, Giovanni 142, 604
Bodichen, Barbara 384
Bontemps, Mr. 71, 579
Bowen, George 281–283
Bowring, John 61
Bracebridge, Mrs. 598
Bright, Jacob (Abgeordneter für Calne) 257, 404, 428, 436, 604 f.
Bright, Ursula 257, 605
Brontë, Charlotte 593
Brougham, Lord Henry 19, 173, 186, 590
Browning, Robert 77–79, 574, 581
Buchez, Philip Joseph Benjamin 180
Buller, Charles 112 f., 116, 123, 582, 591
Buller, Mrs. 112, 191, 582, 586
Bulwer, Mrs. 309
Bulwer-Lytton, Sir Edward (später Lord Lytton) 309, 601
Burns, William 59
Burrow, John 562
Butler, Josephine 605
Butler, Oberst 283
Byron, Lord, 19, 59, 70, 76, 582, 599

Cabet, Étienne 180
Cäsar, Julius 265
Caligula 479
Capaldi, Nicholas 37, 48
Carlisle, Lord 284, 383
Carlyle, Alexander 116, 574, 583
Carlyle, John 35, 113–116, 120, 582
Carlyle, Jane Welsh 35, 112, 116, 118, 120–122, 137, 582–585, 602
Carlyle, Thomas 11, 25, 43, 55, 62, 67, 70, 81, 90, 94, 112–123, 135, 138, 146, 148, 195, 198, 202, 574–576, 578, 580–586, 592, 599, 602
Carpenter, Mary 605
Cavaignac, Godefroi 123, 137
Cavaignac, Louis 137
Cecil, William 320
Chadwick, Edwin 579
Chapman, John 579 595 f.
Chapman, Sir Frederick 161, 235 f., 250, 595 f.
Cheeny, E. D. 410
Chlodwig von Burgund 540
Chopin, Frédéric 29
Cicero, Marcus Tullius 399
Clark, Sir James 196, 240, 251, 253–255, 596 f.
Clothilde von Burgund 540
Coit, Stanton 32
Coleridge, Samuel Taylor 11, 19, 67, 77, 563, 565
Collini, Stefan 37
Collyer, Robert 410
Colman, Charles Frederick 217, 255, 259
Comte, Auguste 12, 19, 68, 148–150, 234, 236, 264, 307, 564 f., 567, 587, 596, 598
Considérant, V. P. 592
Conway, Moncure D. 58, 576, 580
Correggio, Antonio da 268
Courtney, Lord 36, 575
Cox, C. M. 577
Crawley, Francis Edward 73, 579
Crompton, Rev. J. 66, 577, 593
Crowe, Eire Evans 168, 170, 189, 588
Cullen, Paul 266 f.
Cunningham, Mr. 62
Curtis, George William 410
Cuvier, Baron Georges 516

d'Albret, Jeanne 365
Daniels, Anthony 36
Davies, Paulina Wright 45
Davies, Sarah Emily 386, 604
Dawson, Mr. 287
Dawson, Robert 580
Deborah 503
Delarne, Mrs. 209
Demosthenes 277
Derby, Lord 601
Desainteville, B. E. 71, 73 f., 579
Dickinson, Anna 410
Digweed, John Stephen 570
Dilke, Charles 428
Disraeli, Benjamin 604
Dodson, Mr. 215
Douglas, Frederick 212
Duff Gordon, Lady Janet 123, 264
Duffy, Charles Gavan 122, 576, 578, 583 f., 599
Dumont, Pierre Etienne Louis 231
Duncan, Mr. 162
Durham, Lord 137, 586
Dussard, Hippolyte 72 f., 579

Easthope, Lady 163
Easthope, Sir John 162 f., 587
Eichelbaum, Vera 587
Elice, Russell 233, 595
Elisabeth I. 365, 503
Elliot, Gilbert 209
Elliot, Hugh Samuel Roger 36, 50, 52, 214, 574 f.
Emerson, Ralph Waldo 187, 591
Espinasse, F. 584
Ethelbert von Kent 540

Falconer, Thomas 585
Fanblanque, Albany 116
Farebrother, Charles 163, 587
Feraboschi, Marcus Paul 570
Finlay, George 279, 599
Fleming, Henry 189, 591
Fletcher, George 227
Fletcher, John 323
Flocon, Ferdinand 171, 588
Flower Adams, Sarah 58–60, 121, 126, 129
Flower, Eliza 58–61, 70, 77, 89, 129, 146, 576, 579
Forman, Jacob Gilbert 603
Forster, John 581
Fourier, Charles 180, 193
Fox, Bridell 575 f.
Fox, Caroline 62, 577, 585 f.
Fox, Charles 191
Fox, William Johnson 45, 53, 55–61, 70, 73 f., 76 f., 79 f., 83 f., 89 f., 114–116, 126 f., 134, 146, 149, 165–167, 169, 180, 186, 191, 228, 563 f., 575 f., 578–581, 588, 591
Fra Bartolommeo 265, 298
Franz I. 518
Freud, Ernst und Lucie 30
Freud, Sigmund 8, 14, 17, 30
Froude, James Anthony 188, 194, 576, 580, 582–585, 591
Froude, Richard Hurrell 187, 591
Fry, Elizabeth 602
Furnivall, Frederick James 250

Gage, J. A. 575
Gall, Franz Joseph 36
Galloway, Archibald, 184, 590
Garrett, Elizabeth 400, 604
Garrison, William Lloyd 212, 593
Gaskell, Elizabeth Cleghorn 250, 593
Gillies, Margaret 60
Gillies, Mary 60
Gladstone, William E. 47, 266, 600
Gluck, C. W. von 137
Godwin, Parke 24
Goethe, Johann W. von 11, 60, 115, 195, 273 f., 563, 599
Gollancz, Victor 602
Gomperz, Theodor 8, 29, 33, 581
Goodwin, Mr. 273
Gower, G. H. 586
Graham, George John 70, 564, 578
Grant, Horace 119 f., 143, 579, 583, 594
Greg, William Rathbone 234, 596
Grey, Sir Charles 270
Griffin, W. H. 581
Grote, George 18, 55, 185, 200, 230 f., 233–235, 246, 257, 590 f., 595 f., 601
Grote, Harriet 124, 233, 235, 428
Guerry, André Michel 176, 589
Guizot, François P. G. 173, 176, 589
Gurney, Dr. 312, 314 f., 601
Gurney, Russell 605

Hagberg, Knut 49, 575
Haight, Gordon S. 579, 595
Hall, Basil 75
Hamilton, Sir William 19, 567
Hampden, John 580
Händel, Georg Friedrich 137
Hannaford, P. N. 410
Hardy, Alfred 571
Hardy, Arthur 284, 315, 587
Hardy, Edward 90
Hardy, Emilia 571
Hardy, Harriet (geb. Hurst) 562
Hardy, Louisa, 571
Hardy, Martha 571
Hardy, Thomas, jr. 54, 571
Hardy, Thomas (Harriet Taylors Vater) 54, 562, 566
Hardy, William 565
Hare, Julius Charles 195, 592
Harley, Jane Elizabeth 264
Haydn, F. Joseph 522
Hayek, Friedrich August von 9, 13 f., 20, 26 f., 36, 41, 48 f., 137, 574
Hayward, Abraham 264, 599
Heinrich IV. 365
Heinrich VIII. 382
Helmer, Ulrike 32
Heloïse 522
Helvétius, Claude Adrien 370
Hennell, Mrs. 595
Herbert, Mrs. 598 f.
Herbert, Sidney 598
Herford, Laura Anne 604
Hickson, W. E. 181, 213 f., 586, 590, 593
Hill, David 233, 595
Hirsch, Jenny 32, 606
Hoar, George T. 410
Hollander, Jacob H. 64, 577, 580
Holyoake, George Jacob 168, 172, 201, 588
Homer 502, 540
Hooper, Henry 138
Hugo, Victor 518
Humboldt, Wilhelm von 8, 11, 16
Hume, Joseph 170, 282, 588, 600
Hunt, Leigh 60
Hunt, Mrs. Thornton 595
Hypatia von Alexandria 26, 522

Isabella von Kastilien 365

Jacobs, Jo Ellen 9, 26, 36, 58, 149

Karl der Große 504
Karl I. 365
Karl II. 171
Karl V. 504
Karl VIII. 504
Karl X. 180
Karslake, Edward Kent (Abgeordneter für Colchester) 404, 406, 604
Karslake, John Burgess 605
Katharina II. (die Große) 365, 505
Katharina von Medici 505
Kauffmann, Angelica 604
Kelland, Philip 436, 605
Kemble, J. M. 587
Keynes, Lord 576
King, Clara 219
King, Dr. 570
King, Mrs. 254, 578
King, Wilhelmina Forbes (geb. Mill) 593 f.
Korinna 521
Kyan, Mr. 267
Kyne, Father 599

Lamarque, General Maximilian 579
Lamartine, Alphonse de 183
Leroux, Pierre 180
Levi, A. W. 577, 580 f.
Lewes, George Henry 177, 589
Lewis, George Cornewall 231, 595, 600

Ley, Arthur 571
Ley, Caroline (geb. Hardy) 571
Lindley, Dwight N. 36
List, Friedrich 377, 432, 450
Lorrain, Claude 268
Louis Philippe 75
Lowe, Robert (Abgeordneter für Calne) 404, 604
Lucas, Edward 599
Lucas, Frederic 264, 266 f., 269 f., 272, 599
Lucas, Margaret 605
Ludwig I. 365, 479, 504, 550
Ludwig IX. 365, 504
Ludwig XI. 504
Ludwig XV. 550
Ludwig XVI. 479
Lyall, Alfred 264
Lyall, Familie (George, Haseldine und John) 264

Macaulay, Thomas Babington 68, 176, 272, 589
MacHale, John 266
Macropoulos, George 287
Mallet, J. J. 578
Margarete von Asturien 366, 603
Margarete von Österreich 505
Margarete von Parma 505
Maria Theresia 365
Maria von Ungarn 505
Marshall, James Garth 234
Martineau, Harriet 234, 250, 596, 605
Martineau, Russell 605
Masson, David 436, 605
Maurice, Frederick D. 195, 523
Mazzini, Guiseppe 138, 585
McLaren, Agnes 605
McLaren, Priscilla 605
Melbourne, Lord 234
Mendus, Susan 35
Metternich 334 f.
Michelangelo (Buonarotti) 502
Mill, Clara Esther 135, 177, 215, 218, 226 f., 254, 597
Mill, George Grote 66, 135 f., 148, 177, 181, 184, 186, 191, 200, 215, 220–226, 565, 572, 577, 585, 590 f., 593, 595
Mill, Harriet Isabella 135, 223, 255, 316, 562, 574
Mill, Harriet (geb. Burrow) 140, 142, 177, 227
Mill, Henry (»Derry«) 135 f., 585
Mill, James 10, 15 f., 55, 66–68, 118, 135, 562, 565, 577, 583
Mill, James Bentham 65, 134, 578, 597
Mill, Jane Stuart (später Feraboschi) 215
Mill, Mary Elizabeth (später Mary E. Colman) 217, 221, 226
Mill, Wilhelmina Forbes 135, 215, 578
Milton, John 61, 530, 604
Minchin, H. C. M. 581
Mineka, Francis E. 36, 576, 579, 580
Minto, W. 581
Molesworth, Sir William 137, 586
Monteagle, Lord (Thomas Spring Rice) 234, 596
Montfort, Jeanne de 365
Montfort, Simon de 456
Moore, Thomas 70
More, Hannah 266
Moser, Mary 604
Moses 212
Mozart, Wolfgang Amadeus 59, 503, 522, 525
Murphy, Mr. 73
Murray, John 298
Myrtis 521

Nadir Schah Afshar 479
Napoleon I. (Napoleon Bonaparte) 69, 183, 585, 604
Nichol, John Pringle 195, 592
Niebuhr, Barthold Georg 245, 266
Nietzsche, Friedrich 24
Nightingale, Florence 529, 598
Nikias 277
Northcote, Stafford H. 247
Norton, Charles Eliot 122, 578, 583 f., 594, 602
Norton, G. 584
Norton, S. 575, 578, 582 f., 585, 594, 602
Nugent, Lord 580

Owen, Robert 26, 107, 172, 180, 194, 563

Pakington, Sir J. S. 404, 605
Palmerston, Lord (s. Temple, Henry John) 189, 256 f., 271, 599
Parker, John W. 186, 188, 246, 603
Paulus 494
Peacock, Thomas Love 233, 595
Peel, Robert 192
Peel, Sir Lawrence 404, 605
Perikles 18, 521
Perry, Sir Thomas Erskine 286, 404, 605
Perugino 267, 298
Petrarca 575
Philipp von Makedonien 278
Philipp IV. 479
Phillips, Wendell 212, 410, 593
Pindar 521
Pitt, William 271
Pius IX. (Papst) 266
Place, Francis 60
Platon 10, 26, 73, 115, 189, 239, 362, 455, 562
Pope, Mr. 256, 258
Poussin, Gaspard 268
Prescott, William George 233, 596
Proudhon, Pierre-Joseph 170, 178, 193, 588
Pückler-Muskau, Hermann Ludwig Heinrich von 74

Quain, Mr. 253, 254, 597

Raffael 268, 525
Raglan, Lord 271
Ramadge, Francis Hopkins 253, 597
Reeve, Henry 283 f., 600
Reeves, Richard 9, 48
Reni, Guido 268
Revell, Major 73, 579
Reynolds, Sir Joshua 526
Rhino, Mr. 151
Ricardo, David 562
Richards, Mr. 215
Robertson, John 138, 140, 143, 585 f.
Robinson, Henry Crabb 60, 578
Roebuck, John Arthur 55, 63, 70, 112 f., 564, 578, 580, 582
Romilly, John 201
Rosa, Salvator 268
Rossini, Gioachino Antonio 137
Rousseau, Jean-Jacques 323
Rubens, Peter Paul 267
Ruskin, John 268, 526
Russell, Lord John 169, 183, 189, 201, 243, 266, 271, 298, 596

Saint-Simon, Henri 12, 26, 563
Sand, George (Amandine Aurore Lucie Dudevant) 28 f., 180, 350 f., 522
Sappho 521

Sarpi, Paolo 585
Sarto, Andrea del 298
Savigny, Friedrich Carl von 245
Savoyen, Louise von 366, 603
Say, Jean-Baptiste 562
Schiller, Friedrich von 11, 147, 195
Schröder, Hannelore 32
Scott, Walter 69
Secker, Mr. 204 f.
Sedgwick, Mr. 19
Shakespeare, William 59, 320, 322 f., 382, 503, 593, 604 f.
Sharpers, Mr. 243
Shaw-Lefevre, John (Abgeordneter für Reading) 404, 604
Shelley, Percy Bysshe 11, 43, 58, 76, 190, 272
Shepherd, John 590
Sinnett, Frederick 185
Sismondi, Jean-Charles-Léonard de 163, 235, 239, 587
Sismondi, Mrs. de 163
Smith, Adam 17, 562
Smith, Southwood 61
Smith, R. V. 282, 600
Smith, Sydney 603
Sokrates 18, 521
Solly, H. 65 f., 577
Somerville, Mary Fairfax Greig 523
Sozzini, Fausto 114
Sozzini, Lelio 114
Staël, Anne Louise Germaine de 470, 522, 606
Stanley, Lord 404, 567, 605
Stanton, E. C. 575
Stark, Mrs. 270
Sterling, Captain Anthony 202
Sterling, John 67, 118–120, 187, 194 f., 198, 201 f., 577, 583, 585 f., 592 f.
Stirling, Fanny 302, 311
Stone, Lucy 410
Swift, Jonathan 489
Sykes, William Henry 176, 236, 589
Symington, J. A. 593

Talfourd, Sergeant 477
Tasso, Torquato 137, 276
Taylor, Algernon (»Haji«) 56, 148, 151, 175, 184 f., 200, 215, 220–225, 228 f., 243, 245, 301 f., 316, 564, 572, 595, 601
Taylor, Clementia 386, 412, 421
Taylor, Cyprian 572
Taylor, David 55, 576
Taylor, Elizabeth Mary 572
Taylor, Ethel A. M. 572
Taylor, George 55, 135
Taylor, Helen (»Lily«) 11, 14, 17, 24, 26, 31 f., 34, 36 f., 52, 56, 70, 91, 140, 146–148, 173, 196–198, 209, 215, 220, 222, 228 f., 254, 301–303, 305 f., 311 f., 314, 316, 318, 428, 439, 564, 566–569, 575 f., 582, 584, 586, 596, 600, 601, 602
Taylor, Henry 135, 576
Taylor, Herbert 56, 135, 148, 151, 181, 184 f., 207–209, 228, 563, 572, 585, 587
Taylor, Herbert John 572
Taylor, John 24 f., 55 f., 71–74, 84, 86–90, 120 f., 138, 140, 146, 162–164, 173 f., 184, 195–197, 210f., 224, 563–566, 571 f., 576, 578, 586
Taylor, Mary (Nichte) 52 f., 572, 575, 584, 587, 601
Taylor, Mary (Enkelin) 54
Taylor, Mrs. P. A. 575
Temple, Henry John (s. Palmerston, Lord) 189
Tennyson, Lord Alfred 79, 83, 323, 581
Theokrit 274, 276, 279
Theseus 285
Thirlwall, Connop 194
Thornton, W. T. 233, 314, 595, 601
Thouverez, Emile 570
Tizian 267 f.
Tocqueville, Alexis de 12, 16, 18, 201, 564 f.
Tod, Isabella 404
Towers, G. D. M. 585 f.
Trémoille, Charlotte de la (Charlotte Stanley) 603
Trench, Richard Chenevix 170, 195, 588
Trevelyan, Charles E. 247 f.
Trevelyan, G. O. 248 f., 596
Trollope, Frances Milton 74
Turner, William 526

Ulfila 523
Usiglio, Angelo 138, 585
Usiglio, Emile 138, 585

Veran, Jules 575, 601
Vergil 279
Victoria I. 204–206, 251, 263, 282, 328, 346, 503, 596, 598 f.
Villari, Pasquale 601
Villiers, Charles 576
Villiers, George W. F. (Lord Clarendon) 266
Virchow, Rudolf 516

Wakefield, Edward Gibbon 586
Wallace, Robert 436, 605
Ward Howe, Julia 410
Ward, Sir H. 282, 599
Watt, Mr. 61
West, A. S. 577
Whewell, William 16, 230, 566
Whiteside, James 604
Wilberforce, Samuel 194
Wilberforce, William 194
Wilson, Mr. 298
Windham, William 604
Wise, T. J. 593
Wodehouse, Colonel 283, 600
Wolfe Howe, M. A. de 583 f., 594
Wood Gurney, Ellen 572, 601
Wordsworth, Christopher 291, 600
Wordsworth, William 11, 19, 76, 563 f., 582
Wright, Chauncey 602
Wright, Frances 172, 588
Wyse, Sir Thomas 279, 283 f., 292, 599

Young, Sir J. 283, 599

Zarathustra, 523

Über die Herausgeber

© Alexander Paul Englert

Ulrike Ackermann ist promovierte Sozialwissenschaftlerin. Im Jahr 2002 gründete und leitete sie das Europäische Forum an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Als freie Autorin veröffentlichte sie unter anderem die Bücher *Welche Freiheit* (Hg., 2007), *Eros der Freiheit* (2008) und *Freiheit in der Krise* (Hg., 2009). Heute ist sie Professorin in Heidelberg und leitet seit 2009 das John Stuart Mill Institut für Freiheitsforschung an der SRH Hochschule Heidelberg.

© Gülay Keskin

Hans Jörg Schmidt ist promovierter Kulturwissenschaftler. Er studierte Germanistik, Politikwissenschaft und evangelische Theologie sowie Geschichte in Heidelberg, Groningen und Dresden. 2009 übernahm er die Geschäftsführung des John Stuart Mill Instituts für Freiheitsforschung an der SRH Hochschule Heidelberg. Publikationen sind unter anderen *Die deutsche Freiheit* (2010) und *Kulturgeschichte des Marktes* (2011).